This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LSoc1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft
Vereinsschrift, 1963

P. Angelo Secchi.

Ein Lebens- und Culturbild

von

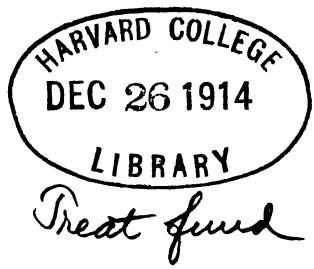
Dr. Joſeph Pohle.

Motto: „Nosti ordinem caeli, et rationem ejus in terra.“ Job 38, 33.

Köln, 1883.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

L Soc 1711.15



26053

Vorwort.

Eine eigentliche Lebensgeschichte des berühmten Astronomen P. Angelo Secchi, den ein frühzeitiger Tod am 26. Februar 1878 der Wissenschaft wie seinen Freunden und Verehrern entriß, ist bis jetzt noch nicht geschrieben. Und doch vermissen wir in unserer biographischen Literatur eine solche. Die kurzen Nekrologe, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Körperschaften in ihren Zeitschriften veröffentlichten, können hierbei eben so wenig in Betracht kommen, als die kurze Lebensskizze, welche der Verfasser dieser Schrift in den letzten Nummern des Jahrganges 1880 des „Literarischen Handweisers" geliefert hat. Das umfangreichere Buch des Abbé Moigno über P. Secchi*) endlich ist in seinen Hauptbestandtheilen nichts weiter, als eine Compilation und Zusammenstellung der wichtigern Kundgebungen, welche anläßlich des Ablebens des großen Gelehrten an die Oeffentlichkeit kamen, sowie eine Aneinanderreihung von Auszügen aus dessen hervorragendsten Werken, so daß auch diese Schrift sich nicht zum Niveau einer vollständigen Biographie erhebt.

Gegenwärtige Arbeit, welche das allerwärts zerstreut liegende, äußerst umfangreiche Material in systematischer Darstellung zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten sich bestrebte, kann Anspruch auf Vollständigkeit auch nur in bedingter Weise erheben. Schon die engen Grenzen, welche der Rahmen einer Vereinsschrift dem Verfasser steckte, hätten nicht hingereicht, den ganzen Stoff in sich zu fassen und zu bewältigen: so vieles wäre zwar nicht über die äußern Lebensschicksale P. Secchi's, wohl aber über dessen großartiges Schaffen und Wirken auf fast allen Gebieten der empirischen Forschung zu sagen. Ein Mehreres und in seiner Art Vollständiges dürfte wohl die größere Arbeit bieten, welche Secchi's langjähriger Freund und Assistent, P. Ferrari, schon seit Jahren unter Händen hat und auf deren Erscheinen die Verehrer des römischen Astrophysikers mit Ungeduld und Spannung warten, zumal in dieser Biographie nicht bloß mancherlei bis jetzt unbekannte Briefe Secchi's,

*) Moigno, Le Révérend Père Secchi, sa vie, son observatoire, ses travaux, ses écrits etc. Paris 1879.

sondern namentlich dessen eigenhändig aufgezeichnete Memoiren, welche die letzten Jahre seines Lebens umfassen, wenigstens auszüglich zur Verwendung kommen werden. Wie P. Ferrari mir brieflich mittheilt, wird seine Arbeit, für deren möglichst rasche Uebersetzung in's Deutsche jetzt schon Fürsorge getroffen ist, indeß noch einige Zeit auf sich warten lassen. Dieser Umstand hat den Verfasser dieser Schrift nicht wenig ermuthigt, für die unliebsame Verzögerung jener Veröffentlichung einen kleinen Ersatz durch Herausgabe dieses „Lebens- und Culturbildes" den zahlreichen Verehrern Secchi's zu bieten.

Es kann in den folgenden Blättern unsere Aufgabe natürlich nicht sein, uns vorwiegend in einer Charakter- oder Seelenschilderung zu versuchen, noch auch die verschiedenen äußern Schicksalswechsel mit behäbiger Breite auszumalen, denen das sonst wenig bewegte Leben Secchi's immerhin auch ausgesetzt gewesen. Zur Ausführung eines Seelengemäldes bedarf es eines tiefen Einblickes in psychologische Zustände und geheime Seelenregungen; zur Erforschung dieser aber würde unbedingt entweder langjähriger persönlicher Verkehr oder sicherlich die Möglichkeit gehören, über Secchi's umfangreichen Briefwechsel, namentlich vertraulicher Natur, wie er ihn mit seinen Obern und Freunden pflog, nach Belieben verfügen zu können.

Aus diesen Andeutungen geht hervor, was die Leser von diesen Blättern zu erwarten haben. Wenn ihre Hoffnung darauf sich richten sollte, mit einer tiefempfundenen, bis in die zartesten Conturen ausgeführten Charakterschilderung oder mit spannenden Auszügen aus dem brieflichen Nachlasse Secchi's überrascht zu werden, so würde einer solchen Erwartung eine arge Täuschung auf dem Fuße folgen. So groß Secchi als Mensch und Ordenspriester auch vor der Welt dastehen mag, in die geheimen Bewegungen und Regungen seines ohne Frage großmüthigen, edeln Herzens werden wir nicht einzudringen wagen. Zu den oben genannten kommt noch ein anderes Moment von durchschlagender Bedeutung: Das Leben eines Gelehrten par excellence, auch das innere, geht fast vollständig in wissenschaftlichen Entwürfen und Unternehmungen auf. Was Secchi einst von seinem Lehrer Pianciani bemerkte: „Das Leben eines Literaten und Gelehrten läßt sich kurz in dem einen Worte zusammenfassen: Studium; seine Thaten sind seine Schriften"*), das gilt in erhöhtem Maße auch von ihm selbst. Secchi's ganze Thätigkeit ging in der Wissenschaft auf. Ihm war leben so viel wie beten und arbeiten. Konnte Condorcet beim Ableben Euler's ausrufen: „Er hat aufgehört zu leben und — zu rechnen", so galt von Secchi in etwas veränderter Fassung derselbe Satz also: „Er hat aufgehört zu leben und zu beobachten." Uns interessirt demnach vorzugsweise der Astronom und Gelehrte Secchi, so daß diese Schrift eine mehr culturhistorische als biographische Färbung erhält. Gleichwohl sind die biographischen Nachrichten hierbei so wenig ausgeschlossen, daß dieselben vielmehr das äußere Gerüst unserer ganzen Darlegung ausmachen werden. Interessante Lebensdetails werden wir genug zu bringen haben.

*) Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani. Roma 1862. p. 19.

Die beherrschende Stellung, die Secchi im europäischen Gelehrten-Concert unbestritten Jahrzehnte hindurch einnahm, ist noch in Aller frischem Andenken. Zwar hat das stille Grab sich über seiner irdischen Hülle geschlossen; aber auch dem irdischen Schauplatz seines thatenreichen Lebens hat er so tiefe unverwischliche Spuren seiner ruhmreichen Thätigkeit eingedrückt, daß wir es getrost aussprechen können: auch auf Erden wird sein Andenken niemals erlöschen. Sein Name ist mit den fundamentalen Entdeckungen der Neuzeit eben zu enge und unzertrennlich verknüpft. Was B. Cotta von Alex. von Humboldt bei dessen hundertjähriger Geburtsfeier schrieb, wir können es schon heute, ohne den hundertjährigen Geburtstag Secchi's (1918) abzuwarten, voll und ganz auf ihn anwenden: „Weit über die Grenzen seines Vaterlandes und unseres Welttheiles hinaus tönt der Ruf des seltenen Mannes, lauter und weiter als der irgend eines Feldherrn, eines Staatsmannes oder eines Dichters. Er war der Ehrenbürger nicht einer Stadt, eines Landes allein, nein, er war ein Ehrenbürger der gesammten Erde" *).

Zum Schlusse muß ich bemerken, daß diese Schrift keine Prioritätshändel zu stiften willens ist, daß sie vielmehr das Eigenthumsrecht auf Entdeckungen und Erfindungen freudig Demjenigen zuerkennt, der Anspruch darauf hat; Irrthümer in dieser Beziehung sind nicht ausgeschlossen. Nur darf man nicht vergessen, daß viele Arbeiten Secchi's im Auslande unbekannt geblieben sind.

Ende December 1882.

Der Verfasser.

*) Alex. von Humboldt, Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung mit einer biographischen Einleitung von B. Cotta. Stuttgart 1874. Bd. I. S. III.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Vorrede		III
1. Capitel.	Allgemeine Charakteristik Secchi's	1
2. Capitel.	Secchi's Jugend und Studienjahre. Sein Bildungsgang	16
3. Capitel.	De Vico und Pianciani, Secchi's einflußreichste Lehrer	25
4. Capitel.	In der Verbannung. Freundschaft mit F. M. Maury in Washington	34
5. Capitel.	Secchi's erste Arbeiten. Die neue Sternwarte	46
6. Capitel.	Secchi's Lieblingsgestirn: die Sonne	62
7. Capitel.	Fixsterne, Kometen und Nebelflecke	73
8. Capitel.	Der Meteorologe Secchi. Sein Meteorograph	88
9. Capitel.	Auf der Appischen Straße	103
10. Capitel.	Die Einheit der Naturkräfte. Secchi's Weltanschauung	107
11. Capitel.	Letzte Lebensjahre Secchi's	126
12. Capitel.	Secchi's Krankheit und Tod	136
13. Capitel.	Glauben und Wissen	145
Anmerkungen		149

I. Capitel.

Allgemeine Charakteristik Secchi's.

Wenn es gestattet ist, über das Auftreten großer Männer auf der Weltbühne der Geschichte ein mathematisches Gesetz ausfindig zu machen, wie man über den Abstand der Planeten von der Sonne und von einander nach der Titius'schen Regel Gesetze aufstellt, so ließe sich dasselbe vielleicht dahin formuliren: in der Aufeinanderfolge derselben treten ähnliche Gesetzmäßigkeiten wie bei den Primzahlen zu Tage. Anfangs rasch aufeinander folgend, sodann in ungleichen Zwischenräumen sich wieder von einander entfernend, um beim weitern Fortschreiten zu immer größern Zahlenräumen schließlich klaffende Lücken von einer zur andern zu lassen, so stehen die Primzahlen in der Arithmetik da; und nach demselben Gesetz erscheinen auch die Säcularmänner, die großen Genies in der Geschichte. Befinden sich Plato und Aristoteles noch ziemlich nahe bei einander, wie Lehrer und Schüler, so entsteht schon eine merkliche Lücke zwischen ihnen und dem „diamantenen" Origenes, dem hinwieder in ziemlich rascher Folge der große Bischof von Hippo, Augustinus, folgt. Nach dem langen Stillstand von vollen acht Jahrhunderten tritt sodann erst der h. Thomas von Aquin auf, nach dem Ausdrucke Heinrich Suso's „jenes klare Licht", das vorwärts wie rückwärts seinen blendenden Glanz durch die Jahrhunderte wirft, Alle erleuchtend und Alle überschattend, ein Weiser unter den Weisen in des Wortes vollster Bedeutung. Wieder gehen Jahrhunderte dahin, ehe unter einer unübersehbaren Schaar von Pygmäen vor ihnen und nach ihnen zwei Riesen der Wissenschaft, Leibnitz und Newton, alle Andern schulterhoch überragen. Leibnitz ist der letzte Gelehrte gewesen, in welchem sich das ganze Wissen seines Jahrhunderts wie in einer Sammellinse concentrirt hatte; nur noch Alex. von Humboldt kann annäherungsweise mit ihm in Vergleich gestellt werden.

Seit die verschiedenen Zweige der Wissenschaft sich pilzartig vermehren und sich mehr in die Breite als in die Tiefe verlieren, fällt es von Tag zu Tag schwerer, Männer von so großer Conception und Allseitigkeit aufzutreiben, welche die Gesammtwissenschaft einer bestimmten Zeitepoche, wie dies dem großen Universalgenie Leibnitz noch möglich war, wie in einem Brennpunkt in sich zusammenfaßten. Wo es keinen einzigen großen Lebensbaum der Wissenschaften mit einheitlicher Wurzel mehr gibt, welcher aus gemeinsamem Stamme zwar zahlreiche, aber wohl überschaubare Zweige und Aeste treibt; wo die verwirrend vielen Einzelwissenschaften gleich Edelreisern auf eine unendliche Vielheit von Stämmen gepropft nahezu zu einem unentwirrbaren Waldesdickicht sich ausgewachsen haben, da ist es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit geworden, daß Ein Mann den unermeßlichen Urwald aller Wissenschaften zusammen, und sei es auch nur in ihren Grundvoraussetzungen, mit Einem Blick überschaue und gänzlich beherrsche: die Einzelheiten sind zu verwickelt, das gelehrte Detail zu manchfaltig, die Literatur zu riesig geworden. Ja, schon auf dem beschränktern Gebiet der einzelnen Wissenszweige hat in Folge ihres peripherischen Wachsens das Princip der Arbeitstheilung sich geltend zu machen begonnen; so in der Geschichte. Welcher Historiker vermöchte auch alle Quellen der ganzen Weltgeschichte oder auch nur einzelner Epochen derselben nach ihrem vollen Umfange zu erforschen, wer alle Archive der Welt zu durchstöbern, wer alle historischen Urkunden und Schriftsteller zu befragen? Wer könnte insbesondere auf dem breitspurigen und weitschichtigen Gebiete der Naturforschung sich rühmen, in allen einzelnen Zweigen derselben gleich bewandert zu sein? Auch die Astronomie hat an dem allgemeinen Umschwung, den die Vervollkommnung und Ausdehnung der empirischen und exacten Wissenschaften herbeigeführt, seit gut fünfzehn Jahren theilgenommen; sie hat seit dieser Zeit ihre Physiognomie so vollständig geändert, daß sich auch bei ihr eine innerliche und äußerliche Scheidung in zwei vollständig unabhängige Disciplinen, die rechnende und die physische Astronomie (Astrophysik), vollzogen hat. Und jede dieser Abzweigungen wieder weist ein Arbeitsfeld auf so umfangreich und ausgedehnt, daß die Bebauung eines jeden einzelnen derselben ein ganzes Menschenalter in Anspruch nimmt. Bessel war vielleicht der letzte Astronom, von dem man behaupten kann, er habe das ganze ungetheilte Gebiet der Astronomie nach allen Richtungen beherrscht. Aber dafür lebte er auch zu einer Zeit, wo die Astrophysik sich nicht ein Mal in den Kinderschuhen befand, ja, wo sie so gut wie noch gar nicht vorhanden war, wenn wir etwa von den Arbeiten der beiden Herschel absehen.

Aber trotz dieser Vervielfältigung und Verästelung der verschiedenartigen Wissenszweige, die nur in der Philosophie wieder ihren einigenden

Mittelpunkt finden können, werfen wir die Frage auf: Soll die unendliche Manchfaltigkeit der Wissenschaften, deren vollkommene Beherrschung durch Einen Mann eben diese Vielheit unmöglich macht, das Hervortreten universaler Genies von derselben Geistesschärfe und Geisteskraft, wie ein Aristoteles, ein Augustinus, ein Leibnitz gewesen sind, etwa hindern? Dieses behaupten wollen, hieße der Logik Gewalt anthun. Ungesehen und ungerufen wächst ja das Genie mit unwiderstehlicher Gewalt aus der menschlichen Gesellschaft empor, wie eine Pflanze über Nacht aus der Erde hervortreibt; es läßt sich durch nichts unterdrücken, es kommt mit Macht. Nicht das Genie selbst ist durch die Vervielfältigung der Wissenschaften geändert und beeinflußt, sondern nur der Maßstab seiner Beurtheilung. Heutzutage geht es nicht mehr an, einen großen Geist nach den Verhältnissen früherer Jahrhunderte zu bemessen, die ein völlig verändertes Gepräge im Vergleich zu heute tragen; das heutige Genie will lediglich nach dem Grade seiner innern Kraft, nach dem Gehalte seiner geistigen Capacität beurtheilt sein. In diesem Sinne kann die weitere Frage Niemandem mehr ungereimt vorkommen: War der im Jahre 1878 verblichene Astrophysiker P. Angelo Secchi nicht auch einer jener seltenen Männer, welche, wie Newton und Leibnitz, der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen und dieselbe um ein gewaltiges Stück Weges vorwärts gebracht haben? Gehört nicht auch er zur auserlesenen Schaar jener Säcularmenschen, die nur jedes Jahrhundert ein Mal oder noch seltener auf der Weltbühne erscheinen? Manche Gründe möchten wohl dagegen sprechen. Secchi lebte und wirkte an einem Orte, welcher einst der Mittelpunkt der Geschichte, das Centrum der damals bekannten Welt war; Roms geistiger und künstlerischer Einfluß ist auch heute noch nicht gebrochen. Keine Stadt der Welt ist an Bibliotheken, Anstalten, Akademien, Kunstwerken so reich als die Stadt der Päpste. Insofern könnte also die Annahme begründet scheinen, daß selbst bescheidene, anspruchslose Talente in der ehemaligen Weltstadt viel leichter und schneller zu Geltung und Ansehen kommen können, als dies in einem andern Winkel der Erde möglich wäre. Wie Rom, als das Herz der ganzen gebildeten Welt, auch heute noch in das weitverzweigte, ganz Europa umspannende Adernetz immer neues frisches Blut und geistiges Leben ergießt, so scheint es seiner centralen Lage und welthistorischen Bedeutung wegen auch der geeignetste und günstigste Mittelpunkt zu sein, um einen selbst unbedeutendern Namen nach allen Enden der Peripherie des Weltrundes radienartig zu verbreiten und mit unverdientem Ruhm zu umkleiden. Doch dürfte selbst einem minder geübten Auge nicht entgehen, daß ein Gelehrter vom Range Secchi's ebenso unwiderstehlich auch dann die Augen Europa's auf sich gezogen haben würde, wenn er an einer abgelegenern Stelle

der geographischen Karte seine Beobachtungsstätte aufgeschlagen hätte. Wohl begünstigte ihn ein ungemein klarer, blauer Himmel, um den schon mancher Astronom ihn beneidet hat; aber ist dieser lichte italienische Himmel vielleicht erst seit dem Auftreten Secchi's plötzlich geworden, wie am Tage der Schöpfung? Wohl war er im Besitze ausgezeichneter Instrumente, vor allem eines Merz'schen Aequatorials bester Qualität von 14 Fuß Länge und neun Zoll Objectivdurchmesser, eines ausgezeichneten sechszölligen Refractors von Cauchoix und überaus feiner Apparate zur spektroskopischen Beobachtung der Sonne, Nebelhaufen und Fixsterne. Doch wer hat, so fragen wir, alle diese Instrumente, zum größten Theile wenigstens, beschafft? Secchi selber. Er regte nicht nur die Liberalität seines fürstlichen Gönners und Mäcenas Pius IX., sowie diejenige seines wohlhabenden Assistenten P. Paolo Rosa und anderer Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu reichen Geldspenden an, sondern entwickelte auch Energie genug, um das schon von seinem berühmten Vorgänger P. Boscovich gehegte Project der Erbauung einer neuen Sternwarte nach den neuesten Anforderungen der Wissenschaft wieder aufzunehmen und starkmüthig durchzuführen. Wem anders, als Secchi selbst, ist ferner die Erfindung des „Heliospektroskops" zu verdanken, wodurch es ihm ermöglicht ward, Fixsterne bis zur sechsten Größe auf das genaueste spektroskopisch auf ihre chemische und physische Beschaffenheit zu prüfen? Und wer ist, um von Anderm zu schweigen, der Erfinder jener wunderbaren Maschine, der „Secchi'sche Meteorograph" genannt, welche alle Wettergrößen, als Luftdruck, Wärme, Regenmenge, Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Windrichtung und Windstärke, auf ein Coordinatennetz selbst registrirend Minute für Minute aufschreibt, ohne daß es eines Beobachters mehr bedürfte? Mich bedünkt, die Ruhmesstrahlen eines Mannes müßten an Helligkeit nur zunehmen und bis zu blendendem Glanze sich steigern, wenn er nicht nur epochemachende Entdeckungen und wichtige Beobachtungen macht, sondern dazu noch selber erst die Instrumente erfinden und verbessern hilft, mit deren Hülfe allein so großartige Arbeiten sich durchführen lassen. In der That, weder die centrale Lage der Stadt Rom, noch der lachende blaue Himmel Italiens, noch die Vorzüge der astronomischen Apparate sind für sich allein im Stande, die Größe und den Ruhm Secchi's zu erklären. In seinem Auftreten bescheiden, ungezwungen und liebevoll in seinem Umgang, wenn auch zuweilen heftig, schlicht in seiner äußern Erscheinung, aber daneben einer der hervorragendsten Geister unseres Jahrhunderts, gehört Secchi in Wahrheit zur Ehrenlegion jener wenigen Männer, die von der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt scheinen, eine ganze Epoche mit Glanz und Würde zu umgeben, wie wir solches von einem Galilei, Newton, Leibnitz anzunehmen gewohnt sind.

Wenn diese Thatsache noch eines besondern Beweises bedürfte, die einhellige Uebereinstimmung von Freund wie Feind in Beurtheilung und Werthschätzung der Secchi'schen Leistungen, die freilich dem blödesten Auge auffallen und imponiren müssen, hätte diesen Beweis schon mehr als zur Genüge erbracht. Es liegt wohl kaum eine Uebertreibung in der Behauptung, daß es in ganz Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland wenige Akademien und wissenschaftliche Vereine gab, die nicht in gerechter Bewunderung den Manen Secchi's, als dessen betrauernswerther Tod durch den Telegraphen in Europa bekannt wurde, den Tribut aufrichtiger Trauer wie rückhaltloser Anerkennung gezollt hätten. Mit banger Sorge nahm die Gelehrtenwelt die täglichen Bulletins, welche die Hauptzeitungen Europa's während seiner langwierigen Krankheit veröffentlichten, entgegen. Es fragt sich nur, ob diese Huldigungen den Stempel der Echtheit trugen, ob sie, frei von aller gekünstelten Lobhudelei, einen unparteiischen Maßstab für die Beurtheilung Secchi's bildeten. Von einem sogenannten Geniecultus, wie er in ausgiebigster Weise seiner Zeit wohl Alex. von Humboldt zu Theil ward[1]), kann bei Secchi durchaus keine Rede sein. War er bei seinem offenen, geraden Charakter schon bei seinen Lebzeiten ein erklärter Feind jeder unwürdigen „Verhimmelung", ein abgesagter Gegner jeden ekeln Weihrauchcultus, ein Widersacher endlich allen egoistischen Cliqueweſens: so hatte er auch nach seinem Tode nicht zu befürchten, daß ihm Ovationen und Huldigungen zu Theil würden, die in etwas anderm als im Gefühl jener Anerkennung und Bewunderung wurzelten, die vom erdrückenden Gewichte seiner thatsächlichen Leistungen sogar abgezwungen und ertrotzt werden müßte, würde sie nicht von selbst schon aus der Tiefe eines unverfälschten Herzens quellen. Wer je über die Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit dieser Kundgebungen im Zweifel sein sollte — das schwarze Kleid, welches Secchi über 45 Jahre lang trug, es würde ihn sofort eines Bessern belehren. Oder ist es heutzutage vielleicht Mode, einem Mitgliede der bestgehaßten Gesellschaft Jesu Huldigungen darzubringen, wenn nicht eine starke thatsächliche Basis da wäre, auf welcher das fast widerwillig gespendete Lob einen festen Bestand hätte? Im Gegentheil dürfte im Lager der modernen, fast durchweg atheistisch angehauchten Naturforschung vielmehr die gegentheilige Neigung bestehen, die wissenschaftliche Bedeutung eines Berufs- und Zunftgenossen, der zugleich gefürchteter Jesuit ist, nach Kräften herabzumindern, seine Leistungen in kleinlicher Splitterrichterei zu bekritteln und zu bemängeln und ihn auf diese Weise in den Augen der gebildeten Welt, die sich so gern durch den äußern Schein und Flitter täuschen läßt, eine Stufe niedriger zu stellen, als er nach Maßgabe seiner wirklichen Verdienste steht. Um so werthvoller und unparteiischer muß mithin das

rühmende Urtheil erscheinen, das selbst erklärte Kloster- und Jesuitenfeinde, Atheisten, Materialisten, Darwinisten, Monisten über Secchi zu fällen sich gezwungen sahen; denn der Beweisgehalt eines Zeugnisses nimmt an Probehaltigkeit und innerm Werth in dem Maße zu, als das Wohlwollen des Richters oder Zeugen gegen den Beklagten abnimmt; und je eingewurzelter die Vortheile, je fanatischer der Haß, einen desto größern Werth nimmt ein günstiges Urtheil an. Zwar ließen mancherlei mißliebige Seitenhiebe auf den Jesuitenorden, dem Secchi beinahe ein halbes Jahrhundert ununterbrochen angehörte, nicht undeutlich errathen, wie es in gewissen Kreisen am guten Willen nicht gefehlt haben würde, die leuchtende Erscheinung des P. A. Secchi zum Behufe ewiger Vergessenheit unter den Scheffel zu stellen, wenn es thunlich gewesen wäre. Allein so wenig die helle Mittagssonne sich hinwegspotten oder hinwegdisputiren ließe, ebensowenig würde es angehen, vor einem Sterne erster Größe am Gelehrtenhimmel Europa's die Augen zu verschließen: hätte man solches dennoch bon gré mal gré versucht, so steht außer allem Zweifel, daß die glänzende Gestalt des großen Astrophysikers durch alle finstern Schatten, welche die leuchtenden Umrisse seines ungefälschten Bildes zu verwischen oder zu verdunkeln bestimmt gewesen wären, von selbst siegreich hindurchgedrungen wäre, wie die Sonne durch den dichten Herbstnebel dringt. Kein Mensch auf Erden ist je im Stande, das wahrhaft Große und Edele dauernd zu ignoriren oder zurückzudrängen. Die Wahrheit bricht sich endlich selber Bahn, wie im Lichte der neuesten Geschichtschreibung manche historische Gestalten, wie die eines Tilly oder Tetzel, klar beweisen. Der kirchenfeindliche römische „Fanfulla" gestand: „P. Secchi war einer der wirklich gelehrten wenigen Männer in der Gesellschaft Jesu, die in Rücksicht auf Wissenschaft sich stets so viel Ruhm usurpirt hat. Uns ist genug, daß er die Wissenschaft verherrlichte und daß er ein Italiener war, um ihm unser Klagelied zu weihen" [2]). Die jesuitenfeindliche „Schlesische Zeitung" sieht sich, nachdem sie mit farbenreichen Pinselstrichen das Gebäude des Römischen Collegs geschildert, zum Bekenntniß veranlaßt: „Hier hat bis zur Stunde ein Mann gelebt und gewirkt, der — nicht der erste in der vielfach so verdunkelnd und verderblich wirkenden Gesellschaft Jesu — die Leuchte der Naturwissenschaft hochgehalten und seinem Namen einen Platz neben denen der verdientesten Physiker und Astronomen verschafft hat. Dort hat er in stiller Zurückgezogenheit die letzten, durch körperliche Leiden getrübten Jahre seines Lebens verbracht, von Freundschaft und Achtung auch derer umgeben, welche außerhalb des Gebietes der Wissenschaft sich mit ihm nicht begegnen konnten, sich selbst fernhaltend von Betheiligung am öffentlichen Leben. Dort hat er früher studirt, experimentirt, gelehrt, geschrieben, Besuche aller Größen der Wissenschaft

und der Gesellschaft empfangen. Dort ist er vor wenigen Tagen verschieden“ [3]). Die „Kölnische Zeitung“ endlich, von andern angesehenen Blättern kirchenfeindlicher Richtung gänzlich zu schweigen, hat dem Astronomen einen Nekrolog so voll von Lob und Anerkennung gewidmet, daß kein katholisches Blatt es hätte besser machen können [4]).

Die allgemeine Bewunderung der Leistungen Secchi's ist eine historische Thatsache; diese fordert eine Erklärung. Da rein subjective Beweggründe, aus unlauterm Parteigeiste entsprungen, wie oben gezeigt, ausgeschlossen sind, so taucht von selbst die Frage auf: Was ist es denn, was Secchi so groß gemacht hat? Wo liegt der Grund seiner Berühmtheit? Die richtige Antwort auf diese Fragen dürfte in innern wie in äußern Ursachen zu suchen sein. Wir unserntheils sind deß gewiß: Sowohl seine seltene Genialität und Verstandesschärfe als insbesondere auch der erstaunliche Umfang seiner positiven Leistungen auf vielen wissenschaftlichen Gebieten zugleich haben dem Jesuiten Secchi einen unvergänglichen, immergrünen Lorbeerkranz um's Haupt gewunden. Wenn schon das Genie an und für sich bewunderungswürdig erscheint, so ist ihm der Tribut aufrichtiger Anerkennung gewiß, wenn es sich mächtig zu bewegen und zu regen beginnt. Secchi war eines dieser seltenern Genies. Von umfassender Gelehrsamkeit, von ungewöhnlicher Verstandesschärfe, von schneller Fassungskraft, drang er in die tiefsten Geheimnisse der Natur mit einer Sicherheit und Raschheit der Auffassung ein, wie sie nur einem außerordentlichen Talente eigen sein kann. Sage man nur immer, er habe nicht, wie Bessel oder Herschel, das ganze Feld der Astronomie ebenmäßig bebaut, eine Behauptung, die wir übrigens nur bedingter Weise hingehen lassen könnten, so hat er dafür auf drei verschiedenen, disparat auseinander liegenden Gebieten um so Ausgezeichneteres und Größeres geleistet. Nicht bloß Astronom war er, sondern zugleich ein hervorragender Physiker und Meteorolog. Mit vollem Recht bewundern wir den Genius eines Michelangelo, weil er auf drei verschiedenen Kunstgebieten ein gleich ausgezeichneter Meister war; verrathen das jüngste Gericht, die Sibyllen und Propheten der Sixtinischen Kapelle den vollendeten, unübertroffenen Maler, so beweisen die großartigen Statuen des zürnenden Moses in der Kirche St. Pietro in Vincoli zu Rom sowie die allegorischen Figuren „Tag und Nacht“ in Florenz den eben so kühnen wie genialen Bildhauer, während der Entwurf des „in den Lüften schwebenden Pantheons“, der St. Peterskuppel in Rom, den gewiegten Architekten uns zeigt. P. Angelo Secchi hat, wenn auch nach einer ganz andern Richtung, viele Aehnlichkeit mit Michelangelo. Von derselben fast strotzenden genialen Kraft wie dieser, stets mit neuen Entwürfen beschäftigt, wie dieser, immer schöpferisch und frucht-

bar wie dieser, hat Secchi sich auf drei verschiedenartigen Gebieten zu gleicher Zeit rühmlich hervorgethan, da doch eines allein schon hingereicht hätte, den Fleiß eines vollen Menschenalters in Beschlag zu nehmen. So etwas ist die unverkennbare Signatur eines außergewöhnlichen Geistes.

In der Astronomie hat Secchi mit großer Vorliebe denjenigen Theil bebaut, der heute unter dem Namen „Physik der Sterne" oder „Astrophysik" bekannt ist, und darin wirklich Großartiges geleistet: außer werthvollen mikrometrischen Messungen von über 1324 Doppelsternen, von denen er einen vollständigen Katalog aufgenommen und veröffentlicht hat, beschäftigten ihn am meisten Wesen und physische Beschaffenheit der Himmelskörper. Wohl kein zweiter Astronom hat zur Sonnenphysik so werthvolle und zahlreiche Beiträge geliefert; und er fand noch Muße genug, um seine und fremde Forschungen in einem zweibändigen klassischen Werke über „die Sonne" niederzulegen. Kaum war durch Bunsen und Kirchhoff die Spektralanalyse „in ihren Grundzügen geschaffen, als sich Secchi dieser treuen und endlosen Sonde zu bedienen begann, um in den Tiefen des Himmelsraumes die chemische Zusammensetzung der Fixsterne und Nebelflecken zu studiren. Mit Unermüdlichkeit widmete er sich diesem neuen und geradezu unermeßlichen Untersuchungsfeld; Schlag auf Schlag folgten sich die wichtigsten Ergebnisse. Schon im Jahre 1867 hatte er die Spektra von mehr als 500 Fixsternen bestimmt und dadurch ein reiches Material gesammelt, aus dem sich wichtige Schlüsse ergaben" [5]). Bald hatte er die Zahl der untersuchten Fixsterne auf über 6000 gebracht, aus deren vergleichender Betrachtung er die fundamentale Entdeckung der sog. „Secchi'schen Sterntypen" ableitete. Da er nicht nur die Spektralanalyse bei ihrem Entstehen ausbilden und die Astrophysik von der Astronomie emancipiren half, sondern auch das Umfangreichste darin selber leistete, so hat er sich mit Recht den Namen eines „Vaters der Astrophysik" verdient. Hatte er es sich von Anfang an ja ohnehin als Ziel vorgesetzt, den bewährten Fußstapfen seiner Vorgänger Scheiner und De Vico folgend, vor allen Dingen den physischen Zustand der Himmelskörper zu erforschen, ohne deswegen gerade den Anforderungen der rechnenden Astronomie irgend einen Abbruch zu thun. Dieses Ziel hat er erreicht: zuerst die physische Beschaffenheit der Planeten unseres Sonnensystems, vorab des Mars und des Saturn untersuchend, an welch' letzterm er gleichzeitig mit dem Americaner Bond den dritten Saturnring entdeckte, warf er sich später mit ungebrochener Kraft auf die systematische Erforschung der Sonne und der Fixsterne, während er zugleich werthvolle Entdeckungen an vielen Kometen und Nebelflecken machte. Um insbesondere die Gesammtheit aller astronomischen Kräfte Italiens behufs einer erfolgreichern Erforschung des Wesens und causalen Zusammenhangs

zwischen Sonnenflecken, Sonnenfackeln und Protuberanzen zu einheitlichem, systematischem Zusammenwirken zu vereinigen, gründete er 1871 die „Gesellschaft der italienischen Spektroskopisten", welcher wir namhafte Beiträge zur Sonnenphysik zu verdanken haben.

Mit vielleicht noch größerm Erfolge hat Secchi in zweiter Linie das so dankbare Feld der Physik bebaut, welche im Grunde genommen sein Lebensstudium bildete. Auf dieses Fach hatte er sich von Anfang an mit aller Kraft geworfen. Unvorbereitet und unverhofft ward er beim unerwarteten Ableben seines Vorgängers De Vico auf den wichtigen Posten eines Directors der Sternwarte des Römischen Collegs berufen, welchen er, Dank seiner Genialität, vom ersten Augenblicke an voll und ganz auszufüllen im Stande war. Diese natürliche Vorliebe für die Physik muß mit als ein Hauptgrund dafür angesehen werden, daß er sofort auch der Astronomie eine physikalische Seite abzugewinnen wußte und so einer der Hauptkämpen wurde, welche die völlige Emancipation der Astrophysik von der rechnenden Astronomie durchführten. Die Bedeutung Secchi's für den Fortschritt der Physik liegt nicht darin, daß er, wie die meisten Physiker der Neuzeit, eine große Fülle von verwirrenden Einzelheiten, geistvollen Experimenten, ungesichtetem Beobachtungsdetail zu Tage förderte, obschon er auch auf diesem praktischen Versuchsfelde niemals müßig war, wie seine zahllosen Versuche und Forschungen über den Magnetismus, das elektrische Licht, die Spektren irdischer Körper u. s. w. ausweisen; wirklich groß geworden ist Secchi vielmehr durch seine geniale, tiefsinnige Naturphilosophie, durch welche er, den schon von seinem Lehrer P. Pianciani entdeckten Spuren sorgfältig nachgehend, sich auf eine Höhe der Speculation zu erschwingen wußte, von welcher aus er den unentwirrbaren Knäuel der Einzelthatsachen wie mit Einem Blicke überschauen und in gesetzmäßig verknüpfte Fäden leicht ordnen konnte. Sein epochemachendes Werk über „die Einheit der Naturkräfte" wird ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes bleiben[6]). Die Hauptergebnisse dieser naturphilosophischen Untersuchung, die mit dem ganzen Rüstzeug unseres heutigen physikalischen Wissens hieb- und stichfest gemacht sind, würden, in wenigen Sätzen auf seinen Grabstein eingravirt, eine eben so würdige Grabesinschrift bilden, wie die Newton'sche Binomialformel auf dem Denkmal des großen Briten in der Westminster-Abtei zu London. In großen Umrissen führt Secchi selber die diesbezüglichen Resultate seiner Forschung dem Leser vor wie folgt: „Die Umwandelung der Naturkräfte in constante und bestimmte Werthe war die große Leistung der lebenden Generation; denn sie zerriß den Schleier, der bisher eine unendliche Anzahl von Beziehungen zwischen den Naturerscheinungen verborgen gehalten hatte. Man überzeugte sich, daß eine

Kraft nicht in die andere übergehen könne, wenn nicht beide Kräfte verwandte Erscheinungsformen ein und desselben Princips wären. Die mechanische Bewegung ließ sich in Wärme und Licht umsetzen und umgekehrt, wir hatten es also nur mit einer Bewegung zu thun. Die Wärme verwandelte sich in Elektricität und Magnetismus, mithin waren auch diese beiden Kräfte nichts anderes als Bewegung. Die Processe in der Chemie, welche gleichzeitig Quellen von Wärme, von Bewegung, von Elektricität, von Magnetismus und von Licht waren, riefen uns gleichsam mit lauter Stimme zu, daß sie nur heftige momentane Gleichgewichtsstörungen des körperbildenden Princips seien; auch sie waren damit in Bewegung aufgelöst. Noch mehr! Die Schwere selbst, jene geheimnißvolle Kraft, welche das Weltall regiert, erwies sich in den Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus als ein Zustand dynamischer Spannung eines überall verbreiteten Mediums, und deshalb hängt auch sie von demselben Principe ab" [7]). Das ganze Gebiet der physikalisch-chemischen Erscheinungen ist nichts weiter als Umsatz und Austausch von verschiedenen Bewegungsformen — fürwahr, ein großartiger Gedanke, von dem man wünschen möchte, daß er sich bestätigte! Indeß, wenn auch die Aufstellungen Secchi's sich niemals über das Niveau der Wahrscheinlichkeit erheben ließen, ja wenn sie sich im Lichte einer andern Anschauungsweise sogar als falsch herausstellen sollten, immerhin werden sie einen wichtigen Beweis für die Thatsache bilden, daß wir es in der That mit einem „Newton der Molekularmechanik" zu thun haben. Der römische „Fanfulla" (l. c.) nennt daher Secchi's „Einheit der Naturkräfte" mit Recht il fondamento della sua meritata celebrità. Auch die subtile Emissionstheorie Newton's über das Licht mußte einst fallen, als nämlich Grimaldi in den Interferenz-Erscheinungen des Lichts die offenbar wellenartige Natur der Lichtphänomene unleugbar machte. Aber wer sähe nicht ein, wie der Newton'sche Geist nur um so blendender aus seiner Theorie herausblitzt, je schwieriger die Lichterscheinungen mit ihrer Hülfe zu erklären waren. „Newton's Optik," bemerkt daher Secchi schon, „ist der Bogen des Ulysses, den nur er selbst in jedem einzelnen Falle durch eine Hypothese, welche speciell für den Versuch erfunden werden mußte, zu spannen vermochte" [8]).

Die Meteorologie bildet das dritte Feld, auf welchem P. Angelo Secchi Großartiges geleistet hat. Hierher gehören vor allem seine zahllosen Untersuchungen über den Erdmagnetismus und dessen Verhältniß zur Meteorologie. Zum Zwecke eingehender Forschungen hatte er mit finanzieller Unterstützung Pius' IX. schon im Jahre 1858 ein vollständiges magnetisches Observatorium eingerichtet, das erste Italiens und Vorbild für diejenigen, welche nach Secchi's ermunterndem Beispiel bald

darauf in Frankreich und England errichtet wurden. In der Voraussagung des Wetters war er durch seine unermüdlichen Studien so weit gekommen, daß er speciell für die Halbinsel Italien große Orcane und Meeresstürme auf zwei Tage voraussagen und die Hafenstationen Civitavecchia, Ancona, Porto d'Anzio telegraphisch vor dem Auslaufen von Schiffen warnen konnte [9]). Wie viele Menschenleben er in Folge dieser menschenfreundlichen Entdeckungen rettete, weiß Gott allein. Seiner Energie war es zu verdanken, daß sich schon im Jahre 1855 in Rom die „telegraphisch-meteorologische Correspondenz für den Kirchenstaat" bildete, welche später Muster und Vorbild für die große internationale Correspondenz von Paris wurde. „Und obschon die römische jetzt leider unterbrochen ist, so wird sie doch jederzeit die Ehre beanspruchen, die erste in der Welt gewesen zu sein" [10]). Mächtig hat Secchi die meteorologische Wissenschaft auch durch Herausgabe seines Bulletino meteorologico dell' Osservatorio del Collegio Romano gefördert, in welchem seit seiner Gründung (1862) eine Masse des werthvollsten Beobachtungsmaterials aufgespeichert liegt. Einen europäischen Ruf hat endlich der auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 mit der goldenen Preismedaille gekrönte „Secchi'sche Meteorograph" erlangt, ein äußerst kunstvoll und complicirt angelegter Apparat, der alle Wetterfactoren auf eine weiße, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzte Tafel unter Zuhülfenahme der Elektricität von selbst aufzeichnet. Diese wunderbare Erfindung hat Secchi außer der goldenen Preismedaille, die Napoleon III. ihm unter Assistenz der Kaiser von Oesterreich und Brasilien, sowie der Könige von Preußen und Belgien persönlich überreichte, auch die Ernennung zum Offizier der französischen Ehrenlegion sowie zum Großwürdenträger des brasilianischen Ordens der goldenen Rose eingetragen. Die Wettermaschine functionirt bereits seit dem Jahre 1858. Wir werden in einem spätern Capitel ausführlicher darauf zurückkommen.

So sähen wir also Secchi auf drei verschiedenen Gebieten zugleich eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit und Energie entwickeln. Man begreift in der That kaum, wie es einem einzelnen Manne möglich war, eine so weit verzweigte Thätigkeit zu entfalten. Nicht ohne Grund hat der Astronom Respighi den Ausspruch gethan: „Auf der neuen Sternwarte gestaltete sich das wissenschaftliche Leben Secchi's zu einem so regen, so verzweigten, so fruchtbaren, daß seine zahlreichen Arbeiten und Veröffentlichungen eher die Rührigkeit eines wissenschaftlichen Vereines, als die eines Individuums zu repräsentiren schienen" [11]). Das Lebensbild Secchi's wäre entstellt oder wenigstens unvollständig, wenn der erst Farbe und Leben verleihende Zug seiner enormen Arbeitsamkeit, die fast ohne Beispiel in der Geschichte dasteht, darin fehlen würde; eine Arbeitsamkeit,

die nur aus der religiösen Begeisterung und dem nie versiegenden Quell der Gottesliebe, die nachhaltiger als Ruhmsucht und Ehrgeiz zu den größten Opfern begeistert, ihre kräftigste Nahrung sog. Bestätigt wird diese Behauptung durch Secchi's Mund selber; auf dem Sterbebette bekannte er es laut und offen, daß seine ganze Thätigkeit in letzter Instanz auf „die Vertheidigung und Erhöhung der katholischen Kirche gerichtet gewesen sei“ [12]). Dieses Geständniß ist gewiß wichtig genug, um auf die hohe Bedeutung desselben aufmerksam zu machen. Der berühmte Mathematiker und Naturforscher Abbé Moigno in Paris hat dies schon gethan. „Secchi war fromm, äußerst fromm,“ schreibt er, „und seine Arbeitsamkeit kannte keine Grenzen. Immer stand er bereit, neue wissenschaftliche Entwürfe auszudenken, neue und lange Feldzüge der Beobachtung zu unternehmen. Die bloße Nomenclatur seiner achthundert Schriften offenbart uns in ihm einen der unverzagtesten Arbeiter unseres Jahrhunderts. Und man bedenke wohl: jede dieser Schriften, so kurz sie auch sein möge, setzt feine und schwierige Forschungen und Beobachtungen voraus. Und derjenige, welcher so Vieles schrieb, brachte dann die Nächte damit zu, um den Himmel zu sondiren und zu erforschen! Er mußte folglich seinen Schlaf, der ohnehin durch die Uebungen des Communitätslebens, des gemeinschaftlichen Gebetes, der Erholung sowie durch einen enormen Briefwechsel eingeschränkt war, noch um einige Stunden abkürzen. Man kann es nicht in Abrede stellen, daß Secchi für sich allein mehr Arbeit, und zwar gute Arbeit verrichtet hat, als die zehn Mitarbeiter Fr. Arago's zusammengenommen. Und diese vortrefflichen Leistungen des P. Secchi haben dem Observatorium des Römischen Collegs einen hundert Mal größern Ruhm eingebracht, als derjenige ist, den sich das Pariser Observatorium in den dreißig Jahren erworben hat, welche der Direction Leverrier's vorausgingen; jenes Leverrier, der ebenfalls einen wunderbaren Gebrauch von seiner Zeit machte und welchen der Glaube, den er bewahrt hatte, als guten Christen sterben ließ“ [13]). Frömmigkeit erzeugt ihrer Natur nach Liebe zur Arbeit, und noch immer sind die arbeitsamsten Gelehrten zugleich die frömmsten Christen gewesen. Dies beweisen Leibnitz, Cauchy und Secchi. Von ersterm ist ja bekannt, wie er auf seinem Studirsessel lebte und sogar starb. „Cauchy war fromm,“ so bezeugt sein Schüler Moigno, „und er hat mehr gearbeitet, als alle seine Collegen zusammen. Kaum verließ er jemals seinen kleinen Schreibtisch. Er ging niemals aus, er vergönnte sich weder Ruhe, noch Ferien, noch anderweitige Erholungen; seine Spaziergänge waren von Paris nach Sceaux, von seinem Landhaus nach seinem Hause in der Stadt. Und jeden Montag verlas er in der Akademie eine neue Arbeit, welche sich in Bezug auf Genialität der Auffassung auszeichnete . . . .

So ist es denn wahr: die Arbeitsamkeit ist die Schwester des Gebetes“ [14]). Doch möchte Secchi's Thätigkeit diejenige Cauchy's weit übertreffen. Wollen wir allein die schriftlichen Arbeiten Secchi's, die ihrerseits wieder lange und oft heikele Beobachtungen voraussetzen, nach statistischem Maßstabe bemessen, so könnten wir uns das Urtheil des Astronomen Cacciatore in Palermo aneignen, welcher nach einer flüchtigen Schilderung der Leistungen Secchi's schreibt: „Wenn es mir gestattet wäre, der Sprache der Statistik die Beredtsamkeit ihrer Zahlen zu entlehnen, so möchte ich sagen, daß Secchi während eines siebenundzwanzigjährigen wissenschaftlichen Lebens jedes Jahr siebenundzwanzig neue Unternehmungen ausführte, also monatlich etwas mehr als zwei. Mit andern Worten: Alle vierzehn Tage nahm er eine neue wissenschaftliche Frage in Angriff, studirte, erörterte und beleuchtete sie nach ihrer ganzen Tragweite“ [15]).

Wenn man einen Alex. v. Humboldt als „den Schutzgeist des neunzehnten Jahrhunderts“, als „das verkörperte Ideal eines Erlösers der Menschheit“ zu preisen keinen Anstand nahm, so fehlte ihm zur wahren Größe doch Eines, das die Krone und den Schlußstein der menschlichen Bildung ausmacht: die religiöse Herzensbildung. Verband er auch mit einem tief angelegten Geiste einen eben so großen Entdeckungseifer, welcher ihn bis in die fernsten und unbekanntesten Länder der Erde trieb, so ist doch wieder die erbärmliche Leerheit von aller höhern Weltanschauung geeignet, den günstigen Eindruck zu verwischen und herabzustimmen, den sein genialer Geist an sich vielleicht noch einzuflößen im Stande wäre [16]). Wie öde muß es in einem Herzen aussehen, das den Namen Gottes in sich zu tragen und auszusprechen ängstlich sich hütet. Wolfgang Menzel charakterisirt „den Fürsten der deutschen Wissenschaft“ treffend: „Auf den Schöpfer und das Wesen der Dinge kommt es Humboldt nie an, immer nur auf die Entdecker, Erklärer und Erfinder, und nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegel's, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er von Menschen gedacht wird. Unter Humboldt's Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum“ [17]). So erklärt sich die gewiß auffallende Thatsache, daß Humboldt in seinem vielbändigen Werke „Kosmos“ kein einziges Mal auch nur mit einer Silbe von Gott, dem Schöpfer aller Naturschönheit, spricht. In dieser Hinsicht bilden Secchi und Humboldt, die sonst in Bezug auf ihre geistigen Anlagen zu manchem Vergleich Anlaß geben, in Wahrheit große Gegensätze; sie verhalten sich geradezu wie Licht und Finsterniß, wie Tag und Nacht. Erst wenn mit der Tiefe des Verstandes wahrer Adel des Herzens, sittliche Lauterkeit des Wandels sich

paart, sind die Bedingungen vorhanden, einem Manne den Lorbeerkranz wahrer Größe zuzuerkennen. Die tiefgläubige Gesinnung Secchi's ist notorisch; sein ganzes Leben, welches er durch das betrachtende und mündliche Gebet Tag für Tag weihte und heiligte, beweist es. Täglich las er als Priester die heilige Messe, täglich betete er sein Brevier und den Rosenkranz[18]). Er steht als eine lebendige Widerlegung der Behauptung da, daß „wo der Glaube anfängt, die Wissenschaft aufhöre“[19]). Ihm galt, nach De Maistre's treffendem Ausdruck, „die Religion als die Mutter der Wissenschaft“; Glaube und Wissen, dieses edele Zwillingspaar, in den Höhen des Himmels geboren, hatten einträchtig im Herzen Secchi's sich die Hand gereicht und vermählt zu unzertrennlichem Bunde. „Seine Stellung als frommer Jesuit,“ bemerkt sogar die „Schlesische Zeitung“ an der früher angeführten Stelle, „hat ihn nie gehindert, den Naturgesetzen bis in die tiefsten Tiefen nachzuforschen; die Resultate der Forschung haben seinen Glauben nie erschüttert.“ Mit rührender Treue seinem Gönner Pius IX. anhangend, den er wie einen Vater zärtlich liebte, wies er die verlockenden Anerbietungen des italienischen Raubstaates stets so entschieden als höflich zurück. Das Ministerium gab sich zu wiederholten Malen alle Mühe, den großen Mann, den Italien schon zu seinen Lebzeiten als eine Zierde betrachtete, zu sich herüberzuziehen, indem es ihm nicht nur die Stelle als Director aller Sternwarten Italiens, sondern auch einen Sitz im italienischen Senat unter ausdrücklicher Entbindung vom vorgeschriebenen Verfassungseide, anbot[20]); jedoch Secchi wollte und durfte sich nicht einmal dem Scheine aussetzen, als habe er mit den Feinden und Beraubern des apostolischen Stuhles gemeinschaftliche Sache gemacht. Alle Versuche, die vom italienischen Liberalismus bis in die letzte Zeit[21]) gemacht wurden, unserm P. Angelo Secchi eine liberale, zweideutige Gesinnung anzudichten, sind noch kläglich mißlungen; es ist ein wahres Glück, daß er mit eigener Hand die Memoiren seiner letzten Lebensjahre, welche gerade die Zeit der piemontesischen Invasion umfassen, uns hinterlassen hat. Die Veröffentlichung derselben wird alle derartigen Illusionen, in die man sich einzuwiegen versucht, wie ein schwaches Spinngewebe gründlich zerstören. Wenn ihn seine internationale Stellung als erster Gelehrte Italiens zuweilen zwang, nicht nur mit Beamten der piemontesischen Regierung, sondern auch mit in- und ausländischen Ungläubigen und Gottesleugnern geschäftlich zu verkehren, so vergesse man nicht, daß die Vorschriften seiner Religion selbst es waren, welche ihn zur Bethätigung der Feindesliebe veranlaßten und den Geist wahrer christlicher Duldsamkeit in ihm nährten und regelten.

Der Grundzug in Secchi's Charakter war nicht so sehr das Sanguinische als das Cholerische. Verlieh jenes seinem Geiste große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, so gab dieses ihm Geistestiefe und unbeugsame Willensenergie. Im Lichte der christlichen Tugend erschien sein Temperament zu einem höhern Dritten wie verklärt und über sich selbst emporgehoben. Häufig genug brach freilich die gewaltsam niedergehaltene Heftigkeit des cholerischen Elements in Ausdrücken des Unwillens durch, so oft nämlich dem arbeitseifrigen Astronomen entweder Hindernisse in den Weg gelegt oder die bestehenden nicht schnell genug weggeräumt wurden. Hatten sich aber die Wellen der aufgeregten Seele wieder geglättet, so unterließ er es niemals, den von seinem Unwillen Betroffenen in aller Demuth um Vergebung zu bitten[22]). Am öftesten kam er seinem Gehülfen, dem Bruder Marchetti, gegenüber in den Fall, den Ausbruch plötzlicher Heftigkeit durch aufrichtige Bitte um Verzeihung wieder zu sühnen. Der innigsten Freundschaft fähig, war er überhaupt in seinem ganzen Wesen gutherzig und freundlich. Ein gewinnendes Lächeln begleitete stets, wo er immer auch sein mochte, seine ganze Erscheinung. Gottesfrieden strahlte ihm von der Stirne. Sein Umgang hatte nichts von jenem gekünstelten Wesen, das in übertriebener Höflichkeit seinen Ausdruck sucht. Gerade, offen, schlicht, war er zugleich durch sein gewinnendes Wesen der Anziehungspunkt der größten Männer unserer Zeit. Mit väterlicher Herablassung und fast patriarchalischer Einfachheit verkehrte er namentlich mit seinen Schülern, deren geistige Entwickelung er durch seinen zündenden, klaren Vortrag zu fördern sich sehr angelegen sein ließ. „Bescheiden, loyal, einfach und höflich im Umgang, hatte er für alle ein angenehmes, entzückendes Lächeln, der wahre Reflex seiner Seele; der Ruhm, der sich an seinen Namen knüpfte, vermochte sein Wesen nicht zu beeinflussen[23])."

Secchi war mittlerer Größe, von robuster, untersetzter Gestalt. Er hatte scharf ausgeprägte Gesichtszüge. Ueber den lebhaften feuerigen Augen wölbte sich eine breite Stirne, die gegen die Mitte hinab in ernste Falten sich legte, die Zeugen tiefer Geistesarbeit und ernsten Denkens. Ein heiteres Lächeln umspielte den etwas breiten Mund. Sein Gang war fest und mannhaft, etwas schleppend. Ueber dem schwarzen Jesuitenrock trug er einen frei fliegenden Mantel, vorn am Halse nur mit zwei Bändern befestigt. Auf dem Haupte trug er auf der Sternwarte des Tags ein Birett, Nachts eine Pelzkappe, auf der Straße einen dreikrämpigen Hut nach römischer Sitte. Auf die Kleidung legte er so wenig Gewicht, daß sie eher etwas vernachlässigt als sorgfältig erschien[24]).

II. Capitel.

Secchi's Jugend- und Studienjahre; sein Bildungsgang.

Das Licht der Welt erblickte Secchi am 29. Juni 1818 in Reggio, einem uralten Städtchen der Emilia mit ungefähr 21000 Einwohnern, welches in der Vorzeit den Namen Regium Lepidi führte, wohl deshalb weil der römische Consul M. Aemilius Lepidus die nach ihm benannte, über Reggio führende Via Aemilia erbaut hatte (187 v. Chr.). Auch die Wiege des großen italienischen Dichters Ariosto (1474—1533) stand in der Geburtsstadt Secchi's. Des Letztern Eltern gehörten dem gut bürgerlichen Stande von echtem Schrot und Korn an und genossen wegen ihrer redlichen Gesinnung und frommen Denkart die volle Achtung ihrer Mitbürger. Sein Vater Jacob Anton Secchi war seines Zeichens ein Schreiner, seine Mutter Luise Belgieri eine Frau von ausgesprochen praktischem Verstand, die es nicht unter ihrer Standeswürde hielt, ihrem Angelo von einer Lehrerin Unterricht im Strumpfstricken und Nähen ertheilen zu lassen[25]). Nicht ohne lustige Seitenbemerkungen gab Secchi dieses Ereigniß spätern Freunden gegenüber zum Besten.

Der muntere Knabe mit seinen scharf ausgeprägten Gesichtszügen, seinen hellen, geistvollen Augen, seiner hochgewölbten genialen Stirne und seinem lebhaften, feuerigen Temperament ließ schon damals scharfsinnige Beobachter errathen, daß der heranblühende Jüngling und noch viel mehr der gereifte Mann weit über den gewöhnlichen Durchschnittsmenschen hinausragen würde. Mit vollster Hingebung, wie sie nur einer gottesfürchtigen Mutter eigen sein kann, widmete diese ihre beste Kraft der sorgfältigen Erziehung ihres jüngsten Sohnes, den sie als ihren Benjamin besonders zärtlich liebte. Ein tiefer Zug von Frömmigkeit, gepaart mit einem außergewöhnlichen Streben nach dem Höhern, dazu von zarter Mutterhand sorgsam gehütet und gepflegt, zeichnete schon in frühester Jugend das ganze Wesen des spätern Jesuiten aus. Religiöser Adel des Herzens, gottesfürchtige Gesinnung standen ihm schon damals höher, als die herrlichsten Vorzüge der Natur und des Geistes. So hoch er auch die geistigen Anlagen, auf deren Grund und Boden die intellectuelle Bildung eines Menschen unzweifelhaft sich erheben muß, anschlug und bewunderte, immer galten sie ihm doch nur als ein unverdientes Geschenk des Himmels, welches seinen innern Werth wie seine höhere Weihe erst von der Religion und wahren Herzensbildung empfängt. Wie er von den rein natürlichen Geistesanlagen und Glücksgütern im Vergleich zur

religiösen Schulung und Bildung auch noch im spätern Alter dachte, beweist eine Stelle aus seinem Nachrufe an den edeln Grafen P. Piancíani, seinen Lehrer. „Mit Recht sprach ein großer Philosoph den Satz aus," so schrieb Secchi im Jahre 1862, „daß Adel des Blutes und Vorzüge der Geburt nur Gemmen und Edelsteine sind, welche ihr Schönheit und Kostbarkeit erst erlangen, wenn sie geschliffen und von Lichtstrahlen durchleuchtet werden: so bleiben auch die Glücksgüter und Naturanlagen, so lange ihnen die Politur der Erziehung und das Licht der Tugenden gebricht, ohne Nutzen, ja sie gereichen oft genug noch zum Schaden demjenigen, der sie von der Vorsehung empfangen hat" [26]).

Als es sich darum handelte, dem blühenden Knaben eine standesgemäße Schulbildung angedeihen zu lassen, ward er von seinen Eltern an das von Jesuiten geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt geschickt. Seine Fortschritte in der italienischen, lateinischen und später in der griechischen Sprache waren recht erfreulich. Hier, wie später in Rom, wo er die humanistischen Studien nach kurzer Unterbrechung wieder aufnehmen mußte, legte er den Grund zu jener staunenswerthen Belesenheit in der alten Literatur und zu jener seltenen Vertrautheit mit den heidnischen Klassikern, namentlich Horaz und Virgil, die ihm noch in spätern Lebensjahren das Citiren gerade einschlägiger passender Stellen aus den angeführten Dichtern so geläufig erscheinen ließ, daß er niemals in Verlegenheit gerieth, wenn es galt, die jeweilige Situation durch ein schlagendes Exempel aus dem klassischen Alterthum recht prägnant zu zeichnen. Viel mag zu diesem Klassicismus auch sein späterer vertrauter Umgang und Verkehr mit dem schon genannten Grafen Pianciani beigetragen haben, welcher sich eines so eminenten Gedächtnisses erfreute, daß er nicht nur den ganzen Dante, sondern auch ganze Bücher aus dem Virgil, ohne zu stottern oder anzustoßen, hersagen konnte [27]). So erklärt sich einfach und leicht die Fertigkeit, vermöge welcher Secchi auch seine zahllosen Schriften und Abhandlungen stellenweise mit den sinnreichsten Versen und Sentenzen aus lateinischen Dichtern zu schmücken, ja kunstreich zu durchweben verstand.

Aber bald sah der klare, auf das Unvergängliche und Ewige gerichtete Verstand des heranwachsenden Jünglings es ein, wie eitel die Thorheiten und wie schal die Vergnügungen dieser Welt im Vergleich zu den süßen himmlischen Freuden eines gottgeweihten, von der Welt abgeschiedenen Lebens seien. Es stand ihm klar vor der Seele, auch die Wissenschaft habe gerade in den Klöstern ihr schönstes, ihr ruhigstes Heim, wie ihm ein flüchtiger Blick auf die großartigen Leistungen der mittelalterlichen Klöster bewies; frei und unbehindert von allen störenden Sorgen, unberührt von häuslichen wie bürgerlichen Verwickelungen, dazu

hinreichend mit wissenschaftlichen Hülfsmitteln versehen, könne gerade im Ordensstande das aufstrebende Talent unter den schützenden Fittichen des heiligen Gehorsams sich zur reichsten Blüthe entfalten und zum Nutzen von Welt und Kirche wohlgereifte Früchte fleißiger, vom Thau des Gebetes befruchteter Forschung tragen. Aber dennoch galt die Wissenschaft dem jugendlichen Studenten, so sehr er sein Herz zu ihr hingezogen fühlte, weder als Selbstzweck, welcher Religion und Glauben in allen Lagen des Lebens zu ersetzen vermöchte; noch als eine Panacee, die aus sich allein den vielgestaltigen Bedürfnissen des Herzens und drückenden Nöthen des menschlichen Daseins Genüge zu leisten im Stande wäre; noch endlich als ein selbstgemachter Götze, dem man blindlings nach dem verführerischen Beispiele so vieler Gelehrten Weihrauch streuen müßte; vielmehr betrachtete er sie lediglich vom erleuchteten Standpunkte des Glaubens, der da lehrt, daß alles Geschöpfliche, also auch die Wissenschaft, sich wie eine Leiter mit unzähligen Sprossen verhält, auf denen man stufenweise immer höher und höher bis zur beseligenden Höhe der Anschauung Gottes aufsteigen könne und müsse. Er sah es ein, daß die Wissenschaft sich nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sei, insofern dieselbe sich nicht bloß als einen wohlgeschliffenen Spiegel darstellt, in welchem Gottes Allmacht und Weisheit sich am klarsten und wahrsten reflectire, sondern weil sie auch, recht gebraucht, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dem hinführt, in dessen Wesen ihre tiefsten Lebenswurzeln ruhen [28]). „Die Wissenschaft stammt von Gott, die Wissenschaft führt zu Gott“: das war und blieb Secchi's Devise. Diese Devise leuchtete wie eine unauslöschliche Fackel auf seinem langen Lebenspfade, ja sie leuchtete noch mit unversiechlichem Glanze auch über seinem Sarge; denn bei den Leichenfeierlichkeiten, welche nach Secchi's Hinscheiden ihm zu Ehren veranstaltet wurden, prangten über dem vom Architekten Gennari kunstvoll aufgerichteten Katafalk auf einer großen weißen Tafel die tiefsinnigen Worte: „Deus sapientiae fons, Deus scientiarum auctor. A Te principium, ad Te finis“ [29]).

So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn den erst fünfzehnjährigen Jüngling die Sehnsucht ergriff, dieser Welt, trotz der glänzenden Aussichten, die sie ihm bot, auf immer ein freudiges Lebewohl zu sagen und, den Eingebungen der göttlichen Gnade folgend, in den Jesuitenorden einzutreten. Hatte er doch die Vergänglichkeit des Irdischen in unmittelbarster Nähe sozusagen mit Händen greifen können, seitdem ihm inzwischen sein heißgeliebter Vater durch den Tod entrissen worden war. Seine Aufnahme in's Noviziat erfolgte am 3. November 1833. Zwei Jahre lang lag Secchi hier den vorschriftsmäßigen Uebungen der Frömmigkeit und Abtödtung ob und legte so, von rein irdischen Regungen und

Strebungen vollends geläutert, jenen festen Grund tiefwurzelnder Demuth und innigen Gebetsgeistes, auf welchem fußend er später, als die gebildete Welt ihm als einem bewunderungswürdigen Heros der Wissenschaft ihren Weihrauch zu streuen begann, vor Abfall und Ueberhebung bewahrt wurde. Nach Vollendung der zwei ersten Jahre des Noviziats setzte Secchi seine humanistischen Studien am Römischen Colleg fort, welche er mit glänzendem Erfolge absolvirte; namentlich war es die griechische Sprache, in welcher er sich durch Sprachgewandtheit und umfassende Belesenheit rühmlichst auszeichnete [30]).

Nun begann für ihn eine neue Aera des Wissens: die Hallen der höchsten natürlichen Wissenschaft, der Philosophie, thaten sich vor ihm auf. Die Wichtigkeit philosophischer Durchbildung gerade für den Naturforscher leuchtet von selbst ein; ohne die Handhabe einer haarscharfen Dialektik, ohne den Besitz kunstfertiger Gewandtheit im richtigen Aneinanderreihen von Schlüssen erscheint die naturwissenschaftliche Methode der Induction, welche mehr als jede andere Schlußweise sich gewöhnlich in einem äußerst complicirten Mechanismus stetig sich fortsetzender Schlußreihen bewegt, ebenso unausführbar, wie die richtige Behandlung einer Dampfmaschine ohne genügende Kenntniß der verschiedenen Messinggriffe und Ventile; eine verkehrte Manipulation genügt schon, um das Werk in Verwirrung zu bringen. Zudem greifen die ersten Voraussetzungen einer jeglichen Wissenschaft, also auch der Naturwissenschaft, so tief und entschieden in das Räderwerk der metaphysischen Principien ein, daß eine Störung dieser ebenso eine Stockung jener bedeutet, und daß naturphilosophische Irrthümer, wie sie gerade in den bewundertsten Werken unserer Coryphäen der modernen Naturforschung, und zwar meist in fundamentalen Fragen, so sehr verbreitet sind, nicht anders als im Mangel philosophischer Geistesschulung und logischer Routine ihre letzte adäquate Erklärung finden können. Sogar der Affentheoretiker E. Häckel, dem es vielleicht mehr als allen seinen Zunftgenossen an philosophischer Schärfe gebricht, sieht sich zu der berechtigten Klage veranlaßt: „Noch viel nachtheiliger, als jene einseitige Richtung (der Beobachtung), ist für das allgemeine Verständniß des Naturganzen der Mangel an philosophischer Bildung, durch welchen sich die meisten Naturforscher der Gegenwart auszeichnen“ [31]). Eines solchen für die Naturforschung stets verhängnißvollen Mangels kann man unsern Angelo Secchi, welcher drei volle Jahre dem philosophischen Studium mit reichstem Erfolge sich widmete [32]), gewiß nicht bezichtigen. Alle Werke, die er später schrieb, legen beredtes Zeugniß hiervon ab. Ein frischer Geist durchweht dieselben. Alle Gedanken, die er niederschrieb, hatten sich auf dem Boden seiner philosophischen Durchbildung in einem Augenblick abgeklärt, und verrathen deshalb überall

krystallhelle Klarheit und Durchsichtigkeit. Man wende nicht ein, ein an sich klarer Kopf habe alle Hindernisse, die der schnellen Auffassung und dem tiefern Verständniß eines empirischen Problems sich entgegenstemmen, ohnehin siegreich hinwegzuräumen verstanden, oder besser: solche Schwierigkeiten hätten für einen so tief veranlagten Geist von durchdringender Denkkraft, wie Secchi ihn besaß, gar nicht bestanden; denn es ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß es in Anbetracht der Bildungsbedürftigkeit und Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geistes keine Anlagen so glänzend, keine Talente so bewundernswerth geben kann, welche, mit der sogenanten Logica naturalis sich bescheidend, wirklich Großartiges von dauerndem Werthe zu schaffen im Stande wären. Wohl erinnert sich Verfasser dieser Schrift verschiedener Anlässe, bei denen Secchi selber seinen Schülern gegenüber in scherzhaften Einfällen namentlich über die Metaphysik sich lustig machte und die profondi Metafisici verspottete; aber dies beweist weder, daß sein Geist eines hohen Grades von metaphysischer Gelehrsamkeit selbst entbehrte, noch thut es dar, daß der große Astronom gering von einer Wissenschaft dachte, deren grundlegende Bedeutung für eine richtige Auffassung des Naturganzen ihm nicht verborgen sein konnte. Vielmehr wollte er vermuthlich durch derartige Bemerkungen lediglich die Handlungsweise derjenigen Gelehrten geißeln, welche, ohne sorgfältige Befragung der Natur und ohne tiefes Eindringen in die empirischen Bedingungen einer Naturerscheinung, in unfruchtbaren Speculationen a priori der Natur gewissermaßen Gesetze vorzuschreiben, statt dieselben ihr mühsam abzulauschen, beliebten. Doch wie immer dem sein möge, unumstößliche Thatsache ist, daß die philosophischen Studien wesentlich mit dazu beigetragen haben, den methodischen Beobachtungsgeist Secchi's zu schärfen, seine Gewandtheit in der Auffindung passender Erklärungsversuche und in der Anwendung allgemein gültiger Principien zu steigern, sowie namentlich durch ein besonnenes Vorgehen auf der Basis des Gegebenen ihn vor der so verderblichen Manie der modernen Hypothesenmacherei, die stets aus dem Unbekannten wieder das Unbekannte abzuleiten sich vermißt, gnädig zu bewahren.

Ebenso nothwendig, wie philosophische Bildung, ist für einen Naturforscher, und insbesondere für einen Astronomen, eine völlige Vertrautheit mit der Mathematik. Kein Astronom könnte der höhern Analysis, die wieder den ganzen Apparat der sogenannten niedern Mathematik zur nothwendigen Unterlage hat, auch nur einen Augenblick entrathen; ja heutzutage, wo die mathematische Behandlung aller Erfahrungswissenschaften bis in die letzten Winkel der Empirie, ja in Form der Psychophysik sogar bis in das Heiligthum der (empirischen) Psychologie eingedrungen ist, läßt sich ganz allgemein die Behauptung aufstellen: Für

jeden Naturforscher ohne Ausnahme sind tiefe Kenntnisse auf dem weitschichtigen Gebiete der Mathematik, welche allerdings in ihren höhern Regionen zum Ulyssesbogen wird, den nur Wenige zu spannen vermögen, unumgänglich nothwendig. Und auch dieser, für einen Astronomen unentbehrlichen Schulung, ohne welche Secchi nicht das geworden wäre, was er ist, sollte unser hochbegabter Student, Dank der liebevollen Fügung der göttlichen Vorsehung, die denselben für hohe Dinge zum voraus bestimmt hatte, nicht entbehren. Wie nämlich der von Feind wie Freund rühmlich anerkannte Studienplan des Jesuitenordens vorschreibt[35]), müssen in Gemäßheit des sogenannten Fächersystems gleichzeitig mit den philosophischen Studien noch mehrere andere Wissenschaften, die heute nicht ein Mal mehr als integrirende Bestandtheile der Philosophie anerkannt werden, von den Jesuitenzöglingen betrieben werden: dieses sind Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie. Wenn auch letztere Wissenschaften im Laufe der Zeit durch Einführung des sogenannten Princips der Arbeitstheilung sämmtlich aus dem natürlichen Lehensverbande, in welchem sie in der Vorzeit mit der Philosophie standen, herausgefallen und zu besondern Wissenszweigen ausgestaltet worden sind, deren Dienstverhältniß zur Metaphysik jetzt schwer zu erkennen sein dürfte; so hält einzig der Jesuitenorden bis heutigen Tages noch an der gewiß nicht ungerechtfertigten Vorstellung fest, daß die Philosophie in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaft von den höchsten Gründen des Seienden" ihren natürlichen Abschluß und ihre naturgemäße Ergänzung im übersichtlichen Betriebe der Mathematik und Naturwissenschaft zu finden habe. Daß dabei von einem tiefern Eindringen in Detailfragen abzusehen sei, versteht sich für den leitenden Zweck dieser Studien von selbst. Mag man übrigens die organische Zugehörigkeit dieser Disciplinen zur rationellen Philosophie zugestehen oder in Abrede stellen, eine Frage, über deren Berechtigung sich bei der heutigen Verengung des Umfangs und Einschnürung des Inhalts der Philosophie ja wirklich streiten ließe, so steht doch dies außer Frage, daß eine reichliche Gedankenzufuhr aus den exacten und empirischen Wissensgebieten dem philosophischen Genius sich eher förderlich als hinderlich erweist, ja daß die Schneide des Verstandes an dem roheren Erfahrungsmaterial wie an einem Schleifstein sich erst recht wetzt und schärft. Sicher wenigstens ist, daß zumal die Mathematik, wie nicht leicht eine zweite Wissenschaft, wegen ihres streng geordneten Verfahrens den zur Aus- und Abschweifung geneigten jugendlichen Geist in heilsame Zucht nimmt, an klares schlußrichtiges Denken gewöhnt, den verderblichen Hang zu lebhaften Bildern einer überreizten Einbildungskraft in Schranken hält und so zur Vervollständigung und Krönung der philosophischen Bildung einen der mächtigsten und wirkungsreichsten Hebel abgibt. Mochte

das Studium dieser allerdings trockenen Wissenschaft für manche Mitschüler Secchi's auch den Beigeschmack von Wermuth mit sich führen, dessen Bitterkeit sich nur durch einen Act des Gehorsams verwinden ließ, für unsern Angelo Secchi war die Betreibung der Mathematik Pflicht und Freude zugleich: sein durchsichtiger Geist verspürte in sich eine geheime Wahlverwandtschaft mit einer Wissenschaft, deren Klarheit und Wahrheit, in Verbindung mit ihrer strengen Gesetzmäßigkeit im methodischen Fortschreiten von einer Wahrheit zur andern, gegenüber dem Hervordrängen der Phantasie zu gleicher Zeit in strenger Geisteszucht sowohl heilend als fördernd wirkt. Er studirte beinahe leidenschaftlich Mathematik. „Mit Passion," heißt es in der Trauerrede des Astronomen Cacciatore von Palermo, „gab er sich dem Studium der Physik und Mathematik hin, deren so einfache und klare Wahrheiten in gewisser Weise seinen Geist gefangen nahmen" [34]). Er hatte das Feld gefunden, auf dem er sich heimisch fühlte; der Zauber war gelöst, der Bann gebrochen: sein reichbegabter Geist athmete auf wie in einer neuen Lebensluft. Physik und Mathematik: das war das Element, in welchem Secchi zu leben begann.

Begründen Philosophie und Mathematik an und für sich nur die leere, inhaltslose Form, die noch eines aus dem Erfahrungsstoff hergenommenen Inhalts sowohl fähig als bedürftig erscheint, insofern ja beide Wissenschaften, unter pädagogischem Gesichtspunkte betrachtet, vorzugsweise die formale Geistesbildung anzubahnen und zu vollenden berufen sind: so liefern hingegen die empirischen Disciplinen der Physik, Chemie und Astronomie, welche im philosophischen Studienplan des Jesuitenordens ebenfalls vorgesehen sind, in gebührender Menge den erforderlichen Stoff, mit welchem die leere Form, gleichsam wie mit Goldbarren, erst erfüllt und nutzbar gemacht werden soll. Nur so erscheint ein wohlgerundeter Guß bei der Geistesschulung, die das speculative wie empirische Element gleichmäßig zu berücksichtigen hat, durchführbar. Eine bloß formale Bildung ohne die materiale ist einem Gefäß ohne Inhalt vergleichbar, eine bloß materiale ohne die formale hingegen einem Inhalt ohne Gefäß: beides ist Stückwerk, beides unvollständig und unvollkommen. Hier nun war es, wo für Secchi's Geistesrichtung und Bildungsgang der entscheidende Wendepunkt eintrat, der ihn auf den höchsten Gipfel irdischen Ruhmes führen sollte: waren Philosophie und Mathematik zwar nothwendige Vorbedingung, Grund- und Unterlage, so waren sie doch nicht schon das Ganze, das Gebäude selbst. Erst unter der kundigen Führung des berühmten Physiko-Chemikers Pianciani und des bekannten Astronomen De Vico, seiner beiden einflußreichsten Lehrer, erwachte der schlummernde Beruf eines Naturforschers in Secchi's Brust so laut, daß es das Aufsehen seiner Vorgesetzten erregte. Den Einfluß Pianciani's

und De Vico's werden wir daher, der Wichtigkeit der Sache halber, noch in einem eigenen Capitel zu würdigen versuchen.

Die Lieblingsneigungen und ausgesprochenen Fähigkeiten des jugendlichen Secchi hatte der scharfsichtige Blick seiner Oberen schon längst erspäht und durchschaut. Alle mögliche Sorgfalt ward deshalb darauf verwendet, den hoffnungsvollen Keim mit ängstlicher Aufmerksamkeit zu pflegen und zur höchsten Ausbildung zu entfalten. Es ist gewiß kein geringes Verdienst des Jesuitenordens, so ganz aus sich heraus einen Stern erster Größe am Gelehrtenhimmel Europa's in immer steigender Lichtentwickelung hervorgebracht zu haben. In der wohlbegründeten Erkenntniß, daß nichts so sehr den Geist bilde und bereichere, als das Lehren — docendo discimus —, betrauten seine Vorgesetzten unsern Angelo Secchi vorderhand mit dem mathematischen und physikalischen Repetitorium im Convitto dei Nobili in Rom sowie am Römischen Colleg selbst. An letzterm mußte er außerdem noch, der Gepflogenheit seines Instituts gemäß, den Schülern der Humaniora ein Jahr lang die Grammatik erklären. Aber nur nach Art einer Pause. Denn schon im folgenden Jahre ward er seinem Berufe als Physiker, dem er sogar als Astronom später treu blieb, dadurch wiedergegeben, daß er am Jesuitencolleg zu Loretto den Lehrstuhl für Physik erhielt, auf dem er durch originelle Lehrweise und außergewöhnliche Vertrautheit mit seiner Fachwissenschaft sich hervorthat[35]).

Unterdessen war das Jahr 1844 herangekommen und die Satzungen der Gesellschaft Jesu stellten an den jungen Secchi die Anforderung, sich endlich auch dem Studium der theologischen Wissenschaften zu widmen, die er unter ausgezeichneten Professoren als: Perrone, Passaglia, Patrizi, Ballerini u. s. w. ununterbrochen bis zum Jahre 1848 mit rastlosem Eifer betrieb. Gleichwohl war das theologische Berufsstudium nicht im Stande, in Secchi's Seele die hohe Begeisterung für sein liebgewonnenes Fachstudium, die Physik, zurückzudrängen oder auch nur zu mindern; in den freien Augenblicken gab er sich gelehrten Forschungen über den Magnetismus hin. Damals war das Wesen dieser geheimnißvollen Naturkraft noch viel weniger erforscht, als heute; denn Ampère's Theorie des Magnetismus, wonach letzterer nichts weiter ist als ein Parallelismus elektrischer Ströme[36]), gab damals noch zu vielen Streitfragen Anlaß. Unter Anderm hatte der Professor Plana in Turin ein diesbezügliches Problem gestellt, das er dem gewandten Physiker Pianciani mit dem Ersuchen übermittelte, dasselbe auf dem praktischen Wege des Experiments zu lösen. Dieser übertrug die Ausführung der Versuche seinem talentvollsten Schüler, unserem Angelo Secchi, welcher die gewonnenen Ergebnisse am 15. December 1847 in der „Raccolta scientifica" veröffentlichte.

Aber sonderbarer Weise stimmten die Experimente mit Ampère's Theorie des Magnetismus nicht überein. Nach vergeblichen Bemühungen, von Professor Plana selber Auskunft über diese Divergenz zwischen Theorie und Praxis zu erhalten, suchte Secchi in der höhern Analysis durch Auffindung neuer Differentialformeln das Räthsel aufzuhellen, und siehe! gemäß den gefundenen Ausdrücken von allgemeinerer Gültigkeit, in welchen Plana's Problem sich lediglich als ein subsumirter Einzelfall darstellte, ergab sich jetzt die schönste Harmonie zwischen Versuch und Theorie. So war Secchi's Lösung allgemeiner, als das Problem Plana's aufstellte. Die rechnerischen wie die experimentellen Resultate, welche der angehende Gelehrte bei diesem Anlaß zu Tage förderte, finden sich in einer bemerkenswerthen längern Abhandlung der Smithsonian Contributions to Knowledge zusammengestellt und mit Scharfsinn erörtert [37]).

Wir haben im Vorstehenden uns nicht bloß mit der trockenen Aufzählung der geschichtlichen Thatsachen begnügen, sondern auch im Einzelnen die Tragweite und Wichtigkeit der vorbereitenden Studien selbst hervorheben zu sollen geglaubt, weil wir nur so im Stande sind, über den langen Entwickelungsgang des Secchi'schen Genius nach seinem organischen Wachsthum ein zutreffendes Urtheil zu fällen. Nicht von ungefähr entstehen große Männer, nämlich in dem Sinne, als wenn sie keiner geistigen Pflege, keines anregenden Umganges bedürften, sondern sie müssen, geistige Anlagen vorausgesetzt, unter günstigen Combinationen von allerhand Umständen herangebildet und gezogen werden. So war es bei Newton und Leibnitz; so war es auch bei Secchi. Von Stufe zu Stufe baute seine ganze Bildung sich terrassenförmig auf; die humanistischen Studien waren die Unterlage für die philosophischen, die philosophischen die Grundlage für die Naturwissenschaften, und über allen, wie auf drei kräftigen Tragbogen, wölbte sich als höchste Wissenschaft die Theologie, die jenen ihrerseits wieder Anmuth, Kraft und Festigkeit verlieh. So sehen wir Secchi denn mit der vollen Rüstung der Wissenschaft gewappnet; wir sehen ihn befähigt, mit andern Kämpen ebenbürtig einzutreten in die Arena der Forschung, um darin mit dem Muthe eines Kriegers zu kämpfen und zu arbeiten. Aber inzwischen hatte sich während seiner stillen Studien über ganz Italien eine revolutionäre Bewegung verbreitet, deren vulcanartiges Zittern bereits in der heiligen Stadt deutlich verspürt wurde. Auch unser junger Gelehrter sollte von diesem wüsten Treiben gewissenloser Umsturzmänner leider nicht unberührt bleiben. Doch ehe wir hiervon ausführlicher erzählen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf Secchi's einflußreichste Lehrer werfen.

III. Capitel.

De Vico und Pianciani, Secchi's einflußreichste Lehrer.

Wenn es schon überhaupt auf Wahrheit beruht, daß ein bildsamer Schüler gemeiniglich das Spiegelbild seines Lehrers wird [38]), so gilt von Secchi überdies, daß er nicht Einen, sondern zwei seiner berühmtesten Lehrer auf das schärfste in sich ausgeprägt und wie in einem Doppelspiegel zu einem einheitlichen Bilde aufgefangen und verschmolzen habe. Der erste dieser Lehrer war Franz de Vico.

Wer kännte den berühmten Kometen-Entdecker De Vico nicht? F. J. Buß urtheilt in seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu über diesen Gelehrten, „den Correspondenten aller Akademien und vieler Regierungen," wie folgt: „Dieser Mann, in seine Sternwarte des Römischen Collegs eingeschlossen, hat mit seinen Gehülfen Sestini und von Solis Unermeßliches geleistet und den Astronomen Europa's die Bahn vorgezeichnet" [39]). In der That entdeckte er zuerst nicht nur den Biela'schen (1832), Halley'schen (1835) und Enke'schen Kometen (1845) bei ihrer ersten Rückkehr wieder, sondern fand in den Jahren 1844 und 1845 auch zwei neue Haarsterne auf, welche seinen Namen führen. Außerdem machte er seinen Namen durch tiefe Forschungen über die Atmosphäre des Planeten Saturn berühmt, dessen beiden nächsten Monde er ebenfalls entdeckte. Auch die erste exacte Bestimmung der Rotation des Planeten Venus um seine Achse (1839) und deren Stellung im Weltenraume verdanken wir ihm; über das bei diesen heikeln Beobachtungen eingeschlagene neue Verfahren De Vico's konnte der berühmte Astronom und Physiker Arago in Paris selber nicht umhin, Worte der Belobigung und Anerkennung unumwunden auszusprechen [40]). Als Director der Sternwarte des Römischen Collegs hatte De Vico gleichzeitig auch die Functionen eines Professors der Astronomie an der Gregorianischen Universität wahrzunehmen. Hier nun war es, wo Secchi zuerst mit ihm zusammentraf; De Vico hatte die Aufgabe, seinen Schüler in die Elemente der Astronomie einzuweihen [41]). Da Ersterer aus Gründen, die wir später zu erörtern haben, die Astronomie hauptsächlich vom physikalischen Standpunkte aus betrieb, wie seine vorzüglichen Arbeiten über Saturn und Venus beweisen, so war zwischen ihm und Secchi schon von Haus aus ein Anknüpfungspunkt gefunden. In der That schätzte De Vico die Geistesgaben seines Schülers so hoch, daß er auf seinem Sterbebette noch den dringenden Wunsch äußerte, man möge unsern Angelo Secchi zu seinem Nachfolger bestimmen [42]), was auch

geschah. Uebrigens lag letzterm damals die Astronomie als solche fern. Er dachte nicht daran, dieselbe jemals als ein Hauptfeld seiner Thätigkeit zu cultiviren. Und insofern ist der Einfluß, den De Vico auf die Bildung Secchi's übte, allerdings nur secundärer Natur. Einen warmen Nachruf hat Secchi seinem Lehrer, der in Folge der ungewohnten Strapazen und langwierigen Reisen während seines Exils, erst 43 Jahre alt, am 15. November 1848 zu London einem typhösen Fieber erlag, in den „Denkschriften der Sternwarte des Römischen Collegs, Jahrgang 1850" gewidmet, worin er die erstaunliche Wirksamkeit De Vico's auf dem Gebiete der Astronomie gebührend kennzeichnete und in ihr volles Licht stellte [43]). Treffend schildert Moigno in Paris das Verhältniß der beiden Astronomen also: „Secchi hatte soeben seine Studien in der Literatur, Philosophie, und Theologie glänzend absolvirt. Sein Lehrer P. De Vico, welcher ihm seit langer Zeit mit Achtung und Liebe begegnet war, beeilte sich, ihm die Pforten des Observatoriums des Römischen Collegs zu öffnen... Die astronomische Laufbahn Secchi's ward so unter den günstigsten Vorzeichen eröffnet, er brauchte sich nur mit jenem Feuer darauf zu werfen, das den Grundzug seines Temperamentes bildete. Doch die römische Revolution von 1848 ist ausgebrochen; der Papst hat sich nach Gaëta geflüchtet; ist der Hirte geschlagen, so zerstreuen sich die Schafe. In ihren Gütern und in ihrer Existenz bedroht, wurden die Jesuiten gewaltsam vertrieben, die Sternwarte des Römischen Collegs ist zur wüsten und traurigen Einöde geworden; man ließ sie ohne Beobachter leer stehen. Wenn irgendwo die Revolution ihren Einzug hält, so führt sie den Tod hinter sich her .... Dank der französischen Intervention wurde die römische Revolution bald niedergeworfen. P. De Vico ward zurückberufen; allein der Kummer und die Anstrengungen einer so langen Reise hatten eine so zarte, empfindliche Natur innerlich geknickt. Er starb in London am Typhus, nachdem er vorher den Wunsch ausgesprochen, daß man ihm seinen „Adoptivsohn" Secchi zum Nachfolger geben möge" [44]). De Vico's Einfluß auf den Bildungsgang Secchi's beschränkt sich in letzter Instanz mithin auf die Thatsache, deren Bedeutung allerdings nicht zu unterschätzen ist, daß er in der Brust des jungen Scholastikers Liebe und Interesse für die Astronomie erweckte, sowie namentlich daß er durch sein Beispiel und sein lebendiges Wort den nachmaligen Astrophysiker Secchi unbewußter Weise heranbilden half.

Ungleich durchgreifender und einschneidender war die Einwirkung eines andern Mannes, welchem Secchi in der That sehr viel, vielleicht das Meiste zu verdanken hat. Es ist dies der gelehrte Jesuit Graf Johann Baptist Pianciani, Professor der Physik und Chemie am Römischen Colleg. Am 27. October 1784 zu Spoleto von adeligen

Eltern geboren, ward er zuerst im Collegium Tolomei zu Siena, dann in Rom erzogen, wohin sein Vater mit seiner Gemahlin, der Marchesin Collicola, einer geborenen Römerin, in den damaligen Kriegswirren gezogen war. Im Jahre 1805 trat der junge Graf in die Gesellschaft Jesu ein, welche Pius VII. für den Umfang des Königreichs beider Sicilien so eben wieder hergestellt hatte [45]). Von umfassender Gelehrsamkeit, tief von Gemüth, war gerade er es, welcher den Ideenkreis Secchi's bis in dessen spätes Alter hinein in der nachhaltigsten Weise beeinflußte. Wie er als tiefsinniger Erforscher der Natur in der Seele seines liebsten Schülers ein unauslöschliches Verlangen entzündete, den dichten Schleier zu lüften, hinter dem die Naturphänomene nach ihrem innerlichen Zusammenhang sich geflissentlich zu verstecken scheinen: so wirkte er durch seine tiefe Frömmigkeit auch auf Secchi's Herzensbildung veredelnd ein. Secchi selber erkennt den tiefgehenden Einfluß Pianciani's in letzterer Richtung an, wenn er bekennt: „Für uns war er ein Spiegel unvergleichlicher Reinheit, ein Muster religiöser Observanz und Pünktlichkeit, insonderheit aber gab er uns ein herrliches Beispiel heroischen Opfermuthes, als er bei dem beklagenswerthen Exil (1848), der ersten Phase der augenblicklichen Wirren, die Verbannung den Bequemlichkeiten seines sehr comfortablen Hauses vorzog, anfangs in England, später in America, wo seine Persönlichkeit seinen Mitbrüderu zur Stärkung und zum Troste gereichte" [46]). Und an einer andern Stelle hat Secchi seinem Lehrer ein unvergängliches Denkmal seiner Tugenden gesetzt, wenn er ihn wiederholt „eine sittlich makellose Seele", „einen biedern, aufrichtigen und ruhigen Charakter" nennt, der „ihn Allen liebenswürdig und zum Gegenstande des Entzückens für Alle machte, die ihn näher kannten" [47]). Wer Pianciani's freundliches Wesen kannte, wer die heitere Anmuth sah, die ihm von der Stirne strahlte, den nahm sein gewinnendes Wesen unfehlbar auf der Stelle für ihn ein.

„Er war eher klein von Statur," schildert Secchi weiter, „von anmuthiger Farbe und Gestalt, mit breiter, immer heiterer Stirne, stets von einem ernsten und doch einnehmenden Lächeln begleitet. In der Blüthe seiner Jahre besaß er wohlgestaltete Züge und Körperformen, die er selbst bei fortschreitendem Alter, als er bereits mit ehrwürdigem Silberhaar einherschritt, nicht verlor. Obgleich in seinem Aeußern etwas vernachlässigt, flößte er durch seine Bescheidenheit und Sanftmuth dennoch unwillkürlich Sympathie und Ehrfurcht für sich ein. Zu seiner liebenswürdigen Tugend gesellte sich eine mehr außergewöhnliche als seltene Gesundheit: seine letzte Krankheit, die ihn uns entriß, war zugleich die erste. Niemals ward er auch nur von einer einzigen jener leichten Unpäßlichkeiten heimgesucht, denen studirende Leute so gern ausgesetzt sind" [48]).

Pianciani's Vorliebe für die Naturwissenschaften, die er freilich am liebsten immer im Lichte der Philosophie betrieben wissen wollte, begründete zwischen ihm und Secchi von vorneherein ein natürliches Verhältniß der Sympathie und Geistesverwandtschaft. Die verschiedenartigen Naturerscheinungen mittels geistreicher Combinationen zu vergleichen; von denselben die deckende Hülle abzustreifen, welche dem forschenden Auge des Naturphilosophen ihren innern Zusammenhang verbirgt; die auf den verschiedensten Naturgebieten sich abspielenden Erscheinungen, so heterogen sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, auf einen gemeinsamen Urgrund zurückzuführen und auf diese Weise eine großartige Vogelperspective zu gewinnen, von der aus das ganze große Gebiet der Naturphänomene, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, Molekularkräfte 2c., sich nicht mehr als fremdartige Besonderungen, sondern nur als verschiedene Aeußerungen einer einzigen Ursache darstellen: das war der Grundgedanke, welcher Pianciani wie Secchi als das Ideal aller echten Naturbetrachtung vorschwebte. Nicht mit Unrecht rühmt Secchi es seinem Lehrer als „ein außerordentliches Verdienst" nach, daß er „in den theoretischen Anschauungen seinen Zeitgenossen um Vieles voraus war"[49]). Dahin gehört, daß er schon im Jahre 1830 unter Zugrundelegung eines den ganzen Weltenraum erfüllenden Mittels (Aether) die damals noch immer bezweifelte Undulationstheorie des Lichts und der Wärme mit Entschiedenheit verfocht, daß er ferner Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus nur für verschiedene Aeußerungsweisen und Bewegungsformen des Weltäthers erklärte; Anschauungen, welche er im Jahre 1833 in einem eigenen „theoretischen Anhang" zu seinen „Physikalisch-chemischen Vorlesungen"[50]) auch dem öffentlichen Urtheil der Gelehrten unterbreitete. Etwas später erschien das berühmte Werk Grove's über die „Corrélation des forces physiques", von welchem Secchi mit Recht bemerkt, daß dasselbe nur „eine weitere Ausführung jenes Anhanges sei, wenn man von gewissen individuellen, auf Ausschließung des Aethers gerichteten Gesichtspunkten des Autors absieht." Nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit, das ihm später bei seinen eigenen Arbeiten ja auch nicht erspart blieb, fügt Secchi hinzu: „Aber es schwebt wie ein Fluch über unserm allzu knechtisch gesinnten Lande, daß die Wahrheit erst anerkannt wird, wenn sie über Land oder über Meer zu uns herüberkommt; deswegen wird Pianciani freilich unter der Schaar der ersten Verfechter dieser Ideen kaum figuriren dürfen."

Mit hohem Schönheitsgefühl begabt, dazu bis in die letzten Fibern seines Wesens vom Bewußtsein der Allmacht und Weisheit Gottes wie getragen und durchleuchtet, konnte Pianciani häufig „wie ekstatisch vor einer Blume stehen bleiben, oder die Bewegungen eines Thierchens be-

wundernd betrachten“ [51]). Kein Gräschen entging seinem Auge, kein Thierchen ließ er unbeachtet: für alles, was die Natur an großartigen wie unansehnlichen Erscheinungen dem betrachtenden Geiste darbietet, hatte er einen offenen, geraden Sinn. Kraft einer überaus glücklichen Naturanlage war er, wie selten ein Zweiter, befähigt, den prüfenden Blick eines bis in's Einzelne forschenden, zerlegenden Physikers und Chemikers auf die manchfaltigen Naturgegenstände zu richten, ohne sich im poetischen Genuß ihrer wunderbaren Schönheit beeinträchtigen zu lassen. Die gelehrte Forschung war für ihn kein Frühlingsfrost, der die zarte Blüthe frischen Naturgenusses mit eiskaltem Hauche in ihm geknickt oder getödtet hätte. Mit diesem offenen Blick für das Kleinste und Einzelnste verband er eine seltene Universalität des Wissens, das nach Secchi's Ausdruck an's „Encyclopädische“ streifte: „Sein nach dem Encyclopädischen strebender Geist, seine seltene Belesenheit, sein reiches theologisches Wissen drängten ihn wie von selbst zu einer Unternehmung hin, an die nur Wenige mit gleicher, fast spielender Leichtigkeit hätten Hand anlegen können. Ich meine die Betrachtung der Schöpfung in ihrer Gesammtheit, sowie die Beleuchtung des ersten Auftretens von Lebewesen auf unserer Erde, eine Erörterung, wie er sie in seinem schönen Commentar über die ersten Capitel der Genesis angestellt hat“ [52]). Die Wichtigkeit einer solchen Arbeit war für die damalige Zeit so groß, daß Pianciani sie als seine Lebensaufgabe betrachtete. „Auf diese Arbeit,“ heißt es weiter, „warf er sich mit der ganzen Macht seines Geistes, und er war der Erste, der nach dem Wiederaufleben der Physik es unternahm, die Uebereinstimmung von Glauben und Ueberlieferung mit der Wissenschaft darzuthun: eine riesige Aufgabe, die beinahe sein ausschließliches Lebensstudium bildete und die er nur mit knapper Mühe vollenden konnte.“ Einen ersten Theil dieser Arbeit veröffentlichte Pianciani in lateinischer Sprache unter dem Titel: „In historiam creationis mosaicam Commentatio, Neapoli 1851.“ Viel ausführlicher und gründlicher behandelte er sodann denselben Stoff in dem epochemachenden Werke: „Die natürliche Kosmogonie im Vergleich mit der Genesis“, welches einen Wendepunkt auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese bezeichnet [53]). Secchi urtheilt darüber: „In einem Jahrhundert, wo der Menschengeist das einzig wahre Licht, das ihn durch die Finsterniß zu führen vermag, verlassen hatte, um wieder auf den elenden Aberwitz der heidnischen Philosophen zurück zu verfallen, that es noth, von diesem Hauptgesichtspunkte einer gesunden Metaphysik auszugehen und zu zeigen, wie unendlich erhaben die christliche Philosophie in dieser Beziehung über der heidnischen stehe, welch' letztere sich nicht schämte, dem Stoffe die Attribute Gottes, und die Eigenschaften des Schöpfers dem Werke seiner Hände beizulegen. Und diese erhabene Philosophie

Pianciani's Vorliebe für die Naturwissenschaften, die er freilich am liebsten immer im Lichte der Philosophie betrieben wissen wollte, begründete zwischen ihm und Secchi von vorneherein ein natürliches Verhältniß der Sympathie und Geistesverwandtschaft. Die verschiedenartigen Naturerscheinungen mittels geistreicher Combinationen zu vergleichen; von denselben die deckende Hülle abzustreifen, welche dem forschenden Auge des Naturphilosophen ihren innern Zusammenhang verbirgt; die auf den verschiedensten Naturgebieten sich abspielenden Erscheinungen, so heterogen sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, auf einen gemeinsamen Urgrund zurückzuführen und auf diese Weise eine großartige Vogelperspective zu gewinnen, von der aus das ganze große Gebiet der Naturphänomene, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, Molekularkräfte ꝛc., sich nicht mehr als fremdartige Besonderungen, sondern nur als verschiedene Aeußerungen einer einzigen Ursache darstellen: das war der Grundgedanke, welcher Pianciani wie Secchi als das Ideal aller echten Naturbetrachtung vorschwebte. Nicht mit Unrecht rühmt Secchi es seinem Lehrer als „ein außerordentliches Verdienst" nach, daß er „in den theoretischen Anschauungen seinen Zeitgenossen um Vieles voraus war"[49]). Dahin gehört, daß er schon im Jahre 1830 unter Zugrundelegung eines den ganzen Weltenraum erfüllenden Mittels (Aether) die damals noch immer bezweifelte Undulationstheorie des Lichts und der Wärme mit Entschiedenheit verfocht, daß er ferner Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus nur für verschiedene Aeußerungsweisen und Bewegungsformen des Weltäthers erklärte; Anschauungen, welche er im Jahre 1833 in einem eigenen „theoretischen Anhang" zu seinen „Physikalisch-chemischen Vorlesungen"[50]) auch dem öffentlichen Urtheil der Gelehrten unterbreitete. Etwas später erschien das berühmte Werk Grove's über die „Corrélation des forces physiques", von welchem Secchi mit Recht bemerkt, daß dasselbe nur „eine weitere Ausführung jenes Anhanges sei, wenn man von gewissen individuellen, auf Ausschließung des Aethers gerichteten Gesichtspunkten des Autors absieht." Nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit, das ihm später bei seinen eigenen Arbeiten ja auch nicht erspart blieb, fügt Secchi hinzu: „Aber es schwebt wie ein Fluch über unserm allzu knechtisch gesinnten Lande, daß die Wahrheit erst anerkannt wird, wenn sie über Land oder über Meer zu uns herüberkommt; deswegen wird Pianciani freilich unter der Schaar der ersten Verfechter dieser Ideen kaum figuriren dürfen."

Mit hohem Schönheitsgefühl begabt, dazu bis in die letzten Fibern seines Wesens vom Bewußtsein der Allmacht und Weisheit Gottes wie getragen und durchleuchtet, konnte Pianciani häufig „wie ekstatisch vor einer Blume stehen bleiben, oder die Bewegungen eines Thierchens be-

wundernd betrachten“ [51]). Kein Gräschen entging seinem Auge, kein Thierchen ließ er unbeachtet: für alles, was die Natur an großartigen wie unansehnlichen Erscheinungen dem betrachtenden Geiste darbietet, hatte er einen offenen, geraden Sinn. Kraft einer überaus glücklichen Naturanlage war er, wie selten ein Zweiter, befähigt, den prüfenden Blick eines bis in's Einzelne forschenden, zerlegenden Physikers und Chemikers auf die manchfaltigen Naturgegenstände zu richten, ohne sich im poetischen Genuß ihrer wunderbaren Schönheit beeinträchtigen zu lassen. Die gelehrte Forschung war für ihn kein Frühlingsfrost, der die zarte Blüthe frischen Naturgenusses mit eiskaltem Hauche in ihm geknickt oder getödtet hätte. Mit diesem offenen Blick für das Kleinste und Einzelnste verband er eine seltene Universalität des Wissens, das nach Secchi's Ausdruck an's „Encyclopädische“ streifte: „Sein nach dem Encyclopädischen strebender Geist, seine seltene Belesenheit, sein reiches theologisches Wissen drängten ihn wie von selbst zu einer Unternehmung hin, an die nur Wenige mit gleicher, fast spielender Leichtigkeit hätten Hand anlegen können. Ich meine die Betrachtung der Schöpfung in ihrer Gesammtheit, sowie die Beleuchtung des ersten Auftretens von Lebewesen auf unserer Erde, eine Erörterung, wie er sie in seinem schönen Commentar über die ersten Capitel der Genesis angestellt hat“ [52]). Die Wichtigkeit einer solchen Arbeit war für die damalige Zeit so groß, daß Pianciani sie als seine Lebensaufgabe betrachtete. „Auf diese Arbeit,“ heißt es weiter, „warf er sich mit der ganzen Macht seines Geistes, und er war der Erste, der nach dem Wiederaufleben der Physik es unternahm, die Uebereinstimmung von Glauben und Ueberlieferung mit der Wissenschaft darzuthun: eine riesige Aufgabe, die beinahe sein ausschließliches Lebensstudium bildete und die er nur mit knapper Mühe vollenden konnte.“ Einen ersten Theil dieser Arbeit veröffentlichte Pianciani in lateinischer Sprache unter dem Titel: „In historiam creationis mosaicam Commentatio, Neapoli 1851.“ Viel ausführlicher und gründlicher behandelte er sodann denselben Stoff in dem epochemachenden Werke: „Die natürliche Kosmogonie im Vergleich mit der Genesis“, welches einen Wendepunkt auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese bezeichnet [53]). Secchi urtheilt darüber: „In einem Jahrhundert, wo der Menschengeist das einzig wahre Licht, das ihn durch die Finsterniß zu führen vermag, verlassen hatte, um wieder auf den elenden Aberwitz der heidnischen Philosophen zurück zu verfallen, that es noth, von diesem Hauptgesichtspunkte einer gesunden Metaphysik auszugehen und zu zeigen, wie unendlich erhaben die christliche Philosophie in dieser Beziehung über der heidnischen stehe, welch' letztere sich nicht schämte, dem Stoffe die Attribute Gottes, und die Eigenschaften des Schöpfers dem Werke seiner Hände beizulegen. Und diese erhabene Philosophie

Pianciani's Vorliebe für die Naturwissenschaften, die er freilich am liebsten immer im Lichte der Philosophie betrieben wissen wollte, begründete zwischen ihm und Secchi von vorneherein ein natürliches Verhältniß der Sympathie und Geistesverwandtschaft. Die verschiedenartigen Naturerscheinungen mittels geistreicher Combinationen zu vergleichen; von denselben die deckende Hülle abzustreifen, welche dem forschenden Auge des Naturphilosophen ihren innern Zusammenhang verbirgt; die auf den verschiedensten Naturgebieten sich abspielenden Erscheinungen, so heterogen sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, auf einen gemeinsamen Urgrund zurückzuführen und auf diese Weise eine großartige Vogelperspective zu gewinnen, von der aus das ganze große Gebiet der Naturphänomene, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, Molekularkräfte ꝛc., sich nicht mehr als fremdartige Besonderungen, sondern nur als verschiedene Aeußerungen einer einzigen Ursache darstellen: das war der Grundgedanke, welcher Pianciani wie Secchi als das Ideal aller echten Naturbetrachtung vorschwebte. Nicht mit Unrecht rühmt Secchi es seinem Lehrer als „ein außerordentliches Verdienst" nach, daß er „in den theoretischen Anschauungen seinen Zeitgenossen um Vieles voraus war" [49]). Dahin gehört, daß er schon im Jahre 1830 unter Zugrundelegung eines den ganzen Weltenraum erfüllenden Mittels (Aether) die damals noch immer bezweifelte Undulationstheorie des Lichts und der Wärme mit Entschiedenheit verfocht, daß er ferner Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus nur für verschiedene Aeußerungsweisen und Bewegungsformen des Weltäthers erklärte; Anschauungen, welche er im Jahre 1833 in einem eigenen „theoretischen Anhang" zu seinen „Physikalisch-chemischen Vorlesungen" [50]) auch dem öffentlichen Urtheil der Gelehrten unterbreitete. Etwas später erschien das berühmte Werk Grove's über die „Corrélation des forces physiques", von welchem Secchi mit Recht bemerkt, daß dasselbe nur „eine weitere Ausführung jenes Anhanges sei, wenn man von gewissen individuellen, auf Ausschließung des Aethers gerichteten Gesichtspunkten des Autors absieht." Nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit, das ihm später bei seinen eigenen Arbeiten ja auch nicht erspart blieb, fügt Secchi hinzu: „Aber es schwebt wie ein Fluch über unserm allzu knechtisch gesinnten Lande, daß die Wahrheit erst anerkannt wird, wenn sie über Land oder über Meer zu uns herüberkommt; deswegen wird Pianciani freilich unter der Schaar der ersten Verfechter dieser Ideen kaum figuriren dürfen."

Mit hohem Schönheitsgefühl begabt, dazu bis in die letzten Fibern seines Wesens vom Bewußtsein der Allmacht und Weisheit Gottes wie getragen und durchleuchtet, konnte Pianciani häufig „wie ekstatisch vor einer Blume stehen bleiben, oder die Bewegungen eines Thierchens be-

wundernd betrachten“ [51]). Kein Gräschen entging seinem Auge, kein Thierchen ließ er unbeachtet: für alles, was die Natur an großartigen wie unansehnlichen Erscheinungen dem betrachtenden Geiste darbietet, hatte er einen offenen, geraden Sinn. Kraft einer überaus glücklichen Naturanlage war er, wie selten ein Zweiter, befähigt, den prüfenden Blick eines bis in's Einzelne forschenden, zerlegenden Physikers und Chemikers auf die manchfaltigen Naturgegenstände zu richten, ohne sich im poetischen Genuß ihrer wunderbaren Schönheit beeinträchtigen zu lassen. Die gelehrte Forschung war für ihn kein Frühlingsfrost, der die zarte Blüthe frischen Naturgenusses mit eiskaltem Hauche in ihm geknickt oder getödtet hätte. Mit diesem offenen Blick für das Kleinste und Einzelnste verband er eine seltene Universalität des Wissens, das nach Secchi's Ausdruck an's „Encyclopädische“ streifte: „Sein nach dem Encyclopädischen strebender Geist, seine seltene Belesenheit, sein reiches theologisches Wissen drängten ihn wie von selbst zu einer Unternehmung hin, an die nur Wenige mit gleicher, fast spielender Leichtigkeit hätten Hand anlegen können. Ich meine die Betrachtung der Schöpfung in ihrer Gesammtheit, sowie die Beleuchtung des ersten Auftretens von Lebewesen auf unserer Erde, eine Erörterung, wie er sie in seinem schönen Commentar über die ersten Capitel der Genesis angestellt hat“ [52]). Die Wichtigkeit einer solchen Arbeit war für die damalige Zeit so groß, daß Pianciani sie als seine Lebensaufgabe betrachtete. „Auf diese Arbeit,“ heißt es weiter, „warf er sich mit der ganzen Macht seines Geistes, und er war der Erste, der nach dem Wiederaufleben der Physik es unternahm, die Uebereinstimmung von Glauben und Ueberlieferung mit der Wissenschaft darzuthun: eine riesige Aufgabe, die beinahe sein ausschließliches Lebensstudium bildete und die er nur mit knapper Mühe vollenden konnte.“ Einen ersten Theil dieser Arbeit veröffentlichte Pianciani in lateinischer Sprache unter dem Titel: „In historiam creationis mosaicam Commentatio, Neapoli 1851.“ Viel ausführlicher und gründlicher behandelte er sodann denselben Stoff in dem epochemachenden Werke: „Die natürliche Kosmogonie im Vergleich mit der Genesis“, welches einen Wendepunkt auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese bezeichnet [53]). Secchi urtheilt darüber: „In einem Jahrhundert, wo der Menschengeist das einzig wahre Licht, das ihn durch die Finsterniß zu führen vermag, verlassen hatte, um wieder auf den elenden Aberwitz der heidnischen Philosophen zurück zu verfallen, that es noth, von diesem Hauptgesichtspunkte einer gesunden Metaphysik auszugehen und zu zeigen, wie unendlich erhaben die christliche Philosophie in dieser Beziehung über der heidnischen stehe, welch' letztere sich nicht schämte, dem Stoffe die Attribute Gottes, und die Eigenschaften des Schöpfers dem Werke seiner Hände beizulegen. Und diese erhabene Philosophie

entwickelte er, indem er den philosophischen Begriff der Bibel und der Väter mit der erbärmlichen modernen Philosophie der ewigen Atome in Vergleich stellte. . . . Aus der Wissenschaft kann man errathen, welcher Art jenes räthselhafte Licht gewesen sein mag, das auf den allmächtigen Ruf des Ewigen hin auf ein Mal mitten im unermeßlichen Chaos der rohen Materie aufleuchtete; aus der Wissenschaft können wir erfahren, wie die Himmelskörper auf Grund der Gesetze, die der Schöpfer der Materie auferlegte, sich haben von selbst entwickeln können; jene Welten, deren Spuren die Astronomen noch heute in der Gestalt der Nebelflecken oder in den Formen der Planeten wiederzuerkennen glauben"[54]).

Schon aus der Wärme und Liebe, mit welcher Secchi das anziehende Bild seines Lehrers zeichnet, müssen wir auf die Größe des Einflusses schließen, den dieser auf jenen gewann. Secchi's Seele, schon an sich reich begabt und für alles Wahre und Schöne empfänglich, öffnete sich, wie eine Blume, nach ihrer ganzen Weite dem wohlthuenden Geisteswehen, das seitens seines edeln Lehrers unausgesetzt über ihn ging; ein gegenseitiger Austausch und Wechselverkehr, um so inniger und folgenschwerer, als er nicht etwa auf einem conventionellen frostigen Verhältniß von Lehrer und Schüler beruhte, sondern in lebendiger Strömung unmittelbar von Seele zu Seele, von Herz zu Herzen ging und aus dem heiligen Grunde religiösen Glaubens und christlicher Freundschaft entsprang. Nicht auf die Schule allein beschränkte sich indeß dieser geistige Verkehr. „Gelehrt, wie er war," bemerkt Secchi, „an Kenntnissen in Literatur, Naturwissenschaften, Botanik, Mineralogie überaus reich, war er in der Unterhaltung zugleich ergötzlich; er unterhielt sich gern über die wunderbare Ordnung, welche der Schöpfer seinen Werken eingeprägt, die, dem äußern Aussehen nach so fremdartig und besondert, sich dennoch auf wenige, sehr einfache Typen zurückführen lassen . . . . . Seine höchste Freude hatte er an den Grundgedanken, welche die Basis zur Klassification der Naturwesen bilden, sowie nicht minder an dem Anblick der unermeßlichen Zahl von Thieren, welche die Erde bevölkern und die dennoch auf wenige Fundamentalformen zurückführbar sind; denn bald gruppiren sich die Formen symmetrisch um einen Punkt, bald um eine Achse, bald um eine Ebene, während die zahlreichen Abweichungen ihren Grund darin haben, daß gewisse Organe bald mehr, bald weniger entwickelt sind, wodurch denn jene schöne unendliche Manchfaltigkeit hervorgerufen wird, die das Universum belebt. Welchen einfachern Typus könnte es geben, als den der Wirbelthiere, bei denen die unendliche Verschiedenheit lediglich von geringen Modificationen in den Hauptorganen sich herleitet! welchen wunderbarern Typus, als den der Insecten und ihrer Metamorphosen! welchen manchfaltigern, als den der Pflanzen, die auch ihrerseits wieder

auf so wenige einheitliche Formen und in Betreff ihrer Fortpflanzungsorgane und Entwickelung auf so bestimmte Gesetze sich zurückführen lassen, daß sie die zwei äußersten Enden einer unermeßlichen Verschiedenheit mit einer geradezu überraschenden Einheit gewissermaßen zusammenschließen!“ [55]) Was Wunder, wenn Secchi bei solcher Bewandtniß gesteht: „Das sind die Themen, welche oft den Gegenstand der angenehmsten Unterhaltungen ausmachten, bei denen wir jungen Leute begierig an seinen Lippen hingen, während er uns liebevoll den rauhen Pfad der Wissenschaft ebnete“ [56]). In der That finden wir, daß Pianciani bei einem so beschaffenen Wechselverkehr viele seiner Geisteseigenschaften auf seinen talentvollsten und bildsamsten Schüler Secchi sozusagen vererbt hat. Dieser tiefe Natursinn, dem kein Pflänzchen, kein Insectlein zu winzig vorkommt, um es unbewundert oder unbeachtet am Wege liegen zu lassen; dieser durchdringende Scharfblick, dem am großen Ensemble eines Naturphänomens keine, wenn auch noch so unscheinbare Begleiterscheinung entgeht; diese merkwürdige Genialität, welche aus dem vielfarbigen Besondern sofort das allgemeine Gesetz zu erheben, mit überlegener Analysis das Zusammengehörige in seine Bestandtheile zu trennen und das Getrennte wieder zu einer einheitlichen Synthese zusammenzufügen versteht; endlich dieser warme, tiefreligiöse Herzenszug, welcher, an kalter Speculation kein Gefallen findend, überall die Fußstapfen des Schöpfers entdeckt, bewundernd betrachtet, ehrerbietig küßt: alle diese hervorstechenden Züge Pianciani's finden wir in Secchi's Bild getreulich wieder.

Gleichwohl decken sich die beiden Männer nicht vollständig; auch originelle Unterschiede lassen sich nachweisen. Jeder große Mann hat, wie sein charakteristisches Gesicht, so auch seine geistigen Eigenthümlichkeiten, die er mit Keinem theilt. Secchi war scharfsinniger, durchdringender, von schnellerer Auffassung, erfindungsreicher als Pianciani; dagegen verfügte dieser über einen größern Reichthum universalen Wissens, das nicht nur in die Tiefe, sondern auch in die Breite ging, nicht nur die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaften, sondern auch andere Wissenschaften, wie Theologie, Exegese, schöne Literatur und Philosophie ebenmäßig umspannte. Pianciani besaß, wie Secchi es treffend ausdrückt, ein „encyclopädisches Wissen“. Wohl bewandert in Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, Chemie, Geognosie und Geologie, fühlte er sich auch stark genug, neben seinen zahlreichen naturwissenschaftlichen und theologischen Arbeiten noch tiefe philosophische Betrachtungen von unvergänglichem Werthe niederzuschreiben. Seine Abhandlungen über die Art der Verbindung von Leib und Seele, über die Kriterien der Wahrheit, über die Analogie zwischen den physischen und moralischen Gesetzen und vor allem über das Schöne sind geradezu als Muster einer eben so geistreichen

wie tiefen Speculation zu bezeichnen[57]). Daneben hatte er ein ausgebildetes feines Schönheitsgefühl, das in die verborgensten Reize der Poesie mit Leichtigkeit eindrang. Ein seltener Kenner und Liebhaber Dante's, wußte er die Divina Comedia des großen „Theologen unter den Dichtern" von Anfang bis zu Ende auswendig und „declamirte dieselbe mit einem charakteristischen Gefühl, das nur ihm allein eigen war"[58]). Nicht nur verwerthete er an zahlreichen Stellen seiner Werke die herrlichsten Passagen dieses großartigsten Gedichtes des Mittelalters, sondern wir verdanken ihm auch mehrere werthvolle Abhandlungen über die Abfassungszeit und die Philosophie des Gedichtes, wie über den katholischen Geist des Dichters; darunter gehören „zwei geistvolle, auch heutzutage noch lesenswerthe Arbeiten, die darauf ausgehen, die sonderbaren Einfälle eines zwar gelehrten, aber ungläubigen Kopfes, G. Rosetti's, zu bekämpfen, welcher aus Dante eine Koryphäe und einen Vorkämpfer der protestantischen Reformation machen wollte"[59]).

Alle diese Vorzüge Pianciani's gingen übrigens auch an Secchi's Geist nicht ganz ohne Spur vorüber. Wenn er schon den Dante Alighieri nicht auswendig wußte, so war er doch ein warmer Verehrer desselben, den er in seinen Schriften oft genug zu citiren Anlaß nahm. Seine klassische Bildung, die auf jedem Blatte seiner Werke unverkennbar hervortritt, haben wir bereits früher rühmend hervorheben müssen: eine wunderbare Klarheit, gepaart mit maßvoller, von aller Uebertreibung sich freihaltenden Schönheit im Stil, die reife Frucht langjähriger, tiefgehender Studien in den heidnischen Klassikern, zieht sich durch Secchi's ganze Darstellungsweise hindurch, die sich zuweilen sogar bis zu ergreifend schönem, poetischem Schwunge erheben kann. Man möchte darin viele Aehnlichkeit mit dem Stile Alexander von Humboldt's entdecken. Hat Secchi über schöne Literatur uns auch keine Werke hinterlassen, wie sein Lehrer Pianciani, so schimmert doch durch manche seiner literarischen Erzeugnisse, welche übrigens in einer Stärke von ungefähr achthundert Büchern, Broschüren, Abhandlungen, Referaten ungleich zahlreicher als die seines Lehrers sind, das offenbare Talent hindurch, solche Werke gegebenen Falls wenigstens abfassen zu können. Ebenso haben wir schon oben, als wir den Bildungsgang des Secchi'schen Genius näher beleuchteten, darauf hingewiesen, eine wie tiefe Philosophie in seinen schriftlichen Werken steckt, welch' eiserne Logik durch seine Beweisführungen sich hindurchzieht und wie er in kurzen, markigen Sätzen eine Stärke und Kraft der Gedanken zusammenzudrängen vermag, welche nur die Frucht allseitiger philosophischer Bildung sein kann. Ohne Zweifel, auch Secchi war Philosoph, obschon er über Philosophie nichts geschrieben; seine Werke selbst sind eben nichts anderes, als angewandte Philosophie.

Noch in einer andern Richtung unterscheiden sich Pianciani und Secchi geistig von einander. Ersterer war ein Meister in der Synthese, und die Analyse lag ihm ferner, während Secchi mit gleicher Gewandtheit ein Meister beider wissenschaftlichen Methoden war; ein analytisch angelegter Geist ist aber der echte Prüfstein aller wahren Genie's. Die geistige Richtung Pianciani's hat uns Niemand schöner geschildert, als wieder Secchi selbst. „Der Genius Pianciani's," schreibt er, „war nicht so fast auf die Entdeckung gesonderter, als vielmehr auf die Zusammenschürzung zerstreut liegender Wahrheiten gerichtet; die Synthese, dieser echte Schlüssel aller Philosophie, war seine Tendenz. Er war bestrebt, die verborgenen Fäden bloßzulegen, welche die verschiedenen Zweige menschlichen Wissens miteinander verbinden, und darum arbeitete er darauf hin, die naturwissenschaftlichen Wahrheiten erst unter sich, sodann mit den metaphysischen und beide mit den geoffenbarten zu verketten" [60]). Diesen Zug aber hatte Secchi mit seinem Lehrer, wenn auch auf einem beschränktern Gebiete, ohne alle Frage gemein; den glänzendsten Beweis dafür hat er wohl in seinem gelehrten, tiefsinnigen, vielbewunderten Werke über „die Einheit der Naturkräfte" geliefert, worin er mit einer Gelehrsamkeit und Genialität, welche gerechtes Erstaunen erregen muß, die disparatesten Erscheinungen und Verhältnisse der Natur auf bloße Bewegungsformen des Weltäthers zurückzuführen versucht. Mit feinfühligem, wissenschaftlichem Tact, mit regem Beobachtungsgeist, mit einem fast verschwenderischen Erklärungstalent versteht er es, die heterogensten Phänomene ihres widersprechenden Charakters zu entkleiden und ihren gemeinschaftlichen Wesensgrund bloßzulegen. Doch hierüber später ein Mehreres. Worin aber Secchi seinen Lehrer um Manneslänge überragte, das ist sein heuristisches Talent, seine Erfindungsgabe, sein Entdeckungsgeist: seine zahllosen Entdeckungen am Himmel wie seine wichtigen Erfindungen auf Erden, sein berühmter Meteorograph, sein Heliospektroskop und so viele andere von ihm selbst erfundenen Instrumente sind eben so viele Beweise dafür, welche lauter sprechen als Worte.

In Secchi waren drei Männer wie zu Einer Person vereinigt: der Physiker, der Astronom und der Meteorologe. Bildete den ersten Pianciani heran, den zweiten De Vico, also zwei Italiener, so ward der dritte unter dem bestimmenden Einfluß eines Sohnes Nordamerica's, des Washingtoner Meteorologen und Hydrographen F. M. Maury, großgezogen, den wir bald kennen lernen werden. Alle drei Lehrer aber hatte der Schüler binnen Kurzem auf allen Gebieten überflügelt.

IV. Capitel.

In der Verbannung. — Freundschaft mit J. M. Maury in Washington.

Während man in einer stillen, anheimelnden Zelle des Römischen Collegs den jungen Secchi mit allem Eifer den theologischen Studien obliegen sah, bot die äußere Welt zur selben Zeit einen unheimlichen Anblick dar: mit wohl vernehmlichem Tritte polterte damals gerade die europäische Revolution über die Bretter der Weltbühne dahin, um an den morschen Thronen fast aller Könige und Fürsten Europa's mit Erfolg zu rütteln. Auch der Kirchenstaat, dessen Regierung kurz zuvor der milde Pius IX. angetreten hatte, sollte von politischen Wirren, von Aufruhr und Mord nicht verschont bleiben. Zündstoff lag schon seit langer Zeit, besonders aber seit dem Ablauf des Jahres 1847 überall genug aufgehäuft: es bedurfte nur des zündenden Funkens, um die fürchterliche Explosion herbeizuführen. Wir wollen nur die hervorstechendsten Thatsachen anführen und in Kürze die damalige Lage schildern, insoweit sie für die Jesuiten im Allgemeinen und für Secchi im Besondern von entscheidender, durchgreifender Bedeutung war.

Zu einer Zeit, wo ganz Europa, ohnehin in gefährlichem Gährungsproceß, von einem fast schwindelnden Freiheitsgeist ergriffen war, hatte der englische Premierminister Lord Palmerston, ein intimer Freund Mazzini's und Großmeister aller Freimaurerlogen, aus verwerflichen Gründen politischer und religiöser Berechnung ein hohes Interesse daran, die Völker der verschiedenen Staaten Europa's gegen ihre angestammten Herrscher im Geheimen aufzuwiegeln und allerwärts die Revolution zu schüren. Auf die appeninische Halbinsel und den Kirchenstaat, wo er zur Beunruhigung und Aufwiegelung der Massen das geeignete Werkzeug bereits in Mazzini und dessen Spießgesellen besaß, hatte er sein Augenmerk in erster Linie gerichtet. Mit dem ausgesprochenen Zweck, „den bereits entbrannten Aufruhr in Neapel, Rom und Toscana noch mehr anzuschüren,“ [61]) entsandte der englische Premierminister den Lord Minto nach Italien, welch' letzterer in den ersten Tagen des Monates November 1847 in der Hauptstadt der Christenheit eintraf, nachdem er in Oberitalien für die demagogischen Ziele seines Chefs nicht ohne Erfolg gewühlt hatte. Sofort trat er in geheime Verbindung mit dem berüchtigten Volksaufrührer Angelo Brunetti, welcher wegen seiner hinreißenden volksthümlichen Beredtsamkeit beim Volke insgemein Ciceruacchio hieß, und begann unter der mächtigen Hülfe des von diesem

geleiteten Circolo Romano, eines äußerst einflußreichen politischen Vereines der Hauptstadt, das römische Volk im Mazziniſchen Sinne zu bearbeiten und aufzuwiegeln.

Wie bei allen großen Katastrophen, bei denen es in letzter Instanz auf „die Vernichtung des Papstthums“ abgesehen ist, so galt auch im römischen Aufstand der erste Schlag den Jesuiten: große politische oder religiöse Stürme pflegen sich ja seit den letzten drei Jahrhunderten überhaupt stets durch einen erbitterten Kampf gegen die Jesuiten, welcher gewöhnlich mit ihrer Vertreibung endigt, nicht undeutlich anzukündigen. In dem geheimen Instructionsplan, den Mazzini schon im October 1846 aus seiner verborgenen Brutstätte in Paris an alle Geheimbündler des Erdkreises versandte, hieß es ausdrücklich: „Die geistliche Gewalt ist personificirt in den Jesuiten; der Haß, der sich an diesen Namen knüpft, ist bereits eine Macht für die Socialisten. Benutzet diese Macht! . . . Stiftet Vereine, stiftet Vereine! In diesem Worte liegt alles. Die geheimen Gesellschaften geben der Partei, welche sich auf sie stützen kann, eine unwiderstehliche Macht. Vermöge dieser Mittel werden die Gesinnungsgenossen zu ihrem Erstaunen sehen, wie Könige, Adelige, Reiche und Priester, welche das Fachwerk des alten socialen Gebäudes bildeten, bloß vor der Gewalt der öffentlichen Meinung davonfliehen. Also nur Muth und Ausdauer!“ [62]) Inzwischen war der „Sonderbund“, welchen die katholischen Cantone der Schweiz zu gegenseitigem Schutz und Trutz mit einander geschlossen hatten, um dem jesuitenscheuen schweizerischen Radicalismus zum Trotz, selbst mit den blutigen Waffen in der Hand, ihr gutes Recht und ihre verfassungsmäßige Freiheit bei der Anstellung von Jesuiten an ihren Erziehungs- und Lehranstalten zu verfechten, am 24. November 1847 von der überlegenen Streitmacht der protestantischen Cantone auf's Haupt geschlagen und völlig niedergeworfen worden. „Als die Kunde davon nach Rom kam,“ erzählt Sporschil, „sammelte am 3. December 1847 gegen sieben Uhr Abends sich eine gewaltige Volksmenge auf der Piazza del Popolo, zog mit brennenden Fackeln unter klingendem Spiel mit den Fahnen der sämmtlichen italienischen Staaten vor den Palast, den der schweizerische Geschäftsträger bewohnte, und brachte ihm ihr Jubelgeschrei dar. Alle Häuser der Straßen, durch welche der jubelnde Zug kam, wurden glänzend erleuchtet“ [63]). Aus diesem einzigen Vorfall, über welchen Pius IX. einige Tage später dem römischen Volke in officieller Form sein allerhöchstes Mißfallen ausdrücken ließ, läßt sich der reißende Erfolg beurtheilen, den die mit großer Verschlagenheit in Scene gesetzten Aufwiegelungsversuche Brunetti's, Mazzini's, Minto's u. s. w. bereits erzielt hatten.

Auch die Abneigung und der Haß gegen die Jesuiten fing nach und nach an, sich bei einem großen Theil der irregeleiteten Bevölkerung

Roms mit Nachdruck geltend zu machen. Unabläſſig redete man dem bethörten Volke ein, wie gerade die Jeſuiten dem berechtigten Freiheitsdrang der Römer feindſelig gegenüberſtänden, wie ſie die heilſamen Reformen und conſtitutionellen Garantieen, nach denen das Volk in geſetzlichem Verlangen ſchmachte, auf alle mögliche Weiſe zu hintertreiben ſuchten, kurz, wie ſie ſich als die ärgſten Feinde des Volkes geberdeten und den gefährlichſten Hemmſchuh für den politiſchen Fortſchritt der Völkerbefreiung abgäben. Wie verleumderiſch und unwahrſcheinlich auch alle dieſe mit großer Beſtimmtheit vorgebrachten Anſchuldigungen klingen mochten, nach und nach blieb in ſchwachen Gemüthern und unklaren Geiſtern um ſo eher etwas hängen, als die unerſchütterlich feſte Beſtimmtheit, mit der ſie dem Volke ſtets und ſtets wieder in Zeitungen, Placaten und Volksverſammlungen vorgetragen wurden, jeden Zweifel an der Wahrheit dieſer Anklagen auszuſchließen ſchien. Gleichwohl waren die großen Maſſen der Bevölkerung doch noch nicht in dem Maße zum Losſchlagen gegen die gefürchteten Ordensmänner gewonnen, daß die Demogogenführer ſchon jetzt die Verwirklichung ihrer Umſturzpläne erhoffen durften; es mußte deshalb mit andern Mitteln, die ihre einſchneidende Wirkung ſelten zu verfehlen pflegen, verſucht werden. Mit allen Mitteln der Verleumdung arbeiteten die geheimen Clubs, welche mit ſtaunenswerthem Organiſationstalente das Netz der Verführung in allen Richtungen über das arme Volk ausgeworfen hatten, unabläſſig dahin, vorderhand die Jeſuiten in den Augen der achtbaren Bürger verhaßt zu machen, ihnen die Popularität zu rauben und ſo ihren gefürchteten Einfluß auf die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu brechen. Wie auf ein gegebenes Signal ward die Stadt mit Pamphleten und Schmähſchriften gegen die Schulen des römiſchen Collegs, in welchem Secchi zum Zwecke ſeiner theologiſchen Ausbildung ſich damals gerade aufhielt, auf ein Mal überſchwemmt. Ein ſchlaues, vielleicht allzu ſchlaues Manöver! Würde es gelingen, ſo calculirten die Umſturzmänner des Circolo Romano, durch Einſchüchterung und Verleumdung bei dem eben beginnenden Schuljahr (November 1847) die ſonſt nach Tauſenden zählende Anzahl der die Anſtalt beſuchenden Schüler auf ein Minimum herabzumindern, ſo würde es mit dem Hinweis auf die eingetretene Unpopularität der Jeſuiten hernach ein leichtes Spiel ſein, den ſittigenden Einfluß derſelben auf ſo viele jugendliche Herzen durch Schließung ihrer Schulen zu beſeitigen. Doch diesmal verfingen dieſe plumpen Verdächtigungsverſuche beim Gros des Volkes nicht; anſtatt daß die Schülerzahl abgenommen hätte, nahm ſie gerade in dieſem Jahre beträchtlich zu und „nicht wenige Väter, die ſonſt in den Häuſern der Jeſuiten nicht geſehen wurden, führten ihre

Söhne selbst in das Collegium und übergaben sie den Lehrern mit lauten Versicherungen ihres Zutrauens“ [64]).

Die revolutionäre Canaille verzagte indeß nicht so leicht: die Jesuitenhetze ward nicht aufgehoben, sondern nur bis zu einem günstigern Anlasse aufgeschoben. In den geheimen Brutstätten der Clubs ward insgeheim mit zäher Ausdauer und eiserner Energie weiter agitirt. Auf den Straßen begann man (27. December 1847) schon laut neben einem „Laienministerium“ auch die Vertreibung der Jesuiten gebieterisch zu fordern. Letztere hingegen empfingen seitens des hart bedrängten Pius IX., welcher der „letzte Jesuit“ war, den man zu vertreiben und zu entthronen gedachte, immer wieder neue Beweise seiner väterlichen Liebe und Fürsorge, so namentlich noch zum Jahresschlusse (31. December 1847), wo der Papst trotz der eindringlichsten Abmahnungen seitens seiner hohen Umgebung dennoch in der Jesuitenkirche al Gesù erschien und es sich, obschon unpäßlich, nicht nehmen ließ, das feierliche Te Deum zur Danksagung für die während des Jahreslaufes empfangenen Wohlthaten anzustimmen. Am 2. Januar 1848 indeß getraute sich schon eine Stimme mitten im Theater von den Tribünen herab ein lautes: „Tod den Jesuiten!“ erschallen zu lassen. Es kochte und gährte allenthalben; man verspürte unter den Füßen das unterirdische Zittern des vulcanischen Bodens, der jeden Augenblick bereit schien, einen grauenvollen Schlund zu öffnen und auf das Fachwerk der alten politischen Ordnung, die in ihren tiefsten Grundvesten wankte, Tod und Verderben auszuspeien. Wie die Hauptstadt des Kirchenstaates, begannen auch die Provinzen allmälig in Unruhe und Gährung zu gerathen; die ersten Gewaltthätigkeiten richteten sich auch hier, wie in Rom, gegen die Gesellschaft Jesu. Ein fieberhaftes Jagen und Treiben ließ die aufgeregten Geister gar nicht mehr zur Ruhe kommen. Gewaltact auf Gewaltact folgte. Die Jesuiten in Faenza und Fano mußten bereits im Laufe des Monats Februar 1848 wegen der tumultuarischen Ausschreitungen des Pöbels, durch welchen nicht nur ihr Hab und Gut, sondern auch ihr Blut und Leben gefährdet war, der Gewalt weichen und ihre Häuser räumen.

Mittlerweile kam ein politisches Ereigniß von unberechenbarer Tragweite den ungestümen Bestrebungen der Umsturzmänner Jungitaliens in unerwarteter Weise zu Hülfe. Der Bürgerkönig Louis Philippe von Frankreich ward am 23. auf den 24. Februar 1848 vom Throne gestürzt und entkam mit genauer Noth nach England. Die Nachricht hiervon rief ein frenetisches Jubelgeschrei in den revolutionären Kreisen Rom's hervor. Durch dieses unverhoffte Ereigniß sowie durch die gleichzeitigen Aufstände und allgemeinen Volkserhebungen, die sich nun in den übrigen Staaten Europa's Schlag auf Schlag folgten, frecher und kühner gemacht,

bedrängten die römiſchen Volksaufrührer Pius IX. immer härter und härter, und zwangen ihn, am 15. März endlich dem Volke eine Conſtitution zu geben, bei deren Feſtſetzung er bis an die äußerſten Grenzen des Möglichen gegangen war. Aber den Radicalen ging der Entwurf noch lange nicht weit genug, ſo daß der ſo milde und doch wieder ſo entſchiedene Papſt, wenn er nicht mit ſeinem Gewiſſen in Conflict gerathen wollte, ſich ſchließlich gezwungen ſah, den habgierigen Wünſchen eines entarteten Volkes ſein berühmtes: „Non posso, non debbo, non voglio“ entgegenzuſtellen. Daß Pius IX. ſo entſchieden weitergehende Anträge zurückwies, daß er eine ſo feſte, unbeugſame Sprache führte, daß er ſeinen Unterthanen ſo freimüthig ihre ungerechten Forderungen verwies, es wurde den Jeſuiten Schuld gegeben. Man redete es ſich ſelber ein und log es dem Volke vor, daß der heilige Vater nur eine Marionette in den Händen der Jeſuiten ſei, welche auf den Gang der politiſchen Verwaltung und Regierung größern Einfluß, als der Papſt ſelber, ausüben ſollten. Um jeden Preis mußten deshalb zunächſt die Jeſuiten fallen: dies war eine im Circolo Romano beſchloſſene Sache. Eine Aufhebung des Ordens durch den Papſt ſelber, wie ſolches Clemens XIV. einſt den bourboniſchen Höfen zu Liebe gethan, war ſchon allein bei den guten Beziehungen, die Pius IX. mit dem Jeſuitenorden pflog, nicht zu erwarten, ganz abgeſehen von dem heroiſchen Gerechtigkeitsſinne, der dieſen großen Papſt von jeher beſeelte. So mußte es denn auf dem Wege der Gewalt verſucht werden; Gewalt ging vor Recht. Zum Zwecke der allmäligen Anbahnung von Gewaltmaßregeln konnte aber nichts förderlicher ſein, als vor den verſchiedenen Jeſuitenhäuſern Roms große Volksdemonſtrationen und nächtliche Ruheſtörungen zu veranſtalten. Es lag Syſtem und Strategie in dem klug ausgeſonnenen Vernichtungsfeldzug gegen die römiſchen Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu.

„Alle vierzehn Tage, gewöhnlich an einem Dinstage, mußte irgend eine Kundgebung geſchehen. In der Nachtzeit kamen wilde, durch Geld und Wein erkaufte Haufen des elendeſten Geſindels und riefen: „Entfernt euch alle aus dieſem Hauſe, ſonſt wird es in Brand geſteckt!“ Dann kamen andere Ausrufungen, wie Viva Gioberti! Viva Ganganelli![65]) Doch führten dieſe nächtlichen Ruheſtörungen, von denen geiſtliche und weltliche Behörden gleich erfolglos abmahnten, noch zu keinem Ergebniß; ein Edict des Cardinalvicars und eine Proclamation der Regierung, worin man das Volk mahnte, den geſetzlichen Weg nicht zu verlaſſen, die Häuſer der Religioſen nicht zu beunruhigen, und etwaige Anklagen wieder dieſelben vor die competente kirchliche Behörde zu bringen, wurden von den Straßenecken abgeriſſen. Unterdeſſen liefen raſch nacheinander die Nachrichten von der Vertreibung der Jeſuiten aus Fano, Faenza, aus ganz

Savoyen, Piemont und Sardinien ein und steigerten die Pöbelwuth gegen die ein Mal in Acht und Aberacht erklärten wehrlosen Väter auf das Höchste. Bald wurden auch in Rom schon einzelne Jesuiten auf den Straßen und unter den Augen der Bürgerwehr verhöhnt; ja außerhalb der Thore wurden einige Ordensmänner, die nach Rom reisten, darunter ein Fürst Altieri, mißhandelt. Schon in den Faschingstagen war vor dem Römischen Colleg ein Aufzug veranstaltet worden, bei welchem selbst die religiösen Ceremonien herabgewürdigt waren. Es war ein Leichenconduct dargestellt; auf einer Bahre trug man die eben verschiedene Compagnia di Gesù, dabei ward das Miserere und De profundis unter Begleitung der abscheulichsten Fratzen gesungen. Als nun vollends am 13. Februar Morgens die Nachricht anlangte, daß die Jesuiten auch aus Neapel vertrieben, da waren die Radicalen in Rom ihres Sieges so gewiß, daß sie Tags darauf (es war wiederum ein Dinstag) durch gedruckte Anschlagzettel den Aufruf erließen: „Heute Nachmittag um vier Uhr mögen sich alle Patrioten im Café Nuovo versammeln, um den hochwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu das Abschiedsgeleite zu geben." Wirklich versammelten sich zu dem „Congedo" eine große Schaar in- und ausländischer „Patrioten" und setzten sich Schlag vier Uhr nach dem Platze del Gesù in Bewegung. Aber Pius IX. hatte von dem Vorhaben Kunde erhalten und war ganz unbemerkt um drei Uhr nach Sanct Peter gefahren. Er traf bei seiner Rückkehr auf dem Platze vor der Jesuitenkirche punkt vier Uhr ein, wo gerade die patriotische, gegen wehrlose Männer bewaffnet ausziehende Heldenschaar im Anmarsche war. Mit einem Blick übersah er die wogende Masse: tausendstimmiges Hoch erscholl; Alles drängte sich zu seinem Wagen; die Meisten, die nicht eigentlich gewußt hatten, was sie thun sollten, folgten ihm bis auf Monte Cavallo; das „Tod den Jesuiten!" ward erstickt durch das: „Es lebe Pius IX.!" Das Abschiedsgeleite war vergessen. Die Anführer des Zuges sahen sich bald allein auf dem Platze und folgten mißmuthig der jubelnden Menge nach. Diesmal hatte die moralische Macht des Papstes und wohl nicht minder die drohende Haltung der unter den Waffen stehenden Trasteveriner, die, wie ein guter Theil des Volkes, noch nicht vergessen hatten, was die Väter im Cholerajahr 1837 ihnen geleistet, den Sturm beschworen" [66]).

Aber das war jetzt schon jedem weitblickenden Auge klar: auf die Dauer vermochte Pius IX. die gegen den Jesuitenorden entfesselte Wuth nicht im Zaume zu halten. Während die anständigern Elemente der Hauptstadt in stummer Resignation ihre Hände unthätig in den Schooß legten und die aufgeregten Meuterer ganz und gar gewähren ließen, bewiesen einzig und allein die wackern Einwohner jenseits der Tiber, die Trasteveriner, welche, nach ihrem Muthe zu schließen, sich mit Recht für

unvermischte echte Abkömmlinge der alten Römer ausgeben, einige Rührigkeit und Tapferkeit in der Vertheidigung der wehrlosen Jesuiten; bei der Kunde, es stehe seitens der revolutionären Bande des Nachts ein Ueberfall des Profeßhauses der Jesuiten bevor, erschienen sie wieder in großer Anzahl bewaffnet auf dem Platze und hielten so die Unternehmungslust des römischen Pöbels in Schranken. Indeß ließ die Klugheit es dem Jesuitengeneral P. Roothan selber als rathsam erscheinen, schon zum voraus die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für eine eventuelle Abreise aller römischen Ordensmitglieder zu treffen. Der Provinzial der römischen Ordensprovinz zeigte sich Pius IX. gegenüber, um diesem weitere Verlegenheiten zu ersparen, sogar erbötig, schon jetzt alle römischen Häuser räumen und die Insassen in's Exil ziehen zu lassen. Als aber der Papst voll Betrübniß erwiderte: „Also auch ihr wollt mich verlassen, der ich von Allen im Stiche gelassen bin," nahm er sein Anerbieten wieder zurück und erklärte, der Orden wolle dem Wunsche Seiner Heiligkeit gemäß so lange in Rom aushalten, als es nur eben gehe. Aber die drohende Haltung der Jesuitenfeinde nahm einen immer gefährlichern Charakter an. Wer es öffentlich wagte, den Orden zu vertheidigen, hatte Mißhandlungen zu gewärtigen; ja man scheute sich nicht, mit einem blutigen Bürgerkrieg zu drohen, der entbrennen würde, wenn die Jesuiten nicht verjagt würden. Als Pius IX. sich außer Stande sah, Leib und Leben und Eigenthum des bis auf den Tod gehaßten Ordens vor der Volkswuth länger zu schützen, willigte er endlich schweren Herzens in den Vorschlag seines Polizeiministers Galetti ein: es sei der Gesellschaft Jesu der Rath zu ertheilen, ihren Verband einstweilen aufzulösen, bis wieder günstigere Zeiten eintreten würden. Am selben Tage (28. März 1848), wo der Cardinal Castracane mit dieser Beschlußfassung vor dem General P. Roothan im Profeßhause erschien, ward sogleich vom Rathe der Jesuiten die Auflösung sämmtlicher Ordenshäuser in Rom verfügt; nach Verfluß von kaum zwei Tagen waren dieselben von ihren Insassen geräumt.

Jedoch sollte vor der Abreise in's Exil gerade das Haus, in welchem der junge Secchi weilte, noch der Schauplatz einer stürmischen Scene werden. Obschon die eigentlichen Rädelsführer es in ihrem eigenen Interesse für angezeigt erachteten, die berühmteren Professoren des Römischen Collegs, wie: Perrone, Passaglia, De Vico, Patrizi, Pianciani, Marchi und auch Secchi selber [67]), der Anstalt als Lehrkräfte zu erhalten, so hatte die Sturmfluth doch schon an zu vielen Stellen die Dämme durchbrochen, als daß man hätte hoffen dürfen, der revolutionäre Strom werde im regelrechten Flußbette seinen Gang einhalten und in Ruhe verfließen. Es war am 28. März gegen Abend, also am selben Tage, an

welchem der Ordensgeneral die Räumung aller Jesuitenhäuser angeordnet hatte. Ein ungeheuerer Pöbelhaufen rottete sich vor dem Römischen Colleg zusammen und begann ein wüstes Gejohle. Immer drohender wird seine Haltung und unter dem Rufe: „Nieder mit den Jesuiten, fort mit diesen Feinden der öffentlichen Ordnung" zertrümmerte der Janhagel mit einem wahren Steinregen sämmtliche Fenster des Collegs. Des andern Morgens waren alle Thüren des großen quadratförmigen Gebäudes, sowie auch die anstoßende Kirche des h. Ignatius geschlossen. Die Jesuiten selbst aber entfernten sich je zwei und zwei nach Civitavecchia, wo sie sich einschifften [68]).

* * *

So sehen wir denn unsern P. Angelo Secchi an der Seite seines Begleiters in stummer Resignation nach der Hafenstadt Civitavecchia wandern, um in fremdem Lande ein dankbareres, besseres Heim zu finden. Der Schmerz über die gewaltsame Trennung ward ihm versüßt durch die Anwesenheit lieber Lehrer und Freunde, mit denen er das gleiche Schicksal theilte. Aber welche weitere Schicksale harrten seiner im Exil? Wird es ihm je wieder vergönnt sein, in den herrlichen Tempel der Wissenschaft, als welchen das Römische Colleg sich ihm darstellte, zurückzukehren? Oder wird eine noch unbekannte Fremde sein Grab werden? Er wußte es nicht: unter frommem Gebet ergab er sich vertrauensvoll in die gütigen Vaterhände Desjenigen, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt. Unser fleischliches Auge sieht mit Bedauern den hoffnungsvollen Gelehrten aus der Hauptstadt der Christenheit, aus dem Centrum von Wissenschaft und Kunst von dannen ziehen; aber im verklärenden Lichte des Glaubens, welcher eine liebevolle und milde Führung und Wegweisung der göttlichen Vorsehung anerkennt und still anbetet, muß uns die Verbannung Secchi's als eine echte That Gottes erscheinen, welche von den herrlichsten Folgen begleitet war. In der That führte die göttliche Vorsehung den gelehrten Ordensmann hohen Zielen entgegen, deren Verwirklichung wir ohne Bezugnahme auf diesen außerordentlichen Zwischenfall billig bezweifeln, sicher aber nicht verstehen könnten. Treffend bemerkt rücksichtlich dieses für Secchi's Person gewiß recht empfindlichen Schicksalsschlages der Director der Sternwarte auf dem Römischen Capitol, Professor Respighi: „Es ereignet sich nicht selten, daß unter der Hülle eines persönlichen oder öffentlichen Vorkommnisses, das im Uebrigen mit allen Zeichen einer großen Calamität ausgerüstet erscheint, sich gerade eine jener vielen providentiellen Schickungen verbirgt, welche der Verwirklichung eines hohen und erhabenen Zieles entgegenführen. Wie manche der Angehörigen und Freunde des P. Secchi

mögen, als sie ihn so verlassen und elend von seinem vaterländischen Boden, von seinen Lieblingsstudien und von seiner ganzen glänzenden Zukunft Abschied nehmen sahen, dieses sein unverdientes Geschick bejammert und beweint haben, ja vielleicht in Gedanken unter den traurigsten Vorahnungen ihm auf dem Wege seines Exils vorausgeeilt sein! Aber nein! Secchi verließ Italien nicht elend und arm, um auf fremder Erde sich ein Asyl zu suchen; er ging hinweg, reich beladen mit Reichthümern des Geistes, mit einem umfassenden Genie, mit tiefen Kenntnissen und mit einer außergewöhnlichen Liebe zur Wissenschaft und Arbeit. Er wanderte nicht in fremdes Land, weil die Wissenschaft sein Vaterland war; und zum Glück geleitete ihn das Schicksal gerade in jene Gegenden, wo die von ihm mit Vorliebe gepflegten Wissenschaften tiefe Wurzeln geschlagen hatten, sich der üppigsten Blüthe erfreuten; in jene reichen Gegenden, aus denen er binnen kurzer Frist wieder zu uns zurückkehren sollte, nicht zwar mit Gold, sondern mit viel kostbarern Gaben beladen, nämlich mit einem ungeheuern Schatze von Tugend und Wissen“ [69]).

Während viele Ordensbrüder Secchi's den freiheitssinnigen Vereinigten Staaten Nordamerica's zusteuerten, stand er selbst im Begriffe, sich nach dem gastlichen England einzuschiffen. Unter der großen Schaar von Verbannten befanden sich auch seine geliebten Lehrer P. Pianciani und P. De Vico. Letzterer fand zunächst in Paris bei den hervorragendsten Celebritäten der damaligen Zeit, Fr. Arago und Biot, gastliche Aufnahme, ehrenvolle Behandlung. Insbesondere zeigte sich Biot voll der aufrichtigsten Theilnahme für das Loos des schwächlichen, nur der Astronomie lebenden De Vico. So froh Ersterer war, den großen Kometenentdecker kennen zu lernen, so mißstimmt war er über den Anlaß dieses an sich willkommenen Besuches. Grüßend streckte er dem Jesuiten bei seiner Ankunft die Rechte entgegen, drückte sie herzlich und sprach unter offenbarer Anspielung auf die römischen Verhältnisse flüsternd: „Wie freue ich mich so herzlich, Sie vor mir zu sehen, und wie freue ich mich doch wieder nicht, Sie zu sehen!“ [70]) Nicht minder herzliche Huldigungen empfing De Vico bald darauf in England und Nordamerica, bis wohin der Ruf seines Namens bereits gedrungen war. In den Vereinigten Staaten Nordamerica's gedachte er sich sodann bleibend niederzulassen und unternahm zu dem Zwecke große Reisen zuerst in America selbst, kehrte dann, um eine Anzahl italienischer Ordensbrüder abzuholen und nach den Vereinigten Staaten zu befördern, nach Europa zurück, wo er abermals durch England und Frankreich zog. Doch so große Strapazen und die ungewohnte Lebensweise hatten die Kräfte des schwächlichen Astronomen erschöpft: er starb, erst 43 Jahre alt, am Typhus, den 15. November 1848 in London. J. Herschel setzte ihm in einem be-

geisterten Artikel der Monthly notices of the astronomic society 1848 ein bleibendes Denkmal[71]). Wer dem jungen P. Secchi in Voraussicht all' dieser Ereignisse damals zu Civitavecchia prophezeit hätte, daß er in etwas mehr als über Jahresfrist als Nachfolger des berühmten P. De Vico nach Rom zurückkehren werde, dem hätte er ohne Zweifel mit einem ungläubigen Kopfschütteln geantwortet. Gottes Wege sind wunderbar; sie sind andere als der Menschen Wege. Doch begleiten wir unsern Angelo Secchi in sein Exil.

Die Seereise nach dem gastlichen Albion ging ohne Unfall von Statten. Nach der Landung führte die Reise ihn nebst vielen Leidensgenossen nach Stonyhurst, woselbst die Gesellschaft eines ihrer blühendsten Häuser besaß. Hier sollte der hoffnungsvolle junge Priester die kurze Zeit seines Aufenthaltes dazu benutzen, seine beinahe beendigten, durch die Revolution gewaltsam unterbrochenen Studien in der Theologie wieder aufzunehmen[72]), die er erst in Nordamerica durch ein glänzendes Examen ad gradum vollendete.

Schon zu Rom war Secchi am 12. September 1847 durch den Vicegerent Monsignore Canoli zum Priester geweiht worden. Tief durchdrungen von der Heiligkeit seines Berufes, hatte er damals unter beständigen Gebetsübungen und heißen Seufzern zu dem „Vater aller Lichter" sich auf die heiligen Weihen vorbereitet. Er wußte ja, was es heiße, unter Verachtung aller Güter, welche die Welt mit verlockenden Anpreisungen einem glänzenden Genie verführerisch bietet, sowie unter gänzlicher Verzichtleistung auf den individuellen Eigenwillen sich ganz und gar in priesterlichem Leben Gott dem Herrn zu weihen, nichts in und neben sich zu dulden, was den Alleinbesitz Gottes in ihm gefährden oder beeinträchtigen könnte. Wie kam ihm jetzt das tröstliche Bewußtsein, Priester der Gesellschaft Jesu zu sein, so schön zu Statten! Wie mußte er Trost und Muth im Gedanken schöpfen: für Gott leide ich, für Gott will ich sterben. Das betrachtende Gebet, das er eifrig pflegte, und aus dem er in der Verbannung Linderung und in seinem spätern Leben immer neue Kraft und Begeisterung für sein großartiges Wirken sog, läuterte und stärkte seine Seele im Hinblick auf die Mißgunst und Schlechtigkeit seiner Zeit, gab ihm frischen Muth im Angesichte der mancherlei Gefahren und Versuchungen, denen auch das edelste Priesterherz ausgesetzt sein kann. Die Waffe des Gebetes machte ihn stark, das Gebet führte ihn bei Anwandlung von Mißmuth zum Siege, und in Kraft des Gebetes fühlte er sich im Priester- und Ordensstande trotz Verfolgung und Verbannung überaus glücklich.

Mit der in Aussicht stehenden Absolvirung seiner theologischen Studien sah Secchi sich seinen Lieblingsstudien, Physik und Mathematik,

denen er bis dahin nur mit halber Kraft sich hatte widmen können, zurückgegeben. Die glänzende Laufbahn der Wissenschaft stand ihm offen. Zunächst ward ihm ein Lehrstuhl für Mathematik in einem Jesuitencolleg Nordamerica's zugedacht. Freudig folgte er dem ehrenvollen Rufe nach Georgetown bei Washington, wo die Jesuiten eine Universität und eine Sternwarte besaßen. Mit noch zwanzig andern Ordensbrüdern, darunter auch sein Lehrer P. Pianciani, schiffte er sich zu Liverpool den 24. October 1848 nach Nordamerica ein, wo er den 19. November desselben Jahres glücklich landete. „Mit starkem Muthe, sprühend von Geist," so schildert der Astronom Cacciatore die Reise schön, „durchschiffte P. Secchi das Weltmeer, voll Freude darüber, daß er sich nun ganz seinen Lieblingsfächern widmen könne. Wie er an der americanischen Küste landete, da erweiterte sich seine Seele, gleich den unermeßlichen Steppen jenes Erdtheils, nach ihrer ganzen Expansion und Ausdehnung, und von diesem Augenblicke an hatte er nichts Wichtigeres zu thun, als die Wunder der Schöpfung, die Unermeßlichkeit des Weltenraumes und alle Theile des Universums zu erforschen" [73]). An der Spitze der Georgetowner Sternwarte stand damals gerade P. Curley, welcher das Observatorium mit ebenso großem Eifer als Sachverständniß zu leiten verstand. Obschon Secchi seinen Lebenslauf auch jetzt noch in nichts weniger als in eine fachmännische Betreibung der Astronomie zu setzen willens war, so fügte es die göttliche Vorsehung dennoch, daß er dem Astronomen der dortigen Sternwarte bald als Coadjutor beigegeben wurde. So hatte er denn Gelegenheit genug, um sich in die theoretische wie praktische Astronomie einläßlicher einzuarbeiten und sich in Behandlung der Instrumente u. s. w. wenigstens so viele Kenntnisse zu verschaffen, als erforderlich war, um bei seiner demnächstigen unverhofften Berufung nach Rom als Professor der Astronomie und als Director der Sternwarte mit Ehren bestehen zu können.

Daß Secchi schon als Coadjutor des P. Curley wegen seiner astronomischen Forschungen und Rechnungen viel von sich reden gemacht habe, wie viele seiner Panegyriker und jüngst noch Professor Manuelli in Reggio behauptet haben [74]), ist gänzlich unbegründet. Vielmehr steht fest, daß er nach seiner erst in Georgetown erfolgten Promotion zum Doctor der Theologie eine Zeit lang mit dem Unterrichte in der Physik betraut wurde [75]), welche er stets als sein Hauptfach betrachtete. „Es ist eine historische Ungenauigkeit," bemerkt daher mit Recht eine der geachtetsten Zeitschriften Italiens, „daß Secchi schon als Assistent des P. Curley seine ersten astronomischen Probearbeiten geliefert und bereits in America sich den Ruf eines tiefen Kenners des Himmels erworben habe. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß er vor seiner Ernennung zum Nachfolger

des P. De Vico sich lediglich mit Mathematik und insbesondere mit Physik, in welch' letzterer Wissenschaft er es bei seiner Passion und Geschicklichkeit für dieselbe wirklich zu etwas Großem brachte, abgegeben hatte. Gerade hierdurch gewann er ja jene erstaunliche Fertigkeit in der Physik des Himmels, auf deren Boden sich seine astronomischen Leistungen vorzugsweise bewegten" [76]). Wenn Secchi trotzdem vom ersten Tage der Uebernahme der Direction des römischen Observatoriums unter der Schaar der hervorragendsten Himmelsforscher sich glänzend hervorthat, so müssen wir den Mann nur um so aufrichtiger bewundern und gestehen, daß er ein geborener Astronom, ein Astronom von Gottes Gnaden gewesen sei.

Gelegentlich seines Aufenthaltes im Georgetown-College machte Secchi die Bekanntschaft eines Mannes, der für seine spätern meteorologischen Arbeiten von großer, geradezu entscheidender Bedeutung werden sollte; es war dies der berühmte Hydrograph, Astronom und Capitain F. M. Maury in Washington. Bald verwandelte sich die Bekanntschaft in aufrichtige Freundschaft. Maury verstand es, den gelehrten Jesuiten an sich zu fesseln, während dieser hinwieder mit lebendigem Interesse den gelehrten Auseinandersetzungen seines Freundes lauschte. Der Washingtoner Gelehrte befruchtete Secchi's Geist mit den kühnsten Entwürfen für die Zukunft, und wurde der Urheber von dessen großer Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Meteorologie. Maury's Entdeckungen in der Physik des Meeres und der Luft waren damals für die Meteorologie bahnbrechend, da diese Wissenschaft von jetzt ab nicht nur mehr mit der Climatologie einzelner Länderstriche sich befaßte, sondern die Wettererscheinungen vom universalern Standpunkte der allgemeinen Physik der Luft, der Luftströmungen und des Wanderns der Stürme auffaßte. Er war es, der ein ungeheueres Beobachtungsmaterial über die Drehung der Winde auf dem Ocean sammelte und aus mehrern Millionen Daten „mit Hülfe einer scharfsinnigen Methode" die verschiedenen Windgesetze ableitete [77]). Secchi's Hauptsorge zunächst war, Maury's Grundsätze mit nach Europa zu nehmen und zu Gunsten der Voraussage des Wetters unter seinen Landsleuten zu verbreiten. „Der Verfasser befand sich," bemerkt er irgendwo, „gerade in America, als Maury seine großen Entdeckungen machte. Er sah seine Methoden, sammelte selber aus dessen eigenem Munde die Ideen desselben und ließ es sich angelegen sein, seinen Landsleuten bei seiner Rückkehr (aus der Verbannung) in einer Denkschrift (Annali di Tortolino T. IV. 1853) darüber Kenntniß und Aufschluß zu geben" [78]).

Secchi's Aufenthalt in den Vereinigten Staaten Nordamerica's war von kürzerer Dauer, als er selbst vielleicht erwarten mochte. Das

unfreiwillige Exil sollte ein unverhofft rasches Ende erreichen. Französische Truppen hatten nämlich unter der Führung des Generals Oudinot den Greueln der römischen Anarchie mit nachdrücklicher Waffengewalt ein jähes Ende bereitet[79]) und schon im Jahre 1849, als der Papst Pius IX. noch immer im fernen Exil von Gaëta einstweilen zu verbleiben für gerathener hielt, trat die von der Acht gelöste Gesellschaft Jesu in Rom wie in den Provinzen wieder in den Vollbesitz ihrer Rechte, Privilegien, Häuser, Kirchen, Collegien ein. Auch die Sternwarte des Römischen Collegs, die durch den Wegzug De Vico's und seiner Gehülfen verödet und verwaist dastand, versprach für die nächste Zukunft schon das frischeste Leben zu entfalten. Inzwischen ward P. Secchi von seinen Oberen aus America zurückberufen. Schon am 21. September 1849 schiffte er sich wieder nach Europa ein und langte glücklich in Stonyhurst an, woselbst er privatim für sich mit größtem Eifer Mathematik trieb und mit mehrern Astronomen Englands Beziehungen anknüpfte[80]). Dem Wunsche des sterbenden De Vico entsprechend ward er endlich zum Director der Sternwarte und Professor der Astronomie am Römischen Colleg ernannt. Seine neue Wirksamkeit begann mit dem Jahre 1850. „Als er die Sternwarte übernahm," schreibt die „Kölnische Zeitung" (a. a. O.), „war er in der wissenschaftlichen Welt so gut wie ganz unbekannt und man zweifelte sehr, ob der als Forscher wie als Mensch gleich hoch stehende De Vico einen würdigen Nachfolger erhalten habe. Wenige Jahre vergingen und der Ruhm der Sternwarte zu Rom war nicht nur erhalten, sondern beträchtlich vermehrt worden."

V. Capitel.

Secchi's erste Arbeiten. Die neue Sternwarte.

Mit dem Eintritt des jungen P. Secchi in seine neue Stellung beginnt für die römische Sternwarte der eigentliche Glanzpunkt ihrer ruhmreichen Geschichte. So viel auf derselben auch vor ihm gearbeitet und entdeckt worden war, weder rücksichtlich des Umfanges noch der Tragweite reicht es auch nur entfernt an dasjenige heran, was Secchi zu leisten berufen war. Gewiß verdienen ja die vielbewunderten Beobachtungen der innern Saturnmonde und der Axendrehung der Venus durch De Vico, die Entdeckung der Sonnenflecke durch Scheiner (1611), die geodätische Messung der Appischen Straße durch Boscovich sowie die Kalenderreform durch Clavius — lauter Arbeiten, die von

den Astronomen des Römischen Jesuitencollegs ihren Ausgang nahmen — die größte Beachtung und Anerkennung seitens der Gelehrtenwelt. Aber dennoch kann bei demjenigen, welcher auch nur oberflächlich das von Secchi zu Tage geförderte unübersehbare Material überfliegt, kein vernünftiger Zweifel darüber aufsteigen, daß Letzterer allein so viel entdeckt und gearbeitet hat, als alle seine Vorgänger zusammengenommen [81]).

Allerdings fand der junge Director, den es mächtig zu Thaten und Entdeckungen trieb, die Sternwarte nicht in dem Zustande, welchen er für astronomische Arbeiten im großen Stil für wünschenswerth erachten mochte. Ein hoher Thurm in der östlichen Ecke des colossalen Gebäudes nebst einem ziemlich beschränkten Appartement daneben, in welch' letzterm das von Pius VII. geschenkte kleine Passage-Instrument Unterkunft gefunden hatte: das war der Schauplatz, auf welchem Secchi seine Thätigkeit zunächst zu beginnen hatte. Bei der Rückkehr der Jesuiten in das Römische Colleg (1814) besaß das Observatorium bloß einen alten Quadranten und Zenithsector — zwei Instrumente, die P. Boscovich bei der Messung des Meridiangrades benutzt hatte —, ferner ein mittelmäßiges Pendel und ein kleines Passage-Instrument; die übrigen Apparate waren abhanden gekommen. Im Laufe der Jahre beschafften die Oberen der Gesellschaft noch einen sechszölligen Refractor von Cauchoix, einen Theodolith von Gambey, einen ausgezeichneten Chronometer und ein zweites treffliches Passage-Instrument (Geschenk des Generals P. Roothaan 1843), womit sich wenigstens Längen- und Breitenbestimmungen, Kometenbeobachtungen u. dgl. anstellen ließen. Dies waren in der Hauptsache die Instrumente, welche Secchi von seinem Vorgänger De Vico überkommen hatte [82]). Entsprachen diese Instrumente weder in Bezug auf ihre Anzahl noch rücksichtlich ihrer Größe und Güte den strengern Anforderungen der modernen Astronomie, so gesellte sich zu allem Unglück auch noch die Thatsache hinzu, daß der Thurm sammt dem anstoßenden Observatorium nicht auf so festen Grundmauern ruhte, wie die feinern und genauern Arbeiten der exacten Wissenschaft es verlangen. Ist das Fundament einer Sternwarte nicht von colossaler Festigkeit und Dicke, so ist schon ein auf der Straße vorbeifahrender Wagen durch die entstehende Erschütterung im Stande, die Genauigkeit einer Messung oder Beobachtung zu beeinträchtigen. „Ein hohes, instabiles Gebäude machte," wie Secchi selber erklärt, „Forschungen der exacten Astronomie langwierig, schwer und selbst unmöglich, und nachdem wir Monate lang dennoch den Versuch dazu gemacht, kamen wir zum Schlusse, daß es Zeit und Arbeit verschwenden hieße, wollten wir dennoch hartnäckig mit solchen Untersuchungen uns aufhalten, obschon das Passage-Instrument von Ertel ein nicht zu verachtendes Werkzeug war. Das Fernrohr von Cauchoix, auf einem

einfachen instabilen Blocke aufgerichtet, war nicht einmal für genaue Differenzbeobachtungen zwischen den Himmelskörpern gut genug. Die alten Instrumente Boscovich's waren nur für die Geschichte werthvoll. Um das Studium der Kometen und Planetoiden nicht aufzugeben, ließen wir den Refractor von Cauchoix in parallaktischer Aufstellung aufrichten und wir konnten so mehrere Mal die Entdeckungen von neuen Planetoiden durch Degasparis, der sich uns dafür sehr erkenntlich erwies, unmittelbar bestätigen. Im Uebrigen beschränkten wir uns auf die Erforschung der Kometen sowie auf das Studium der physischen Erscheinungen an der Sonne und den übrigen Himmelskörpern" [83]).

Unter solchen Umständen war Secchi von selbst auf ein Gebiet angewiesen, auf welchem er für die Geschichte der Astronomie epochemachend werden sollte und das ohnehin schon den Hauptgegenstand seiner ruhmreichen Vorgänger Scheiner und De Vico gebildet hatte: er warf sich mit voller Kraft auf die Physik der Sterne, jetzt gewöhnlich „Astrophysik" genannt. Anfangs der fünfziger Jahre war diese Wissenschaft so gut wie vernachlässigt; sie lag arg darnieder und galt als eine würdige Beschäftigung mehr für Dilettanten als für ernste Astronomen. „Wenn wir die Arbeiten der beiden Herschel ausnehmen," erzählt Secchi, „die übrigens kein eigentliches regelmäßiges Observatorium dafür besaßen, so wurden diese Studien nur sporadisch und von wenig zahlreichen Liebhabern gepflegt. Ja, die beiden Herschel selbst verschwanden von der Bühne, nachdem Sir John Herschel nach dem Cap der guten Hoffnung übergesiedelt war. Somit bildete die Astrophysik sozusagen ein brachES Feld zur Zeit, wo wir zur Leitung des Observatoriums des Römischen Collegs berufen wurden, weshalb wir uns entschlossen, gerade diesem Gebiete unsere Anstrengungen zu widmen" [84]). In diesem Sinne dürfen wir es sogar als eine providentielle Fügung begrüßen, daß der von Secchi vorgefundene Zustand der römischen Sternwarte rücksichtlich ihrer Instrumente wie Fundamentirung so manches zu wünschen übrig ließ. Wer weiß, ob sich Secchi mit der physischen Beschaffenheit der Himmelskörper sonst in dem Maße beschäftigt haben würde, als er jetzt durch die Noth zu thun sozusagen gezwungen war. Aus der Noth wußte er eine Tugend zu machen, so zwar, daß er auch später, als er im Besitze besserer Hülfsmittel und ausgezeichneter Instrumente sich befand, niemals in Versuchung gerieth, seinem einmal gefaßten Lebensplane einer sorgfältigen Pflege der Astrophysik untreu zu werden. Seine schon von Natur aus ihm eingepflanzte Vorliebe für die Astrophysik schildert er selbst wie folgt. „Dieser Gedanke beherrschte alle unsere spätern Studien und war sogar bei der Auswahl unserer Instrumente maßgebend. Man hielt ein solches Studium dazumal für eine Hyperfötation, und es fehlte nicht an Männern,

welche aussagten, am Römischen Colleg werde keine Astronomie, sondern lediglich Physik getrieben. Ja, man hat uns sogar den Titel eines Astronomen streitig gemacht, als wenn Galilei und die beiden Herschel, deren Leben gerade in solchen Studien aufging, keine Astronomen gewesen wären. Doch die Zeit hat Gerechtigkeit geübt, und ohne Ueberhebung können wir es aussprechen, daß auf unsern Fußstapfen jetzt im Auslande Observatorien zum ausschließlichen Studium der physischen Eigenschaften der Himmelskörper entstehen, wie in Oxford, Berlin, Paris, Calcutta und anderwärts. Diese Physik der Sterne, die damals sich noch in den Kinderschuhen befand, hat sich gerade während den fünfundzwanzig Jahren, seit unsere (neue) Sternwarte arbeitet, entwickelt und letztere hat zum Fortschritt der erstern wohl auch etwas beigetragen" [85]).

Seine astrophysische Laufbahn begann Secchi mit der genauern Erforschung des damals noch ziemlich unbekannten Saturn. Dieser von der Sonne im Mittel 191 Millionen Meilen entfernte Planet hat gleich nach der Erfindung des Fernrohrs (1611) das größte Interesse erregt, weil in der Ebene des Aequators ein Ring um die Saturnkugel schwebt, welcher bei gewissen Lagen dem Ganzen das Aussehen eines „Henkelgefäßes" verleiht. Galilei und Scheiner vermochten den Saturnring mit ihren Instrumenten in zwei von einander getrennte Ringe aufzulösen. Zur Zeit, wo Secchi die Erforschung dieses merkwürdigsten aller Planeten unseres Sonnensystems wieder aufnahm, waren sowohl seine hohe Stellung am Himmel als auch die weiteste Oeffnung des Ringsystems ein günstiges Prognosticon für überraschende Ergebnisse. Aus der Form der Schatten- und Lichtgrenzen schloß er, daß die Ringe ohne durchgängig scharfe Ränder und keine Ebenen seien [86]). Zur größern Sicherstellung dieser Schlüsse verfertigte er ein Modell des Saturn sammt Ring, das er nun entsprechend beleuchtete: seine Vermuthung ward dadurch vollständig bestätigt. Von größerer Wichtigkeit war eine andere Entdeckung, welche Secchi's Ruf gleich mit begründen half. Im Innern des Ringsystems gewahrte er nämlich eine nebelartige, dunkele, schwer zu erblickende Gestaltung, welche von andern Astronomen nicht genugsam beobachtet worden zu sein scheint. Weil der sechszöllige Refractor, den Secchi bei diesen Beobachtungen benutzte, über die nähern Details dieser sonderbaren Erscheinung keinen Aufschluß geben konnte, so theilte Secchi seine Beobachtung dem Astronomen Lassel in Liverpool nebst dem Ersuchen mit, dieselbe mit seinem vierfüßigen Spiegelteleskop bestätigen zu wollen; eine nähere Nachforschung durch Lassel ergab das Vorhandensein eines dritten dunkeln Saturnringes, an welchen sich erst die zwei entferntern hellen Ringe anschließen [87]). Ein merkwürdiges Zusammentreffen war die Thatsache, daß zur selben Zeit auch Bond auf der

Sternwarte zu Cambridge in Nordamerica auf die Entdeckung des neuen Saturnringes gerieth.

Das Jahr 1851 ward mit einer schönen Entdeckung gekrönt. Gelegentlich der damaligen Sonnenfinsterniß untersuchte Secchi mit Hilfe einer thermoelektrischen Kette die Stärke der Sonnenstrahlung (Radiation) und fand das merkwürdige Ergebniß, daß nicht nur die Lichtstrahlen, sondern auch die chemischen und Wärmestrahlen in der Mitte der Sonnenscheibe intensiver als am Rande derselben auftreten. Der hochberühmte Fr. Arago in Paris leugnete indeß, auf seine Polarisationsversuche gestützt, dieses Ergebniß mit Hartnäckigkeit. Aber Secchi hatte in der wohlberechneten Voraussicht, daß er den Widerspruch des eifersüchtigen Arago herausfordern würde, schon zum voraus die Photographie in seine Dienste genommen, indem er die verschiedenen Finsternißphasen zum ersten Male auf Daguerreotypischem Wege photographirte[88]). Als seine Gegner noch immer Einwände erhoben und namentlich auf die bei Sonnenfinsterniß nothwendig eintretende Abkühlung der Atmosphäre hinwiesen, da faßte Secchi einen schnellen Entschluß: er experimentirte direct auf die Sonnenscheibe. Aus den galvanometrischen Ablenkungen ergab sich wieder bis zur Evidenz, daß die Ausstrahlung am Centrum der Sonnenscheibe fast doppelt so groß als am Rande ist. Die Unbestreitbarkeit dieser von neuem bestätigten Entdeckung erregte endlich Arago's Eifersucht. Er fing an, die Priorität „der Idee" für sich zu reclamiren, während er doch früher auf Grund seiner Polarisationsversuche das von Secchi behauptete Factum entschieden geleugnet hatte. Aber wie Letzterer mit Recht bemerkt, kann „der Wunsch einer Entdeckung" nicht hinreichen, um sich das Prioritätsrecht zu sichern. In Rom selbst stand ein Professor mit der Absicht auf, unserm Angelo Secchi die Ehre der ersten Entdeckung streitig zu machen. Wir lesen darüber Folgendes: „Dieser Professor behauptete zwar, Vieles geleistet zu haben, aber im Grunde war es nur das, was wir selbst gethan hatten, und zwar hatten wir zuerst darauf aufmerksam gemacht, was bei jenem Anlasse (der Sonnenfinsterniß) geschehen müsse. Er und Andere suchten darauf das Verdienst der Entdeckung für Ausländer in Beschlag zu nehmen und man führte an, daß schon Herr Henry auf dieses Ergebniß gerathen sei. Weil wir jedoch diesen Gelehrten zu Washington in America kennen gelernt hatten, er selbst aber rücksichtlich dieses Punktes bei uns niemals vorstellig wurde, so bemühten wir uns, die Sache aufzuklären, und erfuhren von ihm selber, daß alles, was er gethan hatte, in der Untersuchung eines Sonnenflecks mittels der thermoelektrischen Kette bestand, wobei er gefunden hatte, daß die Temperatur desselben geringer als die der übrigen Sonnenscheibe sei. Mochte dies die Priorität Henry's in Bezug

auf den Gebrauch der thermoelektrischen Kette bei Untersuchungen über die Sonnenstrahlung auch begründen, so berührte es doch in keiner Weise unser Problem“ [89]). Zeigt diese Episode mit aller wünschenswerthen Klarheit, mit welch' neidischen Elementen Secchi zuweilen zu kämpfen hatte, so beweist sie nicht minder, daß der große Astrophysiker Mannes genug war, seine Errungenschaften mit aller Energie gegen ungerechtfertigte Angriffe und Ausstellungen zu vertheidigen. Im weitern Verfolg seiner Forschungen fand Secchi, daß die Aequatorgegend der Sonne heißer als die Sonnenpole ist, ja daß sogar in den beiden Sonnenhemisphären ein Wärmeunterschied zu Tage tritt. Im Jahre 1876 fand Langley diese beiden letztern Besonderheiten nicht bestätigt. Einige Astronomen glaubten deshalb annehmen zu müssen, Secchi habe bei seinen Untersuchungen die verschiedene Höhe des Sonnenrandes nicht in Rechnung gezogen. Allein wer die mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Beobachtungen, die in verschiedenen Abhandlungen niedergelegt sind [90]), des Nähern sich ansieht, muß sich bald von der Grundlosigkeit dieser Anschuldigung überzeugen. Sind also Langley's Arbeiten gegen jeden Verdacht der Unsicherheit sichergestellt, so bleibt nur die Annahme übrig, daß, wie bei den Sonnenflecken und dem Erdmagnetismus, so auch in der Sonnenstrahlung periodische Schwankungen vorkommen, über deren Verlauf und Gesetzmäßigkeit wir erst von künftigen Nachforschungen sichern Aufschluß zu gewärtigen haben. Aber Eine wichtige Folgerung, die erst die neuere Spektralanalyse gegen allen Zweifel gesichert hat, ergab sich schon im Jahre 1851 aus Secchi's Entdeckungen, nämlich daß die Sonne von einer Atmosphäre umgeben sei [91]). Die Wichtigkeit dieser Thatsache und ihre teleologische Bedeutung leuchtet ein. „Diese überraschende Absorptionskraft der Sonnen-Atmosphäre hat den Vortheil, eine zu große und zu rasche Vergeudung der Sonnenwärme zu hindern. Die lebendige Kraft der Strahlen bleibt so in der Sonnen-Atmosphäre aufgespeichert und trägt dazu bei, ihre hohe Temperatur zu erhalten. Die Absorption bedingt keinen wirklichen Verlust; sie zerstört die Strahlen nicht, indem sie ihnen den Durchgang verwehrt; sie verhindert nur eine Dispersion, welche unnütz und selbst schädlich für die Planeten wäre. Was würde in der That aus unserer Erde bei einer acht Mal größern Radiation, wie sie jetzt stattfindet, werden? Die Erfahrung bezeugt, daß in Länderstrichen, wo der Himmel klar ist, man nicht ungestraft sich den Sonnenstrahlen aussetzen kann, wenn man durch einfache Reflexion auf einem ebenen Spiegel ihre Kraft verdoppelt; wenn also die Strahlung eine acht Mal stärkere würde, so könnte auf unserm Planeten kein Geschöpf mehr am Leben bleiben“ [92]). Würde die Sonne ihrer Atmosphäre beraubt, so würde sie plötzlich um das Achtfache ihrer Helligkeit und

ihrer Wärme zunehmen und alles Leben auf der Erde, und noch mehr die etwaigen Organismen auf dem Merkur und der Venus mit Einem Schlage vernichten. Ueberhaupt unterläßt Secchi es niemals, auf die sich von selbst aufdrängenden Betrachtungen, die sich an die zweckmäßigen Beziehungen zwischen einzelnen Naturerscheinungen und dem Naturganzen knüpfen lassen, bedeutungsvoll hinzuweisen. So wieder in Betreff der Radiation der Sonne, in einer andern Richtung betrachtet. Nicht nur die Atmosphäre der Sonne modificirt die Kraft der vom Sonnenkerne ausgehenden Wärmestrahlen, sondern auch unsere Erdatmosphäre, durch welche sie hindurchgehen müssen, ehe sie auf die Erdoberfläche zu uns gelangen. Wie die aus einem bloßen Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff bestehende irdische Atmosphäre die von der Sonne ankommenden Wärmestrahlen zum Theil auffaugt und in sich aufspeichert, so verhindert sie zur Nachtzeit eine zu rapide Abkühlung und Ausstrahlung der Erde in den Weltenraum. So gestaltet sich unsere Atmosphäre zu einem Wärmereservoir von ziemlich sich gleichbleibender Capacität, aus welchem die Lebewesen in Bezug auf Wärme gespeist werden. Ungleich wichtiger jedoch sind die Wärmequellen, welche sich durch die Verdunstung des Wassers, d. h. durch den Uebergang desselben vom flüssigen in den luftförmigen Aggregatzustand bilden. Dadurch wird im Sinne der mechanischen Wärmetheorie kinetische Energie in potentielle verwandelt, oder wie man im Sprachgebrauch der alten Anschauung sagen würde: ein Theil der Wärme wird latent, die aber sofort wieder zum Vorschein kommt, sobald umgekehrt der Wasserdampf zur Flüssigkeit und diese zum festen Eise condensirt wird. Da ein ununterbrochener Austausch zwischen der Luftschicht am Aequator mit derjenigen der Erdpole in Gemäßheit der hydrostatischen Gesetze stattfinden muß, so wird begreiflicher Weise eine ungeheuere Wärmemenge vom Aequator nach den Polen befördert. „Diese ungeheuere Wärmemenge," sagt Secchi, „reist sozusagen incognito nach den Polen, von der Wirksamkeit des Wasserdampfes getragen, und indem dieser Dampf sich in Wasser und Eis verwandelt, läßt er alle Wärme, die er aufgesaugt hatte, wieder fahren und trägt so zur Milderung des Clima's dieser trostlosen Landstriche bei. Der Capitän Maury, dem wir diese schönen Betrachtungen verdanken, hebt hervor, daß man ein solches Resultat mit Hülfe eines eigentlichen Gases niemals erzielt haben würde; denn um vermittels desselben eine gleiche Wärmemenge überzuführen, hätte man es bis zur Hitze der Hochöfen erwärmen müssen." An diese Thatsachen knüpft Secchi folgende sehr schöne Betrachtung: „Es ist also unmöglich, in dem Gesammtbilde der Schöpfung nicht eine unendliche Weisheit anzuerkennen, die, indem sie der Materie gewisse elementare Gesetze auferlegt hat, dieselben dennoch

in der Weise vorausbestimmt hat, daß ihre entferntesten Consequenzen in Harmonie mit der Erhaltung des organischen Lebens und mit dem Glück der vernünftigen Wesen ständen, welche nach einer Reihe von Jahrhunderten die Oberfläche der Planeten bevölkern sollten. Gerade in diesen unerwarteten Ergebnissen leuchtet die ewige Weisheit hervor, die uns in Erstaunen setzt durch den Umfang ihrer Ideen und durch die Präcision, mit der sie ihre Ziele erreicht" [93]).

In anderer Richtung machte Secchi sich der öffentlichen Wohlfahrt durch Verbesserung der Regulirung der römischen Stadt- und Kirchenuhren nützlich, einer Einrichtung, welche übrigens auf Veranlassung Pius IX. schon von De Vico eingeleitet worden war. Wäre ja die Astronomie im Grunde eine entbehrliche, für das praktische Leben nutzlose Wissenschaft, wenn sie unserer egoistisch gesinnten, ausbeuterischen Zeit nicht auch manche materielle Vortheile zu bieten im Stande wäre. Um die Tragweite der Neuerung zu begreifen, müssen wir vorerst wissen, wie man noch Anfangs der Regierung Pius IX. zu Rom die Zeit maß. Während in fast allen bedeutenden Städten Europa's die sog. „mittlere" Sonnenzeit als Ausgangs- und Angelpunkt für die Stundenmessung im Schwange war, bestand zu Rom schon seit undenklichen Zeiten das zwar ehrwürdige, aber unbequeme System der sog. „italienischen Zeit", wonach der Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang den Tag und der zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang die Nacht bildete: beide Zeiträume wurden, gleichviel welche Jahreszeit gerade war, genau in zwölf gleiche Stunden eingetheilt, so daß wegen des verschiedenzeitigen Sonnenauf- und Untergangs die Tagesstunden im Winter sehr kurz, im Sommer dagegen sehr lang ausfielen. Zudem war die Länge der Stunden von Tag zu Tag selbst steten Schwankungen unterworfen. „Dieses System", betont Secchi mit Recht, „erinnerte stark an jene alten Zeiten, als die Herren ihre Sklaven auf das Römische Forum sandten, um zu sehen, wie viel Uhr es auf dem für Syrakus bestimmten, aber zu Rom aufgestellten Solarium sei" [94]). Der für den Fortschritt der Wissenschaften wie der Künste gleich besorgte Papst Pius IX. wünschte dieses namentlich für die fremden Pilger unbequeme Uhren- und Zeitmessungssystem beseitigt zu sehen, so Viele auch der Abschaffung eines liebgewonnenen, volksthümlichen und aus grauester Vorzeit überkommenen Brauches gram sein mochten. Der internationalen Verbindung der Staaten und Völker gegenüber, die sich durch das Eisenbahn- und Telegraphenwesen immer näher rückten, konnte und durfte vor Allem Rom den alten Zopf nicht an seinem Haupte hängen lassen. Der Papst verfügte die Einführung der mittlern Sonnenzeit nach allgemein europäischer Sitte, welche den Tag nicht von Sonnenaufgang, son-

dern von Mitternacht zu zählen beginnt. Mit der Ausführung dieser durchgreifenden, für die Römer Anfangs ungewohnten Aenderung wurde Secchi's Vorgänger De Vico betraut, welcher den Gebrauch der mittleren oder bürgerlichen Zeit dem Papste vorgeschlagen hatte. Doch noch eine Schwierigkeit war zu lösen: auf welches äußere Signal hin sollte die tägliche Regulirung der nach europäischem System umgeänderten Stadt- und Kirchenuhren geschehen? Die Zeit des „wahren Mittags" konnte ja für die Regulirung nicht maßgebend sein. Kam also in dieser Sache eine Verständigung nicht zu Stande, so blieb die ganze Reform ohne Sinn und Werth. Auf Vorschlag De Vico's acceptirte Pius IX. endlich den Modus, daß auf ein vom Observatorium des Römischen Collegs gegebenes Zeichen hin jeden Mittag genau um zwölf Uhr mittlerer Zeit eine Kanone der Engelsburg gelöst würde, auf welchen Schuß hin Jedermann seine Uhren reguliren könne. Anfangs bestand das Signal in der Aufhissung einer Fahne auf dem Thurme des Römischen Collegs, die im Augenblicke des mittlern Mittags wieder herabgelassen wurde, worauf der Kanonenschuß abgefeuert wurde. Als jedoch einmal ein heftiger Windstoß die Fahne sammt Stange unter Gefährdung der vorbeigehenden Personen auf die Straße hinunterwehte, da wurde, jedenfalls auf Vorschlag Secchi's, eine eiserne Metallkugel von genügenden Dimensionen an die Stelle der Fahne gesetzt und auf die Vorderseite der Kirche S. Ignazio verpflanzt — eine Vorrichtung, die später der Hauptsache nach in allen größern Städten Eingang fand. „Die Nützlichkeit dieses Systems wurde," so bezeugt Secchi, „sehr bald anerkannt und bürgerte sich dasselbe allmälig in den großen Hauptstädten ein und so verdankt man in Wahrheit dem Papste Pius IX. die Initiative dazu. Ja, heute kann man sagen, daß dasselbe hauptsächlich wegen der Pünktlichkeit des Verkehrs im Eisenbahnwesen unentbehrlich geworden sei. So kommt es, daß man in den Großstädten und Meereshäfen außer den Signalen mit Kugeln auch noch den Gebrauch öffentlicher Uhren eingeführt hat, welche von den Observatorien aus, und zwar stets nach der mittlern Zeit, auf telegraphischem Wege controlirt werden" [95]). Für Besucher der Stadt Rom ist deswegen die Sternwarte des Römischen Collegs zur Mittagszeit von jeher ein Gegenstand großer Neugierde gewesen. „Im Centrum von Rom liegt ein mächtiges graues, ernstes Gebäude," so schildert die „Schlesische Zeitung" den Vorgang zur Mittagszeit in Rom, „das mit seinen vier Stockwerken hoch über die umliegenden Häuser emporsteigt, durch vier Straßen isolirt wird, eine ganz beträchtliche Kirche mit einschließt und von einem niedrigen Thurme überragt wird. Nach diesem Thurme sind alltäglich in der Mittagsstunde viele Augen gerichtet. Auf dem Corso, auf Piazza Colonna, vor

dem Pantheon und in allen Seitenstraßen, von denen aus das Gebäude sichtbar ist, bleiben die Passanten stehen, ziehen die Taschenuhr heraus und erblicken erwartungsvoll in die Höhe. Sie schauen nach einer Metallkugel, welche droben auf der Spitze einer vertikalen Eisenstange ruht und in dem Augenblick, in welchem die Sonne in den Meridian von Rom tritt, an derselben hinabgleitet, worauf von der Engelsburg der Kanonenschuß erfolgt, welcher den (mittlern) Mittag anzeigt" [96]). Mehr als siebenundzwanzig Jahre lang aber war P. Secchi es, welcher zum öffentlichen Nutzen der Stadt Rom die Pünktlichkeit und Genauigkeit dieser Operation überwachte und leitete.

* * *

Inzwischen trug sich der Geist Secchi's bereits wieder mit kühnen Entwürfen. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ward ihm zu klein, das Feld seiner Arbeit zu beschränkt. Er dachte mit allem Ernste daran, eine größere, bequemere, vollkommenere Sternwarte zu errichten, welche allen wünschenswerthen Anforderungen der modernen Astronomie vollauf Genüge leiste. Seine Geisteskraft fühlte er schwellen, seine Leistungsfähigkeit sich spannen und steigern, wenn er sich schon jetzt in Gedanken auf die projectirte neue Sternwarte versetzte. Wohl war die Idee der Errichtung eines ganz neuen Observatoriums nicht neu; schon Boscovich, De Vico und dessen Vorgänger Domouchel trugen sich mit ähnlichen Gedanken. Die beiden letztern Jesuiten insbesondere waren der Ansicht, daß der beste Ort für eine Sternwarte auf einem der außerhalb der bewohnten Stadt gelegenen Hügel Roms zu suchen sei. Allein standen diesem Project schon die ungesunde Lage der von der Malaria heimgesuchten Stadtumgebung sowie die Untrennbarkeit des Observatoriums vom Professoren-Collegium hindernd im Wege, so scheiterte es vollends am Geldpunkte, an der Unzulänglichkeit der Mittel. Gleichwohl gelang es der rührigen Agitation Secchi's, die noch immer schwebende Frage wieder in Fluß zu bringen und die Eröffnung unerhoffter Geldquellen zu bewirken. Papst Pius IX., die Oberen der Gesellschaft sowie einzelne aus reichen Familien stammende Ordensmitglieder wetteiferten in Geldspenden, um dem großartigen Plane Secchi's Geist und Leben einzuhauchen und das Werk möglichst rasch zu fördern. Den Bauplan hatte Secchi längst entworfen oder ihn vielmehr in dem schriftlichen Nachlaß des P. Boscovich bereits fertig vorgefunden; nur einzelne, durch den Fortschritt der Wissenschaften bedingte Modificationen wurden daran vorgenommen. Kein anderer Ort erschien zur Herstellung der projectirten Sternwarte geeigneter, als das Plateau des Daches der in das Römische Colleg hineingebauten Kirche S. Ignazio: der robuste Bau gewährleistete

allen etwa aufzustellenden Instrumenten, selbst den massivsten und empfindlichsten, die ausgesuchteste Stabilität. In der That war von den Architekten dieser Kirche nach ursprünglichem Bauplan eine große Kuppel, die eine Höhe von 80 Metern und einen innern Durchmesser von 17 Metern erhalten sollte, in Aussicht genommen worden, deren Aufführung in Folge frühzeitigen Todes des Erbauers jedoch unterblieb. Eine solche Last setzt natürlich eine Dicke und Stärke der Grund- wie der Seitenmauern voraus, wie man sie für das vollkommenste Observatorium sich nicht besser wünschen kann. Schon im Jahre 1852 schritt Secchi zum Werke. Es wurde gemauert, gezimmert, gearbeitet ohne Unterlaß. Ein Fernrohr erster Qualität war inzwischen in der Officin von Merz in München schon bestellt worden. Die bedeutenden Kosten desselben bestritt der erste Assistent, P. Paul Rosa, dem Grafengeschlecht der Rosa Antonisi angehörig, aus seinem Privatvermögen, während Pius IX. und andere Glieder der Gesellschaft für die Deckung der übrigen Bedürfnisse aufkamen. Auch die große Freigebigkeit des Herrn Merz in München, welcher über den vertragsmäßigen Wortlaut hinaus aus Verehrung für Pius IX. eine Arbeit von fast doppeltem Werthe lieferte, indem er für die Hälfte des zu zahlenden Betrags ein neunzölliges Aequatoreal von der Vollkommenheit des Dorpater Refractors nach Rom sandte, verdient hier rühmende Erwähnung; der hochherzige Künstler ward vom Papste sofort zum Ritter des Gregoriusordens ernannt [97]). Eine große bewegliche Kuppel von 7,25 Meter Höhe nahm das colossale Instrument, das auf einem Granitblock von neun Tonnen Gewicht ruht, auf; seitlich ist ein kleineres Fernrohr mit drei Zoll Oeffnung, der sog. „Sucher", angebracht, welcher bei der Kleinheit des Gesichtsfeldes und der 98 bis 1500fachen Vergrößerung des Hauptrefractors zur schnellern Aufsuchung der zu beobachtenden Sterne und Himmelsobjecte dient. Ein zweiter Saal wurde für das Passage-Instrument von Ertel zur Beobachtung der Meridiandurchgänge geschmackvoll hergerichtet; dasselbe ruht auf zwei Granitblöcken von je drei Tonnen Gewicht. Eine ausgezeichnete Sternuhr Dent'scher Construction, eine genau gehende Uhr mittlerer Zeit, welche das Signal des römischen Mittags zu reguliren hat, sowie viele andere werthvolle Apparate fanden in demselben Raume ihre Unterkunft. Zwischen beiden Räumlichkeiten ist der Chronograph von Hipp, ein Geschenk Pius' IX., aufgestellt, welcher nicht nur mit allen Sälen der Sternwarte durch ein Netz von Telegraphendrähten in Verbindung steht, sondern jederzeit auch mit den staatlichen Telegraphenlinien in Communication gesetzt werden kann. Unter einer zweiten kleinern Kuppel stellte Secchi den sechszölligen Refractor von Cauchoix zum ausschließlichen Studium der physischen Beschaffenheit der Sonne parallaktisch auf. Zum Behufe genauerer

Unterſuchungen wurde, bei völliger Verſchleierung der Kuppel durch ſchwarze Tücher, das Sonnenbild auf ein weißes Blatt Papier projicirt und durch einen Helioſtaten in der Weiſe weiterbewegt, daß das entſtandene Bild einen Durchmeſſer von 243 Millimeter beſaß. Zur Beobachtung der Sonnenflecke, von denen Secchi ſeit 1857 ein vollſtändiges tägliches Regiſter geführt hat, kam noch eine zwanzigfache Vergrößerung hinzu. Schwierigere und feinere Sonnenbeobachtungen wurden indeß mit dem großen Merz'ſchen Refractor angeſtellt. In einem vierten Saale wurde ſeit 1858 der berühmte Secchi'ſche Meteorograph, von welchem ſchon im erſten Capitel Rede war, untergebracht. Um endlich die Localitäten der alten Sternwarte in der öſtlichen Ecke des Collegio Romano nicht unbenutzt zu laſſen, ließ Pius IX. daſelbſt auf ſeine Koſten im Jahre 1858 ein vollſtändiges magnetiſches Obſervatorium, lange Zeit das einzige in Italien, einrichten, in welchem an den verſchiedenen Inſtrumenten — es ſind ihrer ſechs — acht Mal täglich die üblichen Beobachtungen über den Erdmagnetismus gemacht wurden. Nicht unerhebliche Koſten verurſachte namentlich die Nothwendigkeit, das ganze Appartement von den geringſten Eiſenſpuren zu ſäubern und mit einem Getäfel von Holz und Kupfer, welche beiden Körper für Magnetismus unempfänglich ſind, auszuſtatten. Als Ergänzung zu den magnetiſchen Studien Secchi's, die namentlich für den Fortſchritt der neuern Meteorologie von unberechenbarer Bedeutung ſind, müſſen die vielen Unterſuchungen deſſelben über die elektriſchen Erdſtröme angeſehen werden. Nach Ampère's Theorie des Magnetismus wird der Erdmagnetismus ja gerade dadurch hervorgerufen, daß beſtändige elektriſche Ströme die Erdkugel umkreiſen und ihr die Fähigkeit, wie ein gewaltiger Magnet zu wirken, verleihen. Pius IX. ſtellte unſerm raſtloſen P. Secchi zu dieſem Zwecke eigens den 40 Meilen langen Draht, welcher zum ausſchließlichen Gebrauch der apoſtoliſchen Paläſte beſtimmt war, auf viele Jahre zur freien Verfügung; die aus dieſen Studien abgeleiteten Reſultate ergaben wichtige Beziehungen zwiſchen den elektriſchen Strömen im Telegraphendraht und den magnetiſchen Störungen [98]). Mit Recht darf Secchi hervorheben, daß „die Sternwarte des Römiſchen Collegs die erſte war, die eine fortlaufende Beobachtungsreihe über die elektriſchen Erdſtröme anſtellte," und daß „auf Grund der hierbei gewonnenen Ergebniſſe andere Obſervatorien z. B. Greenwich, ſich zur Aufnahme eines ähnlichen Studiums entſchloſſen" [99]).

Binnen Jahresfriſt ſtand die neue Sternwarte bereits fertig, ein unvergängliches Denkmal von Secchi's hochfliegenden Plänen und eiſerner Willensenergie zugleich. Majeſtätiſch ragten die beweglichen Kuppeln, unter denen mächtige Fernrohre von durchdringender Kraft unter Secchi's kundiger Hand ſofort die Tiefen des Himmels ſondirten, über die Häuſer

der Stadt in die Luft empor. Auf einer katholischen Kirche eine Sternwarte ersten Ranges —: fürwahr, ein schöneres Symbol für die Harmonie zwischen Religion und Wissenschaft läßt sich nicht ausdenken! „Die Sternwarte des Römischen Collegs," ruft begeistert ein Verehrer Secchi's aus, „erhob sich als ein mächtiges Denkmal, für die Wissenschaft wie für die Religion gleich bedeutsam: für die Wissenschaft als Palästra großer und ruhmreicher wissenschaftlicher Schlachten, und für die Religion als wohlthätiger Leuchtthurm, von welchem blendendes Licht gegen die dunkele Verleumdung von einem Antagonismus zwischen Glauben und Wissen sich ergoß" [100]). Nicht sobald war das große Merz'sche Aequatoreal in seinen Angeln befestigt, als Secchi es auch schon zum Zwecke einer großartigen Unternehmung Tag für Tag und Nacht für Nacht zu handhaben begann: er hatte nämlich den Entschluß gefaßt, den großen Catalog der Doppelsterne von Struve in Dorpat einer Revision zu unterziehen. „Ein colossales Unternehmen!" ruft der Director des capitolinischen Observatoriums in Rom aus [101]). Schon an und für sich gehören die Doppelsterne, die man in optische und physische eintheilt, je nachdem ihre Zusammengehörigkeit durch die bloße Perspective oder durch die wirkliche gegenseitige Einwirkung vermittels der Schwerkraft bedingt ist, zu den interessantesten Erscheinungen des gestirnten Himmels. Dem bloßen Auge als einfache Sterne erscheinend, lassen sie sich durch starke Fernrohre in Doppelsterne, ja in ternäre und mehrfache Systeme auflösen, die zudem häufig im prächtigsten Farbenspiel das Auge des Beschauers ergötzen. Bei ungefähr 55 Doppelsternen ist der eine deutlich gelb, der andere blau; andere sind weiß und blau, blau und grün, gelb und blau. Man kennt jetzt mehr als 6000 Doppelsterne, von denen die meisten physische sind, d. h. solche, welche sich um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt um einander bewegen. Nimmt man nun noch einen Kreis von dunkeln Planeten an, die sich um den Massenmittelpunkt von zwei Sonnen bewegen, so erweitert sich unsere Vorstellung vom Weltall in einer Weise, daß wir betend in die Kniee sinken und den Urheber so großer Herrlichkeiten still anbeten müssen. „In einem Systeme von so bedeutender Excentricität, wie Alpha Centauri," schildert Secchi, „müssen die Planeten bald von zwei sehr nahen, bald von einer nahen und einer entfernten Sonne erwärmt werden. Wer kann den Wechsel des Lebens ergründen, der unter diesen Verhältnissen stattfinden mag? Nur derjenige, der mit wenigen Mitteln eine unbegrenzte Mannichfaltigkeit der Resultate zu erzielen weiß. Weiter bedenke man, daß die Doppelsterne häufig verschiedene und complementäre Farben haben. Selbst die Phantasie eines Dichters würde nicht im Stande sein, einen Tag zu schildern, der von einer rothen Sonne erleuchtet wird, oder einen Tag,

an dem zwei verschiedene Sonnen mit verschiedenen Farben strahlen, und einer Nacht, die mit goldfarbigem Dämmerlicht beginnt und mit blauem verschwindet“ [102]). Aber gerade um die rein optischen von den physischen Doppelsternen zu unterscheiden, bedarf es jener feinen mikrometrischen Messungen ihrer gegenseitigen Entfernung, Positionswinkel, Farbe und dergl., wie sie von W. und J. Herschel begonnen und von W. Struve, Winnecke, Secchi u. A. fortgesetzt wurden. Sieben Jahre lang arbeitete Secchi, bis er so viel Beobachtungsmaterial zusammen hatte, um den Haupttheil zu veröffentlichen. Derselbe erschien in den Memorie del Collegio Romano pel 1859 und enthält außer den in den Mensurae micrometricae Struve's enthaltenen auch zahlreiche andere schwierige Objecte, welche die jüngste Sterndurchmusterung mit dem sechszehnzölligen Refractor von Pulkowa zu Tage gefördert hatte. An der Fortsetzung der Durchmusterung arbeitete später sein Assistent P. Ferrari mit und zwei neue Beobachtungsserien erschienen in den Jahren 1868 und 1875 [103]). Daß diese ungeheuere Arbeit ihre guten Früchte trug, beweist schon allein der Umstand, daß „von 1082 Sternen, die ich fünfundzwanzig Jahre nach Struve gemessen habe, 181 sich merklich bewegt haben und zwar wahrscheinlich in geschlossenen Bahnen. Bei 291 andern Doppelsternen ist die Veränderung der Stellung zweifelhaft und bei weitern 606 ist keine Bewegung wahrzunehmen“ [104]). An und für sich kann die Veränderung der Stellung zwischen zwei nahen Sternen auch daher rühren, daß einer von beiden oder auch beide eine Eigen-Bewegung im Raume haben, wie denn ja auch unsere Sonne sammt ihrem Planetensystem im Weltraum nach der Richtung der Alkyone in den Plejaden fortrückt [105]). Dagegen kann bei manchen Doppelsternen kein Zweifel darüber walten, daß sie in Folge gegenseitiger Anziehung um einander kreisen. Die Umlaufszeiten sind sehr verschieden; bei den meisten Systemen betragen sie mehr als dreihundert Jahre, bei vielen vermuthet man 1000 bis zu 30000 Jahren [106]); nur bei zehn Doppelsternen stellte sich eine Umlaufszeit von weniger als hundert Jahren heraus.

Mit der Messung der Doppelsterne begnügte Secchi sich indeß nicht; auch die kugelförmigen Nebelflecke, die sich mit starken Refractoren in lauter einzelne Sterne auflösen lassen, erregten sein Interesse; ja, er nahm von denselben einen vollständigen Catalog auf. Viele andere Messungen, „aus denen man eines Tages entnehmen kann, ob in diesen Gruppen Veränderungen stattfinden,“ harren noch bis heute der Veröffentlichung [107]). Es darf jedenfalls der Hoffnung Ausdruck verliehen werden, daß diese kostbaren Daten für die Wissenschaft nicht verloren gehen werden. In Bezug auf die kugelförmigen Sternhaufen verfehlt Secchi nicht, auf einen bis jetzt noch wenig untersuchten Umstand von

Bedeutung aufmerksam zu machen. Es erhebt sich nämlich die Frage: In welchem Verhältniß ziehen Sterne sich gegenseitig an, welche auf den Raum einer Kugel gleichförmig oder ungleichförmig vertheilt sind? Den Sinn dieser Frage erläutert er wie folgt: „Damit nämlich solche Systeme constant seien, ist erforderlich, daß die Gesammtwirkung der Schwere im ganzen Complex eine andere sei, als die durch das gewöhnliche Gravitationsgesetz ausgesprochene. Im Innern einer kugelförmigen Masse, in der sich elementare Punkte im geraden Verhältniß der Masse und im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung anziehen, entsteht bekanntlich eine Gesammtwirkung, die dem Abstand vom Mittelpunkt direct proportional ist, wie es im Innern der Erde der Fall. Wenn nun auch die kugelförmigen Sternhaufen einen etwas verschiedenen Fall darstellen, da wir das Innere des Körpers nicht als vollkommen gleichförmig betrachten können, so muß jedenfalls ein ähnliches Verhältniß stattfinden. Bis jetzt ist dieser Fall noch nicht theoretisch untersucht worden und die Beobachtung hat noch keine Resultate ergeben, die ein bestimmtes Gesetz der Bewegungen erkennen ließen“ [108]).

Mit noch größerm Eifer, als auf der alten Sternwarte, führte Secchi seine astrophysischen Studien fort. In erster Linie war es wieder der Saturn, auf dessen Scheibe und Ringe er seinen mächtigen Refractor richtete. Viele neue interessante Einzelheiten und neue Entdeckungen an dem merkwürdigsten Planeten unseres Sonnensystems kamen auf diese Weise an den Tag. Er fand unter Anderm, daß die Oberfläche des Ringes keine Ebene im strengen Sinne des Wortes bilde, eine Beobachtung, welcher anfänglich widersprochen, die aber in neuerer Zeit durch Trouvelot mit den sechszehnzölligen Riesenteleskopen von Cambridge und Washington bestätigt wurde. Ferner stellte sich heraus, daß der dreitheilige Ring ein wenig excentrisch in Beziehung auf die Saturnkugel steht. Viele andere Entdeckungen am Saturn, welche Trouvelot zum größten Theile ebenfalls bestätigt fand, sind in Secchi's Denkschriften der Jahre 1852—1856 und 1860—1863 niedergelegt; vergessen darf man dabei nicht, daß diese Saturnstudien in eine Zeit fielen, wo der Ring die größte Oeffnung hatte, eine Gunst, deren Trouvelot sich keineswegs zu erfreuen hatte [109]). Von den Zeichnungen und Beobachtungen des Jupiter sind die meisten leider bis heute in Secchi's Mappe geblieben; gleichwohl sind einige in den vorgenannten Denkschriften veröffentlicht worden. Die Veränderlichkeit der dunkeln Streifen, der Wechsel in den Wolkenmassen deuten unverkennbar auf einen fast noch chaotischen Zustand dieses gewaltigen Planeten hin, welcher beim Verschwinden der Sonne alle übrigen Planeten zwingen würde, um ihn als Mittelpunkt zu kreisen. Besonders muß jene gewaltige Höhlung, vielleicht von einem

ungeheuern Wirbelsturm in die sonst so dichte Atmosphäre gerissen, wie sie Secchi am 10. October 1856 bemerkte, als eine Bestätigung seiner Ansicht mit angesehen werden, daß die „dichte Jupiter-Atmosphäre noch heute der Sitz von Umwälzungen sein muß, welche denen gleichen, die unsere Erde in den geologischen Epochen durchlief“ [110]). Größeres Interesse beansprucht die Thatsache, daß Secchi zuerst es war, dem es durch schwierige Nachforschungen gelang, aus den Flecken der vier Jupitermonde deren Rotationszeit abzuleiten (1856), wobei sich seine Vermuthung, es finde ein analoges Verhältniß wie bei unserm Erdmond statt, nicht bestätigte: während unser Mond der Erde immer dieselbe Seite zukehrt, weil seine Axendrehung im gleichen Zeitraum vor sich geht, in welchem sein Erdumlauf sich vollendet, findet hingegen bei den Jupitermonden eine solche Commensurabilität zwischen Umlaufszeit und Rotationsdauer nicht statt [111]). Am sorgfältigsten sind die langjährigen Studien Secchi's über den Mars ausgefallen, dessen geographische Karte mit allen physischen Einzelheiten er im Jahre 1859 herausgab. Zu den interessantesten Entdeckungen an diesem unserer Erde in jeder Beziehung ähnlichsten Planeten gehört die Auffindung zweier permanenter blauer Canäle, die sich zwischen den großen Aequatorialfestländern von rother Farbe hindurchziehen. Auch fand Secchi, daß die Flecken an den Marspolen sich excentrisch zur Axendrehung des Planeten verhalten, was darauf hinzudeuten scheint, daß nicht so sehr Eis- und Schneefelder, als gewaltige Wolkenmassen über den Marspolen sich lagern. Bei seinen neuern Marsstudien hat Terby mit einem Theile des großentheils noch unveröffentlichten Beobachtungsmaterials P. Secchi's gearbeitet. Erwähnung verdient wohl noch die Thatsache, das ein Continent dieses Planeten die Bezeichung „Secchi“ führt [112]). Allen andern Planeten, am wenigsten dem schwer zu beobachtenden Mercur, schenkte der römische Astronom ebenfalls seine Aufmerksamkeit; vorzüglich war es die physische Beschaffenheit derselben, welche seine Neugierde stachelte. Volle Befriedigung konnte diese indeß erst mit der Erfindung der Spectral-Analyse durch Bunsen und Kirchhoff finden. Bei Jupiter und Saturn fand Secchi mit Hülfe des Spectroskops außer den gewöhnlichen Wasserdampflinien auch solche, welche darauf schließen lassen, daß die Atmosphäre beider Planeten noch durch zahlreiche Gase verunreinigt sein muß, während Mars und Venus dagegen auf Grund ihrer spectroskopischen Beschaffenheit eine ähnliche Atmosphäre wie unsere Erde aufweisen [113]). Eine systematische Zusammenstellung aller auf unser Planetensystem bezüglichen Ergebnisse hat Secchi in einem größern Werke „Il quadro fisico del sistema solare, Roma 1859“, welchem eine Reihe der ausgezeichnetsten Zeichnungen beigegeben sind, versucht. Für die Kenntniß

etwaiger künftiger Wandelungen und Veränderungen an der Oberfläche der Planeten sind namentlich die sorgfältig und sauber ausgeführten Karten und Abbildungen von unvergänglichem Werthe.

Ueber unsern Erdmond endlich hat Secchi nicht minder werthvolle Arbeiten hinterlassen. Den großen Krater „Copernicus" nahm er mit allen feinern Details in mikrometischer Messung so genau auf, daß die Londoner Royal Society massenhafte photographische Abdrücke desselben verfertigen und verbreiten ließ, während gleichzeitig in der Schweiz auf Grund der Secchi'schen Zeichnung ein großes Reliefmodell dieses Kraters hergestellt und der Royal Society vorgelegt wurde. Photographische Aufnahmen des Mondes, welche jedoch mehr den Zweck hatten, „die theoretischen Bedingungen der Himmelsphotographie zu ermitteln, als zahlreiche Figuren aufzuhäufen," gingen damit Hand in Hand. Durch solche langjährige Versuche und Studien, die sich namentlich auf die chemische Kraft der Lichtstrahlen und auf den damals noch nicht bekannten Unterschied zwischen optischem und chemischem Brennpunkt einer Linse bezogen, ward es Secchi eigentlich im Grunde erst ermöglicht, bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß von 1860 zum ersten Male die sog. Corona der Sonne photographisch aufzunehmen. Doch die Sonnenforschung Secchi's verdient ein eigenes Capitel.

VI. Capitel.

Secchi's Lieblingsgestirn: die Sonne.

Das so einflußreiche Tagesgestirn, von dem wir Licht, Wärme und Leben empfangen, hat von jeher wie ein unwiderstehlicher Magnet des Menschen Herz und Auge an sich gezogen. Um sich des Dankes zu entledigen, den sie diesem Herde alles irdischen Lebens zu schulden glaubten, zollten viele Völker des Alterthums in abgöttischem Dienste der Sonne sogar Anbetung und Verehrung: die Babylonier hatten ihren Bel, die Perser ihren Mythras, die Griechen ihren Helios und auch die uralte Zendreligion der Iranier war ursprünglich nichts als Sonnendienst, erst später Sabäismus und zuletzt Parsismus [114]). Schälen wir von der wurmstichigen Schale idolatrischer „Ueberwallung" den gesunden Kern heraus, so bleibt als genießbare Frucht die große Wahrheit übrig, daß gerade in der Sonne die glänzendste sinnliche Offenbarung von Gottes Herrlichkeit und Güte sich vollziehe, daß die Erzeugerin und Unterhalterin des wuchernden Lebens der Planeten ohnstreitig zugleich der getreueste und deutlichste Abglanz jenes unsichtbaren Feuers sei, von

welchem das liebespendende Herz Gottes in ewiger Liebesgluth gegen die Geschöpfe entbrennt[115]). Auf der Sonne wohnt und glüht sozusagen das liebevolle Herz Gottes: „Auf der Sonne hat sein Zelt aufgeschlagen der Allerhöchste". In sole posuit tabernaculum suum Altissimus.

Die Forschungen über die Sonne gehören nicht nur zu den edelsten Beschäftigungen eines Weisen, sie gehören auch zu den schönsten Errungenschaften, die der menschliche Geist jemals aus den tiefen Schachten der Wissenschaft zu Tage gefördert hat. Nicht bloß mehr mit abstracten Bewegungen im Raume, deren Gesetze die analytische Geometrie mit untrüglichem Griffel in feste Bahnen zu bannen weiß, hat die moderne Astronomie es zu thun. Nein, zu Höherm schwingt sie sich empor; den himmelstürmenden Titanen gleich, dringt sie buchstäblich in den unermeßlichen Weltenraum vor, um dort mit dem Fleiße einer Biene nach den Stoffen zu stöbern, aus denen die Sternsubstanz besteht. Unsere heutige Astronomie hat seit etwa 1866 das Gewand der ausschließlichen Beschäftigung mit Phoronomie als eine außermodische Anomalie abgestreift und gefällt sich ausnehmend gut im kleidsamen Mantel, den ihr mit kundigem Wurfe die Spectral-Analyse über die Schulter geworfen hat. Wie eine ehrwürdige Matrone nimmt sich die rechnende Astronomie gegen ihre jüngere Schwester aus und muß es mit Eifersucht sehen, wie diese — Astrophysik ist ihr Name — binnen kürzester Frist zum Range einer ebenbürtigen exacten Wissenschaft sich emporzuschwingen verstand. In Bezug auf die Sonne wenigstens hat diese letztere aber auch unendlich mehr geleistet, als erstere. Ohne sie würde man nicht einmal von der Axendrehung der Sonne — ein Sonnentag ist annähernd gleich $25^1/_2$ Erdtagen — etwas wissen, deren Feststellung doch eigentlich in die Domäne der rechnenden Astronomie gehört hätte: erst die Beobachtung der Sonnenflecke machte es Galilei und Scheiner möglich, die Axendrehung der Sonne zu constatiren. Des Weitern ist die Fortbewegung unserer Sonne im Weltenraum um ihr vermuthliches Centrum in der Nähe der Alkyone, des Hauptsterns der Plejaden, eine so wenig in die Augen stechende, daß es vielleicht noch Jahrhunderte bedarf, um ein hinreichend großes Material zur sichern Bestimmung der Bahnelemente dieser ungeheuern Weltreise in Händen zu haben. Dagegen hat das Spectroskop in den zwanzig Jahren, seit es in den Händen der Astronomen die Runde macht, wirkliche Wunder gethan; keine chemische Waage, keine Retorte kommt diesem feinsten aller Analyseure an Zerkleinerungs- und Spürkraft gleich; ihm verdanken wir nicht nur die Entdeckung von fünf neuen chemischen Elementen auf der Erde: Rubidium, Iridium, Thallium, Cäsium und Gallium[116]), sondern auch — und das will unvergleichlich mehr sagen — die unverhoffte Kenntniß der chemischen

und physischen Beschaffenheit der Himmelskörper, insbesondere der Sonne. Welche Stoffe auf der Sonnenoberfläche in chaotischem Tanze durcheinander wirbeln, insoweit sie aus den Tiefen des Sonnenkörpers aufsteigend sich dem Spectroskop zugänglich erweisen, ist für den heutigen Astronomen kein Geheimniß mehr; mit einer Genauigkeit, die dem geschicktesten Chemiker Ehre machen würde, bestimmt er die Sonnenstoffe, weist den dissociirten Zustand derselben nach und berichtet von gewaltigen Wasserstoffausbrüchen, die mit rasender Eile in die Höhe emporschießen und gegen welche unsere Erdbeben sich nur wie winzige Wasserringe gegenüber thurmhohen Meereswellen ausnehmen.

Ein Mann zumal hat sich, wie ein Riese unter Pygmäen, in der Sonnenforschung durch eben so ruhmvolle Geisteskraft als rastlosen Beobachtungseifer vor Allen hervorgethan; es ist kein anderer als unser P. Secchi. Ihm gebührt der Löwenantheil wie der Arbeit so des Ruhmes [117]). Ohne Uebertreibung durfte schon längst ein italienischer Astronom von geachtetem Rufe es aussprechen: „Von allen Einzelheiten, von allen Phänomen, welche die so zahlreichen als tüchtigen Sonnenforscher mit mächtigern Fernrohren entdecken konnten, war keine einzige dem durchdringenden, wachsamen und unermüdlichen Auge P. Sechi's entgangen, obschon es mit bescheidenern Instrumenten bewaffnet war. Dabei überschritt er bei solchen Untersuchungen nicht selten die Grenze, welche die gefeiertsten Sonnenbeobachter erreicht hatten. Es ist endlich unbestreitbar, daß Secchi wegen der Manchfaltigkeit, Ausdehnung und Tiefe seiner Studien über den Sonnenkörper alle seine Nebenbuhler bei weitem überflügelte [118]). Ueber seine schwierigen und feinen Untersuchungen im Jahre 1851, aus welchen sich schon damals das Dasein einer die Sonne umhüllenden stark absorbirenden Schicht (Atmosphäre) ergab, sowie über die Herstellung des bei Vollendung der neuen Sternwarte (1852) ausschließlich für Sonnenstudien eingerichteten Appartements hat uns das vorige Capitel bereits Kunde gebracht. Von weitern Unternehmungen müssen wir jetzt reden.

Eine epochemachende Wende in der Sonnenforschung bildet die berühmte Expedition Secchi's und Barren de la Rue's nach Spanien zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom Jahre 1860. Damals waren die im Jahre 1842 und schon früher beobachteten rothen Hervorragungen, die trotz der Bedeckung der Sonnenscheibe durch den Mond sich am Sonnenrande zeigten, noch ein Räthsel, das seiner Lösung entgegenharrte. War es vielleicht nur eine subjective Täuschung, ein phänomenales Lichtspiel? Oder hatte man Mondberge vor sich, welche wie vom Abendroth beleuchtet, nur bei totaler Verfinsterung der Sonne sichtbar waren? Alles dies waren damals noch streitige Fragen, ungelöste Pro-

bleme, deren Aufklärung man mit gespannter Erwartung entgegensah. Durch die Munificenz des für alles Große und Schöne begeisterten Pius IX. ward die Beorderung Secchi's als Vertreter des Kirchenstaates ermöglicht und er nahm Platz in Desierto de las Palmas bei Castellon de la Plana, während sein College de la Rue bei Rivabellosa postirt war. Zunächst konnte die Streitfrage über das Wesen der heute unter dem Namen „Sonnenprotuberanzen" bekannten rothen Hervorragungen am Sonnenrande nur durch eine photographische Aufnahme der großartigen Naturerscheinung gelöst werden; denn optische Täuschungen und subjective Eindrücke ohne ein der Außenwelt entsprechendes Object, das diese Eindrücke bewirke, können auf den photographischen Platten begreiflicher Weise nicht zur Erscheinung kommen. Das Unternehmen Secchi's nimmt unsere Bewunderung um so mehr in Anspruch, als die Himmelsphotographie sich damals noch in den Kinderschuhen befand und man nicht einmal mit Sicherheit wußte, ob die chemischen Strahlen des trotz der Verfinsterung diffundirten Sonnenlichts stark genug wären, auf den präparirten Platten einen Abdruck des Phänomens hervorzubringen. „Auch wußte man," bemerkt Secchi selber, „absolut nichts über die Länge der Zeit, die für eine gute Aufnahme erforderlich war. So ward denn alles in schwebender Angst gethan. Aber nun ist nach jenen ersten Bemühungen alles leicht geworden und man hat seit jener Zeit herrliche Resultate erhalten können, wenn auch der Hauptsache nach nicht gerade vorzüglichere" [119]). Ueberhaupt hat Secchi durch ein anstrengendes Studium der theoretischen Bedingungen der Himmelsphotographie sich auf die totale Sonnenfinsterniß von 1860 so zeitig vorbereitet, daß er schon zwei Jahre früher (1858) anfing, in praktischen Photographirungs-Versuchen der Mondphasen sich auf eine erfolgreiche Ausnutzung der kostbaren Augenblicke bei der Sonnenfinsterniß einzuüben. Er war es ja auch, der zuerst 1851 eine partiale Sonnenfinsterniß auf jodirten Silberplatten photographirte. Den gemachten Anstrengungen entsprach der Erfolg.

Wir sehen also Secchi in Spanien auf dem hohen Gipfel des St. Michaelberges, 725 Meter hoch über dem Meeresspiegel, wie er mit ängstlicher Spannung den feierlichen Augenblick der Verfinsterung erwartet. Der Himmel zeigt eine wunderbare Klarheit; kein Wölkchen trübt den blauen Aether. Ein herrlicher, weit ausgedehnter Horizont breitet sich rings nach allen Seiten vor seinem Blicke aus. Der Moment, wo der Mond den Sonnenrand berührt, hat etwas Aufregendes und Majestätisches und es bedarf der ganzen Seelenstärke eines kalten Beobachters, um der physischen Erregung, die ihn übermannen möchte, Meister zu bleiben. Hören wir die außerordentlich schöne, anziehende

Schilderung, die Secchi von diesem wichtigen Ereigniß entwirft; dieselbe ist zugleich eine hervorragende Probe von der sprachgewandten Darstellungsweise des gefeierten Sonnenforschers.

„Eine Sonnenfinsterniß beginnt ein wahrhaft ernstliches Interesse erst im Augenblicke zu erregen, wo die Deckung des Sonnenmittelpunktes durch den Mond anhebt. Dann erst fängt das Licht in fühlbarer Weise sich zu vermindern an, und wenn der Augenblick der Totalität naht, so geht diese Lichtabnahme so rapide vor sich, daß sie etwas Erschreckendes hat. Was alsdann verblüffend wirkt, ist indeß nicht bloß die Schwächung des Lichts, sondern noch viel mehr die Veränderung der Farbe, in welcher die Gegenstände nun erscheinen. Alles gestaltet sich düster, traurig, fast drohend. Die grünste Landschaft überzieht sich mit einem grauen Teint, in den obersten wie in den untersten Sonnenregionen nimmt der Himmel Bleifarbe an, während in der Nähe des Horizonts eine grünlich gelbe Farbe auftritt. Das menschliche Antlitz erscheint in der Farbe einer Leiche, ähnlich wie eine mit Natriumchlorür gesättigte Alkoholflamme hervorzubringen pflegt. Dieser gelbliche Ueberzug sowie vor allem die plötzliche Temperatur-Erniedrigung scheinen zugleich eine Abnahme der Lebenskraft in der Natur anzuzeigen.

„Auf einmal tritt in der Atmosphäre allgemeines Schweigen ein: die kleinen Vögel verschwinden, die Insecten verbergen sich, alles scheint ein bevorstehendes schreckliches Unglück zu weissagen. Man begreift wohl, bemerkt Herr Forbes, daß unwissende Völker, wenn sie dergestalt das Tagesgestirn erblassen sehen, von panischem Schrecken ergriffen werden, und dem Beginn einer ewigen Nacht beizuwohnen sich vorstellen. Die Geschichte weiß uns noch recht gut von dem Schrecken zu berichten, den die Völker des Alterthums, die gebildetsten sogar, unter ähnlichen Umständen empfanden; dieser Art war zum Beispiel der Eindruck, den der Vorsteher Achaja's dem Apollonius von Thyana geschildert hat[120]). P. Faure erzählt uns, daß sich während der Sonnenfinsterniß von 1868 viele Chinesen vor Entsetzen nach den Landungsstellen flüchteten, um dem Unglück zu entrinnen; nicht einmal durch die Anwesenheit der Astronomen gewannen sie ihre Fassung wieder.

„Umstände untergeordneter Art, die gemeinhin gar keine Wichtigkeit beanspruchen, tragen häufig vorzugsweise dazu bei, diesen Eindrücken den Stempel des Packenden, Ergreifenden aufzuprägen. So erschien 1842 vor den Augen des Herrn Airy eine Wolke, die in geringer Entfernung von der Sonne sich ausdehnte, als wäre sie eine enorme Masse, welche mit erschrecklicher Geschwindigkeit auf die Erde sich herniederstürze. — Alle Beobachter stimmen in der Schilderung dieser geistigen Aufregung überein. Wir selbst, gefeit so gut wie nur Einer, wurden von einem

Gefühl des Widerstreits und — gestehen wir es nur — unfreiwilligen Schauers ergriffen; es brauchte die ganze Macht unseres Willens, um beim Schauen dieses imposanten Schauspiels unserer Sinne Meister zu bleiben. . . . Diese Eindrücke hängen indeß viel von den Umständen ab; sie sind viel mächtiger, wenn der Himmel wolkenlos ist und wenn nichts sonst die Aufmerksamkeit von dem großartigen Phänomen abzieht. Nimmt der Beobachter eine günstige Stellung ein, so ist es ihm ein Leichtes, den Lauf des Kernschattens zu verfolgen, der wie eine düstere, unheilschwangere Wolke heranfliegt. Vom Gipfel des St. Michaelberges aus sahen wir diese schwarze Säule mit größerer Geschwindigkeit die Ebene durchrasen, als ein Orcan im Stande wäre, mit einer Schnelligkeit, welche derjenigen einer in voller Dampfkraft dahinbrausenden Locomotive glich. Capitain Pistoja erblickte diesen Schatten 1870 zu Augusta mit der Schnelligkeit des Blitzes herannahen und am düstern Himmel dahinschreiten. Herr Marchisio sah ihn von der Höhe des Leuchtthurms am Cap von Armi in Calabrien mit erstaunlicher Eile vom Aetna herkommen und über die Meeresfläche dahinfliegen. Wie es den Anschein hat, sticht diese Bewegung mehr in die Augen, wenn der Himmel etwas bewölkt ist, weil der Rand des Schattenkegels aldann eine schärfere Zeichnung besitzt.

„In diesem Augenblicke zumal ist es, wo man sich überrascht fühlt durch die feierliche Stille, die während dieser kurzen Nacht sich der Natur bemächtigt. Wir waren in Desierto de las Palmas in Spanien von einer geschwätzigen, neugierigen Menge umringt, deren unaufhörliches Plaudern uns den ganzen Tag über Störung genug verursacht hatte. Aber wie der feierliche Augenblick nahte, da wurde alles still und wir konnten die Tiktak unseres Chronometers so leicht zählen, wie zur Mitternachtsstunde in der Einsamkeit einer Sternwarte. Aller Augen und Aller Herzen waren auf den schmalen Lichtstreifen der Sonne gerichtet, welcher zu verschwinden im Begriffe war. In diesem Augenblicke nimmt der Lichtstreifen mit überraschender Schnelligkeit ab; bald ist er nur mehr auf einen dünnen Faden beschränkt, der in sehr spitze Punkte ausläuft; die Hervorragungen am Mondrande zertheilen ihn oft in mehrere Abschnitte; endlich verschwindet er gänzlich. Sofort ändert sich die Scene vollständig auf urplötzliche Weise. Mitten vom bleifarbenen Himmel hebt sich eine vollkommen schwarze Scheibe ab, von einem prächtigen Glorienschein silberner Strahlen umgeben, zwischen denen hindurch auflodernde, rosenfarbige Flammen erglänzen. Dieses Schauspiel ist schrecklich und erhaben zugleich. Zum bessern Verständniß desselben wollen wir einfach die naive Schilderung hersetzen, mit welcher der englische Astronom Baily im Jahre 1842 die gewonnenen Eindrücke beschreibt, als die

Gelehrten mit dieſem Phänomen noch weniger vertraut waren. Ich war, ſagte er, ganz damit beſchäftigt, die Schläge meines Chronometers zu zählen, um den Augenblick der totalen Verfinſterung mit Präciſion aufzufaſſen, verſenkt in tiefes Schweigen inmitten einer Volksmenge, die in den Straßen, auf dem Platze und an den Fenſtern der Häuſer ſich drängte und deren ganze Aufmerkſamkeit in dem Schauſpiel, das ſie betrachtete, aufging. Mit einem Schlag verſchwindet der letzte Strahl und ich werde durch den Ausbruch vielſtimmigen Rufens und Klatſchens, das aus der Mitte dieſer großen Menge ſich erhebt, wie übertäubt, elektriſirt. Erbeben erfaßt mich. Ich blicke hin nach der Sonne und befinde mich vor dem ergreifendſten Schauſpiel, das die Einbildungskraft ſich ausmalen kann. Das Tagesgeſtirn durch eine ſchwarze Scheibe erſetzt, ſchwarz wie Pech, umſtrahlt von glänzendem Glorienſchein, wie er um das Haupt der Heiligen ſchwebt! Bei dieſem Anblick werde ich von Staunen wie verſteinert. Ich verlor einen beträchtlichen Theil dieſer koſtbaren Augenblicke und war nahe daran, den Zweck meiner Reiſe zu vergeſſen. Nach Schilderungen, die ich geleſen, hatte ich freilich erwartet, um die Sonne herum ein gewiſſes Licht zu erblicken, aber nur ein ſchwaches, dämmerungsartiges, während ich in Wirklichkeit eine herrliche Aureola ſah, deren Helligkeit, am Sonnenrande äußerſt lebhaft, nach und nach abnahm, um in einer Entfernung von der Größe des Mond-Durchmeſſers gänzlich zu verſchwinden. Nichts Derartiges hatte ich vorausgeahnt. Ich hatte mich jedoch ſchnell von meinem Staunen erholt und von neuem legte ich mein Auge an das Fernrohr, nachdem ich vom Ocular das ſchwarze Glas entfernt hatte. Eine neue Ueberaſchung wartete meiner: die Strahlenkrone um die Mondſcheibe herum war an drei Stellen von ungeheuern purpurrothen Flammen unterbrochen, deren Durchmeſſer ungefähr zwei Minuten betrug. Sie ſchienen ruhig und boten denſelben Anblick dar, wie die beſchneiten Alpenſpitzen, wenn die untergehende Sonne ſie beſcheint. Ich vermochte nicht zu unterſcheiden, ob dieſe Flammen Wolken oder Berge waren. Während ich mich anſchickte, ihre Natur näher zu unterſuchen, bricht plötzlich wieder ein Sonnenſtrahl durch die Finſterniß durch, beginnt die Natur ſich wieder zu beleben. Ich empfand Traurigkeit, wie Jemand, der den Gegenſtand ſeiner Wünſche verſchwinden ſieht im ſelben Augenblick, in welchem er ihn ergreifen wollte [121]).

„Der erſte Sonnenſtrahl läßt die ganze magiſche Scene plötzlich verſchwinden. Die Sonne erglänzt alsdann wie eine elektriſche Lampe und wirft ſcharf gezeichnete Schatten, deren Ränder jedoch hin und her zittern; man glaubt Lichtwellen zu erblicken, wie ſie ſich fluthend und ſchlängelnd fortpflanzen. Die Natur, noch immer düſter, ſcheint ihre

frühere Heiterkeit wieder anzunehmen. Das Gefühl der Traurigkeit, das sich jeden Zuschauers bemächtigt hatte, macht einer milden freudigen Stimmung Platz. Eine Zeit lang kann man noch den Gang des forteilenden Schattenkegels verfolgen und wir konnten von der Spitze des St. Michaelberges ganz gut beobachten, wie der schwarze Kegel zuerst die Columbreten-Inseln einhüllte und dann auf der fernen Meeresfläche sich ausbreitete. Das ist in kurzen Worten die Scene, welche eine totale Sonnenfinsterniß darbietet". [122])

Die Ergebnisse Secchi's waren von durchschlagendem Erfolg. Es gelang ihm nicht nur die rothen Flammen um den Sonnenrand, sondern auch den Glorienschein zu photographiren. Damit war sofort der Verdacht, als könnten diese beiden Phänomene subjective Täuschungen und Phantome sein, auf sein Nichts zurückgeführt. Ebenso ergab sich aus der wechselnden Gestalt der rothen Hervorragungen, die mit dem Verlauf der Verfinsterung gleichen Schritt hielt, daß dieselben keineswegs Mondberge, sondern wirkliche Realitäten waren, die in der Sonne selbst ihren Sitz hatten. Die an sich schon unwahrscheinliche Meinung, man habe es mit Mondbergen zu thun, verlor damit ihren letzten Halt. Die Spectral-Analyse hat diese Speculationen Secchi's später zur Gewißheit erhoben, zumal als Janssen der entzückten Gelehrtenwelt aus Indien, wohin er zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß von 1868 gereist war, die frohe Kunde telegraphirte, daß man bei hellem Sonnenschein mit dem Spectroskop die rothen „Protuberanzen" noch viel besser studiren könne, als bei den so seltenen und kurzen Sonnenverfinsterungen. Man kann sich die Hast, mit welcher P. Secchi bei dieser Nachricht von der neuen Entdeckung sofort Gebrauch machte, kaum vorstellen. Vom ersten Tage an stand er im Vordertreffen und arbeitete und beobachtete und rechnete und zeichnete. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle seine Entdeckungen, die sich nun Schlag auf Schlag folgten, Punkt für Punkt zu besprechen versuchen. Auch dürfte es bei der Vielheit der Sonnenforscher schwer halten, im Einzelnen zu bestimmen, was als geistiges Eigenthum Secchi's zu gelten habe und was nicht. Einen ungleich höhern Genuß dürfte wohl eine kurze Inhaltsangabe des großen Werkes über „die Sonne" gewähren, in welchem Secchi sowohl seine eigenen, als auch die fremden Forschungen gewissenhaft registrirt und zu einem Gesammtbild vereinigt hat. Das wahrhaft klassische Werk Le Soleil, das in drei aufeinander folgenden Original-Ausgaben unser ganzes astronomisches Wissen über die Sonne in streng wissenschaftlicher Darstellung zusammenfaßt, ist unstreitig das Größte und Beste, was Secchi je geschrieben. Höchstens mit seinem Werk über „die Einheit der Naturkräfte" vermag dasselbe den Vergleich auszuhalten. Zuerst 1870

bei Gauthier-Villars in Paris erschienen, erhielt es in der deutschen Uebersetzung von Dr. Schellen neue werthvolle Zusätze, die jedoch im Schnellschritt der Forschungen binnen Kurzem derart anschwollen, daß Secchi sich schon 1875 gezwungen sah, eine dritte Original-Ausgabe, die zweite französische, in zwei starken Octavbänden in Paris erscheinen zu lassen[123]). Diese letztere Ausgabe, eine wahre Pracht- und Luxus-Ausgabe mit Protuberanzen-, Nebelfleck- und Spectraltafeln von delicatester Ausführung liegt dem folgenden Auszug größtentheils zu Grunde. „Dieses Werk ist," so urtheilt die „Kölnische Zeitung" in ihrem Nekrolog, „für den Fachmann gleich interessant wie für den Laien," und sie nennt Schellen's deutsche Bearbeitung „eine Zierde unserer deutschen Literatur". Professor Gilbert in Löwen stellt das Werk auf gleiche Stufe mit Cuviers Ossements fossiles, M. Dumas' Chimie appliquée aux arts, Lagrange's Mécanique analytique[124]). Wir begnügen uns, Secchi's Ansichten über den Sonnenkörper einfach darzulegen.

Das luxuriös ausgestattete Werk beginnt mit der Besprechung der von Galilei und Scheiner (1611) gleichzeitig entdeckten Sonnenflecke. Ersterer hielt die Flecke für Sonnenwolken, Letzterer für Sonnenmonde, neuerdings hat Professor Zöllner in Leipzig sie für Schlacken ausgegeben, die auf der feuerig-flüssigen Sonnenoberfläche umherschwimmen sollen[125]). Aber schon Wilson (1709) hatte gezeigt, daß die Flecke wirkliche, nach ihrer Tiefe meßbare Höhlungen sind, deren Größe im Allgemeinen den Erdradius nicht übersteigt. Stereoskopische Bilder, die Warren de la Rue von größern Sonnenflecken angefertigt hat, lassen die höhlenartige Natur derselben sogar dem bloßen Auge erkennbar erscheinen. Eine fünfundzwanzigjährige Beobachtung der Sonnenflecke durch Secchi hat die Theorie Wilson's endlich unanfechtbar gemacht, besonders der Hinweis auf die wirbelnde Drehbewegung im Innern der Flecke, in welchen die Lichtmassen sich sichtlich hinabstürzen, um die gerissene Höhlung wieder zu schließen. Aus der Wanderung der Sonnenflecke auf der Sonnenscheibe ergab sich auch die Dauer der Axendrehung der Sonne, welche nach directer Beobachtung $25^1/_3$ Tage beträgt[126]). Die Protuberanzen, wie sie bei totaler Sonnenfinsterniß als rothe Flammen um den Mondrand herum auftreten, konnte Secchi auf der Sonnenoberfläche zuweilen in der Weise entstehen sehen, daß die leuchtende Masse sich unter seinen Augen in „rothe Schleier" auflöste (1866). Die Flecke erklären sich durch gewaltige Störungen im Sonneninnern, durch welche die leuchtende Photosphäre durchbrochen, aufgewühlt wird und Höhlungen bekommt, in die von allen Seiten die Lichtmassen hinabstürzen. Oft umfassen diese Wirbelstürme weit ausgedehnte Sonnengegenden, und treten häufig mit urplötzlicher Heftigkeit auf. Die Pho-

tosphäre, welche unserer Sonne ihren Glanz verleiht, ist weiter nichts als eine gewaltige Wolkenschicht condensirter Metalldämpfe, die ihrer hohen Temperatur wegen selbstleuchtend werden. Das continuirliche Sonnenspectrum, sonst nur festen Körpern im Glühzustand eigen, kommt nach Secchi weder von glühend festen Körpern noch von stark comprimirtem Wasserstoffgas her, sondern einfach von der Mischung aller Dämpfe, die an der äußern Sonnengrenze in Folge ihrer Abkühlung Niederschläge in Form von leuchtenden Nebelmassen und eben damit die für uns sichtbare glänzende Oberfläche der Sonne bilden. Die Mitte der Sonnenflecke ist trotz der Dunkelheit derselben viel heißer, als die umgebende Photosphäre, die beim Hinabstürzen gerade wegen der dort herrschenden enormen Hitze aus dem wolkenartigen Zustand in durchsichtiges Gas verwandelt wird; nicht nur thermoelektrische Untersuchungen beweisen dies, sondern vor allem auch die Erwägung, daß die wolkenförmigen Metalldämpfe beim Eindringen in ein kälteres Mittel in den Flüssigkeitszustand übergehen müßten, wie bei uns die Wolken in Regen.

Secchi, und nicht dem französischen Astronomen Faye, gebührt die Ehre, die Hypothese vom gasförmigen Zustande der Sonne zuerst ausgesprochen zu haben (1864); der tropfbar-flüssige und noch mehr der feste Zustand wird schon allein wegen der hohen Temperatur, deren Minimalgrenze 5000000 ° Celsius ist[127]), ausgeschlossen. Mithin ist die Sonne nichts als ein gewaltiger Gasball. Derselbe befindet sich aber in Folge der Anziehungskraft im Zustande höchster Verdichtung, welche an und für sich zum tropfbar-flüssigen Aggregatzustand der Sonnenstoffe führen müßte, würde die enorme Hitze denselben nicht wieder illusorisch machen. Der schon öfter erhobene Einwand, daß der gewaltige Druck in geringen Tiefen der Sonne schon der Molekularkraft gleich ist, mit welcher auf unserer Erde die Bestandtheile des Wassers chemisch verbunden bleiben, beweist für den Flüssigkeitszustand der Sonne nichts mehr, seit Thomas Andrews den sogen. „kritischen Punkt" der Gase entdeckt hat. „Es gibt für einen jeden Körper, der als Gas und als Flüssigkeit erhalten werden kann, eine obere Grenze der Temperatur, über welcher kein Druck, und sei er noch so groß, im Stande ist, das Gas in den flüssigen Zustand überzuführen .... Diese Temperatur, über welche hinaus keine Druckkraft das betreffende Gas flüssig zu machen vermag, nennt Andrews den kritischen Punkt oder die kritische Temperatur". Da dieser kritische Punkt für Schwefeläther bei + 200° C. und für Kohlensäure schon bei + 31° C. erreicht ist, so muß er für Wasserstoff und Sauerstoff, den beiden chemischen Elementen des Wassers, noch tiefer liegen, weshalb diese Gase trotz des enormen Druckes, der auf ihnen in Folge der Sonnenanziehung lastet, den flüssigen Zustand nicht er-

reichen werden. Endlich hat man bemerkt, daß der Sonnendurchmesser steten Schwankungen unterworfen ist, daß die Sonnenmassen mithin gewissermaßen auf- und abwogen: dies ist leicht verständlich bei einem Gasball, dessen Moleküle gemäß der kinetischen Gastheorie eine starke Wurfbewegung besitzen, während eine feuerig-flüssige Masse immerhin eine gewisse Stabilität in ihrer Ausdehnung beibehält.

Eigentlichen Aufschluß erhalten wir über die physisch-chemische Zusammensetzung der Sonne erst durch die von Bunsen und Kirchhoff erfundene Spectralanalyse des Sonnenlichts (1860). Diese Wissenschaft vermag aus der Beschaffenheit der Lichtstrahlen, wenn sie durch ein brechendes Prisma hindurchgehen, die Stoffe zu erkennen, von denen das Licht herkommt. Zunächst erfahren wir, aus welchen chemischen Stoffen die leuchtende Photosphäre der Sonne besteht; es sind condensirte Metalldämpfe, die für sich allein ein continuirliches Spectrum erzeugen würden. Aber weil ein Theil derselben in gasförmigem Zustande bleibt und dann, wie der Wasserdampf über unsern Wolken, sich über die Photosphäre erhebt, so absorbiren diese gasigen Dämpfe diejenigen Strahlen, welche sie im Zustande chemischer Verbindung selbst emittiren würden. Die Sonnenstoffe sind vor allem: Wasserstoff, Natrium, Magnesium, Aluminium, Calcium, Chrom, Mangan, Eisen, Kupfer, Zink, Barium und wahrscheinlich Silicium und Kalium; die edeln Metalle Gold, Silber, Platin befinden sich ihres großen specifischen Gewichtes wegen vermuthlich in einer so beträchtlichen Tiefe, daß sie von uns nicht wahrgenommen werden, weil sie eben nicht bis hinauf zur Sonnenoberfläche getrieben oder gestoßen werden.

Ueber den leuchtenden Metalldämpfen, welche die Photosphäre bilden, liegt eine absorbirende Wasserstoffgasschicht von einer Dicke bis 1500 geographischen Meilen. Bei totaler Sonnenverfinsterung als rother Ring sichtbar, sieht diese Wasserstoffschicht, welcher Lockyer den Namen „Chromosphäre" gegeben hat, bald wie eine ruhigstehende Flüssigkeit, bald aber auch wie ein wild aufgeregtes Meer aus. Häufig schießen rothe Flammen bis zu einer Höhe heraus, die dem zehnfachen Erddurchmesser gleichkommt. Diese rothen Flammen, Protuberanzen genannt, haben die manchfachsten Formen; bald glaubt man Wergflammen, bald feuerige Wolken, bald rothen Rauch, bald hinaufschießende Feuergarben zu erblicken, die dann in einer gewissen Höhe wie vom Winde abgelenkt erscheinen; letzteres deutet auf ähnliche Strömungen in der Sonnenatmosphäre hin, wie wir sie auf der Erde in den Passatwinden, Aliseï u. s. w. schon lange kennen. Am interessantesten sind ohne Zweifel die plötzlichen Wasserstoff-Eruptionen oder Eruptionsprotuberanzen, deren Dauer gewöhnlich etliche Minuten nicht übersteigt; dieselben sind von den „ruhigen" Protuberanzen wesent-

lich verschieden. Sie entstehen zumeist über der Mitte der Sonnenflecke und enthalten Metalldämpfe; es liegt also die Vermuthung nahe, daß es vulcanartige Metallausbrüche aus dem Sonneninnern sind, welche die Chromosphäre aufwühlen und den Wasserstoff bis zu beträchtlichen Höhen mit sich fortreißen. Der aus Wasserstoff bestehenden Chromosphäre ist noch ein anderer, auf Erden unbekannter Stoff, das sogen. Helium, beigemischt, welches auch auf vielen Fixsternen zu Hause ist. Auch Eisen- und Magnesiumspuren ließen sich nachweisen. — Ueber der glühenden Wasserstoffschicht oder Chromosphäre lagert eine dritte Gasschicht, Leukosphäre, welche bei totaler Sonnenfinsterniß als Aureola oder Glorienschein (Corona) sichtbar ist. Sie besteht aus kühlem Wasserstoffgas, in welchem die wolkenartigen Protuberanzen wie Nebel schweben.

Wir brechen unseren Auszug hier ab. Wer sich für die innere Constitution unserer Sonne interessirt, wird in dem unvergänglichen Werke Secchi's für diese wie für andere Details einen Wegweiser[128]) finden, der ihm wahre Wunder über die Vorgänge auf diesem Gasball zu erzählen weiß.

VII. Capitel.

Fixsterne, Kometen und Nebelflecke.

Hatte das unermüdliche Auge Secchi's bei Tage tiefe Forschungen über den Sonnenkörper angestellt, so wachte es zur Nachtzeit beim prächtigen Fixsternhimmel, dessen unzählige Geheimnisse er zu ergründen suchte. So wißbegierig wie ruhelos, durchkreuzte er mit seinem Teleskop ausgedehnte Himmelsräume und verkündete der erstaunten Welt die Wunder des unergründlichen Universums. Fixsterne, Kometen, Nebelflecke — alles mußte ihm Rede und Antwort stehen auf die geheimen Fragen, welche er über ihre Wesenheit und physische Beschaffenheit an sie richtete. Es war, als bestände ein geheimnißvoller Wechselverkehr zwischen ihm und der Sternenwelt. Die Sternlein, welche ihm so traut und mild zuwinkten und wie in stillem Vergnügen zutraulich flimmerten, schienen es zufrieden zu sein, daß der große Mann über ihre Natur so ungeduldig nachgrübelte. Aber auch auf diesem unermeßlichen Wissensgebiete finden wir Secchi's Wirksamkeit wieder so ausgedehnt und verzweigt, daß unsere Darstellung nach gedrängter Kürze ringen muß, um den ganzen Stoff auch nur einigermaßen zu bewältigen.

Zum Glück haben wir seinen großen Catalog der Doppelsterne, den er seit 1852 nach den genauesten mikrometrischen Messungen auf-

nahm, bereits in einem frühern Capitel ausführlicher erörtert [129]). Seine übrigen Studien beziehen sich meist auf den physischen Zustand der Sterne, ein Gebiet, auf welchem Secchi entschieden die Palme gebührt. „Der Ruhm, die Wissenschaft der Spectralanalyse begründet zu haben," schreibt ein geachtetes Blatt des katholischen Deutschlands, „gebührt zwei Deutschen, an ihrer Entwickelung sind Engländer, Franzosen und Americaner in gleichem Maße betheiligt; den Versuch einer einheitlichen und doch theistischen Naturphilosophie, die physikalische Erkenntniß der Gestirne, danken wir einem Italiener, und dieser ist Secchi, den man in gewisser Beziehung ohne Hyperbel den Newton des neunzehnten Jahrhunderts nennen darf" [130]).

Die wissenschaftliche Thätigkeit Secchi's auf dem Gebiete der Sternkunde, insoweit diese nur Fixsterne, Kometen, Sternschnuppen und Nebelflecke umspannt, zerfällt in zwei wohlgetrennte Abschnitte, deren natürlichen Mark- und Grenzstein wir in der Erfindung der Spectral-Analyse zu suchen haben. Mußte sich jeder Versuch einer eindringenderen Erforschung der Stern- und Kometensubstanz, welcher vor die Aufstellung dieser Wissenschaft fällt, naturgemäß auf dem beschränkten Boden der Helligkeitsmessung, Farbenschätzung u. dergl. bewegen, so drang hingegen das Spectroskop mit unwiderstehlicher Kraft unverhofft in das Innerste der Sternsubstanz ein und enthüllte uns ihre chemische wie physische Beschaffenheit. Doch dürfte die Uebersichtlichkeit es empfehlen, die diesbezüglichen Leistungen Secchi's nicht so fast durch Einführung des störenden Zeitprincips auseinanderzureißen, als vielmehr nach dem jeweiligen Gegenstande, auf den seine Thätigkeit sich richtete, in übersichtlicher Darstellung zu würdigen. Um jedoch den Zusammenhang dieser Erörterung nicht immer wieder von neuem zu stören, müssen wir vorerst nothwendig einen Begriff von dem Wesen und der Tragweite der schon so oft genannten Spectral-Analyse, an deren Ausbildung unser P. Angelo Secchi einen hervorragenden Antheil nahm, zu gewinnen versuchen [131]).

Bevor die Spectral-Analyse von Bunsen und Kirchhoff erfunden war, kannte man nur eine rechnende, noch keine eigentliche physische Astronomie. „So hoch auch die Anläufe der modernen Astronomie waren," bemerkt Secchi irgendwo, „so sehr ihre Fortschritte mit Recht auch die allgemeine Bewunderung erregten, so konnte sie sich dennoch weiter nichts rühmen, als die Bewegungsgesetze der Himmelskörper erkannt zu haben. Ihre Bahnen, ihre relativen Massen und Entfernungen hatten bis dahin das einzige Erbe und den einzigen Gegenstand des Astronomen gebildet" [132]). Und dennoch sind für die adäquate Kenntniß des Universums die Sternstructur, die Stoffbeschaffenheit, die chemische Zusammensetzung, der Zustand der Atmosphären der Himmelskörper vielleicht von noch größerer

Wichtigkeit, als die mathematischen Gesetze ihrer gegenseitigen Anziehung und Bewegung. Was wüßten wir von der Körperwelt denn Nennenswerthes, wenn wir nur Galilei's Fallgesetze oder das Gesetz von den multiplen Proportionen kännten? Physik wie Chemie würden den größten Theil ihrer anziehenden Frische mit Einem Schlage verlieren. Bis zum Jahre 1860, in welchem zugleich mit der Spectral-Analyse die Astrophysik ihr Geburtsfest beging, war, nach einem treffenden Ausdruck C. Flammarion's, „der Himmel nichts als eine Karte voll Ziffern“ [135]). Aber diese todten Ziffern fingen mit einem Male an lebendig zu werden, begannen Geist und Odem und Leben zu bekommen, da sie sich jetzt auf der äußerlichen Tafel der Geometrie oder Analysis nicht mehr nach pythagoräischer Weltanschauung wie rein formale Weltelemente ausnahmen, sondern aus dem Urgrund und wirklichen Wesen der Sterne wie aus einem Brunnquell lebendig hervorgingen. Eine ungeheuere Perspective, die sich mehr ahnen als klar erfassen ließ, war eröffnet. Die Spectral-Analyse setzt sich zur Aufgabe, aus dem charakteristischen Lichte einer Substanz diese selbst zu erkennen und nachzuweisen. Einen vorläufigen Begriff von der Möglichkeit einer solchen Analyse ist wohl die Feuerwerk-Kunst, die Pyrotechnik, zu geben im Stande. Sehe ich das prächtige Farbenspiel einer aufsteigenden Rakete, aus welcher zuletzt farbige Feuerkugeln sprühend und knatternd nach allen Richtungen hin schwärmen, so kann ich ohne vorherige chemische Untersuchung im Laboratorium gleichwohl die Substanzen im voraus bezeichnen und benennen, welche die verschiedenartigen Farben liefern: Strontium gibt Roth, Bor gibt Grün, Kupfer gibt Blau, Arsenik oder Antimon gibt Weiß, Eisen gibt Gelb. Die Spectral-Analyse ist also weiter nichts, als die wissenschaftliche exacte Bestimmung der chemischen Elemente und ihrer Verbindungen aus der Beschaffenheit der Lichtstrahlen, welche jene aussenden. Das diesen Studien zu Grunde gelegte Instrument heißt Spectroskop, welches in der Hauptsache aus einem oder mehrern Glasprismen besteht, durch die der Lichtstrahl einer Substanz im gebrochenen Zustand mittels eines Fernrohres studirt wird. Je nach der verschiedenen Beschaffenheit des Lichtstrahls erkennt man das Dasein eines verschiedenen Körpers. Doch liegen in letzterer Hinsicht die Verhältnisse nicht so einfach, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Ein umfassendes Studium der Lichtspectren der verschiedenen Körper hat die Nothwendigkeit herausgestellt, zwischen dem Glühzustand und dem Gaszustand eines und desselben Körpers wohl zu unterscheiden. In ersterem Falle befindet sich der Körper im festen oder im flüssigen, in letzterem dagegen im luftförmigen Aggregatzustande. Das glühende Eisen in der Schmiede oder im Hochofen verhält sich in Beziehung auf sein durch ein Prisma betrachtetes Licht wesentlich anders,

als glühender Eisendampf; die Spectren fallen in beiden Fällen ganz verschieden aus. Festes oder flüssiges Eisen im Glühzustand liefert ein vollständig continuirliches Farbenbild, in welchem die sieben Regenbogenfarben — denn durch das Prisma wird ja das weiße Licht in seine Farben zerlegt — von Roth durch Gelb und Grün bis zum Violett ohne die geringste Unterbrechung der Farbenscala dem Auge sich darbieten; dagegen ist das Spectrum des Eisendampfes von zahlreichen schwarzen Streifen und Zonen durchzogen, welche zum Schluß berechtigen, daß glühende Gase nur bestimmte helle Lichtstrahlen entsenden, während feste und flüssige Körper Lichtwellen von jeder Brechbarkeit aussenden. Daraus folgt, daß aus den Spectren fester oder flüssiger Körper, weil erstere ja in allen Fällen gleich continuirlich ausfallen, sich kein Schluß auf das Vorhandensein irgend einer Substanz ziehen läßt; nur der glühende Gaszustand ist für die Erkennbarkeit des fraglichen Körpers entscheidend. Es fragt sich aber: Inwiefern läßt sich mit unfehlbarer Gewißheit aus der Beschaffenheit eines Gasspectrums auf diesen bestimmten Stoff schließen? Könnten nicht zwei verschiedene Gase ein und dasselbe Linienspectrum liefern? Eben die nach den sorgfältigsten Untersuchungen festgestellte Erfahrung hat letztere Frage in verneinendem Sinne entschieden. Es gibt kein einziges aus hellen farbigen Linien bestehendes Gasspectrum, welches zwei chemischen Stoffen zugleich angehörte; jedes chemische Element hat seine eigenen charakteristischen hellen Linien, die es mit keinem andern gemeinsam hat. Dazu nimmt jede helle Linie im Gesichtsfeld des Fernrohrs eine ganz bestimmte, meßbare Stelle ein, welche für dieselbe Substanz in allen Fällen constant dieselbe bleibt. Natrium liefert eine lebhaft gelbe, Thallium eine grüne, Lithium eine rothe Linie; Strontium zeigt helle Streifen im Roth und Blau, Kupfer im Roth, Grün und Violett, Bor im Grün, Blau und Gelb u. s. w. Diese Ausschließlichkeit der hellen Linien oder Streifen in Bezug auf die ihnen entsprechenden Gase ist so groß, daß es auf spectralanalytischem Wege sogar gelungen ist, bisher unbekannte Körper zu entdecken und so unsere chemische Nomenclatur um eine ganz bedeutende Reihe neuer Elemente zu bereichern [134]).

Diese Spectralerscheinungen und namentlich der Unterschied zwischen continuirlichem und Linienspectrum fordern eine tiefere Erklärung. Wie der Ton durch Luftwellen, so wird das Licht durch Aetherschwingungen erzeugt. Warum geben nun feste oder flüssige Körper ein continuirliches, die ganze Farbenscala umspannendes Spectrum, während ein dampfförmiger Körper nur eine oder mehrere bestimmte helle Linien oder Streifen entsendet? Diese Frage deckt sich, wenn wir von der Verschiedenheit des fortpflanzenden Mittels für einen Augenblick absehen

wollen, mit dieſer andern: Warum gibt eine jede reingeſtimmte Clavierſeite nur einen Ton, während ſie mit der Hand berührt ein Gemiſch von vielen Tönen, als welches das entſtehende Geräuſch ſich darſtellt, liefert? Der Grund iſt einfach der: kann eine Saite frei ſchwingen, ohne von irgend einer Seite in ihren Vibrationen gehemmt zu werden, ſo erregt ſie lauter Schallwellen von derſelben Länge, während ſie hingegen in Verknüpfung mit einem hemmenden Körper Schallwellen von verſchiedener Länge, vielleicht die ganze Tonleiter zu gleicher Zeit erzeugt; im erſtern Falle hören wir einen muſikaliſchen Ton, im zweiten ein muſikaliſches Geräuſch. Etwas Analoges findet in der Optik ſtatt, nur daß hier der Weltäther die Rolle der Luft übernehmen muß. So lange irgend ein Körper im feſten oder flüſſigen Zuſtande beharrt, können ſeine kleinſten Theilchen oder Moleküle keine freien Schwingungen ausführen; ſie werden durch ihre Nachbarmoleküle immer wieder gehemmt und ſind gezwungen, Aetherwellen von jeglicher Länge zu erregen, ſo daß das von ihnen ausgehende Licht ein continuirliches, die ganze Farbentonleiter umfaſſendes Spectrum ergeben wird. Wird derſelbe Stoff dagegen in den luftförmigen (Gas-) Zuſtand übergeführt, ſo entfernen ſich die einzelnen Moleküle in Folge der ihnen innewohnenden Wurfbewegung ſo beträchtlich von einander, daß jedes derſelben nur jene beſtimmten Lichtſchwingungen auszuführen vermag, auf die der Schöpfer es am Anfang der Dinge ſozuſagen abgeſtimmt hat. So kommt es, daß die glühenden Gaſe der verſchiedenen Elemente nur ganz beſtimmte charakteriſtiſche Spectrallinien aufweiſen. Hiermit ſteht die weitere Thatſache in wunderbarem Einklang, daß eine bedeutende Temperaturerhöhung oder ein beträchtlicher Druck im Stande iſt, das Spectrum eines Gaſes um andere helle Linien in dem Maße zu vermehren, daß mit zunehmender Erhitzung oder mit ſteigendem Druck das ganze Gasſpectrum ſchließlich in ein continuirliches übergehen kann; denn es iſt klar, daß Druck die ſich fliehenden Moleküle gewaltſam wieder nähert und daß Temperaturerhöhung die Wurfgeſchwindigkeit derſelben bis zur gegenſeitigen Hemmung ſteigert, daß mithin in beiden Fällen die freie Schwingung der Moleküle behindert wird.

Aber noch auf einem andern Wege, als durch directe Lichtſpectren, iſt das Vorhandenſein von beſtimmten Stoffen durch Spectral-Analyſe erkennbar. Bekanntlich erſcheint das Sonnenſpectrum, auch der Regenbogen, keineswegs als ein vollkommen continuirliches Farbenbild; es iſt an vielen Stellen von feinen ſchwarzen Linien durchzogen, die zuerſt von Frauenhofer entdeckt, durch die Forſchungen Bunſen's und Kirchhoff's auf viele Tauſende angewachſen ſind. Was haben dieſe ſchwarzen Linien zu bedeuten? Auch dieſe ſchwierige Frage hat namentlich Kirchhoff zu

beantworten verstanden. Schon länger war es eine bekannte Thatsache, daß ein Gas diejenigen Lichtstrahlen von bestimmter Wellenlänge nicht durchläßt, sondern aufsaugt, welche es im Glühzustande selbst aussenden würde. Geht ein weißer Lichtstrahl durch Natriumdampf, so entsteht im Gesichtsfeld des Beobachters jenes weißen Lichtes genau an der Stelle, wo sonst die helle Natriumlinie im Gelb aufzutreten pflegt, eine ebenso große schwarze Linie. Betrachtet man mit dem Spectroskop eine Lichtquelle, vor welcher z. B. Kupferdampf sich befindet, so absorbirt letzterer die Strahlen im Roth, Grün und Violett, also genau diejenigen Strahlen, welche glühender Kupferdampf für sich allein emittiren würde; das continuirliche Spectrum jener Lichtquelle ist also an jenen bestimmten Stellen, wo sonst die hellen Kupferlinien zu entstehen pflegen, von ebenso vielen schwarzen (Frauenhofer'schen) Linien unterbrochen. Ein solches Spectrum heißt im Gegensatz zu den frühern „Emissionsspectren" nach dem Vorgange Kirchhoff's „Absorptionsspectrum".

Auch diese Thatsache läßt sich durch Analogie aus der Acustik erklären. Wie frei schwingende Saiten nur auf einen Ton abgestimmt sind, so nehmen sie auch die lebendige Kraft nur von Schallwellen solcher Wellenlänge in sich auf, auf welche sie selbst gestimmt sind. Ruft man in ein Clavier einen bestimmten Ton hinein, so antwortet nur diejenige Saite, welche für sich angeschlagen jenen selben Ton hervorbringen würde; dringt ein Geräusch vieler Töne durcheinander in den Resonanzboden ein, so versteht jede Saite die ihr sympathischen Wellen, auf welche sie abgestimmt ist, aufzusaugen und in Schwingungen umzusetzen. Wir können demnach ganz allgemein das für Acustik wie Optik ebenmäßig gültige Gesetz aufstellen: Jeder Körper absorbirt seine eigenen Schwingungszahlen, mögen diese in Luft- oder Aethermolekülen stattfinden [135]).

Wenden wir die eben erörterten Principien auf die Sonne und Fixsterne an, welche durchweg Absorptionsspectren aufweisen, so müssen wir den für die physikalische Erkenntniß der Sterne sehr wichtigen Schluß ziehen, daß eine Atmosphäre von verschiedenen Gasen, deren Natur die Lage und Beschaffenheit der schwarzen Linien näher festzustellen hat, diese Welten in ähnlicher Weise umhüllt, wie unsere irdische, aus einem Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff bestehende Luftschicht rings unsern Erdball. Diese Sternatmosphären sind es, welche die aus der leuchtenden Tiefe hervorbrechenden Lichtstrahlen zum Theil absorbiren und so in den Sternspectren, die wir auf Erden beobachten, nothwendig schwatze Linien oder Streifen erzeugen. Da letztere aber genau auf Stellen zu stehen kommen, wo bekannte chemische Elemente im Glühzustande helle Linien von derselben Größe zu erzeugen pflegen, so ist uns hiermit ein unfehl-

bares Mittel an die Hand gegeben, um die Dämpfe oder Gase zu bestimmen, durch welche die Lichtstrahlen auf den Sternen erst hindurchgehen müssen, um in den freien Weltenraum und von diesem unverfälscht auf unsere Erde zu gelangen. Hiermit ist die Spectral-Analyse ganz von selbst zur Astrophysik erweitert.

Was nun zuvörderst den Antheil betrifft, den die Geschichte unserm P. Secchi als dem Mitbegründer der Spectral-Analyse wie namentlich der Astrophysik zuerkennen muß, so treten die diesbezüglichen Verdienste desselben in einer doppelten Richtung an's Licht: ein Mal ebnete er der Spectral-Analyse durch wichtige Spectralstudien schon seit 1852 die Wege, das andere Mal öffnete er durch Verbesserung des Spectroskops der Astrophysik weiteste Bahn. So erwies er sich beiden Wissenschaften, die im Grunde übrigens in eine einzige zusammenfallen, durch theoretisch-praktische Versuche wie durch technische Erfindungen gleich förderlich. Wir müssen uns über die Tragweite beider Momente verständigen, zunächst über das letztere.

Das Spectroskop war in seiner unvollkommensten Gestalt lange vor Bunsen und Kirchhoff bekannt. Schon Frauenhofer (1822) untersuchte mit einem System von Prismen die Beschaffenheit der verschiedenen Lichtquellen und gerieth gerade über diesen Studien auf die fundamentale Entdeckung der sog. Frauenhofer'schen Linien im Sonnenspectrum. „Das Anfangs von ihm angewandte Instrument," erzählt Secchi [136]), „war ein Theodolith mit einem Fernrohr, dessen Objectiv einen Durchmesser von nur 13 Linien hatte, vor welchem ein Prisma bester Qualität angebracht war ..... Frauenhofer fand auf diese Weise, daß, wie zu vermuthen war, das Spectrum des Mondes, der Venus und des Jupiter mit dem Sonnenspectrum vollkommen übereinstimmten, während die Fixsterne im Allgemeinen abweichende Spectren zeigten." Aber das Studium der Sternspectren gerieth bald wieder in Vergessenheit; erst Donati in Florenz lieferte unter Beihülfe des vorzüglichen Optikers Amici Arbeiten von trefflichem Werthe. Der Optiker Hofmann in Paris verbesserte das Spectroskop Amici's wesentlich dadurch, daß er behufs Vermehrung der Dispersion der Strahlen die Einzelprismen auf fünf Prismen vermehrte. Aber die lichtschwachen Fixsterne erwiesen sich trotz all' dieser Verbesserungen der spectroskopischen Untersuchung weniger zugänglich. Da erfand Secchi sein Heliospectroskop, „welches das Licht der Sterne vollkommen auffängt und die Erforschung der Sterne bis zur neunten Größe ermöglicht" [137]). — Dem technischen Erfindungseifer ging ein ebenso reger Forschungsgeist, welcher das Wesen der Spectrallinien zu ergründen bemüht war, zur Seite. Mit den Spectren der irdischen Körper beschäftigte sich Secchi eingehend schon seit dem Jahre 1852. Viele der-

ſelben beſchrieb er bis in die einzelnſten Details in der Zeitſchrift „Nuovo cimento“, welche Matteucci herausgab, und verfehlte nicht, aus ihrer Vergleichung mit den Sternfarben ſchon damals praktiſche Schlüſſe auf die Beſchaffenheit der Sternſubſtanz zu machen. Als aber dieſe Studien ſeit 1860 durch die beiden deutſchen Phyſiker Bunſen und Kirchhoff in neue Bahnen einlenkten, da war wieder Secchi es, der von der neuen Erfindung den weitgehendſten Gebrauch machte und binnen kurzer Friſt beinahe den ganzen Himmel auf ſeine chemiſch-phyſikaliſche Natur befragt hatte. Aber eben dieſe Forſchungen ſind es ja, die wir vorzugsweiſe zu beleuchten haben.

Neben der Sonne und ihren Planeten ſind es in erſter Linie wohl die Fixſterne, welche des Aſtronomen größtes Intereſſe erregen müſſen. Vom Beginn ſeiner aſtronomiſchen Laufbahn bis zu ſeinem Lebensende finden wir denn auch Secchi unausgeſetzt mit der Erforſchung jener fernen Welten beſchäftigt, die „über unſern Häuptern dahinrollen“ [138]). Anfangs waren es die photometriſchen Verhältniſſe, denen er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Fixſterne ſind an Helligkeit einander keineswegs gleich; einige erglänzen vielmehr in ausnehmend hellerm Lichte als die übrigen, die auch ihrerſeits wieder in vielen Abſtufungen der Helligkeit eine förmliche Scala durchlaufen. Das bloße Auge ſchon unterſcheidet Sterne von der erſten bis zur ſechsten Größe, jenſeits dieſer Grenze aber nimmt das Teleſkop noch wenigſtens neun Helligkeitsklaſſen wahr. Die Aſtronomie ſtellte ſich nun die Aufgabe, zu ermitteln, in welchem Verhältniß das Licht der Sterne mit den einmal angegebenen Sterngrößen zunehmen müſſe. Die hierbei angewandten Inſtrumente heißen Photometer oder Aſtrometer. J. Herſchel fand für die vier erſten Sternklaſſen das Geſetz: das Licht der Sterne nimmt im quadratiſchen Verhältniß ihrer Größen ab, ſo daß mithin ein Stern erſter Größe, z. B. Sirius, in doppelte Entfernung gerückt vier Mal, in dreifache, vierfache Entfernung gerückt neun Mal, ſechszehn Mal weniger hell erſcheint. Secchi benutzte für ſeine Unterſuchungen ein eigenes Photometer, an dem eine rotirende Scheibe mit veränderlichen Spalten angebracht war [139]). Auch durch Vergleichung der Sternhelligkeit mit künſtlicher Beleuchtung ſuchte er das geſtellte Problem zu löſen. Es ſtellte ſich dabei die ſchon an und für ſich verſtändliche Thatſache heraus, daß „alle künſtlichen Lichter bei zunehmender Entfernung den Sternen gegenüber verſchwinden“. „Eine bengaliſche Flamme,“ ſo referirt er über ſeine Verſuche, „die in einer Entfernung von 18 Kilometer vom Obſervatorium auf dem Monte Cavo erglänzte, erſchien als ein ſchöner Stern, erreichte jedoch nicht die Größe des Sirius und erſchien namentlich bei Unterſuchung des Spectrums viel ſchwächer, etwa wie Regulus. Ein durch eine Batterie von 50 großen

Elementen erzeugtes elektrisches Licht, aus einer Entfernung von 300 Metern an den Himmel in die Nähe des Sirius projicirt, war weit entfernt, den Stern an Helligkeit zu erreichen. Durch eine etwas hypothetische Rechnung findet man, daß das Licht dieses Sterns 63 Mal so stark sein würde als das Sonnenlicht" [140]). — Was die Farbe der Sterne betrifft, so hält man gewöhnlich das Sternlicht für weiß. Genauere Untersuchungen stellen aber heraus, daß die weißen Sterne zum größten Theile blau sind, während andere Sterne deutlich eine gelbe oder rothe oder grüne Farbe haben. Bei Doppelsternen zumal zeigen sich die herrlichsten Farbenerscheinungen, indem ihre Farben nicht selten sich complementär zu einander verhalten, wie z. B. roth und grün, gelb und blau. Außerdem herrschen in gewissen Himmelsregionen Sterne von bestimmter Farbe vor, z. B. in den Plejaden die blauen, im Orion die grünen, im Eridanus und Walfisch die gelben. Neben Secchi, welcher die Sternfarben vermittels eines zwischen zwei verschiedenen Metallspitzen überspringenden elektrischen Funkens zu bestimmen versuchte [141]), hatte schon seit 1845 P. Sestini, Assistent De Vico's, durch epochemachende Arbeiten auf diesem Gebiete sich hervorgethan. Hinter all' diesen Ergebnissen, einen so großen Werth sie auch beanspruchen mögen, bleiben jedoch die spectralanalytischen Untersuchungen der Fixsterne an Bedeutung so wenig zurück, daß dieselben vielmehr wie ein unvergänglicher Glorienschein um Secchi's Haupt immerdar glänzen werden. Bald hatte er die Arbeiten Donati's und Huggin's sowohl rücksichtlich ihres Umfanges als ihrer Akribie bei weitem überholt. Gegen 4000 Fixsterne hat er auf ihre chemische Zusammensetzung geprüft und über dieser Arbeit die so wichtige Entdeckung der sog. „Secchi'schen Sterntypen" gemacht, „eine colossale Arbeit, die unzweifelhaft einen der vornehmsten Titel seines Namens und Ruhmes bildet" [142]). So viele Fixsterne der große Astrophysiker auch vor seinem selbsterfundenen Spectroskop Revue passiren ließ, so fand er doch mit scharfsichtigem Blicke bald das Gesetz heraus, daß sämmtliche Sterne nach ihren Spectren, die sie liefern, sich auf vier wohl unterschiedene und bestimmte Typen zurückführen lassen. Die Anfänge dieser Entdeckung lassen sich bis zum Jahre 1863 hinauf verfolgen [143]). Mehr als die Hälfte aller sichtbaren Sterne gehört dem ersten Typus an, welcher die weißen oder blauen Fixsterne umfaßt; ihr Spectrum ist beinahe continuirlich, nur Wasserstofflinien und bei hellem Wetter auch Magnesium-, Natrium- und Eisen-Spuren finden sich vor. Der zweite Typus umfaßt die gelben Sterne, deren Spectrum mit dem unserer Sonne vollkommen übereinstimmt. Unsere Sonne ist mithin ein gelber Fixstern und die gelben Fixsterne sind eben so viele Sonnen von derselben Beschaffenheit wie die unserige. Zum dritten Typus gehören die orange-

farbigen und rothen Sterne, welche ein sogenanntes Bandenspectrum liefern, das mit seinen hellen Streifen oder Banden den Anblick einer Reihe beleuchteter geriefter Säulen gewährt. Die schwarzen Hauptlinien fehlen auch hier nicht, nur kommen, wie gesagt, dunkele Zonen hinzu, welche bewirken, daß man eine vom Roth her beleuchtete Säulenreihe zu erblicken glaubt. Diese Verhältnisse deuten auf eine große Veränderlichkeit der fraglichen Fixsterne hin, die von stark absorbirenden Metalldämpfen umhüllt sein müssen. Das Spectrum der Sonnenflecke liefert ein analoges Farbenbild. Hätte die Sonne auf ihrer ganzen Oberfläche eine so stark absorbirende Schicht, wie diejenige der Sonnenflecke ist, so würde sie, statt zum zweiten Typus, vielmehr zum dritten gehören und in die Kategorie der orangefarbigen oder rothen Fixsterne fallen. Es verdient überhaupt hervorgehoben zu werden, daß eine gegensätzliche Verschiedenheit zwischen den einzelnen Typen im Grunde nicht besteht, daß vielmehr einzelne Fixsterne einen deutlichen Uebergang von einem Typus zum andern bilden, daß mithin die Gesammtheit der kosmischen Massen auf einen einheitlichen, mit denselben Stoffen arbeitenden Weltbaumeister unverkennbar hinweist. Merkwürdig ist der vierte Typus der blutrothen Sterne von höchstens fünfter Größe, welcher eben wegen der winzigen Größe der betreffenden Fixsterne dem P. Secchi anfangs entgangen war. Wieder zeigt sich, wie im vorhergehenden Typus, das säulenförmige, aus einer Mischung von hellen und dunkeln Linien und Zonen entstehende Spectrum, nur daß die Säulenreihe hier von der entgegengesetzten Seite her, nämlich vom Violett, beleuchtet zu sein scheint. Die drei Hauptzonen liegen im Gelb, Grün und Blau; zuweilen treten einzelne lebhaft glänzende Linien darin auf.

Da sämmtliche bis jetzt geschilderten Spectren als Absorptions-Spectren dastehen, so folgt, daß die Fixsterne von einer Atmosphäre von Metalldämpfen und Wasserstoff umhüllt werden. Unsere Sonne steht nun nicht mehr vereinzelt im Weltall; sie kann sich vieler Schwestern rühmen, denn alle Sterne des zweiten Typus sind ebenso viele Sonnen, auf denen Metalldampf- und Wasserstoff-Ausbrüche stattfinden, wie in unserm System. Wer könnte daran zweifeln, daß auch jene unzähligen Welten von belebten Planeten umkreist werden, deren Bewohner vielleicht nicht ahnen werden, daß sie auf der ihnen unbekannten Erde Brüder wohnen haben? Wissen wir ja nicht einmal mit Bestimmtheit, ob Venus, Mars, Jupiter, der Erdmond vernünftiger Wesen sich rühmen können, obschon sie als Glieder ein und desselben Systems eine gewisse Zusammengehörigkeit beanspruchen können! Aber es wäre verfehlt, anzunehmen, daß die Fixsterne, welche nicht unserer Sonne gleichen, sich deswegen fremdartig gegen den zweiten Sterntypus abschlössen. Keineswegs. Die verschiedenen Typen sind weiter nichts, als ebenso viele Darstellungen verschiedener

Weltbildungsstadien, welche jeder Fixstern zu durchlaufen hat. Jener gasförmige Nebelfleck, der einst unsern planetarischen Raum einnahm, sich unter steigender Licht- und Wärme-Entwickelung immer mehr zu einem kugelförmigen Gasball verdichtete und sodann nach eingetretener Rotation die verschiedenen Planeten als Wulste und Ringe absetzte, die ihrerseits berstend sich zu Kugeln zusammenballten, ist heute in der allmäligen Erkaltung schon so weit vorgeschritten, daß einst eine Zeit eintreten wird, wo der Glanz der Sonne erlischt und alles planetarische Leben ein Ende nimmt. Aber andere Sonnen, welche dem dritten und vierten Typus angehören, haben bereits eine tiefere Stufe erreicht, sie haben sich dem allgemeinen Weltuntergang um einen Schritt mehr genähert: ihre Abkühlung ist bis zu dem Grade vorgeschritten, daß auf ihnen bereits chemische Verbindungen des Kohlenstoffs vorkommen, während auf den Sonnen des zweiten und den noch viel heißern des ersten Typus alle Stoffe im Zustande völliger Auflösung (Dissociation) sich befinden. Einige Sterne endlich, wie besonders Cassiopeja, scheinen die ersten Stadien ihrer Entwickelung noch nicht lange hinter sich zu haben, da sie ein die drei hellen Wasserstofflinien aufweisendes Emissionsspectrum liefern; alle ihre Stoffe, nach ihrem specifischen Gewichte gelagert, das Wasserstoffgas zuletzt, sind in höchster Gluth begriffen; eine Atmosphäre hat sich noch nicht bilden können, es müßte denn sein, daß jene fernen Welten unserm Auge den Zustand einer viel frühern Zeit berichten, weil der Eilbote des Lichts seit der Erschaffung der Welt Millionen von Jahren brauchte, um aus jenen Gegenden zu uns herüberzureisen. Aus solchen Betrachtungen ergibt sich die ungeheuere Wichtigkeit, welche der Entdeckung der Secchi'schen Sterntypen innewohnt. Das ganze Universum aus Einem Stoffe gebaut, nach demselben Plane geordnet, von denselben Gesetzen regiert —: könnte die christliche Philosophie einen größern Triumph erringen, als derjenige ist, die Lehre von der Einheit des Schöpfers auf empirischem Wege so unverhofft bestätigt zu finden? „Dieses Ergebniß," bemerkt treffend Respighi, „bildet eine große Entdeckung, weil die Verschiedenheit dieser Sterntypen höchst wahrscheinlich nicht von einer chemischen Verschiedenheit der Sternsubstanz, sondern lediglich von einer Differenz ihres physischen Zustandes abhängig ist; und höchst wahrscheinlich ist in diesen verschiedenen Typen mit großen Zügen die Geschichte der physischen und mechanischen Umbildung der unzähligen Sonnen, die den Himmel bevölkern, niedergeschrieben" [144]).

Im ersten Stadium der Weltbildung scheinen auch die *Nebelflecke* zu stehen, welche sich noch nicht zu Sonnen verdichtet haben. Man unterscheidet planetarische Nebel, Nebelsterne, elliptische Nebel und unregelmäßige Nebelflecke. Die *planetarischen* Nebel, dem Auge

meistens in blaugrüner Farbe erscheinend, haben ihren Namen von der optischen Thatsache erhalten, daß sie begrenzte Scheiben und gleichförmiges Licht aufweisen. In den Jahren 1853 bis 1856 hat Secchi Abbildungen von solchen planetarischen Nebeln verfertigt mit Einzelheiten, „die früher nicht bekannt waren, später aber durch stärkere Instrumente bestätigt worden sind“ [145]). Unter Nebelsternen versteht man solche Sterne, welche von einer wirklichen Nebelhülle umgeben sind. In den Memorie della società italiana 1852 hat Secchi den schönen Nebelstern 2017 im Herschel'schen Catalog abgebildet und schon damals die Vermuthung ausgesprochen, daß wir es hier mit bloßen Gasmassen von ungeheuerer Ausdehnung zu thun haben. Das Spectroskop hat diese Ansicht später bestätigt; jedenfalls spielt auch bei ihnen der Wasserstoff eine hervorragende Rolle. Ein eigenthümliches Interesse erwecken die langgestreckten, sehr schwachen und am Rande verschwommenen sog. elliptischen Nebel, von denen wir ein ausgezeichnetes Beispiel im Andromedanebel besitzen. Secchi hat ihrer ungefähr 13 neue aufgefunden [146]). Ihr Spectrum ist merkwürdiger Weise continuirlich, was auf eine sehr niedrige Temperatur schließen läßt. Hat vielleicht die Anziehungskraft die Gasmoleküle noch nicht in dem Maße verdichtet, daß die Energie der Lage in kinetische Energie sich verwandeln konnte? Daß diese Gasmassen sich indeß ebenfalls anschicken, in drehende Bewegung um eine Rotationsaxe zu gerathen und so das Schauspiel nachzuahmen, das der Nebelfleck, der unser Sonnen-System wahrscheinlich einst gebildet hat, schon vor Millionen von Jahren aufführte, beweist die elliptische, spiralförmige Gestalt derselben, welche auf eine Centralkraft in Verbindung mit einer Tangentialkraft als weltbildende Agentien hinweist. Eine neue Sonne mit Planetengefolg dürfte das Endergebniß dieses wunderbaren Entwickelungsprocesses sein, wenn er sich nicht in der unendlichen Entfernung, von welcher aus wir dem Schauspiel zusehen, schon längst abgespielt hat. Von den unregelmäßigen Nebeln befindet sich der schönste im Schwerte des Orion [147]); die verschiedenen Abbildungen desselben stimmen in ihren Einzelheiten wenig überein, da manche Abstufungen von Schatten und Licht beim Gebrauche mächtiger Fernrohre zu verschwinden scheinen. Das Spectroskop hat auch hier den gasförmigen Aggregatzustand dieser Nebel nachgewiesen. Vielleicht ändern sich im Laufe der Jahrtausende die unregelmäßigen nach und nach in elliptische Nebel, welche ihrerseits, zu einem rotirenden glühenden Gasball sich verdichtend, in der Aequatorgegend Wülste bilden und Ringe absetzen, durch deren Zerplatzen und Zusammenballen neue Planeten entstehen, ähnlich wie Neptun, Saturn, Jupiter, Erde, Mars u. s. w. sich wahrscheinlich aus zerplatzenden Sonnenringen dereinst gebildet haben. Noch eine interessante Ansicht Secchi's über das Wesen jener schwarzen,

absolut leeren Stellen der Milchstraße, welche man früher für Oeffnungen ansah, durch welche man tief in den Weltenraum hineinschauen könne, soll hier kurze Erwähnung finden. In Anbetracht der offenkundigen Thatsache, daß viele Nebelfleckſysteme am Himmel eine große Rolle spielen, hat die Ansicht Secchi's, daß jene schwarzen Stellen keine Oeffnungen, sondern dunklere auf den sternlichten Himmelsgrund projicirte Nebelmassen seien, an Wahrscheinlichkeit erheblich gewonnen. Schon der alleinige Umstand, daß die gasartige Natur der leuchtenden Nebelmassen wirkliche größere Oeffnungen in sich kaum ertragen würde, weil alle Gase das Bestreben sich auszudehnen besitzen, scheint für die Annahme zu sprechen, daß dunkelere Massen von Nebeln sich vor die leuchtenden Nebelflecke lagern und so in bestimmten Umrissen dieselben überschatten. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme nimmt beträchtlich zu, wenn man erwägt, daß „die Kometen wirkliche Nebelflecke sind, die, nach ihrer Structur und chemischen Zusammensetzung zu schließen, mit den planetarischen Objecten in gar keiner Beziehung stehen. Die Kometenmassen erhalten ihre Sichtbarkeit sowohl durch eigenes als durch reflectirtes Sonnenlicht, letzteres wenigstens dann, wenn sie sich uns auf geringe Entfernungen nähern. In großen Entfernungen dagegen muß dieses erborgte Licht immer mehr abnehmen; werden also Kometenmassen auf einen hellen Hintergrund projicirt, so müssen sie sich nothwendig wie absorbirende dunkele Nebelflecke verhalten“[148]).

So würden denn auch die Kometen nach Secchi's Weltansicht keine losgelösten, unverketteten Weltglieder im Kosmos mehr darstellen, sondern als wohlgeordnete Ringe einer gesetzmäßigen Kette, deren Zusammenhang wir allmälig zu verstehen beginnen, sich dem großen Weltganzen harmonisch eingliedern. Wohl hat man noch bis in die neueste Zeit hinein versucht, diese „Unglücksboten“, welche aus unnahbarer Ferne von System zu System irrend sich in unsern planetarischen Raum verlieren, als einheimische Bürger unseres Sonnensystems hinzustellen, indem sie sich, so gut wie die Planeten, als eigenartige Dunstringe vom ursprünglichen Sonnengasball unter störenden Entwickelungs-Katastrophen abgelöst hätten. Doch läßt die sonst schwer oder gar nicht zu erklärende Thatsache, daß viele Kometenbahnen entweder senkrecht zur Ekliptik oder in rückläufiger Bewegung verlaufen, den angegebenen Ursprung zum mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Vielleicht wird man eine Unterscheidung in dem Sinne machen müssen, daß man sowohl heimische als außerweltliche Kometen zugibt, an welch' letztern einige wieder durch besondere störende Einwirkungen, z. B. durch Reibung am widerstehenden Weltäther oder durch vergewaltigende Anziehung eines nahen Planeten, sich fest in unser Sonnensystem eingebürgert haben mögen. Als Schüler

des berühmten Kometenforschers De Vico durfte Secchi die Kometenstudien am wenigsten hintansetzen; die Ehre der in dieser Beziehung schon lange berühmten römischen Sternwarte mußte auch fürder gewahrt bleiben. In der That waren diese räthselhaften Fremdlinge, welche die Völker von je durch ihr Erscheinen erschreckten, nicht das letzte Untersuchungsobject, auf dessen Erforschung Secchi's Auge gerichtet war. Eingehendere Untersuchungen begannen schon auf der alten Sternwarte, und wie Secchi selber versichert: „Kein Komet ging je vorüber, der nicht beobachtet worden wäre“ [149]). Im Jahre 1853 entdeckte Secchi im Sternbild des Hasen einen neuen Kometen, welcher einen mehrfachen Kern aufwies; für die Theorie der Sternschnuppenschwärme ist diese Erscheinung von grundlegender Bedeutung geworden. Ein mehrfacher Kometenkern deutet natürlich auf eine Mehrheit von Anziehungscentren hin, die sich schließlich so weit von einander entfernen können, daß eine Spaltung des ursprünglichen Kometen in zwei daraus hervorgeht. In der That theilte sich 1846 der Biela'sche Komet vor den Augen der erstaunten Astronomen in zwei Kometen, die ihren Lauf sodann unabhängig von einander fortsetzten. Offenbar war die schon an sich räthselhafte Natur dieser kosmischen Körper dadurch nur noch verwickelter, und der Glaube an ihre stoßkräftige feste Beschaffenheit, wodurch dieselben unserer Erde wegen der manchfachen Bahnverschlingungen beider in Folge eines Zusammenstoßes gefährlich werden könnten, wurde heftig erschüttert. Als es aber dem P. Secchi 1852 gelang, die vergebens gesuchten zwei Theile des zerstückten Kometen zuerst wieder aufzufinden und durch den Kern des Kometenkopfes hindurch einen Stern von der neunten bis zehnten Größe zu erblicken, da gestaltete sich vollends die vorherige Vermuthung über ihre gasige oder staubartige Beschaffenheit so sehr zur Gewißheit, daß einige Astronomen in das entgegengesetzte Extrem verfielen, sie für Riens visibles zu erklären. Noch jüngst hat Schwedoff in Odessa nur den Kometenkern für eine physische Realität gelten lassen wollen [150]), während er die Schweife, Ausströmungen u. s. w. für optische, durch Reibung am Widerstand leistenden Aether entstehende Lichtwellen hinstellt, welche den Wasserfurchen gleichen, die ein auf dem Meere dahingleitendes Schiff im Wasser hinter sich her zieht. Baron Dellingshausen versteigt sich sogar zur absurden Behauptung: „Die Kometen sind nichts anderes als Helmholtzsche Wirbel, die den Weltenraum durchziehen“ [151]). Befragen wir die Spectral-Analyse, so fällt diese Ansicht in sich zusammen. Auf letzterm Felde begegnete sich Secchi vornehmlich mit Huggins. Der erste von beiden Forschern gleichzeitig auf spectral-analytischem Wege untersuchte Komet war der von Tempel im Jahre 1866. Das Spectrum war das Dreibandenspectrum, welches den Kohlenstoffverbindungen

eigen ist. Mithin bestehen die Kometen zum Theil aus Kohlenstoff; das gleiche Resultat ergab die Untersuchung des Kometen Borelli vom Jahre 1877. Manchmal liefert der Kometenkern ein continuirliches, der Schweif hingegen ein discontinuirliches Spectrum. Dies würde darauf hindeuten, daß die Bestandtheile der Kometen verschiedenartig sind, daß feste, äußerst feine Staubkörperchen in einer Gasatmosphäre schwimmen; das continuirliche Spectrum würde alsdann von erstern, das Linien- oder Dreibanden-Spectrum dagegen von den entsprechenden Gasen herrühren, die sich in Folge der mächtig einwirkenden Sonnenwärme erst in der Sonnennähe entwickeln und so selbstleuchtend würden[152]). Auf diese Weise erklärt sich die jedenfalls räthselhafte Thatsache ganz natürlich, daß die Kometenmassen sowohl in eigenem als in erborgtem Lichte erglänzen. Wahrscheinlich spielt auch die von Zöllner behauptete Elektricitäts-Entwickelung, welche die Abstoßungen, Repulsionserscheinungen, Abströmungen u. s. w. gut erklären würde, bei den Kometenerscheinungen eine große Rolle. Die ausführlichste Kometenstudie führte Secchi im Jahre 1861 aus, wo mit unerwarteter Plötzlichkeit ein großer Komet am Himmel stand, auf dessen Kopf sich fächerartig eine Reihe von Schweifen aufrichtete. Durch Polarisationsversuche fand Secchi schon damals, daß die Kometen außer dem geliehenen Sonnenlicht auch ihr eigenes Licht haben[153]), was durch die Spectral-Analyse glänzend bestätigt worden ist. „Die Studien über die Kometen," referirt Secchi, „waren zahlreich, sie wurden in den Denkschriften der respectiven Jahre nebst theoretischen Betrachtungen und sodann alle zusammen in dem Bande 1860—1863 mit vielen Tafeln, deren viele noch nicht edirt sind, veröffentlicht" [154]).

Merkwürdige Beziehungen mit den Kometen zeigen die Sternschnuppen, ebenfalls kosmische Körper, die aus dem Weltenraum auftauchend und von der Sonnenattraction ergriffen in elliptischen oder parabolischen Bahnen um die Sonne kreisen. Schon gleich bei der Wiedereröffnung des Römischen Collegs (1850) wandte Secchi diesen Erscheinungen, deren außeratmosphärischen Charakter er schon damals aussprach, seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu. Der August- und Novemberschwarm ward jährlich aufmerksam verfolgt. Die größte Entdeckung über die Natur der Sternschnuppen, die wieder mit den Boliden, Aerolithen, Meteorsteinen u. s. w. in die gleiche Kategorie fallen, gebührt ohnstreitig dem Mailänder Astronomen Schiaparelli; die erste Veröffentlichung derselben fand in Secchi's Bullettino meteorologico statt[155]). Tiefgehende Forschungen über die Sternschnuppenbahnen ergaben nämlich eine völlige Coincidenz mit bekannten Kometenbahnen. Es lag somit die Folgerung nahe, daß die Kometen nur Anhäufungen von Sternschnuppen, d. h. von kosmischem Staub, oder vielleicht selbst nur umfangreichere größere Stern-

schnuppen seien, deren ganze Bahn der Länge nach mit dem feineren Staub der gewöhnlichen Sternschnuppen erfüllt erscheine. Ginge die Erde mitten durch einen Kometenkopf oder Kometenschweif hindurch, so würden wir nur einen großartigen Feuerregen erblicken, wie dies beim großen Sternschnuppenfall des Jahres 1872 wirklich der Fall war[156]). Nun bietet der ebenfalls schon vorgekommene Fall, daß an Stelle eines vergebens erwarteten Kometen ein Sternschnuppenregen trat, eine hinreichende Erklärung: Der Komet hat sich aufgelöst, zertheilt, in einen Sternschnuppenschwarm verwandelt. Nicht ebenso leicht fügen sich die Meteoreisen, die zuweilen auf die Erde niederfallen, der entwickelten Sternschnuppentheorie; sie müssen als feste massive Eisenmassen wohl größern Körpern angehört haben. Secchi hält sie für Bruchstücke von kleinen Planeten, wie sie zwischen Mars und Jupiter zu Hunderten um die Sonne schwärmen[157]).

So hätte denn Secchi durch eine mehr als fünfundzwanzigjährige Thätigkeit auf dem Gebiete der Fixsternkunde nicht zum geringsten Theile mit dazu beigetragen, daß allmälig das Dunkel zu weichen beginnt, welches über der Zusammengehörigkeit und dem gemeinsamen Ursprung der verschiedenen Himmelskörper lagerte. Immer klarer und deutlicher stellt es sich heraus, daß alle Weltglieder nicht durch eine Scheidemauer von einander getrennt sind, sondern zu schöner Harmonie sich vereinigen und wie Ring an Ring sich miteinander verketten. Die Nebelflecke sind werdende Sonnen, gleichwie aller planetarische und Sonnenstoff dereinst ein großer Nebelfleck war. Die Kometen sind Nebelflecke, welche von System zu System irren können und, auf den lichten Hintergrund gewisser Leuchtnebel projicirt, jene schwarzen Stellen am Himmel erzeugen, die man bisher für Oeffnungen hielt. Endlich verknüpfen sich die Sternschnuppen in natürlicher Causalreihe mit den Kometen und vollenden so den Kreislauf, der zwischen den einzelnen Weltgliedern herrscht. Welche Weisheit und Macht muß sich doch in jenem unendlichen Geiste verbündet haben, um aus den einfachsten Ursachen, wie aus einem Zauberhut, die verschlungensten und manchfaltigsten Wirkungen hervorgehen zu lassen![158])

VIII. Capitel.

Der Meteorologe Secchi. Sein Meteorograph.

Unter Meteorologie versteht man die Wissenschaft, aus dem Ensemble des Standes und der Zustandsänderungen der verschiedenen Wetterfactoren, als: Luftdruck, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Temperatur, Windrichtung u. s. w., die Voraussage des Wetters nach wissenschaftlich bestimmbaren Indicien

zu ermöglichen. Ist diese junge Wissenschaft, der man dieses ehrenvolle Prädicat noch 1855 bei den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris streitig machen wollte, auch noch weit davon entfernt, die Beschaffenheit des Wetters nur auf zwei bis drei Tage mit Gewißheit vorauszusehen, so scheinen die unausgesetzten und unitis viribus fortgeführten Studien der ausgezeichnetsten Wettergelehrten uns diesem Ziele doch Tag für Tag immer näher zu führen. Wie schon aus dem Gegenstand dieser Wissenschaft zu entnehmen sein dürfte, ist die Meteorologie, wie keine zweite mehr, eine durch und durch praktische Wissenschaft von ausgesprochen kosmopolitischem Charakter, an deren Ausbildung im Grunde genommen Gelehrte wie Ungelehrte, Landwirthe wie Stadtbewohner, Kaufleute wie Capitaine ein gleich reges Interesse nehmen müßten. Sind doch für alle Berufsklassen, wenn es sich um die richtige Ausnutzung des Wetters handelt, die gleichen Interessen auf dem Spiele. Freilich müssen wir trotz des hochtönenden Ausdrucks „Meteorologie" oder „Physik der Luft" im letzten Grunde immer wieder den Weltregierer als Herrn der Stürme, auf deren Flügel er majestätisch einherfährt, sowie als den Spender von Regen und Sonnenschein, den er über Sünder wie Gerechte ergehen läßt, ansehen; allein wenn es wahr ist, daß Gott der Herr auch den geschöpflichen Ursachen einen natürlichen Wirkungskreis eingeräumt hat, in deren Cirkel er ohne wichtigen Grund nicht störend eingreift, so muß man auch anerkennen, daß eine wissenschaftlich erkennbare Gesetzlichkeit zwischen den Ursachen und Wirkungen herrscht, aus deren vielverschlungenem knotenreichen Netze sich die Wettergesetze zusammenweben. Es könnte somit der Spott, den Tyndall über das christliche Gebet um Erlangung guten und Abwendung schlechten Wetters ergießt, nur erheiternd wirken, wenn derselbe nicht allzu blasphemisch wäre, da dieser durch den Gottesglauben selbst gerechtfertigte, durch eine mehrhundertjährige Erfahrung gestützte [159]) Gebrauch nur demjenigen sonderbar erscheinen kann, der, einer tiefern philosophischen wie theologischen Bildung baar, Gesetzmäßigkeiten nur in dem Sinne gelten läßt, daß unter der unendlichen Vielheit gleich gesetzmäßiger und gleich möglicher Wettercombinationen nicht auch solche sich befänden, deren successives Eintreten von der öffentlichen Meinung als fortgesetzt „gutes Wetter" bezeichnet werden müßte. Hierbei wird von der selbstverständlichen Wahrheit, daß dem Schöpfer aller Dinge auch weise unmittelbare Eingriffe in das atmosphärische Maschinenwerk zur Erreichung gewisser höherer Zwecke unverwehrt bleiben müssen, noch ganz abgesehen, und nur die Möglichkeit aufrecht erhalten, daß der Wetterverlauf ganz gut als eine Folge gesetzmäßiger Verkettung mit unmittelbaren Wetter-Ursachen erscheinen kann, obschon Gott in Voraussicht und Berücksichtigung

des zu erhörenden Gebetes sowie angesichts einer unerschöpfbaren Fülle gleich gesetzmäßiger Combinationen die Wettererscheinungen nach einem andern Causalnexus zu verknüpfen für gut findet, als unser blödes Auge zu errathen geneigt sein möchte[160]). Die Allmacht und Weisheit Gottes ist uns in ihrer ganzen Ausdehnung unbekannt; auch die Wettergesetze sind uns in ihrem vollen Umfange bis jetzt unbekannt: es ist mithin Wahnwitz, aus der letztern Unbekannten die erstere controliren, unerträgliche Ueberhebung aber, sie mit fadem Witze bespötteln zu wollen.

Wie ganz anders stand P. Secchi dieser Doppelwahrheit gegenüber! Indem er die eine gläubig anerkannte, leugnete er die andere nicht, beide harmonisch vermittelnd und versöhnend. So freudig er auch die oberste Weltregierung Gottes in gerechter Würdigung der philosophischen wie theologischen Seite des Problems aussprach, so hinderte ihn diese Ueberzeugung doch nicht, nach den immanenten Gesetzen der atmosphärischen Strömungen mit ungebrochenem Eifer zu forschen. Wie Secchi selber einmal erklärt[161]), kann der Zweck der meteorologischen Studien ein doppelter sein: ein localer, partialer und ein universaler, allseitiger Zweck. Im ersten Falle beschäftigt man sich mit der Frage: Was für Wetter werden wir morgen oder übermorgen haben? Im zweiten Falle lautet die Frage viel allgemeiner: Welches sind die Gesetze der atmosphärischen Strömungen, aus deren Complex und Verbindung gerade dieses oder jenes Wetter sich ergibt? Wie man auf den ersten Blick sieht, ist in dieser zweiten Frage die erste enthalten, deren adäquate Lösung mithin lediglich von der allseitigen Beantwortung der zweiten Frage sich erhoffen läßt. Wissen wir einmal mit Sicherheit den gesetzmäßigen Gang der barometrischen Minima in den verschiedenen Erdstrichen anzugeben, so wird es keine Kunst mehr sein, auf die Qualität des Wetters einige Tage zum voraus schon einen wahrscheinlichen oder sichern Schluß zu ziehen. An der Lösung des Wetterproblems nahm Secchi in doppelter Richtung einen hervorragenden Antheil, indem er die theoretische wie praktische Seite desselben gleichmäßig zum Gegenstande tiefer Forschungen machte.

In ersterer Richtung suchte er zunächst durch zahlreiche Discussionen aus dem aufgehäuften Beobachtungsmaterial die gesetzlichen Beziehungen herauszufinden, welche zwischen den verschiedenen Wetterfactoren oder einem Complexe derselben bestehen: Die periodischen Schriften der verschiedenen Akademien in und außer Italien sind vom Jahre 1853 an von diesbezüglichen Abhandlungen Secchi's gefüllt, und als ihm die zu Gebote stehenden Blätter für die vollständige Bewältigung aller von ihm zu Tage geförderten Ergebnisse nicht mehr ausreichend erschienen, da gründete er aus den Mitteln des hochherzigen Fürsten Balthasar

Boncompagni 1862 eine eigene Fachschrift für Meteorologie: das für die Wissenschaft hochwichtige Bulletino meteorologico del Collegio Romano. „Dieses Bulletin," bemerkt Secchi selbst, „enthält nicht nur ausschließlich meteorologische, sondern auch viele astronomische und physikalische Arbeiten, die wir unternommen, sowie eine sehr reichhaltige Correspondenz mit italienischen und ausländischen Gelehrten über dieselben Fragen. Sechszehn Bände sind schon fertig, welche einen nicht geringen Schatz der zeitgenössischen Wissenschaft bilden" [162]). Zu allen diesen Arbeiten gesellten sich ausführlichere Specialforschungen, wie über den Regen, die tägliche und stündliche Windgeschwindigkeit, die Temperatur.

Inzwischen hatte das scharfsichtige Auge Secchi's geheimnißvolle Beziehungen zwischen gewissen meteorologischen Erscheinungen und dem Erdmagnetismus entdeckt, Beziehungen, die er mehr auf unbestimmte Art andeuten, als in mathematischen Formeln ausdrücken konnte [163]). Kaum zuckte diese Ahnung durch seine Seele, so war auch schon wieder ein neuer Plan fertig: es mußte zur Erforschung der magnetischen Kraft der Erde ein eigenes Observatorium eingerichtet werden, um die Parallel-Erscheinungen des Wetters und der magnetischen Störungen besser controliren zu können. Gedacht, gethan. Auf Kosten Pius' IX. war das vollständig mit allen nothwendigen Instrumenten ausgestattete Observatorium, in welchem acht Mal täglich an sechs verschiedenen Apparaten die üblichen magnetometrischen Ablesungen vorzunehmen waren, bereits 1858 fertig: große Arbeit hatte die Entfernung aller Metallgegenstände, die, für Magnetismus empfindlich, die Richtigkeit der Beobachtungen hätten beeinträchtigen können, verursacht. Die gehegten Erwartungen blieben hinter dem Erfolge weit zurück. Es gelang dem P. Secchi nach anhaltenden vergleichenden Studien in der That bald, eine gesetzmäßige Beziehung zwischen den Stürmen und den magnetischen Störungen zu entdecken, so zwar, daß er häufig Orcane und Meeresstürme auf zwei Tage voraussagen und die Seehäfen der italienischen Halbinsel vor dem hereinbrechenden Seesturm zeitig genug warnen konnte [164]). Schon im Jahre 1864 konnte er auf Grund seiner Forschungen behaupten: „Unsere Matrosen vermögen jetzt an unsern Küsten die großen Stürme, welche sie bedrohen, mehr als einen Tag vorauszusehen und sich davor zu hüten; hierin sind wir allerdings günstiger situirt, als andere Länder, weil wir meist unter den Letzten sind, die davon heimgesucht werden; diese mit mittelmäßigen meteorologischen Kenntnissen verbundenen Voraussagungen können das Leben von Hunderten gefährdeter Menschen retten" [165]). Näherhin formulirte er das Gesetz dahin, daß jede starke Depression in Irland oder Schottland in einem Zeitraum von ungefähr zwei Tagen nach der apenninischen Halbinsel wandert und daß ein mit der Depression verbundener Sturm

unfehlbar in demſelben Zeitraum, wenn auch häufig geſchwächt, über die Küſten Italiens hereinbricht. Dieſes von Secchi aufgeſtellte Geſetz bewahrheitete ſich mit einer ſolchen Conſequenz und Ausnahmsloſigkeit, daß er kein Bedenken trug, dem Senator Matteucci, Director des meteorologiſchen Dienſtes für die italieniſchen Häfen, den praktiſchen Vorſchlag zu unterbreiten: es ſolle auf Koſten Italiens auf der äußerſten Spitze von Irland ein eigenes italieniſches Obſervatorium zu dem Zwecke gegründet werden, um die jeweiligen tiefen Barometerſtände in ſyſtematiſcher Weiſe an die Hafenſtationen der italieniſchen Küſte zu telegraphiren. „Italien iſt ja," fügt er hinzu, „mit Bezug auf den Urſprung der Orcane, welche vorzugsweiſe vom Atlantiſchen Meere und vom Golfſtrom herkommen, ſo glücklich gelegen, daß kein Land ſich die Wohlthat der Signale beſſer zu Nutzen machen kann, als wir. . . . Sind die Stürme nur kleinere Windſtöße, verbunden mit einer barometriſchen Depreſſion von kurzer Dauer, auf welche ſofortiges Steigen des Barometers folgt, ſo gehen dieſelben zwar auch auf unſere Küſte los, löſen ſich aber unterwegs auf, indem ſie ſich in den Bergen des franzöſiſchen Continents, die ſie paſſiren müſſen, verfangen. Aber dies trifft niemals für große, über einen Tag anhaltende Depreſſionen, ſowie für ſolche in der Winterszeit zu. Indem dieſelben alsdann über uns hereinbrechen, bleiben ſie trotz der erlittenen Schwächung doch heftig genug, um Schaden anzurichten. . . . Die Seeleute mögen ſich in der Praxis folgende Regel merken: Wenn ſich ein Oſtwind zu erheben beginnt, der in Südoſt umſchlägt, ſo ſollen ſie die meteorologiſchen Depeſchen ſich anſehen, und finden ſie, daß bei tiefen Barometerſtänden an der atlantiſchen Küſte im Norden ſchlechtes Wetter herrſcht, ſo ſeien ſie auf der Hut, da der Orcan innerhalb einem oder zwei Tagen auch zu uns kommt. Sie ſollen ihr Barometer befragen, und wenn daſſelbe ſtark fällt oder tief ſteht, in großer Furcht ſein; aber wenn ſie es auf- und abſchwanken ſehen, ſo daß es bald ſteigt, bald ſinkt, ſo mögen ſie ſich ernſtlich auf der Wacht halten. Die Capitaine der Häfen müſſen dann die geeigneten Signale geben." [166])

Dieſe Wetterregel gründet ſich indeſſen keineswegs bloß auf tiefe Barometerſtände in Irland oder Schottland, ſondern magnetiſche Perturbationen, namentlich im Gauß'ſchen Bifilarmagnetometer, können ſo gut wie barometriſche Depreſſionen, einen nahen Sturm vorausverkünden. Eine ſyſtematiſche Beobachtungsreihe, welche Secchi viele Jahre hindurch über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen magnetiſchen Störungen und Wetter-Aenderungen angeſtellt hat, beſtätigte dieſe Regel. Kein einziger Sturm ging vorüber, der ſich nicht entweder gleichzeitig oder, wenn es ſich um einen ſtarken Orcan handelte, ſchon einen bis zwei und ſelbſt drei Tage vorher im Bifilarmagnetometer durch auffallende Perturbationen ange-

kündigt hätte. Secchi sucht diese gesetzmäßige Abhängigkeit aus der atmosphärischen Elektricität abzuleiten, welche somit als das verbindende Mittelglied zwischen magnetischen und atmosphärischen Störungen anzusehen wäre. „Wenn wir für einen Augenblick die Hypothese annehmen wollen," so bemerkte er in der Januar-Sitzung der Accademia dei Nuovi Lincei vom Jahre 1862, „daß die magnetischen Perturbationen von einer Gleichgewichtsstörung der atmosphärischen Elektricität herrühren, so würden die elektrischen Ströme in sehr kurzer Zeit nach Entstehung eines Sturmes zu uns gelangen, während die atmosphärische Welle, die den Sturm ausmacht, um einen bis zwei Tage sich verzögern würde: mit Einem Wort, die magnetischen Perturbationen würden gewissermaßen als die telegraphische Nachricht von der Bildung eines Sturmes anzusehen sein"[167]) Diese Worte sind ihrem Inhalte nach so klar und verständlich, daß es Befremden erregen muß, wie Glaischer in einer wissenschaftlichen Sitzung der Britannischen Gesellschaft zu Norwich seiner Zeit sich äußern konnte, Secchi scheine annehmen zu wollen, daß die elektrischen Erdströme zwei Tage brauchten, um von Schottland bis nach Italien zu gelangen, während er doch umgekehrt die fast gleichzeitig mit den atmosphärischen Störungen entstehenden, mit Blitzesschnelligkeit sich fortpflanzenden elektrischen Ströme gerade als Signale angesehen wissen will, welche einen noch fernen Sturm bedeuten.

Wir haben gesehen, wie Secchi keine unmittelbare Verkettung zwischen magnetischen und atmosphärischen Störungen annimmt, sondern als vermittelndes Glied die elektrischen Erdströme zwischen beide in die Mitte schiebt. Aber mit der bloßen Behauptung, daß diese Zwischenursache in der That das vermittelnde Agens der beiden genannten Parallelerscheinungen sei, durfte es nicht sein Bewenden haben. Mit unermüdlichem Eifer suchte der römische Astronom auch dieses Räthsel auf experimentellem Wege aufzulösen; er bat den h. Vater um die Erlaubniß der freien Benutzung der Telegraphenlinie zwischen Rom und Porto d'Anzio, welche, dem öffentlichen Gebrauche entzogen, nur für Mittheilungen zwischen den apostolischen Palästen bestimmt war[168]). Das Dasein von stetigen elektrischen Strömen, deren Stärke beim Herannahen eines Sturmes zunimmt und deren Richtung meist gegen das Centrum des atmosphärischen Wirbels geht, ward nach vierjährigen Versuchen constatirt. Diese von Secchi entdeckten und erforschten Ströme, manchmal sehr schwach, aber continuirlich, sind nicht mit den kurzen und heftigen Inductionsströmen zu verwechseln, welche die Telegraphisten beim Ausbruch eines Gewitters zu beobachten pflegen. Wie lassen diese Ströme sich erklären? Auch darüber verdanken wir Secchi Untersuchungen von unvergänglichem Werthe. Man möchte geneigt sein, der Sonne diesen inducirenden Einfluß, vermöge

dessen sie in der Erdoberfläche elektrische Ströme erregt, einzuräumen. Es ist nun nicht in Abrede zu stellen, daß die Sonne auf den Erdmagnetismus, und da dieser zufolge der Ampère'schen Theorie nur von parallelgerichteten, den Erdball umkreisenden elektrischen Strömen herkommt, auf diese selbst den weitgehendsten Einfluß ausüben muß. „Die Sonnenflecke," schreibt Secchi, „setzen große Krisen voraus, Bewegungen und Wirbel in der Sonnen-Atmosphäre. Es ist unmöglich, daß solche Erregungen auf die Erde nicht einen directen oder indirecten Einfluß üben: einen directen, indem sie den Zustand des Aethers im planetarischen Raume verändern, woraus sich magnetische Variationen ergeben können; einen indirecten, indem sie auf den Planeten eine Verschiedenheit von Wärme und chemischen Thätigkeiten herbeiführen können. Aus dieser Verschiedenheit von calorischer und chemischer Thätigkeit müßten in der Atmosphäre der Planeten Störungen, mithin meteorologische Erscheinungen von verschiedener Art entstehen, als diejenigen sind, welche mit den Sonnenflecken indirect im Zusammenhang ständen, wofern die elektrischen Ströme den meteorologischen Phänomenen ihre Entstehung verdanken. So würde man begreifen, in welcher Weise zwischen Sonnenflecken und magnetischen Perturbationen eine Wechselbeziehung bestände" [169]). Um indeß diesen Sonneneinfluß nach seiner vollen Tragweite zu würdigen, müssen wir zwischen den verschiedenen magnetischen Störungen, wie sie ein genaues Studium des Erdmagnetismus schon seit Gauß herausgestellt hat, wohl unterscheiden.

Zunächst ist als Hauptthatsache festzuhalten, daß unsere Erdkugel ein gewaltiger Magnet ist, dessen Kraft Gauß auf diejenige von 8464 Trillionen einpfündiger Magnetstäbe berechnet hat. Die Nordhälfte der Erde hat Süd-, die Südhälfte Nordmagnetismus. Weil die gleichnamigen Pole zweier Magnete sich anziehen, die ungleichnamigen aber sich abstoßen, so weist das Nordende einer Magnetnadel stets nach dem Nordpol, das Südende nach dem Südpol des Erdglobus. Doch fällt die Axe der Magnetnadel mit dem geographischen Meridian keineswegs zusammen, sondern schließt mit demselben einen Winkel ein, der den Namen Declination führt. Zur Messung dieses Winkels, der an verschiedenen Orten und selbst am gleichen Ort zu verschiedenen Zeiten ein anderer ist, dient die Declinationsnadel oder noch besser der Gauß'sche Magnetometer. Verbindet man alle Orte mit einander, welche in einer bestimmten Zeitepoche gleiche Declination zeigen, so entstehen die „isogonischen Linien". Zu verschiedenen Zeiten treten verschiedene Isogonen auf, ein Beweis, daß der Erdmagnetismus in Bezug auf seine Richtung sich ändert. Man nennt die Veränderung der Declination magnetische Variationen, bei welchen sich gewisse Gesetze zeigen: es gibt eine säculare, jährliche und

tägliche Variation und neben allen dreien und unabhängig von ihnen unregelmäßige Variationen, die man gemeiniglich Perturbationen nennt [170]). Was nun zunächst die säcularen Variationen der Declinationsnadel angeht, so herrschen über ihren Ursprung nur Vermuthungen, und Secchi ist der Ansicht, daß die innern Erdkräfte, welche den permanenten Magnetismus mitbedingen, die unmittelbare Ursache dieser Variationen bilden, obschon sich Apodiktisches in dieser noch nicht abgeschlossenen Frage ja nicht sagen läßt. Die tägliche Variation der Magnetnadel hat eine elfjährige Periode, die merkwürdiger Weise mit der Maximalperiode der Sonnenflecke zusammenfällt: wir werden also die Ursache der täglichen Variationen wohl im Sonnenkörper zu suchen haben, sei es, daß dieser, von lebhaften elektrischen Strömen umkreist, direct wie ein ungeheuerer Magnet auf die Erde wirkt, oder den Erdmagnetismus in der Weise beeinflußt, daß die mächtige Sonnenstrahlung auf der Erdoberfläche Kräfte entfesselt, welche die tellurischen Ströme und damit den Erdmagnetismus selbst in regelmäßigen Variationen modificiren. Im Besondern ließe dieser indirecte Einfluß sich in der notorischen Einwirkung suchen, welche die Sonne auf die verschiedenen Phasen der stets mit Elektricitäts-Erregung verbundenen Entwickelung des Wasserdampfes hat [171]). Auf welche Weise aber immer man den Sonneneinfluß auf die säcularen und täglichen Variationen faßt, immerhin scheint es festzustehen, daß ihr Ursprung kein tellurischer, sondern ein kosmischer ist.

Eine andere Erklärung lassen jedoch die unregelmäßigen Störungen, Perturbationen genannt, zu. Weil nach Secchi's zahllosen Untersuchungen (seit 1858) mit meteorologischen Erscheinungen auf's unzweideutigste verknüpft, scheinen sie von selbst ihren atmosphärischen Ursprung zu verrathen. Es fragt sich also, auf welche Weise die tellurischen Wettererscheinungen, wie Regen, Sturm, Nordlichter, Gewitter in der Erdoberfläche elektrische Ströme, welche störend auf die magnetischen Instrumente einwirken, erregen, beziehungsweise die schon bestehenden verstärken oder sonstwie beeinflussen können. Secchi beantwortet diese Frage dahin, daß es vor allem die atmosphärischen Niederschläge sind, als Regen, Thau, Reif, Schnee, bei deren Bildung sich ungeheuere Elektricitätsmengen in den Boden entladen und zu tellurischen Strömungen den Anstoß geben. Die magnetischen Perturbationen, wie sie insbesondere während der Nordlichter wahrgenommen werden, lassen sich dadurch erklären, daß die Bildung von Eisnadeln und deren gegenseitige Reibung unter dem Einfluß der Winde ebenfalls Elektricitätsentwickelung mit sich bringt. So wäre es also für die außerordentlichen Störungen der Magnetnadel nicht nothwendig, zu einer außeratmosphärischen Ursache, etwa zur Sonne, seine Zuflucht zu nehmen, und gewiß ist, daß wenigstens die

unmittelbare Urſache derſelben in rein atmoſphäriſchen Veränderungen ihren Sitz hat. Gerade dieſe Wahrheit hat die oben näher erörterte Secchi'ſche Wetterregel ermöglicht, wonach die magnetiſchen Inſtrumente die natürlichen Telegraphen ſind, welche uns von den noch entfernten atmoſphäriſchen Veränderungen zum voraus ſchon ſichere Kunde bringen. Mit großer Mäßigung ſpricht Secchi ſich über die weitere Frage aus, ob vielleicht nicht doch auch für dieſe außergewöhnlichen Perturbationen, obſchon ſie atmoſphäriſchen Einflüſſen ihr Daſein in erſter Linie verdanken, eine kosmiſche Urſache höherer Ordnung zu poſtuliren ſei. „Die magnetiſche Potenz," äußerte er ſich 1864 in einer eigenen Schrift, „iſt eine kosmiſche Potenz, wir ſind in das Agens hineingetaucht und davon umfloſſen, das deren Urſache iſt, in viel höherm Maße, als dies hinſichtlich der Atmoſphäre, die wir einathmen, der Fall iſt. Da dieſe Kraft weiter nichts iſt, als eine Modification des Aethers, der die ganze Schöpfung durchdringt, ſo müſſen wir den Schluß ziehen, daß dieſes Fluidum in periodiſche Erregung wie in eine wirkliche tägliche Ebbe und Fluth verſetzt wird, daß es außerdem häufig in heftige Wallungen und thatſächliche Stürme geräth, weshalb man dieſe Perturbationen mit Recht, ohne es recht zu wiſſen, magnetiſche Gewitter genannt hat. Wer möchte nun behaupten, die atmoſphäriſchen Erſcheinungen ſeien die einzige Urſache dieſer Aetherſtürme, das centrale Geſtirn unſeres Syſtems könne nicht dabei betheiligt ſein, die von ihm ausgehende, auf ungeheuere Kugelſchalen ſich verbreitende Energie könne nicht unter andern Formen zu uns dringen, als die wir kennen und die im Grunde ſich auf Wärme, Licht und Schwerkraft reduciren? Dieſe unbekannte Einwirkung würde ſich in dieſem Falle als die mittelbare Urſache unſerer atmoſphäriſchen Gewitter darſtellen. Ich für meinen Theil geſtehe, daß ich ſehr geneigt bin, eine ſolche allgemeine Urſache anzunehmen" [172]).

* * *

Wenn vorſtehende Skizze ein gedrängtes Bild von der raſtloſen Wirkſamkeit, welche Secchi auf dem Felde der theoretiſchen Meteorologie entfaltete, zu liefern verſuchte, ſo hat ſie die Thätigkeit des römiſchen Gelehrten auf dieſem Gebiete doch noch lange nicht erſchöpft. Nicht nur der theoretiſche Auf- und Ausbau dieſer jungen Wiſſenſchaft, für welche ſein Freund Maury in Waſhington ihn mit jugendlicher Begeiſterung erfüllt hatte, lag dem Manne am Herzen, ſondern ebenſo und noch mehr der Fortſchritt in der Technik der meteorologiſchen Beobachtungsmethode; war es ihm ja klar, daß der Fortſchritt der Wiſſenſchaft mit der Güte der angewandten Inſtrumente in geradem Verhältniß ſteht. Secchi hätte nicht ſo glänzende Reſultate für die Theorie der Wettererſcheinungen nach

ihrem innern Zusammenhange erzielen können, wenn ihm nicht ein wunderbar eingerichteter, von ihm selbst erfundener Apparat, welcher Tag und Nacht arbeitend und, alle Wetterveränderungen mit untrüglichem Griffel gewissenhaft auf eine Tafel schreibend, ein ganzes Personal von Beobachtern ersetzt, hülfreich zur Seite gestanden hätte. Ich meine den berühmten Secchi'schen Meteorographen. „Nur wer es aus Erfahrung weiß," schreibt der Erfinder dieser Maschine, „kann ermessen, wie viele Unkosten und Mühen ein ganz einfaches System von meteorologischen Beobachtungen verursacht, und noch viel lästiger ist die Nothwendigkeit, die gehörigen Reductionen zu machen. Darum hat es mir immer geschienen, daß derjenige, welcher dieses ungeheuere Hinderniß entfernte, der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen würde, dadurch daß er eine Maschine erfände, welche alles von selbst registrirte. Dieses habe ich durch den Meteorographen, den ich auf der Sternwarte des Römischen Collegs aufgestellt habe, zu bewerkstelligen gesucht: von dieser Maschine werden alle wichtigern meteorologischen Erscheinungen, als Luftdruck, Temperatur, Windrichtung, Windstärke, Feuchtigkeitsgehalt der Luft und Regen, unter der Form von verschiedenen Curven aufgezeichnet. Diese Curven sind überdem sämmtlich auf ein einziges Blatt Papier gezeichnet, so daß die Beziehungen zwischen den verschiedenen Wettererscheinungen sofort in die Augen fallen; will man Zahlenausdrücke, so können sie ganz bequem der Curventafel entnommen werden" [173]). In der That sind die Vortheile, welche eine graphische Beobachtungsweise vor der ziffermäßigen hat, nicht unerheblicher Natur. Einmal lassen die gesetzlichen Beziehungen, welche zwischen den einzelnen Wettergrößen zu Recht bestehen, sich so zu sagen mit Händen greifen, weil sie dem Auge unmittelbar in dem Fallen und Steigen der Curven sich darbieten; das andere Mal werden die Aufzeichnungen ohne Unterbrechung fortgeführt, so daß keine Minute vergeht, in welcher allfällige Wetteränderungen nicht sofort von dem Griffel mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf die Wettertafel aufgetragen würden. „Nach meinem Dafürhalten," so schildert Secchi die Vortheile seines Meteorographen, „sind die graphischen Maschinen in doppelter Richtung kostbar, weil sie erstens unmittelbar liefern, was bei dem jetzt gebräuchlichen System erst nach ungeheuerer Arbeit erreichbar erscheint. Außerdem hat die Maschine den Vortheil, daß sie in continuirlicher Weise ohne Gefahr des Irrthums und mit einer Garantie, welche die Zuverlässigkeit gut bezahlter Beobachter nicht immer bietet, die Wetterthatsachen aufschreibt" [174]). Den vergleichenden Studien dieser Wettercurven und der magnetischen Störungen, welche mittels des von P. Mancini für diesen Zweck eigens erfundenen „Pantographen" ebenfalls aus Zifferngrößen in graphische Curven umgewandelt wurden,

verdankte Secchi die großen Erfolge, die er auf dem Gebiete der Meteorologie seit dem Jahre 1858 errang. Das Verfahren, das zur Ermittelung von Beziehungen zwischen magnetischen und meteorologischen Erscheinungen eingeschlagen wurde, erläutert Secchi also: „Jede Tafel umfaßt eine Decade und am Ende jeden Monates werden in dem zwischen den einzelnen meteorologischen Curven leer gebliebenen Raum die drei Curven der magnetischen Variationen, nämlich des Declinometers, des Bifilarmagnetometers und des Inclinometers, aufgetragen. Hatte man auf diesen Tafeln die meteorologischen und magnetischen Phänomene in dieser Weise neben einander, so war die Entdeckung von etwaigen Beziehungen zwischen denselben nicht mehr schwer. Diese folgte denn auch auf dem Fuße. Obschon das Causalverhältniß nicht einfach ist, so erwies es sich doch als eine Thatsache, daß kein großer Sturm ohne magnetische Begleiterscheinungen vorübergeht. Ja, letztere können ganz gut als Signale für das Herannahen des Sturmes selbst angesehen werden. Es sind seither schon achtzehn Jahre, daß eine solche Coincidenz beobachtet wird, sie kann also nicht zufällig oder accidentell sein.“ [175])

Zum genauern Verständniß der innern Einrichtung des Meteorographen und des physikalischen Princips, auf dem er beruht, sind tiefere physikalische Kenntnisse erforderlich. Es ist darum schwer, einem Laien eine deutliche Vorstellung davon zu geben. Wir müssen uns deswegen auf einige kurze Erläuterungen beschränken. Von dem Kopfe der Maschine werden vermittels eines Uhrwerkes zwei Papiertafeln, die mit einem Coordinatennetz überzogen sind, herabgelassen, die eine in zwei ein halb, die andere in zehn Tagen. Während die Ordinaten die Wettergrößen angeben, zeigen die Abscissen die entsprechenden Zeiten an. Der Luftdruck mit seinen Schwankungen wird zwei Mal in barometrischen Curven, einer kleineren und größeren, aufgezeichnet: dies geschieht mit Hülfe des Wagbarometers, welches Secchi unabhängig vom ersten Erfinder Morland entdeckte. Ein eisernes, mit Quecksilber gefülltes Barometerrohr taucht mittels einer Holzflantsche in ein ebenfalls mit Quecksilber gefülltes Gefäß. Da das Barometerrohr mit einem Wagbalken in Verbindung steht, dessen hin- und herwiegende Bewegung anläßlich der Luftdruckschwankungen durch das Watt'sche Parallelogramm in eine rechtlinige Bewegung verwandelt wird, so ist der Wagbalken bei höherm Luftdruck einer größern Zugkraft durch das Barometerrohr ausgesetzt und folglich muß ein die Tafel berührender Griffel vermöge seiner wagerecht hin- und hergehenden Bewegung die Luftdruckcurven beschreiben. Die graphische Aufzeichnung der Temperatur besorgt das Krell'sche Draht-Thermometer, welches auf dem Principe der Verkürzung eines Kupferdrahtes durch Kälte, der Ausdehnung desselben durch Wärme basirt. Wird der an passender

Stelle im Freien angebrachte Kupferdraht in Folge von Abkühlung der Luft verkürzt, so zieht er an einem federnden Winkelhebel, der mittels eines zweiten Winkelhebels auf ein entgegengesetzt gerichtetes System von Hebeln einen Zug ausübt und so einen wagerecht auf der Tafel hin- und hergehenden Stift zur Aufzeichnung der thermographischen Curve veranlaßt. Für die Regenmenge ist auf dem Dache ein weiter Trichter aufgestellt, der das aufgefangene Wasser in ein engeres Gefäß am Fuße des Meteorographen sammelt. In letzterm Gefäß befindet sich ein Schwimmer, welcher mit einer auf einer Rolle befestigten Kette in Verbindung steht und beim Steigen oder Fallen des Wassers die Rolle dreht, von der aus ein Stift bestimmte, auf die Regenmenge berechnete Bewegungen und Eindrücke macht. Um die Regenzeit zu registriren, ist auf dem Dache an einer regenreichen Stelle der sog. „schwingende Nachen" angebracht, der durch die rasche Ansammlung des Wassers bald rechts, bald links umschlägt oder auch senkrecht in der Mitte schweben bleibt; je nach diesen verschiedenen Lagen wird bald dieser bald jener elektrische Strom geschlossen und geöffnet und so vermittels eines Hufeisenmagnets ein mit dem Schreibstift versehener Hebel bald angezogen, bald wieder losgelassen, wodurch eine Strichsäule auf der Tafel entsteht, deren Länge die Regenzeit ergibt. Auf ähnliche Weise wird vermittels des elektrischen Stromes die Windrichtung notirt. Die Windstärke wird zunächst durch Robinson's Schalenkreuz angegeben; auf der Spitze eines Thurmes sind nämlich vier hohle messingblechene Halbkugeln an einem Stabkreuze befestigt, die sich unter dem Einflusse des herrschenden Windes um eine senkrechte Axe in der Weise drehen, daß jede Umdrehung ein Drittel der Windstärke bedeutet. Weiß ich also für jede Stunde die Anzahl der Umdrehungen des Schalenkreuzes, so kann ich die Windstärke sogleich berechnen. Durch ein elektrisches Zählwerk wird nun die Zahl der Umdrehungen dem Meteorographen berichtet, woselbst ein eigener Stift durch eine wagerechte Curve, die jede Stunde von neuem ansetzt, die Stärke des Windes graphisch aufzeichnet. Schwer verständlich und verwickelt ist der genial ausgedachte Mechanismus zur Aufzeichnung der relativen Feuchtigkeit der Luft. Letztere wird durch ein August'sches Psychrometer bestimmt und die graphische Linie gibt durch ihre verschiedene Länge die jeweilige Differenz zwischen dem feuchten und dem trockenen Thermometer an. Der Schreibstift für diese Wettergröße wird durch einen auf einem beweglichen, hin- und herrollenden Wägelchen befindlichen Morse-Telegraphen geführt: so oft eine Aufzeichnung zu machen ist und der Telegraph auf dem Wägelchen sich in Bewegung zu setzen beginnt, macht ein Glockenschlag auf die jedesmalige Notirung von selbst aufmerksam [176]).

Die ersten Anfänge des Meteorographen reichen eigentlich bis in das Jahr 1857 hinauf, als Secchi das in Vergessenheit gerathene Wagbarometer wieder entdeckte. Bald gesellten sich die graphischen Aufzeichnungen für die übrigen Wettergrößen hinzu, so daß so ziemlich der ganze Meteorograph schon seit dem Jahre 1858 in Thätigkeit ist[177]). Doch waren anfänglich die einzelnen Theile noch nicht zu einem Ganzen zusammengestellt, wie dies später im Auftrage und auf Kosten Pius IX. für die Pariser Ausstellung vom Jahre 1867 geschah. „Die Besucher der zweiten Pariser Weltausstellung," schreibt die „Kölnische Zeitung" (2. März 1878, Nr. 61), „haben in dem Italien zugewiesenen Bezirke das wundervolle Instrument sehen können, das zehn Beobachter ersetzt und an Genauigkeit übertrifft. Sie konnten auch gleichzeitig vom Aussteller selbst alle nöthige Aufklärung über die Einrichtung und Wirkung des Meteorographen erhalten; denn Secchi war täglich mehrere Stunden bereit, in jeder civilisirten Sprache Europa's dem Fragenden selbst zu antworten. Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, das geräuschlose Spiel aller Zeiger des Meteorographen zu beobachten, die Tag und Nacht gewissermaßen als Secretäre der Naturkräfte fungiren und mit größter Genauigkeit von Viertelstunde zu Viertelstunde alle Veränderungen der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit, jedes Umspringen des Windes, jede Schwankung des Quecksilbers im Barometer aufzeichnen. Selbst die Stärke des Windes und die Zeit des Regens wird von dem wundervollen Instrumente registrirt." Das geheimnißvolle Instrument erregte begreiflicher Weise bei den Besuchern der Weltausstellung das größte Aufsehen. Wenn das Glöckchen läutete, um eine neue Aufzeichnung der relativen Feuchtigkeit der Luft anzukündigen, so strömte das Volk mit großer Neugier von allen Seiten herbei und staunte die Maschine, die mit Vernunft zu Werke zu gehen schien, in stummer Bewunderung an. Der Erfolg, den Secchi mit der Ausstellung seines Meteorographen erzielte, war ein unerwarteter. Der Erfinder ward unter 47,000 Kunstausstellern mit der großen goldenen Medaille prämiirt; außerdem wurden ihm durch die Hand des Kaisers Napoleon III., unter Assistenz der Kaiser von Rußland und Oesterreich, sowie der Könige von Preußen, Belgien und anderer Staaten die Insignien eines Offiziers der französischen Ehrenlegion feierlich überreicht, während der Kaiser von Brasilien ihn zum Großwürdenträger der „goldenen Rose" ernannte. Mit Ehren reich beladen und von Europa als ein Wunder von Genie und Erfindungsgeist angestaunt, kehrte Secchi von Paris wieder auf seine Sternwarte zurück.

Verschiedene andere Unternehmungen Secchi's auf dem Gebiete der Meteorologie übergehen wir, wie z. B. seine Forschungen über die Verdampfung des Wassers, über den Regen, über den Ursprung des rothen

Flugsandes bei gewissen Winden[178]). Auch über die Errichtung von Blitzableitern zum Schutze der Kunstschätze im Vatican und andern öffentlichen Gebäulichkeiten gehen wir mit Stillschweigen hinweg. Einige Arbeiten Secchi's aber, die wir noch nicht erwähnt haben, beanspruchen eine zu große Tragweite, als daß sie unerörtert bleiben könnten. Vor allem gehört hierher die Einrichtung einer meteorologisch-telegraphischen Correspondenz, die Secchi mit kirchenstaatlicher Autorisation und unter Mitwirkung des Herrn Fabbri-Scarpellini zwischen den Stationen Rom, Ancona, Bologna und Ferrara im Jahre 1855 in's Leben rief. Der Zweck dieser humanitären Maßregel bestand in einer möglichst raschen Mittheilung von solchen Wettererscheinungen, welche auf einen nahen Sturm schließen ließen. „Es war dies," bemerkt Respighi, „der erste schöne Versuch der Anwendung des Telegraphen bei Voraussagung localer Stürme; ein Beispiel, welches später, in großem Maßstabe auf Europa und America übertragen, dem Verkehrswesen wie der Menschheit ausgezeichnete Dienste geleistet hat"[179]). Leider ging diese meteorologische Correspondenz wieder ein, nachdem sie eine Reihe von Jahren mit gutem Erfolge durchgeführt worden war. Doch hatte sie das Gute, daß jetzt an Stelle einer kirchenstaatlichen die große internationale Correspondenz, deren Organisation der berühmte Leverrier zu Paris in die Hand nahm, in's Leben trat. Daß auch Secchi derselben beitrat und ihr seit 1857 seine Dienste lieh, versteht sich von selbst. — Für den Schutz von Schiffen und Menschen trug Secchi in menschenfreundlichster Weise auch dadurch Sorge, daß er für die Erbauung von Leuchtthürmen an den Hauptstationen der Küste des Kirchenstaates thätig war (1858). Seinen Bemühungen verdanken vor allem die Leuchtthürme von Ancona, Civitavecchia, Porto d'Anzio ihr Dasein, und andere ihr neues Beleuchtungssystem, welches auf die Fresnel'sche Methode der sog. Polyzonal-Linsen gegründet ist[180]). Zu diesem System griff er aber erst, als seine zahlreichen Versuche über die Verwendbarkeit des elektrischen Lichts zu einem negativen Ergebniß geführt hatten; Versuche, deren Kostspieligkeit übrigens durch kostbare theoretische Ergebnisse zum Nutzen der Wissenschaft vollauf aufgewogen wurde. Die von Secchi im Auftrage des frühern Ministers und nachmaligen Cardinals Milesi ausgeführten Experimente, welche in erster Linie auf die Ermittelung der praktischen Verwendbarkeit des elektrischen Lichts bei Erhellung der Küstenmeere abzielten, waren von der päpstlichen Regierung von vorneherein auf die Staatskasse übernommen worden. — Endlich machte Secchi seine meteorologischen Kenntnisse der italienischen Bevölkerung durch Versorgung derselben mit gutem Trinkwasser nützlich. „Der Regen steht," bemerkte er selber, „in besonderer Verknüpfung mit der Fürsorge für die Brunnen, die in Gegenden, wie der Umkreis von

Rom, das allgemeinſte Intereſſe erregen. In ſehr vielen Fällen kann hier der Meteorologe mit heilſamen Rathſchlägen hervortreten. Zu wiederholten Malen beauftragte mich der h. Vater, mehrere dem Nothbedarf der Bevölkerung dienende Waſſerquellen zu inſpiciren und über die Anbringung von Waſſerleitern und Druckpumpen mein Gutachten abzugeben, um ſich nicht in unnütze Auslagen zu ſtürzen“ [181]). Secchi's Unterſuchungen, die mit barometriſchen Höhemeſſungen verbunden waren, erſtreckten ſich auf die Waſſerquellen von Cacume, Trovalle, Della Mola, S. Angelo, Carpineto, Monteſortino, Ceciliano, Caſtel Madonna, Monte Rotondo u. ſ. w. Verſchiedene Ortſchaften, wie Patrica, Alatri, Anagni, Ferentino, Sezze, Maenza, Piperno u. ſ. w., wurden auf dieſe Weiſe mit geſundem Trinkwaſſer verſehen. Der h. Vater hatte an ſolchen Expeditionen ſeine Freude, und ſehr häufig trug er, nachdem er Secchi's Berichterſtattung entgegengenommen hatte, durch reiche Geldſpenden zur Deckung der durch die Kunſtbauten entſtandenen Unkoſten bei. So zahlte er für die Waſſerleitung von Alatri die anſehnliche Summe von 24,000 Scudi. Als die hydrauliſche Waſſermaſchine in Anagni, die das Trinkwaſſer in eine Höhe von 240 Meter zu treiben beſtimmt war, mißlang, ſandte er wieder den P. Secchi zur Verbeſſerung der Maſchine an Ort und Stelle, dem es in der That bald gelang, durch geeignete Modificationen das Waſſer ſogar bis zu 300 Meter emporzuheben.

So ſähen wir denn unſern P. Angelo Secchi auch auf dem dornenvollen Gebiete der Meteorologie in den vorderſten Reihen und zwar mit einem Muthe und Erfolge kämpfen, die ihm unter den angeſehenſten Meteorologen aller Zeiten einen hervorragenden Platz für immer ſichern werden. Keine meteorologiſche Beſonderheit, ſo geringfügig ſie ſich auch anſehen ließe, keine noch ſo unſcheinbare Modalität, die an dem Kerne einer Wettererſcheinung haftet, entgeht ſeinem ſcharfen Auge. Durch die complicirteſten Wettergeſetze, deren Launenhaftigkeit ſprüchwörtlich geworden, dringt ſein reicher Geiſt mit einer Müheloſigkeit durch, die ihn ſofort ein höheres Princip erſchauen läßt, das in ſeinem Schooße jene verwickelten Geſetzmäßigkeiten als eben ſo viele Folgerungen einer fruchtbaren Prämiſſe trägt. Keine Mühen ſind ihm zu viel, keine Koſten zu hoch, um einen noch räthſelhaften Punkt durch ſyſtematiſche Verſuche in großem Maßſtabe, wenn ſie auch eine himmliſche Geduld auf harte Probe zu ſtellen geeignet wären, allmälig aufzuhellen. Um die Beobachtung zugleich zu vereinfachen und zu verbeſſern, erfindet er jene wundervolle Maſchine, welche ein Perſonal von zehn Perſonen erſetzt und mit ſtaunenswerther Pünktlichkeit Tag und Nacht alle Wetterfactoren von ſelbſt aufzeichnet. Wir ſehen ihn zu Paris 1867 ſein Inſtrument den erſtaunten Ausſtellungsbeſuchern ſelber erklären und als Offizier der franzöſiſchen

Ehrenlegion mit Ehren überhäuft nach Rom zurückkehren. Wir sehen ihn die Häfen des Kirchenstaates besuchen, die Erbauung von Leuchtthürmen betreiben und die Einrichtung der Beleuchtung leiten. Wir sehen ihn endlich auf einsamen Höhen und Niederungen umherwandeln, Wasserquellen untersuchen, Wasserleitungen und hydraulische Maschinen aufrichten zum Nutzen seiner Mitbürger.

IX. Capitel.

Auf der Appischen Straße.

Mancher Leser möchte vielleicht geneigt sein, zu glauben, es könne für den Astronomen nicht leicht eine größere Versuchung geben, als über der stillen Schönheit des funkelnden Sternenhimmels, der mit hellleuchtender Schrift die Herrlichkeit Gottes am selbstlosesten verkündigen zu wollen scheint, das winzige Sandkorn auf dem er im Weltall steht, ganz zu vergessen und mit einem bekannten Heiligen auszurufen: „Wie ekelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel schaue!" Aus mehr als Einem Grunde wird gerade der Astronom indeß immer von neuem wieder an seinen irdischen Aufenthalt, an die kleine Erdkugel, die im Weltganzen wie ein Tropfen im Ocean verschwindet, nachdrücklich gemahnt. Zuvörderst erscheint keine Ortsbestimmung eines Sternes möglich, ohne mit der Erde eine nothwendige correlative Beziehung einzuschließen, wie ja in der That die mathematische Geographie mit der Astronomie nicht bloß gemeinsame Berührungspunkte aufweist, sondern geradezu ihre natürliche Vorhalle bildet. Weiterhin gehört es zu den wichtigsten Aufgaben einer jeden Sternwarte, ihre eigene Lage in Beziehung auf Meridian und Aequator durch genaue Breiten- und Längenbestimmungen zu präcisiren. Wirklich sehen wir auch Secchi derartige Messungen mit sehr großer Sorgfalt ausführen[182]). Die Astrophysik endlich, welche sich auch mit dem physikalischen und chemischen Befund der Sterne befaßt, kann des steten Hinweises auf irdische Verhältnisse, die für alle derartigen Forschungen nothwendig als Ausgangs- und Vergleichungspunkt dienen müssen, erst recht nicht entrathen: nur insofern kommen wir hinter die Natur der Sternsubstanz, als wir die chemischen Elemente der Erde kennen, deren Spuren wir auch auf jenen fernen Sternwelten verfolgen zu können glauben. So ist es der Astronomie also ihrem innersten Wesen gemäß durchaus verwehrt, die Erde als lästigen Fußschemel zu vergessen, um mit kühnerm Fluge nur in den Himmelsräumen träumend zu schweben: Dilettanten kann dies allenfalls gestattet sein, ernsten Astronomen niemals.

Anders steht es freilich mit den eigentlichen geodätischen Arbeiten, die zwar mit der Astronomie sich in einen losen Zusammenhang bringen lassen, sonst aber durchaus entbehrlich für dieselbe und trennbar von derselben sind. Wenn wir also den römischen Astronomen auch auf dem mehr abseits liegenden Gebiete der Geodäsie durch wichtige Arbeiten glänzen sehen, so muß unsere Achtung sich zu hoher Bewunderung steigern, da wir kaum begreifen, wie der unermüdliche Forscher neben seinen zahllosen übrigen Arbeiten auch noch für solche heikele Unternehmungen die nöthige Muße finden konnte. Geodätische Messungen bezwecken theils die genaue Ermittelung der absoluten Länge des Erdmeridian-Quadranten, dessen zehnmillionster Theil bekanntlich das neue Metermaß bildet, theils die fehlerfreie Anfertigung von topographischen Staaten- und Länderkarten. Letztere werden heutzutage ausschließlich mit Hülfe einer Messungsmethode entworfen, die man „Triangulation" heißt, weil nur eine einzige Strecke in gerader Linie mit aller möglichen minutiösen Genauigkeit wirklich abgemessen, die übrigen Entfernungen aber mittels eines großen Netzes von Dreiecken trigonometrisch berechnet werden. Die wirklich abgemessene geradlinige Strecke wird die „Basis der Triangulation" genannt; da vom Grade der Meßgenauigkeit dieser Strecke die Richtigkeit der ganzen Operation abhängt, so ist die Messung der Basis die wichtigste und schwierigste Aufgabe zugleich. Und einer solchen Aufgabe hat Secchi sich im Winter 1854 bis 55 unterzogen. Erzählen wir kurz den Anlaß zu dieser riesigen Unternehmung.

Unter der weisen, für Kunst wie Wissenschaft gleich besorgten Regierung Pius' IX. war in den Jahren 1850 bis 1853 die berühmte Via Appia vom Architekten und Archäologen Canina wieder entdeckt und auf Staatskosten ausgegraben worden. Von unwirthbaren Weideplätzen überzogen, mit unförmlichen Schutthaufen bedeckt, durch Hecken und Zäune von Privateigenthümern der angrenzenden Ländereien unzugänglich gemacht, lag diese „Königin der Straßen" schon Jahrhunderte lang unter den Trümmern der Monumente begraben, welche altrömische stolze Geschlechter zur Bergung ihrer Asche zu beiden Seiten der Straße in oft prunkhaftem Stil hatten errichten lassen. Kolossale Trümmerhaufen, die Zeugen der vormaligen Majestät und Pracht eines selbstbewußten Volkes, stachelten in gleichem Maße die Neugier der Touristen wie der Gelehrten, und der Wunsch nach einer Ausgrabung der Straße und Wiederaufrichtung der zerbröckelten Denkmäler kam immer mehr zum Durchbruch. Das schwierige Werk gelang unter der umsichtsvollen Leitung des Architekten Canina über Erwarten gut, die entdeckten Reichthümer überstiegen alle Erwartungen [183]). Es lag nun im archäologischen Interesse selber, eine topographische Beschreibung der Straße neben der

kunsthistorischen einhergehen zu lassen und erstere einem Manne zu übertragen, der sich auf geodätische Messungen verstand. Keinen geeignetern Gelehrten hätte man für eine so heikele Aufgabe ausfindig machen können, als den schon damals berühmten P. Secchi. „Mit der Ausführung dieses Werkes," erzählt er selber, „ward ich im Auftrage des Ministeriums von Herrn Canina betraut und auf gut Glück acceptirte ich, meinen sonstigen zahlreichen Beschäftigungen zum Trotz, das Anerbieten. Canina's anfänglicher Plan bestand darin, das Profil der Straße einfach wegzunehmen und eine beliebige Distanzenmessung vorzunehmen, die geeignet wäre, die Stellung der alten Meilensteine zu verificiren" [184]). Doch Secchi's Pläne gingen höher, als die Canina's; bei Letzterm überwog das culturhistorische Interesse alle andern, während Ersterer alles sofort von einem universaleren Standpunkte aus aufzufassen pflegte. Mit dem künstlerischen historischen Interesse verband er zugleich ein hochwissenschaftliches, da die zu vermessende Strecke nicht bloß als trigonometrische Basis für eine künftige Triangulation in Aussicht genommen werden konnte, sondern ein Jahrhundert früher von den Jesuiten P. Boscovich und P. Maire als solche thatsächlich schon benutzt worden war, als der hochsinnige und gelehrte Papst Benedict XIV. die Berechnung des Meridiangrades sowie die Anfertigung einer topographischen Karte des Kirchenstaates angeordnet hatte [185]).

Die Arbeit Boscovich's, der über dem halsbrecherischen Versuche, ein Theodolit auf dem Grabdenkmal der Cäcilia Metella aufzustellen, sein Leben einbüßte [186]), ließ in mehr als Einer Rücksicht zu wünschen übrig. Einmal war es der traurige Zustand der unter Schutthaufen begrabenen Via Appia, welcher ihm unsägliche Hindernisse in den Weg legte, so daß er selbst sich über den Erfolg seiner Arbeit mißvergnügt aussprach. Hierzu gesellte sich der unglückliche Umstand, daß mit der Zeit der von Boscovich am obern Ende der Appischen Straße, in der Nähe von Frattocchie eingemauerte Grenzstein verschwunden war, weshalb die ganze Basis selbst so gut als verloren angesehen werden konnte. Sodann fiel die auf diese Basis gegründete Bogenmessung zwischen Rom und Rimini — eine Strecke von zwei Graden — im Vergleich zu den unter andern Breiten gewonnenen Resultaten so unwahrscheinlich und ungünstig aus, daß man auch in die Richtigkeit der Basismessung selbst gegründete Zweifel zu setzen berechtigt war. Es galt also auch festzustellen, ob die mühevolle Arbeit Boscovich's von Seiten der Wissenschaft Anerkennung oder ein Verdict verdiente. Freilich fiel zur günstigen Beurtheilung jenes Ergebnisses von vornherein der besondere Umstand schwer in die Wagschale, daß das zwischen Rom und Rimini gelegene, zwei Meridiangrade umfassende Bogenstück eine ungünstige

Lage hatte, indem an seinen äußersten Enden der Meeresspiegel sich ausbreitete und in der Mitte die starke Apenninenkette ihr Haupt erhob, eine Unebenheit, deren Einfluß auf das Endergebniß natürlich nicht unbemerkt bleiben konnte. „Unter so bewandten Umständen," fährt Secchi fort, „wurde beschlossen, beim Ministerium mit dem Vorschlag einzukommen, die bezeichnete Basis in aller Form nachzumessen und zwar mit einer Präcision, die es ermöglichte, dieses für die Triangulation des Kirchenstaates wie ganz Süditaliens grundlegende geometrische Datum völlig wieder herzustellen" [187]). In der That war Secchi's Vorschlag sowohl dem Minister Jacobini als auch Milesi, welch' letzterer nach Jacobini's Tod an dessen Stelle getreten war, genehm; die nothwendigen Instrumente wurden auf Staatskosten vom italienischen Ingenieur Porro, Director des technomatischen Instituts in Paris, sofort construirt. Letzterer hatte einige Jahre vorher eine neue geodätische Meßmethode erfunden, die sich durch Billigkeit bei gleicher Genauigkeit auszeichnete. Secchi war vielleicht der Erste, welcher nach dem Porro'schen System, das er vor und während der Anwendung in wesentlichen Punkten vielfach verbesserte und vervollkommnete [188]), eine geodätische Messung vornahm: denn die französischerseits beabsichtigte Messung einer Basis in Algier nach dem gleichen System war damals noch nicht in Angriff genommen worden.

Die Nachmessung der Basis Boscovich's begann am 2. November 1854, und wurde bei schönem Wetter ununterbrochen fortgesetzt bis zum 26. April 1855. In 73 Tagen war die mühevolle Arbeit fertig, aber noch nicht ebenso die Rechnung. So große Vortheile das Porro'sche System bei der Messung selbst gewährte, eben so viele Mühe bereitete es bei der Reduction der Zahlen. „Deswegen darf es nicht überraschen," bemerkt Secchi, „daß die Reduction so lange auf sich warten ließ, weil es meine Absicht war, alle nöthigen Rechnungen selber auszuführen; als ich aber sah, daß dies doch eine allzu große Verzögerung herbeigeführt haben würde, mußte ich mich auf den schwierigsten und unerläßlichsten Theil beschränken, indem ich das Uebrige geübten Rechenmeistern überließ. Die Abschrift der an Ort und Stelle aufgenommenen Originalregister, die eine völlige Beherrschung der eingehaltenen Praxis erheischte, ward von mir selbst besorgt, und zwar in zwei getrennten Copien, um jeden wahrscheinlichen Sprung oder Irrthum zu vermeiden. Die nothwendigen Reductionen der betreffenden Zahlen wurden sodann von zwei Rechnern unabhängig von einander auf den zwei getrennten Abschriften ausgeführt und jedes der beiderseitigen Ergebnisse ward von einem der Beiden oder in zweifelhaften Fällen von mir selbst controlirt; endlich nahm ich zum Schlusse noch einmal die ganze Arbeit von vorne durch,

so daß ich hoffen darf, das Resultat werde so genau sein, als menschliche Achtsamkeit nur immer gestatten mag“ [189]). Der Beifall der Gelehrten bestätigte diese Hoffnung Secchi's in vollem Maße. Im Jahre 1858 veröffentlichte der rastlose Gelehrte in einem großen Werke die Ergebnisse der mühsamen Unternehmung in so musterhafter Weise, daß der Astronom Cacciatore kein Bedenken trägt, zu behaupten, daß „dieses Buch als ein vollkommenes Muster für alle derartigen Arbeiten anzusehen ist“ [190]).

Die Thätigkeit Secchi's auf geodätischem Felde war hiermit indeß keineswegs abgeschlossen. Im Jahre 1868 schloß der Kirchenstaat sich zu Florenz der internationalen Gesellschaft der Gradmessung des Meridians von Centraleuropa an und setzte den P. Secchi, dem die von ihm gemessene Basis auf der Appischen Straße jetzt ausgezeichnete Dienste leistete, an die Spitze der vom Papste eingesetzten Commission. Schon war Secchi in voller Arbeit begriffen, schon hatte er an vielen Stellen die zur Triangulation nothwendigen Signale ausgewählt, als die piemontesische Invasion vom Jahre 1870 über den Kirchenstaat hereinbrach, so daß Secchi sich vom Werke zurückziehen zu müssen glaubte. Die italienische Regierung ließ indeß auf den von Secchi bezeichneten Spuren die Arbeiten fortsetzen und that dem gelehrten Jesuiten die Genugthuung an, die Vortrefflichkeit der mühevollen Vorarbeiten unumwunden anzuerkennen [191]).

X. Capitel.

Die Einheit der Naturkräfte. Secchi's Weltanschauung.

Die neuere Naturauffassung dringt bekanntlich seit der Aufstellung der mechanischen Wärmetheorie (1843) auf eine möglichste Vereinfachung der wirkenden Agentien, indem sie alle Naturkräfte, die bisher als eben so viele verschiedene und gesonderte Qualitäten betrachtet wurden, nur als besondere Erscheinungsformen einer einzigen Ursache, deren wirkendes Princip reine Bewegung ist, angesehen wissen will. Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, Molekularanziehung, chemische Verwandtschaft, sogar die allgemeine Massenanziehung wird in lauter Bewegung der ponderablen oder imponderablen Materie aufgelöst, auf welche man nur die Sätze der Statik und Dynamik anzuwenden braucht, um zu einem befriedigenden Verständniß der physikalisch-chemischen Erscheinungswelt zu gelangen. Umsatz und Austausch von Bewegung, Verwandlung von kinetischer Energie in Spannkraft und umgekehrt: das ist die Zau-

berformel, die das Welträthſel löſen ſoll. Es kann hier unſere Aufgabe unmöglich ſein, uns zum Vertheidiger oder Gegner dieſer Theorie, die man neben ſo vielen andern als Hypotheſe ſich am Ende gefallen laſſen muß, aufzuwerfen, da wir lediglich auseinander zu ſetzen haben, welche Stellung Secchi dieſer Lehre gegenüber einnahm und mit welchen Gründen er ſie vertheidigte. So lange die mechaniſche Naturauffaſſung innerhalb der ihr angewieſenen Grenzen bleibt, ohne ſich zur mechaniſchen Weltanſchauung aufzubauſchen, und ſo lange ſie ſich nicht auf Gebiete hinauswagt, die offenbar ihre Domaine nicht ſind, kann man ihre Berechtigung als Hypotheſe zur Erklärung der ihren natürlichen Umkreis bildenden Phänomene wohl kaum beſtreiten. Unleugbar iſt Bewegung in der Welt, alle Erſcheinungen der Phyſik und Chemie gehen ohne Zweifel ſtets unter Auslöſung von Bewegungen vor ſich: es kann alſo keinen innern Widerſpruch oder unberechtigten Uebergriff bedingen, Bewegung wieder durch Bewegung zu erklären, d. h. die verſchiedenen Erſcheinungen in letzter Analyſe auf mechaniſche Bewegung zurückzuführen. In dieſem allein berechtigten Sinne gefaßt, würde das Vorgehen der modernen Phyſik im Grunde nichts anderes ſein, als die ſtricte Anwendung des ſcholaſtiſchen Axioms: Non sunt multiplicanda entia sine necessitate. Wirklich unhaltbar und widerſpruchsvoll wird die mechaniſche Naturerklärung erſt dort, wo ſie ihre Grundſätze auch auf die ſeeliſchen und geiſtigen Acte zu übertragen ſich anmaßt: hier verſagt alle Mechanik ihren Dienſt, hier richtet ſich eine Scheidewand auf, die ſelbſt nach dem Geſtändniß von Dubois-Reymond unüberſteiglich iſt. Doch in eine Kritik dieſer Theorie wollten wir uns ja nicht einlaſſen.

Was den Antheil betrifft, den Secchi an der Verbreitung und Ausbildung der mechaniſchen Naturerklärung nahm, ſo iſt derſelbe ein ſehr weitreichender, wenn man erwägt, wie er ſchon ſeit den fünfziger Jahren den von R. Mayer, Clauſius und Helmholtz auf's Tapet gebrachten Gedanken von mechaniſchem Wärmeäquivalent nicht nur begierig aufgriff, ſondern ihn auch, den bewährten Fußſtapfen ſeines Lehrers Pianciani folgend [192]), ſofort weiter auszubilden, in ſeinen Folgerungen weiter zu treiben und zur verſtandesmäßigen Erklärung des Naturganzen auch auf verwandte, aber entferntere Gebiete auszudehnen verſuchte. Er that dies in ſeinem epochemachenden Werke über „die Einheit der Naturkräfte", das er zum erſten Male im Jahre 1864 in italieniſcher Sprache veröffentlichte [193]); ein Buch von großartiger Conception und genialer Auffaſſung, ſo daß man nicht weiß, ob man mehr die Detailkenntniß der phyſikaliſchen Thatſachen oder ihre theoretiſche Verknüpfung mit einander bewundern ſoll. Jeder Zeile ſieht man den logiſchen Denker und tiefen Forſcher an, der ſeine Gedanken mit ſouverainer Genialität nicht

etwa bloß so hinwirft, sondern sie als reife Frucht langjähriger Ueberlegung dem Leser zur Beurtheilung unterbreitet. Aber auch eine eben so große Begeisterung weht uns aus dem Werke entgegen, die den behandelten Stoff mit Liebe umfaßt und durchdringt, ohne den Boden strenger Objectivität jemals zu verlassen. Zum ersten Male trat Secchi mit seinen Ideen an die Oeffentlichkeit im Jahre 1858 in der Schrift: „Ueber die Correlation der physischen Kräfte," welcher er im Jahre 1862 eine zweite folgen ließ, unter dem Titel: „Ueber ein kosmologisches Problem". Der Beifall der italienischen Gelehrtenwelt ermuthigte ihn, seine Gedanken sodann im oben gekennzeichneten größern Werke, das einen beispiellosen Erfolg erlebt hat, weiter auszuführen. Secchi schrieb das tief durchdachte Buch in seinen Erholungsstunden und was er geschrieben, wanderte sogleich in die Druckerei: ein Beweis, wie geläufig ihm die mechanische Naturanschauung war. „Dieses Buch," bemerkt ein belgischer Kritiker, „trägt einen Charakter an sich, der die Geistesrichtung des P. Secchi wunderbar widerspiegelt. Dasselbe beweist, was inmitten seiner astronomischen Beschäftigungen der beständige Gegenstand seiner Gedanken war: wenn mir der Ausdruck gestattet ist, es ist sein eigenes Porträt" [194]). „Eines der hervorstechendsten Verdienste," so führt ein zweiter Kritiker aus, „an diesem Buche besteht darin, daß die meisten neuern Entdeckungen, die in der wissenschaftlichen Literatur Europa's und America's noch zerstreut liegen, sich darin nicht nur angedeutet finden, sondern auch systematisch entwickelt und aneinander gereiht sind. Wir kennen wenige Werke, die unter dieser Rücksicht mit jenem den Vergleich aushalten könnten." Nachdem die katholikenfeindliche „Kölnische Zeitung" die Arbeiten Secchi's geschildert, fährt sie fort: „Und neben dieser großartigen Thätigkeit hatte unser Forscher noch Zeit, gedankenreiche Werke zu schreiben, wie jenes über die Einheit der Naturkräfte! Wer mit den Fortschritten der modernen Wissenschaft vertraut ist, weiß, welch' tiefe Gelehrsamkeit in diesem Buche steckt, und daneben berührt es angenehm, daß der Astrophysiker Secchi den Theologen Secchi so wenig als möglich hervorkehrt, daß er Naturwissenschaft und Theologie nach Möglichkeit von einander getrennt hielt" [195]). Ueber diese letztere Bemerknng werden wir an einer andern Stelle ein richtiges Urtheil zu gewinnen suchen. Nicht minder rühmend fällt das Urtheil eines andern katholikenfeindlichen Blattes über das genannte Buch aus. Der römische „Fansulla" schreibt: „P. Secchi machte sich durch sehr sorgfältige Arbeiten über den Erdmagnetismus berühmt, wobei er über die Veränderlichkeit der magnetischen Daten wichtige Gesetze entdeckte. Doch die eigentliche Grundlage seines Ruhmes bildet das Werk über die Einheit der Naturkräfte. Alle erinnern sich noch des tiefen Eindrucks in der

wissenschaftlichen Welt, als Secchi im Jahre 1864 dieses Buch veröffentlichte. Mit einer wunderbaren Beherrschung der Thatsachen entwickelte der Verfasser darin den Begriff von der Erhaltung der lebendigen Kraft und dehnte ihn auf alle physischen Kräfte aus. Es ist dies der Fundamentalgedanke der modernen Physik“ [196]). Die Lobeserhebungen, welche Gelehrte aller Schattirungen dem Buche in so reichlichem Maße spenden, sind eine Aufforderung für uns, dem Inhalte des Werkes selbst näher zu treten. Dasselbe beginnt mit der Auseinandersetzung der so wichtigen mechanischen Wärmetheorie. Versuchen wir es, den Gedankengang Secchi's in aller Kürze darzulegen.

Dem menschlichen Geist ist das Bedürfniß angeboren, für jedes Erscheinungsgebiet eine ausreichende Ursache zu postuliren. Häufig helfen wir unserer Rathlosigkeit in Auffindung einer geeigneten Ursache damit ab, daß wir einer unerkannten Erscheinung ein unbestimmtes Etwas, das wir „Kraft“ nennen, zu Grunde legen. Damit ist die Erscheinung allerdings noch nicht erklärt, sondern nur mit einem conventionellen Ausdruck, der unsere Unwissenheit verbergen soll, in anderer Form wiederholt. Je tiefer der Stand der Wissenschaft war, um so zahlreicher schwirrten diese geheimen Kräfte in der Luft; in der Physik der Alten wimmelt es daher von specifischen Kräften und verborgenen Qualitäten, die wie ein Heer von Kobolden die Natur gespensterartig bevölkern. Nach und nach verringerte sich indeß ihre Anzahl in dem Maße, als das Naturerkennen selber Fortschritte machte. Doch blieben bis in die neueste Zeit noch eine verhältnißmäßig so große Menge davon in Geltung, daß von einem theoretischen Naturverständniß jedenfalls keine Rede sein konnte. Der erste Anfang, mit dem Reste dieser verborgenen „Kräfte“ aufzuräumen, wurde eigentlich durch die Entdeckung der mechanischen Natur der Wärme gemacht. Während noch Laplace, Lavoisier, Gay-Lussac u. A. die Ansicht vertraten, alle Wärmeerscheinungen seien durch einen eigenen *Wärmestoff* zu erklären, der sich in den Poren des Körpers bei dessen Erwärmung und Ausdehnung einnistete und bei seiner Abkühlung und Zusammenziehung wieder entweiche, war es die entscheidende Entdeckung der strahlenden Wärme durch Melloni, welche die alte Anschauung in ihrem tiefsten Marke erschütterte und lebensgefährlich verwundete. Wärmestrahlen unterschieden sich jetzt von den Lichtstrahlen nur dadurch, daß diese helle und jene dunkele Strahlen eines und desselben Mediums waren. Bestand also die Natur des Lichts, wie schon Huyghens gegen Newton behauptet hatte, in einer wellenförmigen Bewegung des Weltäthers, so war eben damit auch der geheimnißvolle Wärmestoff in bloße mechanische *Bewegung* eines Mittels aufgelöst. Aber einerseits beherrschte das Ansehen der Newton'schen Theorie, welche

allen optiſchen Erſcheinungen einen beſondern, überaus feinen Lichtſtoff zu Grunde legte, noch zu ſehr die öffentliche Meinung, und anderſeits vermochte man die körperliche Wärme, die Wärmecapacität ſowie die latente Wärme auf mechaniſchem Wege nicht zu erklären: ein Stillſtand in der theoretiſchen Phyſik war die Folge davon. Da trat 1839 Séguin auf und bewies mit aller Strenge, daß in einer Dampfmaſchine die Wärme ſich nicht unverändert erhält, ſondern durch Leiſtung von Arbeit gänzlich verſchwinden kann. Der Stofflichkeit der Wärme ward hiermit der Todesſtoß verſetzt; denn wäre die Wärme ein Fluidum, ſo müßte ſie durch die Maſchine einfach hindurchgehen, und, ohne von ihrer Intenſität einzubüßen, zu immer neuer Kraftleiſtung verwendbar erſcheinen, auf keinen Fall aber gänzlich verſchwinden. Die conſtante Beziehung aber, die zwiſchen Wärme und Arbeit herrſcht, das ſogenannte mechaniſche Wärmeäquivalent, hat erſt der deutſche Arzt Mayer (1843) entdeckt, und Joule, Hirn u. A. mit aller Strenge bewieſen. Die Bilanz zwiſchen Wärme und Arbeit, die ſich auf rein mechaniſchem Wege ſogar in einander verwandeln laſſen, ſtellt auf's unzweideutigſte eine vollſtändige Deckung zwiſchen Ausgaben und Einnahmen heraus. Wärme iſt mithin, beſonders wenn die Lichtſchwingungen des Aethers und die Tonwellen der Luft als erläuternder Vergleich herbeigezogen werden, weiter nichts als Bewegung: die ſtrahlende Wärme beſteht in transverſalen Aetherſchwingungen, die Körperwärme aber in Molekularbewegung der letzten Körpertheilchen. Wie Wärme Arbeit leiſtet, ſo erzeugt Arbeit wiederum Wärme nach einem conſtanten Verhältniß: alſo geht keine Kraft verloren, ſondern die eine wird nur in die andere verwandelt. „Die Phyſiker halten die Bewegung," bemerkt dieſerhalb Secchi, „für eben ſo unzerſtörbar wie die Materie . . . Die Stärke der Kraft, welche im Anfange die Bewegung hervorgebracht hat, alſo die Urkraft, muß unverändert dem Syſtem verbleiben . . . Mit Einem Worte, die Entſtehung der Bewegung läßt ſich ebenſo wie die Entſtehung des Stoffes nur durch einen Schöpfungsact erklären" [197]). Hiernach kann die Veränderung des Aggregatzuſtandes, z. B. des Eiſes in Waſſer oder des Waſſers in Dampf, nur darin ihren Grund haben, daß mechaniſche Arbeit oder ihr Aequivalent die Moleküle des betreffenden Stoffes in immer heftigere Oscillationen verſetzt, ſie immer weiter von einander trennt, bis ſie im Gaszuſtande in Folge der empfangenen lebendigen Kraft eine derart fortſchreitende Wurfbewegung angenommen haben, daß die Gasmoleküle ſich abzuſtoßen, zu fliehen ſcheinen. Umgekehrt muß durch Zuſammendrücken ein Gas in flüſſigen Zuſtand übergehen können, was der Verſuch wirklich beſtätigt. Während die Moleküle feſter Körper nur ſchwingende Bewegungen um eine ſtabile Gleichgewichtslage ausführen, befinden ſich

die Moleküle eines flüssigen Körpers im labilen Gleichgewicht: die Molekularbewegung der luftförmigen Körper ist hingegen eine so heftige, daß die lebendige Kraft ihrer Wurfgeschwindigkeit die gegenseitige Anziehung überwiegt, woraus sich die Expansion der Gase erklärt [198]).

Eine bedeutende Schwierigkeit in der mechanischen Wärmetheorie bildet indeß die kinetische Erklärung der Elasticität, wofern man auch diese nicht als ursprüngliche „Kraft" fassen, sondern auf Bewegungsvorgänge zurückführen will. Bekanntlich vermag der mechanische Stoß, das Hämmern, das Bohren, das Reiben eine unbegrenzte Menge von Wärme zu erwecken, eine Erscheinung, durch welche schon Rumford an der Hypothese von einem Wärmestoff irre geworden war. Nach der mechanischen Naturauffassung ist die Erklärung leicht: so viel Arbeit geleistet wird, ebenso viel Wärme, d. h. ebenso viele lebendige Molekularkraft muß sich auch entwickeln, also bei unbegrenzter Arbeitsleistung eine unbegrenzte Molekularkraft. Mit Einem Wort, Körperbewegung geht in Molekularbewegung, sichtbare fortschreitende in unsichtbare schwingende oder rotirende Bewegung der kleinsten Theilchen über. Bei zusammengesetzten Massen bietet diese Anschauung nicht die geringste Schwierigkeit. Wie verhält sich aber die Sache, wenn zwei Moleküle selbst, etwa ein fortschreitendes und ein ruhendes, aufeinander stoßen? Setzen wir voraus, daß die letzten Theilchen nicht mehr atomistisch zusammengesetzt sind, so kann sich der mechanische Stoß, mit welchem das fortschreitende Molekül auf das ruhende trifft, doch unmöglich in Wärme im Sinne der mechanischen Wärmetheorie verwandeln, weil dieses ja den empfangenen Stoß nicht wieder in unendlich kleine Wärmeschwingungen umsetzen kann. Hier muß nothwendig Bewegung spurlos aus der Welt verschwinden, das Fundamentalgesetz von der Erhaltung der Kraft seine allgemeine Gültigkeit verlieren, mithin die mechanische Wärmetheorie selbst in ihren festesten Grundstützen wankend werden. Nur Ein Ausweg kann noch helfen: man nehme nicht starre, sondern elastische Atome und Moleküle an, welcher wir zur Erklärung der Elasticität der Körper ohnehin nicht entrathen können. Stoßen zwei elastische Moleküle oder Körper überhaupt auf einander, so verliert keiner von beiden etwas von seiner Bewegungsgröße, sondern sie prallen im schlimmsten Falle (beim centralen Stoß) mit vertauschten Geschwindigkeiten entweder von einander ab, oder gehen weiter: folglich verschwindet in dieser Hypothese keine Bewegung. Es hat also allen Anschein, als wenn wir den kleinsten Massentheilchen vollkommene Elasticität beilegen müssen unter Strafe, das grundlegende Princip von der Erhaltung der Energie zu durchlöchern. Nun die Hauptfrage: müssen wir diese Elasticität der Moleküle und Atome nothwendig als eine ursprüngliche „Kraft" fassen, die in die Kategorie der unverständlichen

ſpecifiſchen oder verborgenen Qualitäten der Alten zurückfallen würde, oder wird Elaſticität auch aus Bewegungsvorgängen verſtändlich? Secchi nimmt keinen Anſtand, letztere Frage im bejahenden Sinne zu beantworten. Man gebe den Atomen nur eine rotirende Bewegung um ihre Axe, ſo laſſen ſich alle Erſcheinungen der Elaſticität ohne Mühe aus Bewegungszuſtänden erklären. Der Indianer weiß ſeinen Bumerang ſo geſchickt in drehende Wirbelbewegung zu verſetzen, daß letzterer beim Verfehlen des Zieles durch die Luft zurückfliegt und dem Schützen wieder vor die Füße fällt. Hat man hier, wie an den intereſſanten Verſuchen mit einem Kreiſel oder Gyroſkop, nicht den handgreiflichen Beweis dafür, daß Rotationsbewegung die Elaſticitätsphänomene zu erklären im Stande iſt? „Um daher alle Erſcheinungen der Wärme," folgert Secchi aus dem beigebrachten Thatſachencomplexe, „zu erklären, genügt die Trägheit und der mechaniſche Stoß: ſelbſt die elaſtiſchen Kräfte . . . . ſind nicht primitive Kräfte, da wir gezeigt haben, daß ſich die Erſcheinungen der Elaſticität dadurch erklären laſſen, daß wir für die Atome eine Rotationsbewegung vorausſetzen [199]).

Eine große Stütze erwächst der mechaniſchen Naturlehre aus den Unterſuchungen über das Licht. Wie der Schall ſchon längſt als eine Wellenbewegung der Luft erkannt war, die ſich mechaniſch durch die Quantität der Bewegung und die lebendige Kraft der Luft-Moleküle ausdrücken läßt, ſo ergaben fortſchreitende Studien über die optiſchen Phänomene auch die wellenförmige Seinsweiſe des Lichts. Wie aber ohne Luft keine Akuſtik denkbar iſt, ſo keine Optik ohne ein überaus feines Fluidum, Aether genannt, und da das Licht aus den tiefſten Tiefen des Weltenraumes zu uns gelangt, ſo muß dieſes für unſere Wagen unwägbare Mittel den ganzen realen Raum durchdringen von Pol zu Pol, woher die Bezeichnung: Weltäther. Sogar der große Newton nahm noch einen eigenen Lichtſtoff an, der vom leuchtenden Körper mit ungeheuerer Geſchwindigkeit ausgehe, ſich in mechaniſcher Bewegung auf die Netzhaut werfe, deren Reiz die Geſichtsempfindung vermittele. Doch von andern Abſurditäten ganz abgeſehen, vernichtete die einzige Entdeckung Grimaldi's, daß Licht zu Licht gefügt Dunkelheit geben kann (Interferenz der Lichtwellen), mit Einem Schlage die geniale Hypotheſe Newton's, und verhalf der Vibrationstheorie von Huyghens zum vollen Siege. Aus der Wellenlänge und Geſchwindigkeit der Fortpflanzung ergibt ſich die Zahl der Schwingungen des Aether-Moleküls in der Secunde für Gelb z. B. 509 Billionen, für die ultravioletten Strahlen 946 Billionen. Mithin braucht es, wie bei der Wärme, ſo auch zur Erklärung der Lichterſcheinungen nichts weiter als Stoff und Bewegung, d. h. bewegter Aether.

Aber mit diesem Resultate begnügt Secchi sich nicht: die Lichtphänomene müssen ihm weiter als Wegweiser dienen, um bis zur innersten Constitution der Materie vorzudringen[200]). Ist der ganze Weltraum mit Aether angefüllt, so sind auch alle Moleküle in dieses alles durchdringende Fluidum getaucht, in welchem sie sozusagen schwimmen müssen. Obschon für unsere Wagen unwägbar, muß der Aether doch stofflich, widerstandsfähig und träge sein. Die Annahme, dieses Fluidum sei ein geistiges, unkörperliches, immaterielles Wesen, wird glänzend durch offenkundige Beweise von seiner Trägheit widerlegt, wie z. B. durch die Absorption des Lichts in schwarzen Körpern (Verwandlung von Licht in Wärme), durch die Umkehrung der Spectral-Linien u. s. w. In Bezug auf seine Materialität kann der Aether mithin kein von dem der permanenten Gase verschiedenes Verhalten zeigen, er ist und bleibt ein wenn auch bis zum Aeußersten verdünnter Stoff. Vorausgesetzt wird aus der Chemie, daß die Körper aus getrennten Molekülen bestehen, die durch Zwischenräume von einander geschieden sind, aber nicht nothwendig in demselben Verhältniß, wie die Planeten. Diese Intervalle sind mit Aether angefüllt, der somit die Moleküle wie eine dichte Atmosphäre[201]) umfließt. Da die Moleküle vom Schöpfer am Anfange aller Dinge mit ihrem Sein auch Bewegung, fortschreitende wie rotirende, empfangen haben (nach Analogie der Planeten unseres Systems), so stellen sie gewissermaßen ebenso viele Kreisel dar, deren Axen je nach der Gestalt der Moleküle instantan oder permanent sein können. Durch die Rotationsbewegung des Moleküls muß sich Centrifugalkraft, am stärksten am Aequator und am wenigsten in den polaren Gegenden des Moleküls, entwickeln, d. h. der Aether wird fortgeschleudert und die Aetherdichtigkeit wird in Folge dessen um das Molekül herum vermindert. Es ist aber unmöglich, daß der Aether selbst in Ruhe bleibe; auch er wird in die Rotationsbewegung mit hineingerissen und bildet so einen Aetherwirbel um jedes Molekül. Weil der Centrifugalkraft aber nach dem Newton'schen Grundsatz: „Action und Reaction sind einander gleich und entgegengesetzt[202]), ein gleich großer Gegendruck des Aethers entspricht, so kann ein anderes Molekül bei abnehmender Rotationsgeschwindigkeit unter Umständen auch die Aetheratmosphäre des ersten zerreißen, in die Aetherhülle eindringen und unter gemeinschaftlicher Sphäre mit dem ersten Molekül weiterrotiren. Isolirte Wirbel sind den Molekülen der chemischen Elemente, zusammengesetzte aber denen der chemischen Verbindungen eigen. Versuche mit Bohnenberger's Gyroskop haben den auch mathematisch nachweisbaren Satz ergeben, daß rotirende Systeme sich parallel in Bezug auf ihre Axen zu stellen streben (Parallelismus der Planeten), und dem Versuche, sie aus dem Parallelismus herauszubringen, einen bedeutenden

Widerstand entgegensetzen: daher der Widerstand der sog. Cohäsionskraft, den die rotirenden Moleküle eines festen Körpers der Trennung oder Zerreißung entgegenstellen. Auch die molekulare Anziehung erklärt sich rein mechanisch. Man darf dieselbe nicht mit der allgemeinen Schwerkraft verwechseln; denn nach Belli's Berechnung beträgt die allgemeine Massenanziehung nur einen verschwindend kleinen Bruch der Molekularanziehung, von welcher Tyndall mit Recht bemerkt, daß „die gewaltigsten Widerstände unfähig sind, gegen diese verkleideten Riesen anzukämpfen". Secchi's Gedanken über die Molekularanziehung haben in folgenden Ausführungen Gutberlet's eine geschickte Dolmetschung gefunden: „Dreht sich ein Molekül rasch um seine Axe, so reißt es Theile des umgebenden Aethers mit in die Rotation hinein und bildet mit ihm einen Wirbel, dessen Inneres durch die Centrifugalkraft, welche die Theilchen vom Mittelpunkt wegschleudert, sehr gelockert ist, in Folge dessen der Druck daselbst geringer wird. Kommt nun durch einen Stoß ein anderes Molekül mit gleicher Anordnung seines Aetherwirbels dem Mittelpunkte des erstern nahe genug, so werden sich dessen Theile nach der gelockerten Stelle hindrängen, und wenn die Wurfkraft des eindringenden Moleküls nicht zu stark ist, wird sich sein Mittelpunkt dem des ersten so weit nähern, daß sie ihre beiderseitigen Aethersphären zu einer verschmelzen und eine gemeinsame Drehung annehmen. Hier findet durch Druck eine Annäherung statt, die man recht wohl als Anziehung bezeichnen kann, und die Einigung wird durch die Vermischung der Sphären und ihrer Rotationen zu einer einzigen, wie durch eine positive Anziehung fest erhalten" [203]). Aber auch die chemische Verwandtschaft tritt durch die Secchi'sche Theorie der Aetherwirbel aus dem Dunkel heraus, in das jene bekannte Wolke von geheimen Kräften sie gehüllt hatte; auch ihr Verständniß wird uns durch Zurückführung derselben auf statische und dynamische Verhältnisse erschlossen. Nicht bloß die Moleküle, auch die das Molekül constituirenden Atome, sind von Aetherwirbeln umflossen: es können sonach verschiedene Atomwirbel von der gemeinsamen Aetherhülle des Moleküls umgeben sein, in dessen Schoße sie rotiren. Stellen wir uns nun zwei gleich große Moleküle mit gleich starken Wirbeln vor, so fehlt ein hinreichender Grund, daß das eine in die Hülle des andern eindringe, absorbirt werde und zu einem neuen Gebilde Anstoß gebe: dieselben zeigen gegen einander keinerlei „chemische Verwandtschaft". Anders steht jedoch die Sache, wenn ein Molekül oder Atom, welches von einer bedeutenden Quantität der Bewegung belebt ist, einem andern von geringerer Stärke gegenübertritt; dieses wird von diesem mit Begier absorbirt und unter die gemeinsame Hülle des ersten Moleküls genommen, d. h. es äußert sich zwischen beiden chemische Affinität. „Die chemische

Aber mit diesem Resultate begnügt Secchi sich nicht: die Lichtphänomene müssen ihm weiter als Wegweiser dienen, um bis zur innersten Constitution der Materie vorzudringen[200]). Ist der ganze Weltraum mit Aether angefüllt, so sind auch alle Moleküle in dieses alles durchdringende Fluidum getaucht, in welchem sie sozusagen schwimmen müssen. Obschon für unsere Wagen unwägbar, muß der Aether doch stofflich, widerstandsfähig und träge sein. Die Annahme, dieses Fluidum sei ein geistiges, unkörperliches, immaterielles Wesen, wird glänzend durch offenkundige Beweise von seiner Trägheit widerlegt, wie z. B. durch die Absorption des Lichts in schwarzen Körpern (Verwandlung von Licht in Wärme), durch die Umkehrung der Spectral-Linien u. s. w. In Bezug auf seine Materialität kann der Aether mithin kein von dem der permanenten Gase verschiedenes Verhalten zeigen, er ist und bleibt ein wenn auch bis zum Aeußersten verdünnter Stoff. Vorausgesetzt wird aus der Chemie, daß die Körper aus getrennten Molekülen bestehen, die durch Zwischenräume von einander geschieden sind, aber nicht nothwendig in demselben Verhältniß, wie die Planeten. Diese Intervalle sind mit Aether angefüllt, der somit die Moleküle wie eine dichte Atmosphäre[201]) umfließt. Da die Moleküle vom Schöpfer am Anfange aller Dinge mit ihrem Sein auch Bewegung, fortschreitende wie rotirende, empfangen haben (nach Analogie der Planeten unseres Systems), so stellen sie gewissermaßen ebenso viele Kreisel dar, deren Axen je nach der Gestalt der Moleküle instantan oder permanent sein können. Durch die Rotationsbewegung des Moleküls muß sich Centrifugalkraft, am stärksten am Aequator und am wenigsten in den polaren Gegenden des Moleküls, entwickeln, d. h. der Aether wird fortgeschleudert und die Aetherdichtigkeit wird in Folge dessen um das Molekül herum vermindert. Es ist aber unmöglich, daß der Aether selbst in Ruhe bleibe; auch er wird in die Rotationsbewegung mit hineingerissen und bildet so einen Aetherwirbel um jedes Molekül. Weil der Centrifugalkraft aber nach dem Newton'schen Grundsatz: „Action und Reaction sind einander gleich und entgegengesetzt[202]), ein gleich großer Gegendruck des Aethers entspricht, so kann ein anderes Molekül bei abnehmender Rotationsgeschwindigkeit unter Umständen auch die Aetheratmosphäre des ersten zerreißen, in die Aetherhülle eindringen und unter gemeinschaftlicher Sphäre mit dem ersten Molekül weiterrotiren. Isolirte Wirbel sind den Molekülen der chemischen Elemente, zusammengesetzte aber denen der chemischen Verbindungen eigen. Versuche mit Bohnenberger's Gyroskop haben den auch mathematisch nachweisbaren Satz ergeben, daß rotirende Systeme sich parallel in Bezug auf ihre Axen zu stellen streben (Parallelismus der Planeten), und dem Versuche, sie aus dem Parallelismus herauszubringen, einen bedeutenden

zur Erklärung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen von den neuern Naturforschern ausgeheckt worden. Oerstedt, der die Ablenkung der Magnetnadel durch den geschlossenen elektrischen Strom entdeckte, legte dem Drahte „polare Kräfte" bei, in Folge deren beide sich abstoßen müßten; aber bald kehrte Ampère das Problem um, indem er das Wesen des Magnetismus in elektrische Ströme setzte, die jedes Molekül des Magneten umkreisen. In der That gelang es ihm, vermittels der von ihm construirten „Solenoide" (schraubenartig gewundene, vom elektrischen Strom durchflossene Drahtspiralen) alle Erscheinungen des Magnetismus zu erklären. Somit war letztere Kraft im Princip bereits auf die Elektricität zurückgeführt. Gelingt es demnach, letztere auf mechanischem Wege zu erklären, so ist auch die Frage über die Natur des Magnetismus bereits präjudicirt. Wie wir aus Secchi's Anschauungen über die innere Constitution der Körper entnehmen können, ist es gerade der Aether, welcher in die Bildung der einzelnen Atome und Moleküle wesentlich mit eingeht. Bei den elektrischen Erscheinungen wäre es nun mehr als widersinnig, diesem einflußreichen Medium die träge Rolle eines müßigen Zuschauers anzuweisen: der Aether muß bei jeder Elektricitätsbewegung wesentlich mitwirken, weil er so gut wie bei den Licht- und Wärme-Erscheinungen in positive Mitleidenschaft gezogen wird. Grove und Cantoni zogen zur Erklärung des elektrischen Stromes transversale Kräfte herbei, Andere nahmen zu elektrischen Vibrationen ihre Zuflucht. Aber Secchi bemerkt unter Berufung auf mathematische wie experimentelle Beweisgründe dagegen mit Recht: „Sowohl die magnetischen als auch die chemischen Eigenschaften des Stromes zeigen, daß jene Bewegung immer in einer ganz bestimmten Richtung erfolgt, die sich auch umkehren läßt, ... daß sie also vom Zusammenstoß der Conductoren in einer Weise abhängig ist, wie dies bei Vibrationsbewegungen nicht der Fall ist. Diese Fähigkeit, sich umkehren zu lassen, unterscheidet den elektrischen Strom von der Wärmebewegung" [209]). Was ist also im letzten Grunde der elektrische Strom? Er ist nichts anderes als fließender Aether im wägbaren Körper. Der Aether, der in allen Körpern aufgehäuft ist, muß aus mechanischen Gründen in Fluß gerathen, einen „elektrischen Strom" darstellen, sobald seine Bewegung die Elasticitätsgrenze überschreitet. Wodurch wird aber der Aether aus seiner Gleichgewichtslage gebracht? Darauf ist zu antworten: Die Optik hat gezeigt, wie der Aether in allen Körpern, selbst in den undurchsichtigen Metallen, verborgen ist und um jedes Molekül einen Wirbel bildet. Gerathen mehrere solcher Wirbel unter gewissen Verbindungen auf einander, so mischen sie sich (Wesen der chemischen Thätigkeit). Nun kann es sich treffen, daß die Atmosphäre des neuen Moleküls eine Aethermenge

enthält, die von der Summe der Aethermengen der Componenten abweicht, d. h. größer oder kleiner ist. Zur Wiederherstellung des Gleichgewichts muß mithin von Molekül zu Molekül ein Aetheraustausch stattfinden, bis der Ueberschuß abgeleitet und der Mangel ersetzt ist. Mit andern Worten: Alle chemische Thätigkeit bringt naturgemäß Gleichgewichtsstörungen in den Aetherwirbeln mit sich, die sich als sog. elektrischen Strom nach außen offenbaren[210]). Um endlich die Natur der positiven und negativen Elektricität zu verstehen, bedarf es keiner zwei ekektrischen Flüssigkeiten, deren Vereinigung wie zwei gleiche aber entgegengesetzte Zahlen Null gäbe; sondern positive Elektricität ist Aufhäufung, Ueberfluß von Aether, und negative Elektricität ist Mangel an Aether: alle elektrischen Anziehungen und Abstoßungen erklären sich aus dieser Annahme ohne alle Schwierigkeit[211]). In dieselbe Vorstellungsreihe läßt sich ganz gut die mechanische Erklärung des Unterschiedes von Elektrostatik und Elektrodynamik, oder concret ausgedrückt, von elektrischer Spannung und elektrischem Strom eingliedern. „In jedem Falle," so lehrt Secchi, „steht die Spannung zum Strom in derselben Beziehung, wie in den Flüssigkeiten der Druck zum Fließen; denn in der Säule verschwindet sofort jede Spannung, sobald der Strom beginnt"[212]). In demselben Sinne äußert er sich an einer andern Stelle also: „Man hat nicht allein gefunden, daß die Leitungsdrähte alle Eigenthümlichkeiten der Röhren besitzen, sondern daß auch die Säule durchaus einem Behälter vergleichbar ist, durch welchen jene mehr oder weniger reichlich und schnell gefüllt werden"[213]). Die elektrische Spannung zeigt sich vorzugsweise bei den Isolatoren (Glas, Harz und Edelsteine ꝛc.), der elektrische Strom dagegen vorzugsweise bei den Metallen, und dieselben Ursachen, die hier einen elektrischen Strom erzeugen, bewirken dort die elektrische Spannung. Welches ist wohl der Grund dieser durchgreifenden Verschiedenheit? Warum entwickelt sich durch Reibung nicht auch im Glase ein Strom, sondern statt dessen Spannung? Im Hinblick auf die Optik, welche hier ihren innerlichen Zusammenhang mit der Elektricität herzustellen scheint, kann diese Frage nur dahin beantwortet werden, daß die verschiedene Structur der Isolatoren und Leiter jene Verschiedenheit bedinge. Die Isolatoren als durchsichtige Körper lassen offenbar den Aether nur transversale, d. h. Lichtschwingungen ausführen, woraus ihre Transparenz sich ableitet. Dagegen lassen die Metalle, weil undurchsichtig, die Aetherwellen zwar auch in sich eindringen, aber nur in longitudinalem Sinne, d. h. der Aether wird zum Fließen, Strömen verurtheilt, während er durch die noch unbekannte Structur der Metalle an transversalen (Licht-) Schwingungen gehindert wird. Den Unterschied zwischen Spannung und Strom, auf rein mechanische Weise erklärt, soll uns schließlich noch ein

ſchönes Beiſpiel klar machen, das Secchi zur Veranſchaulichung des beiderſeitigen Vorganges herbeizieht. „Die oscillirende Bewegung der Spannung," ſagt er, „erfolgt in ähnlicher Weiſe wie die einer Reihe von Elfenbeinkugeln, welche an Fäden aufgehängt mit einander in Berührung ſind: hierbei überträgt ſich die Bewegung von der erſten zur letzten, ohne daß die zwiſchenliegenden Kugeln von der Stelle rücken, ſondern nur dadurch, daß ſie in Schwingungen gerathen, ſich ihre Geſtalt ändert. Die Bewegung des Stromes läßt ſich dagegen mit jener vergleichen, welche von einer Reihe von Billardbällen ausgeführt wird, die, auf einem Tiſche liegend, durch kleine Zwiſchenräume von einander getrennt ſind. Wird der erſte in Bewegung verſetzt . . . und iſt die Bewegung beim letzten angelangt, ſo haben alle zwiſchenliegenden Bälle ihren Platz gewechſelt" [214]).

Die Anwendung dieſer Secchi'ſchen Theorie auf die von Faraday entdeckten Inductionsſtröme muß als genial bezeichnet werden. Um zu einem klaren Einſehen in ihr Weſen zu kommen, verſchmähte der gelehrte Jeſuit es nicht, ſehr lehrreiche Verſuche in der Hydraulik zu machen, dazu beſtimmt, die Analogie der Inductionsſtröme mit Bewegungsvorgängen immer mehr aufzudecken. Zunächſt iſt die innere Induction (der Extraſtrom) von der äußern Induction zu unterſcheiden. Wird ein elektriſcher Strom plötzlich unterbrochen, ſo verläuft in der Leitung ein ſtarker, entgegengeſetzt gerichteter (Extra-) Strom. Dieſer Vorgang iſt dem Stoß beim hydrauliſchen Widder vergleichbar: wird die Mündung einer Röhre, in welcher Waſſer mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit fließt, plötzlich geſchloſſen, ſo pflanzt ſich in entgegengeſetzter Richtung, von der Mündung nach dem obern Ende hin, eine momentane Welle fort, die durchaus dem Extraſtrom ähnlich iſt. In Betreff der äußern Inductionsſtröme müſſen wir auf das Werk ſelbſt verweiſen, wie nicht minder in Bezug auf die geiſtreichen Erklärungen der Abſtoßung und Anziehung bei elektriſch geladenen Körpern und bei Magneten [215]).

Am ſchwierigſten auf mechaniſchem Wege zu erklären dürfte die Schwerkraft oder weiter gefaßt die allgemeine Maſſenanziehung ſein; die Identität beider hat erſt Newton bewieſen. Sollte die allgemeine Gravitation, die auf der Erde ſich im freien Falle der Körper ſo wirkſam zeigt, wohl allein als „geheime Kraft" übrig bleiben müſſen, nachdem die übrigen verborgenen Kräfte einfachen Bewegungsvorgängen haben weichen müſſen? Die Wiſſenſchaft verzweifelt ſelbſt an einer ſo rieſigen Aufgabe nicht [216]). Kepler dachte ſich die Schwerkraft in der Weiſe, daß die Sonne ein ungeheuerer Magnet ſei, der die Planeten in Folge einer beſondern Richtkraft der Sonnenſtrahlen in ihren Bahnen erhalte. Aehnlich behauptete Gilbert, die Erde ziehe den Mond wie ein Magnet an und der Mond hinwieder die Meergewäſſer, worauf Descartes

seine Weltwirbeltheorie gründete. Dante stellte sich die Schwerkraft fast wie ein ideales Wesen vor, das im Mittelpunkte der Planeten sitze[217]). Was ist also die Schwerkraft? Könnte man ihre Identität mit der früher erklärten Molekularanziehung feststellen, so wären wir der Mühe dieses Problems von selbst überhoben. Aber zwischen Massen- und Molekularanziehung ist nichts als der Name gemeinsam; letztere ist so groß, daß, wäre der ganze interplanetarische Raum zwischen Sonne und Erde mit Platin ausgefüllt und dieses sodann auf die Größe eines Stecknadelkopfes reducirt, erst diejenige Dichtigkeit entstände, welche zur Erklärung der Molekularanziehung im Sinne von Massenanziehung ausreichte. Aber eine solche Dichtigkeit existirt im Aether offenbar nicht. Die Schwerkraft muß daher anders erklärt werden. Gute Dienste muß wieder, wie so oft, der Weltäther in anderm Sinne leisten, soll er nicht allzu müßig dastehen. Eine mechanische Erklärung für die allgemeine Gravitation ist gefunden, sobald wir dieselbe auf mechanischen Druck oder Zug zurückführen können. Letzterer läßt sich jedoch leicht nachweisen. Bekanntlich hat der ungeheuer große Sonnengasball, nach Ausweis der Bewegung der Sonnenflecke, eine rotirende Bewegung um die Sonnenaxe: der das Tagesgestirn umgebende Aether, der stofflich und träge ist, kann im Bereiche des Rotationsfeldes und über dieses hinaus unmöglich in indifferenter Ruhe verbleiben, sondern muß in gewaltigem Wirbel mit in die Sonnenrotation verwickelt werden. Dadurch entsteht aber im Innern des Sonnenätherwirbels im Verhältniß zu den äußern Schichten eine Differenz der Aetherdichtigkeit: folglich müssen die im selben Weltäther schwimmenden Planeten nach der Seite hinrücken, wo der Aether in Folge der Centrifugalkraft des rotirenden Körpers aufgelockert ist, d. h. die Planeten scheinen von der Sonne durch eine besondere Kraft angezogen zu werden. Uebrigens ist diese Hypothese, so geistreich sie auch ausgedacht sein mag, von Einwürfen nicht frei[218]). Das „Räthsel der Schwerkraft" ist noch eine offene Frage, an deren Beantwortung man nur ruhig weiter arbeiten möge.

* * *

Wenn wir der vorstehenden so großartig ausgedachten als einheitlich durchgeführten Naturanschauung Secchi's einen Namen geben sollen, so wüßten wir keinen passendern Ausdruck als: „Kinetische Atomistik". Die atomistische Zusammensetzung des Stoffes wird von Secchi an verschiedenen Stellen seines Werkes auf das entschiedenste verfochten[219]); dieselbe ergibt sich ihm namentlich aus dem Gesetze der einfachen und vielfachen Aequivalente, als dessen „logische Folgerung die atomistische Constitution anzusehen ist". So schroff indeß der scharfsinnige Denker

ie mechanischen Consequenzen auf dem materiellen Gebiet weiterzutreiben ucht, eben so entschieden Front macht er gegen jeden Versuch, die mecha- ;ische Theorie auf immaterielle Verhältnisse kritiklos und oft boshafter Weise zu übertragen. In diesem Antagonismus des Molekular-Theore- ikers Secchi gegen die entfesselten Gewalten eines unzeitigen Monismus onnte es nicht ausbleiben, daß sich die ganze Weltanschauung des roßen Physikers und Astronomen nach ihrer vollen Ausdehnung zur Schau stellen mußte.

Seine Weltanschauung bildete er sich nicht dadurch, daß er, wie ie meisten unserer heutigen Monisten, die Gesetze der Physik und Chemie einseitig auf das ganze Seinsgebiet ausdehnte, die mechanische Natur- erklärung ohne weiteres zur mechanischen Welterklärung erweiterte; sondern im vollen Bewußtsein, daß das incommensurable Doppelgebiet materieller und immaterieller Erscheinungen nur vermittels des ange- nommenen Dualismus von Stoff und Geist sich harmonisch auflösen lasse, wußte er strenge zwischen einfachen Bewegungs-Erscheinungen und immanenten seelischen Acten zu unterscheiden; jene erklärte er allerdings auf mechanischem Wege, für diese postulirte er hingegen mit eben so großer Bestimmtheit eine über- und unstoffliche Ursache. Daß Secchi nur deswegen ein „frommer Jesuit" geblieben sei, weil „er absichtlich der bloße Physiker geblieben ist und sich stets gehütet hat, naturphilo- sophische Consequenzen zu ziehen," und daß „diese Beschränkung für ihn nothwendig war, wenn er Ordenskatholik bleiben wollte" [220]), ist eine leichtfertige Behauptung, von welcher das gerade Gegentheil Wahrheit ist. Secchi hat mit seiner Ansicht niemals hinterm Berge gehalten, wenn er es auch vermieden hat, durch unzeitiges Moralisiren und Theologi- siren den guten Eindruck auf ungläubige Gemüther selbst wieder auf- zuheben, den seine maßvolle Haltung, seine imponirende Ruhe und objec- tive Beweisführung auf Jedermann ausüben mußte. Alle metaphysischen Consequenzen, die sich in Bezug auf Gott und Geist ziehen lassen, hat er mit eiserner Folgerichtigkeit und philosophischer Gedankenfülle zu ziehen nicht unterlassen. Ein einziges Beispiel genüge, dies zu beweisen. Am Schlusse seines Werkes über „die Einheit der Naturkräfte" führt er gerade aus seiner mechanischen Naturerklärung folgenden stringenten Gottesbeweis: „Wenn wir in uns eine Kraft besitzen, die sich vom Stoffe unterscheidet, wenn der Mensch selbst in seinem edelern Theile durch dieses Princip gebildet ist und wenn er nicht sein eigener Urheber ist, so muß nothwendig die Ursache, die ihn in's Leben rief, mindestens gleiche Wesenheit und gleiche Fähigkeiten haben, sie muß also persönlich, ver- nünftig und verständig sein: allein da wir in der Reihe der Ursachen nicht bis in's Unendliche zurückgehen können, so muß schließlich eine

existiren, welche alle Eigenschaften, die wir durch einfache Uebertragung empfangen haben, in eminentem Sinne besitzt. Und diese Ursache, dieses Wesen nennen wir Gott . . . So führt uns das Studium der physikalischen Kräfte zur Erkenntniß, daß nothwendig die unmittelbare Thätigkeit eines Wesens wirksam sein muß, welches über den Stoff erhaben ist“ [221]). Ueber sein Werk Le Soleil fällt ein Kritiker sogar das gegründete Urtheil: „Der Geist des Lesers ist es nicht allein, der sich erfreuen kann, auch das Herz und die Phantasie werden nicht zurückgesetzt. Man findet darin jene plötzlichen Aufblicke zu Gott, die den Gedanken eines Kepler, Newton und Leibnitz so hoch emporhoben, sowie jenes unersättliche Bedürfniß des Menschen, nur in Gott allein am Abschluß aller Forschung Ruhe zu finden“ [222]). Ueber die Darwinistische Entwickelungslehre äußert Secchi sich sogar schroff, indem er sie mit Agassiz „einen Pfuhl von Widersprüchen“ nennt. Die generatio aequivoca oder Urzeugung „bloß durch Kräfte der leblosen Materie“ ist ihm „eine Absurdität, und keine einzige Thatsache kann bis jetzt dieser Annahme nur im entferntesten als Stütze dienen“ [223]). Der Grund für diese „Absurdität“ ist klar: „Um irgend ein organisirtes Wesen hervorzubringen, ist die bewußte Thätigkeit des ewigen Baumeisters erforderlich, dessen Arbeit und dessen Kunstwerke wir der Kürze halber mit dem herkömmlichen Ausdrucke »Natur« bezeichnen. Sein Wirken ist hier für die Bildung der Form eben so nothwendig, als es erforderlich war, um der leblosen Materie die Existenz zu verschaffen und ihr damit die erste Bewegung zu ertheilen. Schließt man diese Thätigkeit unter irgend einem Vorwande aus, so versperrt man sich den Weg zum Verständniß der offenkundigsten Erscheinungen“ [224]). Secchi hat darum verschiedene Male energische Proteste gegen Deutungen erlassen, welche sowohl seinem Geiste wie der Logik fern lagen; ja, als ein russischer Ungläubiger in der Uebersetzung seines Werkes „die Einheit der Naturkräfte“ alle auf Gott und den Geist bezüglichen Stellen unterdrückte, erließ er eine öffentliche Verwahrung von energischer Schärfe, worin er jene Uebersetzung einfachhin als Uebertragung seines Werkes verleugnete. Unzählig sind die Stellen, in denen er namentlich über die göttliche Vorsehung in der Zweckeinrichtung und Harmonie der Natur bewundernd sich ausspricht. Mit einem Worte: Secchi hätte, um sich als gläubigen christlichen Forscher vor aller Welt hinzustellen, gar keines andern Verhaltens sich befleißen können, als er in Wirklichkeit an Tag gelegt hat.

Mit so leichter Mühe man auch die Weltanschauung Secchi's aus seinen verschiedenen Werken entnehmen kann, eine Arbeit, die nur Geduld und Ausdauer im Zusammensuchen der einschlägigen Stellen erheischt, so finden wir doch diese Weltansicht von dem großen Forscher selbst syste-

matisch in zwei glänzenden Vorträgen entwickelt, von denen jüngst eine gute deutsche Uebersetzung die Presse verlassen hat [225]). Mit siegreicher Logik weist er alle Sophismen der Darwinisten zurück. In Betreff des blendenden Hinweises seitens des Darwinismus auf die allmäligen Uebergänge von einer Art zur andern — Uebergänge, welche im Sinne der Darwinisten nicht bloß ein Nebeneinander, Naturgemeinschaft, sondern auch ein Auseinander, d. i. wirkliche Blutsverwandtschaft darstellen sollen — bemerkt der scharfe Denker mit Recht: „Daß ein nach Reihen geordnetes Nebeneinander von Geschöpfen, sowie eine nach Stufen geordnete Klassification und Vollkommenheit besteht, leugnet kein Mensch. Diese Stufenfolge ist sogar ein Beweis für die unendliche Weisheit Desjenigen, der sie hervorbrachte und ihre Lebensverhältnisse festsetzte; in der Manchfaltigkeit der Formen, ja selbst in der Seltsamkeit des Schmuckes tritt uns eine unerschöpfliche Weisheit entgegen. Die Annahme, daß alles ein Erfolg blinder Naturkräfte, und daß alle organischen Formen nur zufällige Verbindungen der vernunftlosen Materie seien, welche aus Zufall ebenso fortbestehen, wie sie aus Zufall entstanden sind, ist von den Gelehrten stets eher als eine Thorheit, denn als eine des mit Vernunft begabten Menschen würdige Philosophie angesehen worden" [226]). Von dem wirklich faden Vorwurfe des Anthropomorphismus, den die Darwinisten, und unter ihnen am beflissensten E. Häckel, gegen die theistische Naturforschung schleudern, bemerkt Secchi: „Dies sind Witze, oder richtiger Verleumdungen von Leuten, die ihre eigene Unwissenheit unter gelehrt klingenden Phrasen verbergen wollen. . . . Wenn die Armuth unseres Geistes oder vielmehr unserer Sprache uns zwingt, über ihn (Gott) minder genaue Ausdrücke zu gebrauchen, so ist uns dieser Mangel doch recht gut bekannt. Nicht wir machen ihn zum Menschen, jener von der Kunst gewählte Typus ist der einzige, der uns als Symbol dienen kann, und beansprucht keineswegs, die Wahrheit auszudrücken." Ernst Häckel versteigt sich in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" zu der traurigen Behauptung: „Wenn es nach der Ehrfurcht, mit der Agassiz auf jeder Seite vom Schöpfer spricht, scheinen könnte, daß wir dadurch zur erhabensten Vorstellung von seinem Wirken in der Natur gelangen, so findet in Wahrheit das gerade Gegentheil (sic) statt. Der göttliche Schöpfer wird dadurch (sic) zu einem idealisirten Menschen erniedrigt, zu einem in der Entwickelung fortschreitenden Organismus . . . Diese niedere dualistische Gottesvorstellung entspricht einer niedern thierischen Entwickelungsstufe des menschlichen Organismus" [227]). Ob erleuchtete Geister, wie ein Plato, Aristoteles, Thomas von Aquin oder aber Herr Häckel nebst Consorten auf „einer niedern thierischen Entwickelungsstufe" stehen, steht doch noch sehr dahin: der edelere Theil der Mensch-

heit wird sich ohne Zweifel lieber zu jenen schlagen, als mit diesen gemeinschaftliche Sache machen. Ebenso unverständlich, ja absurd ist, was Häckel über den Schöpfer der Theisten zu sagen weiß, der „von Langeweile geplagt sich mit dem Ausdenken und Aufbauen möglichst mannichfaltiger Spielzeuge, der organischen Arten, beluſtigt“ [228]). Auf derartige Utopien bemerkt Secchi treffend: „Man verlacht in der Geneſis die Figur eines Gottes, der arbeitet, ausruht und im Garten spazieren geht. Die Thoren begreifen nicht, daß jene Redewendungen nur die ehrwürdige Spur einer bildlichen Ausdrucksweise sind, welche einem rohen Volke die erhabensten Wahrheiten und den Ursprung der Dinge zum Verständniß bringen sollte, weil eine tiefere Sprache unverstanden geblieben wäre. Sie vergeſſen, daß, als es sich darum handelte, die Idee der Gottheit einer mit allen Feinheiten der ägyptischen Cultur vertrauten Person (Moſes) zu erklären, die erhabenste Redeweiſe zur Anwendung kam, die je den Ausdruck des Gedankens formulirt hat: Ich bin der Seiende. Der da ist, sendet mich zu euch (Exod. III, 14). Sie sehen also, meine Herren, worauf die modernen Spöttereien eines Häckel, eines Büchner, eines Dubois-Reymond, eines Virchow und so vieler Anderer fußen“ [229]).

In Betreff der exegetischen Erklärung des biblischen Schöpfungsberichtes huldigt Secchi derjenigen Theorie, welche man „die concordistische“ nennt. Er folgte hierin den Fußstapfen seines gelehrten Lehrers Pianciani, den man wohl für den Begründer der concordistischen Ansicht halten darf. In der Entdeckung von Waſſer auf den Himmelskörpern, wie auf Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Sonne, erblickt Secchi sogar einen Beweis für die Göttlichkeit der Bibel, da Moſes dieſes Factum in Ermangelung eines Spectroſkops auf empirischem Wege unmöglich erfahren haben konnte. „Das Waſſer kommt,“ sagt der römische Astronom, „nicht nur auf der Erde vor, sondern es bildet auch einen wesentlichen Bestandtheil der Himmelskörper, sei es nun in flüſſiger Form oder in der des Dampfes oder endlich, wie in den Sternen, in Form von chemischen Elemente. Man braucht sich also nicht mehr das Gehirn zu zermartern, wie man das ›Firmament‹ (Geneſ. I, 6 ff.) auf die irdische Atmoſphäre zu beschränken habe. Der hier angedeutete Naturvorgang ist ein weit umfaſſenderes Schöpfungswerk, als dieſe Atmoſphäre, denn er erstreckt sich auf Himmel und Erde zugleich. Da man nun das Waſſer auch am Himmel, d. h. jenseits unſerer irdischen Atmoſphäre auf den Himmelskörpern als solchen nachgewieſen hat, so springt die Leichtigkeit der Erklärung in die Augen. Ich werde sogar behaupten dürfen, daß sich hieraus die Inſpiration des biblischen Schriftſtellers nachweiſen läßt: er übermittelt uns an dieſer Stelle eine urſprünglich übernatürliche Offenbarung, weil er auf natürliche Weiſe sicherlich nicht wiſſen konnte, daß

die Gestirne Wasser enthielten; denn er besaß zur Beobachtung gewiß kein Spectroskop“ [230]).

Auch auf die Nothwendigkeit eines Schöpfungsactes, den das zweite Clausius'sche Gesetz über die Erhaltung der Kraft, über die Zeitlichkeit und einen Anfang der Naturprocesse unwiderleglich darthut, weist Secchi hin. Keine Kraft geht im Weltganzen verloren, sondern wird nur von System zu System in immer neuen Formen übertragen, und dabei ist der Betrag der ausgegebenen Energie immer gleich dem Betrag der eingenommenen Energie: das ist das grundlegende Princip von der Erhaltung der Kraft. Nun haben genauere Untersuchungen, namentlich von Clausius, herausgestellt, daß die Umwandlung der Kräfte in einander, z. B. von Reibung in Wärme, von Wärme in Elektricität u. s. w., allerdings mit vollständiger Aequivalenz der beiderseitigen Kraftbeträge vor sich geht, daß aber der Umwandlungsproceß nicht in alleweg umkehrbar ist. Läßt sich auch mechanische Arbeit, Licht, Elektricität u. s. w. in Wärme verwandeln, so bleibt es doch immer unmöglich, umgekehrt die gewonnene Wärme wieder nach ihrem vollen Betrage in Arbeit, Licht, Elektricität u. s. w. zurückzuverwandeln. Es bleibt mithin bei jeder Zurückverwandlung immer ein, wenn auch kleiner Rest von Wärme übrig, der nicht in Arbeit umgesetzt werden kann; diese kleinen Reste summiren sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Weise zusammen, daß schließlich das ganze Weltall zu einer einförmigen, unthätigen, lebenslosen Masse erkaltet: die Naturprocesse müssen aufhören, die Weltuhr ist einmal abgelaufen. Aus dieser Wahrheit formulirt Secchi seinen naturwissenschaftlichen Beweis für die Zeitlichkeit der Welt also: „Aus der Theorie von der Umwandlung der Kraft folgt, daß alle gespannten Kräfte dem Zustande des Gleichgewichts zustreben, ohne deshalb unterzugehen; nun gründen sich aber sämmtliche Erscheinungen in der Natur auf die Verschiedenheit dieser Kräfte; mit dem Aufhören der Unterschiede nimmt also auch die Welt ein Ende. Wenn aber die Welt von Ewigkeit existirte, so würden bei dem unaufhörlichen Kraftumsatze sämmtliche gespannten Kräfte bereits den Gleichgewichtszustand erreicht haben, folglich würde auch die Welt nicht mehr sein. Wenn sie also existirt, so existirt sie, weil sie nicht von Ewigkeit her in Bewegung ist, sondern erst seit einem bestimmten Zeitpunkte“ [231]).

Aus vorstehender Darlegung von Secchi's theoretischen Ansichten über Natur, Geist und Gott dürfte sich ein Corrolar von der weittragendsten Bedeutung ergeben. Es ist eine historische Thatsache, daß ein gläubiger frommer Ordensmann es war, der die mechanische Naturerklärung auf ihre äußerste Spitze trieb, wie kein Anderer vor ihm es zu Stande gebracht. Aber diese Lehre hat ihn so wenig zur Mißachtung

seines Glaubens und seiner Religion geführt, daß er aus seinen Anschauungen vielmehr die stärksten Beweiswaffen von bezwingender Kraft für die christliche Weltanschauung schmiedete. Er hütete sich nicht etwa vor den Folgerungen, die sich aus dieser Theorie ziehen lassen, nein, er schaute ihnen kühn in's Auge: er zog sie unerschrocken nach allen Regeln der Logik und fand darin nur eine wissenschaftliche Bestätigung seiner auf den Glauben gegründeten Ueberzeugung. Mithin ist es Verleumdung, die Unvereinbarkeit von Christenthum und Naturwissenschaften, von Offenbarung und Vernunft, von Glauben und Wissen zu behaupten. Der Zwiespalt, den man künstlich in das Schwesterverhältniß zwischen jenen beiden Erkenntnißweisen hineinzutragen versucht, liegt nicht in der Sache selbst, sondern in den mit sich selbst zerfallenen Personen, nicht im erkennenden Verstand, sondern im verderbten Herzen. Secchi wird hierfür der lebendige, durchschlagende Beweis für alle Zukunft bleiben.

XI. Capitel

Letzte Lebensjahre Secchi's.

Unter dem milden Scepter Pius' IX., der in Rom wie im ganzen Kirchenstaate die Wissenschaften und Künste in gleich hochherziger Weise hob und förderte, konnten die friedlichen Entdeckungsarbeiten Secchi's in herrlichster Blüthe gedeihen. In seinem wissenschaftlichen Stillleben von keinerlei Störungen betroffen, mit Geldmitteln und Hülfsquellen genügend versehen, jederzeit mit Freuden und Begeisterung in seinen Unternehmungen unterstützt, konnte er ganz und gar der Wissenschaft leben und die Hauptstadt der Christenheit zur Glanzstätte der exacten und empirischen Forschung erheben. Auf der Sternwarte, im Laboratorium, auf dem Katheder, in der Kirche, dort konnte man den unermüdlichen Forscher am meisten sehen. Nur selten und immer nur dann, wenn ihm wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen oblag, sehen wir ihn auf Reisen. Wenn wir seine Reise nach Spanien 1860 und 1870 zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß, seine Inspectionsreisen im Kirchenstaate zur Besichtigung der Trinkwasserquellen und zur Errichtung von Leuchtthürmen, seine Reise zur Pariser Weltausstellung von 1867, zur internationalen Metercommission 1872 und zum wissenschaftlichen Congreß von Palermo 1875 ausnehmen, so wären die Absenzen bald gezählt, welche die regelmäßige Tagesordnung des römischen Astrophysikers durchbrachen. Aber selbst auf seinen Reisen ruhte und rastete er nicht. Nicht um Zerstreuungen nachzugehen und auf Vergnügungen Jagd zu machen, verließ er die stille Werkstätte

seiner Beobachtungen; seine Reisen trugen durchweg schon an und für sich einen hochwissenschaftlichen Charakter, verfolgten ein hohes Ziel, das er unverrückbar im Auge behielt. Zudem wirkte er an dem Orte, wo er einen längern Aufenthalt zu nehmen gezwungen war, nicht selten durch öffentliche Vorträge für die Verbreitung von wissenschaftlichen Kenntnissen, für die Erweckung des öffentlichen Interesses für das Studium der Wissenschaften. Secchi's vielbewundertes Prachtwerk über die Sonne beispielsweise ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen, die er gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1867 den Schülern der École Sainte-Geneviève hielt.

Ueberhaupt besaß Secchi für öffentliche Vorträge eine besondere Vorliebe. Sein Lebenslauf ist durch eine ganze Reihe von öffentlichen Reden, die er theils vor gelehrten Körperschaften, theils vor einem gebildeten Publicum hielt, wie durch Marksteine überall bezeichnet. Nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht waren es, die ihn zu seinen vielen Berufsarbeiten auch noch diese Mühe übernehmen ließen; das selbstlose uneigennützige Verlangen, den wissenschaftlichen Fortschritt in jeder Richtung gefördert zu sehen, bildete die einzige Triebfeder[232]). Die berühmteste wissenschaftliche Conferenz dieser Art dürfte diejenige sein, die während des Vaticanischen Concils 1869 bis 1870 stattfand. Noch niemals haben die Mauern des Römischen Collegs ein so erlauchtes Publicum, eine so distinguirte Zuhörerschaft beisammen gesehen, als damals. An dreihundert Mitglieder des Concils, Cardinäle, Erzbischöfe, Patriarchen, Bischöfe und Theologen hatten sich im großen Aulasaale versammelt, um aus Secchi's beredtem Munde über die neuesten Entdeckungen auf der Sonne aufgeklärt zu werden. Zwei Stunden dauerte der spannende Vortrag, dem die erlauchte Gesellschaft in athemloser Stille lauschte. Eine Versammlung ähnlichen Charakters hat die Chronik des Römischen Collegs nur noch im Jahre 1611 verzeichnet. Es war dies zu einer Zeit, wo das eben erfundene Fernrohr die ersten Wunder enthüllt hatte, welche man an den Planeten unseres Systems beobachten kann. Der gebildeten Welt die neuentdeckten Geheimnisse zu verkünden, hatte der Jesuit Van Maelcote eine öffentliche Conferenz in der Aula des Römischen Collegs anberaumt, welche von Cardinälen, Bischöfen, Prälaten, Herzogen, Fürsten, Grafen und Gelehrten sehr zahlreich besucht war. Auch der berühmte Galileo Galilei, welcher damals gerade in Rom sich aufhielt, erschien in der erlauchten Versammlung[233]).

Wie in der neuern Geschichte des Papstthums, so bezeichnet auch im Leben Secchi's die piemontesische Invasion vom 20. September 1870 eine Wende. Den Kelch der Trübsal mußte er oft genug bis zur Neige leeren. Die fremden Eindringlinge ermangelten nach ihrem Einzug in

Rom allerdings nicht, dem berühmten Astronomen einen Lehrstuhl für Astrophysik und Meteorologie an der römischen Universität der Sapienza anzutragen, wie ihn denn die italienische Regierung auch zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 20. December 1870 nach Augusta in Sicilien entsandte. Als aber Secchi die ihm angetragene Stelle, deren Annahme er von der Erlaubniß seines Ordensgenerals abhängig gemacht hatte, ausschlug, da ward er einer Reihe von Chikanen ausgesetzt. Mehr als einmal ward auch in der Folge sein Starkmuth und seine Charakterfestigkeit auf die Feuerprobe gestellt, in welcher sie sich jedesmal auf das glänzendste bewährten. Hochstehende Persönlichkeiten, italienische Minister gaben sich zu verschiedenen Malen die vergebliche Mühe, den hochgeachteten Jesuiten auf die liberale Seite hinüberzuziehen: die ehrenvollsten Anerbietungen, wie das Directorat über sämmtliche Sternwarten der apenninischen Halbinsel, die Senatorenwürde unter ausdrücklicher Entbindung vom Verfassungseide, dienten als Köder. Aber alles umsonst. Mit edeler Entrüstung wies Secchi die einschmeichelnden Verführer von sich hinweg. Er war sich der Sachlage vollauf bewußt; er sah ein, daß politischer Verrath unter den gegebenen Verhältnissen dem religiösen Abfall entweder gleichkäme oder sicher in die Hände arbeitete. Auf die stricte Anwendung des goldenen Grundsatzes: Principiis obsta legte er ein um so größeres Gewicht, als er wohl wußte, daß er, im Falle einer Transaction mit den Beraubern des apostolischen Stuhles, nicht der erste Jesuit sein würde, der auf die abschüssige Bahn des politischen Liberalismus und ebendamit des religiösen Indifferentismus, dessen natürliche Folge Apostasie zu sein pflegt, geriethe: an seinem Lehrer Passaglia und später an seinem Ordensgenossen Curci hatte er abschreckende Beispiele genug vor Augen. Wie hätte er auch mit einer Regierung liebäugeln können, die mit räuberischer Hand nicht nur den letzten Rest des Kirchenstaates sammt der Hauptstadt Rom annectirte, sondern auch sofort die Klöster zu expropriiren und die Ordensleute zu vertreiben begann? Auch vom Gebäude des Römischen Collegs ward mit Gewalt Besitz ergriffen und den dort wohnenden Jesuiten einstweilen ein Winkel eingeräumt, der ihnen einige Jahre später ebenfalls geraubt werden sollte. Unter so bewandten Umständen konnte Secchi sicher nicht zweifelhaft sein, was zu thun für ihn Pflicht sei. Die Verfolgung seitens Jungitaliens sollte ihm dafür aber nicht erspart bleiben. Den ersten Anlaß dazu bot die internationale Meterconferenz vom Jahre 1872 dar.

Schon im Jahre 1870 wurde auf den Vorschlag der russischen Akademie und mehrerer vorhergegangener Conferenzen eine internationale Commission eingesetzt, welche die allgemeine Einführung des Metermaßes und die Erwerbung genauer Maßstäbe für die neue europäische Längen-

und Breitengradmessung betreiben und berathen sollte. Die erste Sitzung derselben fand am 24. September 1872 in Paris statt. Daß ein Mann vom Rufe Secchi's in dieser Commission nicht fehlen dürfe, verstand sich von selbst. Als er sich aber für den „Vertreter der päpstlichen Regierung" ausgab, verlangte die italienische Regierung kategorisch den Ausschluß Secchi's aus der Commission. Um die entstandenen Differenzen zu begleichen, erfand man das Auskunftsmittel, daß Secchi sich einfachhin „Vertreter des apostolischen Stuhles" nennen solle. Aber selbst diese Nachgiebigkeit genügte den piemontesischen Fanatikern nicht, welche ihren Protest erneuerten. Diese „böotische Rohheit" ward schließlich der internationalen Commission selber zu stark, und sie schloß nun umgekehrt die italienischen Abgeordneten aus ihrem Schoße aus. So konnte Secchi an den Berathungen der Commission theilnehmen, während seine politischen Gegner zu Hause bleiben mußten. Später gelang es den italienischen Intriguen allerdings, daß Secchi nicht wieder Mitglied des permanenten Ausschusses wurde.

Die gleiche „böotische Rohheit" feierte ihre Triumphe, als die liberale Clique in instinctivem Priesterhaß den P. Secchi aus der Accademia dei Nuovi Lincei, deren langjähriger Präsident er gewesen, mit beispielloser Taktlosigkeit ausschloß. Vom Fürsten Friedrich Cesi anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts gegründet, setzte sich diese gelehrte Körperschaft vorzugsweise die Pflege der Naturwissenschaften zum Ziele. Schon Galileo Galilei hatte ihr durch seinen Namen Glanz und Würde verliehen. Doch erwies sich die junge Akademie wenig lebensfähig; nach Cesi's Tode ging auch sie in langsamem Siechthum dem Untergange entgegen. Nach einem halben Jahrhundert von dem eifrigen Gelehrten Scarpellini zu neuem Leben erweckt, schien sie von neuem aufblühen und schöne Früchte tragen zu wollen. Aber es war nur das augenblickliche Aufflackern eines Strohfeuers, dem um so größere Finsterniß folgte. Kaum hatte Pius IX. die Zügel der Regierung ergriffen, als er seinen Blick auf die untergegangene Akademie richtete, deren Wiedererweckung er beschloß. Nicht nur ließ er weise Statuten ausarbeiten, sondern warf auch so reiche Geldfonds aus, als die damalige politische Lage gestattete: so war die ehrwürdige Akademie wie ein Phönix aus der Asche neu erstanden und trug von nun an den Titel Accademia pontificia dei Nuovi Lincei[234]). Secchi gehörte ihr von Anfang als Mitglied an und war einer ihrer rührigsten Mitarbeiter. Ihre Acten sind von gelehrten Arbeiten aus seiner Feder angefüllt[235]). Mit dem Einmarsche der Piemontesen in Rom wurde auf die Geldfonds der Akademie Beschlag gelegt und sie selbst in eine „königliche Akademie" umgewandelt; Secchi und andere sehr verdienstvolle Mitglieder, die ihrer-

seits dieselbe Akademie unter päpstlichem Schilde fortsetzten, wurden auf eine wenig zarte Weise ausgestoßen. Ebenso beraubte die italienische Regierung den berühmten Jesuiten der Pension, auf welche er als Mitglied des Collegio filosofico Anspruch hatte[236]). Wie bitter Secchi alle diese unqualificirbaren Chikanen empfand, werden wir bald aus seinem eigenen Munde erfahren.

Das Jahr 1873 begann für Secchi mit neuen Leiden. Die italienische Regierung brachte in der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf, die Unterdrückung der katholischen Ordens-Gesellschaften betreffend, zur Berathung ein. Den Jesuiten stand also nicht nur eine neue Beraubung, sondern auch eine neue Vertreibung bevor. Sollte Secchi zum zweiten Male in die Verbannung ziehen müssen? Diese Möglichkeit beschäftigte seine Gedanken in der That lebhaft. Eine traurige Perspective in die Zukunft öffnete sich ihm. Seine bangen Ahnungen eröffnete er einem jungen Freunde in einem Briefe, den wir wörtlich wiedergeben wollen, zumal derselbe über die damalige Situation und Zeitlage helles Licht verbreitet. Es ist eine Antwort auf die Bitte eines jungen Gelehrten, Secchi möge bei der italienischen Regierung für ihn wegen Unterstützung ein gutes Wort einlegen. Der Brief lautet:

„Rom, den 16. April 1873.

„Ueber Ihre traurige Lage bin ich äußerst betrübt und mein Schmerz ist um so größer, als ich Ihnen nicht nur mit keiner Geldunterstützung zu Hülfe kommen kann, sondern nicht einmal im Stande bin, Schritte der Vermittelung für Sie zu thun.

„Sie kennen vielleicht die schreckliche Verfolgung nicht, welcher diejenigen anheimgefallen sind, die für die neue Regierung keine Partei ergriffen haben, nicht nur um ihrem Gewissen treu zu bleiben, sondern auch aus Gründen der Dankbarkeit und Schicklichkeit. Anfänglich bot man mir hohe Ehrenstellen und Gehälter an, aber nur deshalb, um mich von meiner Ordens-Genossenschaft und von der geheiligten Person des h. Vaters, der mir immer ein Wohlthäter und Beschützer gewesen, loszutrennen. Ich konnte derartige Vergünstigungen unter solchen Bedingungen natürlich nicht acceptiren, und obschon sie mich vom Eide entbunden haben würden, so wäre doch der bloße Verkehr mit ihnen eine solche Beleidigung gegen den heiligen Vater gewesen, daß ich mit den neuen Eindringlingen absolut nichts zu schaffen haben wollte.

„So ward ich denn aller meiner Gehälter beraubt und sogar jenes Ehrengehaltes, das mir als Mitglied des philosophischen Collegs der Universität wie eine Art Leibrente zukam. Und jetzt muß ich, um nur die Sternwarte zu unterhalten, beim heiligen Vater um Almosen betteln; denn die Jesuiten, im Begriffe verjagt und beraubt zu werden, haben

nicht die Absicht, andere Ausgaben auf sich zu nehmen, als die, welche für die laufenden Bedürfnisse des Observatoriums erforderlich sind, die Kosten für meinen Lebensunterhalt ausgenommen. Unser Loos ist gegenwärtig mehr als je ein ungewisses und noch vor Jahresschluß muß ich mich möglicher Weise nach einem Asyle umsehen, fern vom Orte, den ich doch zu so großen Ehren zu erheben bestrebt war. Aber was nützt es? O mein Theurer, enttäuschen Sie sich doch! Die Ehre ist nichts als ein Rauch, aber für mich ist sie ein absoluter Rauch, welcher Gott weiß was hinter sich ahnen läßt, in Wahrheit aber ein eitles Nichts ist. Ich könnte Ihnen sogar versichern, daß sie eine Last sei. Doch gehen wir weiter. Es genüge Ihnen zu wissen, daß, während die auswärtigen Akademien mich mit ihren Ehrentiteln schmücken, mich die römische königliche Akademie der Lincei für ausgeschlossen erklärt hat. Sie sehen, welch' wilder Bürgerhaß hier herrscht.

„Da ich es also abgelehnt habe, die Partei der neuen Regierung zu ergreifen und mich mit ihnen in Gemeinschaft einzulassen (di accommunarmi con loro), so darf ich mich an keiner Stelle zeigen, um für Andere ein Wort der Fürbitte einzulegen. Ja, ich weiß bestimmt, daß mehrere Empfehlungen meinerseits denen, für die ich eingetreten war, sogar geschadet haben, nur deshalb, weil sie von einem Jesuiten herkamen. Ich will Ihnen verrathen, daß die Abneigung einen so hohen Grad erreicht hat, daß ich, nachdem ich meine Zeugnisse zur Erlangung der Lehrberechtigung für eine Schule eingereicht habe, um im Falle der Vertreibung aus dem Colleg kraft des so eben in Berathung befindlichen Gesetzes auch nur mein Leben fristen zu können, bis heute nicht einmal eine Antwort habe bekommen können, und man hat mich wissen lassen, daß man für uns Jesuiten nicht einmal in dieser Beziehung Rücksicht walten lassen wird. Die göttliche Vorsehung wird uns allerdings nicht im Stiche lassen; aber ich sehe böse Dinge voraus. Es will mir vorkommen, als wenn ich selbst in einer Lage wäre, die mit der Ihrigen viele Aehnlichkeit hat. Ja, die meine ist sogar schlimmer. Denn bei meinem Alter und bei dem Haß, den man gegen mich trägt, bin ich vielleicht nicht einmal im Stande, mir in meinem eigenen Vaterlande ein Stück Brod zu verdienen und ich werde gezwungen sein, in ein zweites Exil nach Frankreich oder America auszuwandern.

„Das ist, lieber Herr N., meine Gegenwart, das meine Zukunft.

„Empfehlen Sie mich dem lieben Gott, welcher der Vater aller Tröstungen ist, auf daß diese Verfolgung ein baldiges Ende nehme, die man gegen die Kirche sowie gegen alle ehrlichen Bürger von Seiten einer eben so gottlosen als unfähigen Regierung erregt, einer Regierung, die

nur im Stande ist, die Unterthanen mit Steuern zu bedrücken und im Uebrigen ihre Staatsgeschäfte versumpfen zu lassen.

Mit aufrichtiger Hochachtung
Ihr wohlwollender P. A. Secchi."

Wenn die Befürchtungen Secchi's sich nicht in dem Maße erfüllten, als er voraussah, so trug die italienische Regierung am wenigsten Schuld daran. Nicht genug, die Gesellschaft Jesu für aufgehoben zu erklären und ihre Güter und Häuser einzuziehen, wollte ein Theil der italienischen Deputirtenkammer noch ein Specialgesetz gegen die Gesellschaft Jesu erlassen, wodurch dieselbe so gut wie für vogelfrei erklärt worden wäre. Der Abgeordnete Mancini, jetziger Minister des italienischen Raubstaates, brachte am 21. Mai 1873 folgenden Gesetzentwurf ein: „Die Gesellschaft Jesu und die ihr affiliirten Ordens-Genossenschaften sind unter jeder Gestalt definitiv ausgeschlossen, sowohl aus Rom als aus dem ganzen Königreich, ihre Häuser und Collegien sind aufgelöst und jede Vereinigung der Mitglieder in eine religiöse Gemeinschaft ist verboten." Dem parlamentarischen Bericht, welcher die Debatte über diese Jesuitenhetze enthält, entheben wir folgende Stellen[257]).

Barrá (Linke) spricht gegen das Gesetz, weil er gleiche Freiheit will für Alle.

De Falco (Justizminister) widersetzt sich dem eingebrachten Ausnahmegesetz.

Corte verliest einen lateinischen Brief des Ministers Sella an den Rector der Universität München, worin vom Kriege die Rede ist, den Deutschland und Italien gemeinschaftlich gegen den Klerikalismus führen sollen. Dieser Brief sei im Widerspruch mit den Ideen des Cabinets.

Sella (Finanzminister): Ich erlaube mir, meinen Brief in italienischer Sprache zu verlesen (geschieht).

Als Antwort erkläre ich dem ehrenwerthen Corte, daß ich den Gesetzesvorschlag Mancini, ich will nicht sagen lächerlich, aber mit dem gegenwärtigen Gesetz (Unterdrückung der Orden) nicht in Uebereinstimmung finde und denselben jeglichen ernsten Gehaltes baar erachte. In diesem Gesetze handelt es sich um schwerwiegende Fragen, deren allseitige Prüfung meine Studien mir bisher noch nicht erlaubt haben. In Betreff der Mönche möchte ich sagen: Kümmern wir uns nicht um sie, ma guarda e passa! (Heiterkeit). Ich meine, man müsse Jedem volle Gewissensfreiheit lassen. Ich glaube, so lange keine ernste Gefahr vor-

handen ist, müsse der Staat den religiösen Meinungen freie Entwickelung gönnen. Ich theile mit meinen Collegen die volle Abneigung gegen die Theorien der Gesellschaft der Jesuiten. Aber, meine Herren, wenn ich auch diese Meinung in Betreff der Constitutionen dieses Ordens hege, so muß ich doch erklären, daß ich diese Abneigung nicht auf die Individuen ausdehne. Ich bekenne, ein Bewunderer des P. Secchi zu sein (Lärm links).

Lazzaro und Andere: ein Bewunderer des Gelehrten!

Sella (fortfahrend): Versteht sich von selbst. Die Verfügung, welche man vorschlägt, hat den Charakter einer Verfolgung gegen die Personen, und ich kann wegen eines Verdachtes a priori nicht für das Gesetz stimmen (Sehr gut! rechts). Wenn P. Secchi sich etwas zu Schulden kommen läßt, so strafe man ihn, aber man verfolge die Individuen nicht ohne einen Grund. Erinnern Sie sich doch, daß Napoleon einen Arago vom Eide dispensirt hat. Ich hege den Wunsch, daß der Astronom Secchi seinem Observatorium erhalten bleibe (Lärm). Der ehrenwerthe Mancini sage nur immer, daß ich ein Jesuitenfreund sei. Die Gesellschaft Jesu möge man aufheben, ich habe eine freudige Empfindung dafür; aber dies erreichen wir ja schon mit Hülfe des allgemeinen Aufhebungsgesetzes.

Mancini appellirt an die Meinung Europa's von wegen der Epitheta, deren der Minister Sella sich gegen seinen Gesetzentwurf bedient habe, und ist der Ansicht, daß das gelehrte Deutschland es bereuen müsse, dem Minister Sella die Ehre der Ernennung zum Doctor der Münchener Universität angethan zu haben. Auch er bewundere den P. Secchi, aber nur als Gelehrten, und er würde sich widersetzen, wenn P. Secchi in Rom eine jesuitische Congregation eröffnen sollte.

Sella: Der ehrenwerthe Mancini weist die Ehre zurück, die Deutschland mir erwiesen.

Mancini: Sie, nein Sie selbst weisen sie zurück.

Präsident: Ich lasse über den Schluß der Debatte abstimmen (Zustimmung).

Guerzoni schlägt vor, über den Entwurf Mancini zur Tagesordnung überzugehen.

Carini meint, man solle später ein Specialgesetz gegen die Jesuiten erlassen.

Sella: Ich bitte die ehrenwerthen Guerzoni und Carini, ihre Motionen zurückzuziehen. Man unterstelle den Entwurf Mancini der Abstimmung und man wird so eine klare und bestimmte Position haben

(Sehr gut!). Was viel wichtiger ist, das ist die Abstimmung über das Suppressionsgesetz selbst, das mehr als 400 Klöster abschafft. Die übrigen Fragen können wir seiner Zeit noch studiren und berathen. Im Namen der liberalen Principien beeilen wir uns, das Suppressionsgesetz zu votiren!

Carini bedauert, seinen Antrag nicht zurückziehen zu können.

Lanza (Ministerpräsident) und De Falco (Siegelbewahrer) erklären, denselben nicht annehmen zu können. Lanza erklärt, daß, wenn die Kammer eine Politik der Gewalt und der Verfolgung einschlagen wolle, das Ministerium nicht auf seinem Posten bleiben könne. (Der Antrag Carini wird bei der Abstimmung mit 179 gegen 157 Stimmen verworfen. Mancini besteht nicht mehr darauf, daß über seinen Entwurf abgestimmt werde. Das Unterdrückungsgesetz wird sodann durch Erheben von den Sitzen angenommen.)

In Folge dieser Abstimmung ward die Gesellschaft Jesu also aufgelöst. Kein Jesuit durfte mehr im Ordenshabit öffentlich erscheinen. Die meisten derselben quartierten sich in Privathäuser ein, nachdem man das ganze Gebäude des Römischen Collegs im Namen des Königs für Staatseigenthum erklärt hatte. Als die Schergen der öffentlichen Gewalt auch auf die Sternwarte des P. Secchi vordrangen, um im Namen der Regierung von derselben Besitz zu ergreifen, da legte Secchi gegen diese Vergewaltigung feierliche Verwahrung ein. Letzterer dachte ernstlich daran, Rom zu verlassen, und schon wurden ihm aus England, aus Frankreich, aus America die ehrendsten Anerbietungen in Fülle zu Theil. Aber die Erbitterung und Entrüstung über die italienische Regierung, welche Miene machte, den Gewaltstreich gegen Secchi wirklich auszuführen, nahm im ganzen civilisirten Europa bereits große Dimensionen an[238]). Jetzt lenkte man ein: man erlaubte Secchi, auf seinem Posten zu bleiben. Aber als was? Als Director der „päpstlichen Sternwarte", wie auf dem Eingange zur Sternwarte geschrieben stand? So etwas konnten die Italianissimi doch unmöglich hinunterschlucken. Aber ebenso entschieden war Secchi's Entschluß, sich nicht zu einem piemontesischen Beamten degradiren zu lassen. „Man war gezwungen," bemerkt Abbé Moigno, „ihm einzugestehen, daß die Sternwarte des Römischen Collegs im Sinne seiner Berauber eine königliche Sternwarte werden würde, so wie ja auch die päpstliche Akadamie der Nuovi Lincei eine königliche Akadamie geworden war. Entrüstet lehnte er ab und ergab sich in die Verbannung. Das Vertreibungsdecret sollte auch ihm gegenüber gerade so zur Ausführung kommen, wie gegen seine theuern Mitbrüder. Doch der Unwille der gelehrten Welt und insbesondere der gelehrten Gesellschaften,

die ihn in ihren Schooß aufgenommen, hatte seine Höhe erreicht und man fand nicht den Muth, demselben Trotz zu bieten. Das Observatorium mit seinem Meublement, seinen Instrumenten, seinem Director, seinem Hülfspersonal blieb päpstliches Observatorium, obschon es eine magere königliche oder nationale Subvention erhielt“ [239]). Daß man diesen letztern Ausweg wählte, war vorzüglich den Bemühungen eines Sella, Minghetti und Scialoja zu verdanken, welche es für eine öffentliche Schande von ganz Italien ansahen, daß man mit roher Gewalt einen P. Secchi am Arme fasse und brodlos auf die Straße setze. Nicht der Gunst der Regierung als solcher, sondern vor allem der Entrüstung Europa's ist es zuzuschreiben, daß Secchi ruhig in Rom sterben konnte, daß er nicht wieder in's Exil zu wandern gezwungen ward [240]).

Auf solche Weise ward dem großen Astronomen das Leben verbittert und vergällt. Am freudigen Schaffen gehindert, fand er Trost im Gedanken an den Tod. Wie er sich in dieser Beziehung dem Secretair der Akadamie der Wissenschaften von Brüssel gegenüber äußerte, werden wir im folgenden Capitel erfahren.

Große Mißdeutungen hat Secchi's Theilnahme am wissenschaftlichen Congreß von Palermo im Jahre 1875, zu welchem auch zahlreiche Ungläubige und Freidenker erschienen, selbst auf katholischer Seite erfahren. Verfasser dieser Schrift erinnert sich noch lebhaft der Unterhaltung, welche er damals zu Padua mit einem venetianischen Advocaten über diesen Punkt pflog. Dieser Rechtsgelehrte glaubte Secchi's Reise nach Palermo für ein großes Aergerniß ausgeben zu sollen. Möchte man doch, ehe man sich ein abfälliges Urtheil bildet, alle Verhältnisse und Thatsachen gewissenhaft in Betracht ziehen! Zunächst kann es noch kein Verbrechen bilden, wenn ein Gelehrter ersten Ranges mit ungläubigen Zunftgenossen wissenschaftliche und sociale Beziehungen unterhält, wofern er nur selber Farbe bekennt und seine Grundsätze offen vor aller Welt vertritt. Letzteres hat aber Secchi in öffentlichen Zuschriften und Erklärungen, die in katholischen Zeitungen veröffentlicht wurden [241]), gerade um über seine Gesinnung nicht den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen, mehr als ein Mal zu thun Veranlassung genommen. Zweitens war der Verlauf der Versammlung speciell für Secchi ein ganz anderer, als die liberale Journalistik Italiens ihn bisher geschildert hat. Die noch unveröffentlichten Memoiren des Astronomen lassen über den wahren Hergang keinen Zweifel. Er hatte nämlich vernommen, man wolle auf dem Congresse über die Reduction oder Suppression einiger Observatorien, unter welchen wahrscheinlich das seine sich befunden haben würde, Verhandlungen pflegen. Dazu wohnte er keiner einzigen öffentlichen Versammlung bei, nicht einmal das betreffende Local wollte er sehen.

„Um mit erklärten Feinden der Religion," fügt eine italienische Zeitschrift hinzu, „nicht zusammen zu treffen, z. B. mit Renan, noch auch mit einer hohen Persönlichkeit, die nicht zu sehen er für angezeigter erachten mußte, beraubte er sich sogar jeden Spaziergangs und lebte fast die ganze Zeit über zurückgezogen im Hause. Trotz dieses seines klugen Vorgehens nahmen ihm einige Zeitungen, sei es aus ungemäßigtem Eifer oder aus Böswilligkeit, seine Reise nach Palermo übel. Aber der heilige Vater billigte sein ganzes Verhalten. So erzählt Secchi selbst in seinen Memoiren" [242]). Ueberhaupt müssen wir aus diesen eigenhändigen Aufzeichnungen Secchi's noch manchen Aufschluß über mehrere nicht ganz aufgeklärte Punkte erwarten.

XII. Capitel.

Secchi's Krankheit und Tod.

Die fast übermenschlichen Anstrengungen eines ganz der Wissenschaft geweihten Lebens hatten die sonst rüstige Körperkraft Secchi's vor der Zeit gebrochen. Dazu zehrten die mancherlei Kränkungen und Verfolgungen, welchen er nebst seinem Orden seitens der piemontesischen Zwingherrschaft ausgesetzt war, an seinem besten Lebensmark; die steigende Angst und übergroße Besorgniß für das Schicksal seiner Sternwarte, die er sozusagen mit Schweiß und mit Blut gegründet hatte, hielten den großen Astronomen in der peinlichsten Aufregung. Fand er auch Trost und Ruhe im stillen Umgange mit Gott, so war er doch nicht gefühllos und unempfindlich für die Schläge, welche ein entfesselter Gottes- und Kirchenhaß gegen die religiösen Ordensgesellschaften führte.

Schon in den Jahren 1876 und 1877 klagte der durch Arbeit und Nachtwachen geschwächte Astronom wiederholt, in Briefen wie in öffentlichen Werken, daß er nicht nur seine Sehkraft abnehmen und schwinden fühle, sondern namentlich, daß „ihm seine geschwächten Körperkräfte keine besondern Anstrengungen mehr gestatteten" [243]). Wenn er nicht die Beute schnellen Siechthums werden wollte, so mußte er mit Ernst daran denken, auf seine Gesundheit endlich größere Rücksichten zu nehmen, als er bis dahin zu thun gewohnt war. Einer aufreibenden Thätigkeit waren seine schwindenden Kräfte ohnehin nicht mehr gewachsen. Während er die Ausführung der anstrengendern Arbeiten vertrauensvoll seinen Assistenten überließ, behielt er nur die Oberleitung derselben in der Hand. Gleichwohl wäre es für ihn ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, in träger Ruhe einem thatenlosen Leben sich hinzugeben. Das Arbeiten

war ihm zur zweiten Natur geworden; so suchte er denn die unfreiwillige Muße meist durch schriftstellerische Thätigkeit auszufüllen. „Eine große, kalt aufgerichtete Scheidewand," so schildert schön Abbé Moigno den kleinen Winkel, den die piemontesische Regierung nach der gewaltsamen Vertreibung aller Jesuiten dem P. Secchi aus Gnade zur Bewohnung eingeräumt hatte, „trennte ihn vom Reste des Römischen Collegs und bildete so eine Art von Exil oder glorreichem Gefängniß, wie der Vatican ja das Gefängniß seines heiligmäßigen unvergeßlichen Mäcenas Pius IX. geworden war. Doch Secchi's Herz war in seinen tiefsten und heiligsten Gefühlen gekränkt. Die Liebe zur Wissenschaft linderte ein wenig seinen Schmerz. Er beobachtete, er entdeckte, er schrieb mehr, wie je zuvor" [244]). Gerade im Interesse der Wissenschaft ist deshalb sein frühzeitiger Tod nicht genug zu beklagen, weil er in den letzten Lebensjahren im besten Zuge war, aus dem vielgestaltigen, ansehnlichen, seit mehr als 25 Jahren aufgespeicherten Beobachtungsmaterial die von der Wissenschaft geforderten theoretischen Folgerungen zu ziehen und solchergestalt unser formelles Naturerkennen durch eine ergiebige Ausbeute allgemeiner Gesetze zu erweitern. Wie die in Tycho de Brahe's Tagebüchern niedergelegten, umfangreichen Aufzeichnungen und Zahlendaten über die Marsbahn erst durch Kepler, der die nach ihm benannten drei Gesetze daraus ableitete, ihren eigentlich wissenschaftlichen Werth als Grundlage der ganzen neuern Astronomie empfingen, so hätten wir auch von dem umfassenden, eindringenden, analytisch veranlagten Verstande Secchi's mit Recht erwarten können, daß er den so umfangreichen als sorgsam ausgeführten Beobachtungsreihen noch manche neue Gesetzmäßigkeit abgelauscht, darin noch viele unbekannte beherrschende Gesichtspunkte aufgefunden und dem ungeformten Rohmaterial den Stempel seines erfinderischen Genius aufgedrückt hätte. Im Besondern gilt dies von einer eminent wichtigen Arbeit über „Römische Meteorologie", an welcher er gerade arbeitete, als ihn die tödtliche Krankheit auf das Sterbelager warf. Es war ihm nicht vergönnt, über den Anfang der wichtigen Schrift hinauszukommen, geschweige die letzte bessernde Hand anzulegen; er dictirte nur noch die ersten Zeilen. Die Vollendung der Arbeit, welche als Bestandtheil einer „archäologisch-statistischen Monographie über Rom und die römische Campagna" im Auftrage der italienischen Regierung der Pariser Weltausstellung 1878 vorgelegt werden sollte, ward seinem treuen, langjährigen Assistenten P. Ferrari vorbehalten. Derselbe schreibt im Vorworte: „Mit vollem Muthe hatte P. Secchi sich an die Lösung seiner Aufgabe begeben, und schon stand er im Begriffe, das seit nahe einem Jahrhundert aufgehäufte, überaus weitschichtige Material unseres Observatoriums zu sichten, als eine hartnäckige Krankheit, die ihn langsam dem Grabe entgegenführte,

die Fortsetzung und Vollendung sistirte, obgleich er, den Todtenwurm schon in der Brust, die Vorbereitungsarbeiten noch selber leitete und die ersten Zeilen noch dictirte“ [245]).

Einen wie raschen Niedergang seine körperlichen Kräfte schon im Jahre 1876 zu nehmen begannen, zeigt uns unter anderm folgender Vorfall. Die Société scientifique von Brüssel hatte den unermüdlichen Forscher zu einem wissenschaftlichen Vortrag nach der belgischen Hauptstadt eingeladen. Aber dem Secretair dieses wissenschaftlichen Vereins mußte Secchi erwidern: „Sie können gar nicht glauben, mit welch' dankbaren Gefühlen ich die Einladung, welche die Société an mich richtete, entgegennahm und wie hoch ich diese Ehre zu schätzen wußte.“ Indeß die Aerzte hätten ihm, so fuhr er fort, bei seinem kränklichen Zustand eine so weite und beschwerliche Reise, die für sein Leben verhängnißvoll ausfallen könnte, auf das strengste untersagt. Diesem formellen Bescheid müsse er sich fügen. „Nicht als ob mein Leben,“ fügte er hinzu, „so kostbar wäre, oder als ob ich den Wunsch hegte, dasselbe in die Länge hinausgezogen zu sehen. O nein! Das traurige Schauspiel der Ereignisse, die ich hier unter meinen Augen sich abspielen sehe, ist nicht darnach angethan, solche Wünsche in mir zu nähren. Aber ein Hoffnungsfaden knüpft sich an mein armes Dasein. Wir haben in Rom schon so viele Verluste erlitten, daß man mit mir das Einzige zu verlieren fürchtet, was man uns noch gelassen hat“ [246]). Diese letztere Anspielung bezieht sich auf seine Sternwarte, die er mit der finanziellen Unterstützung Pius' IX. und der Gesellschaft Jesu selber gegründet; er meinte ferner damit seine zahlreichen Instrumente und Apparate, für die er eine beinahe väterliche Sorgfalt trug. Pflegte er doch mit einem gewissen Gefühl von Stolz zu sagen: „Il mio equatoriale di Merz — mein Merz'sches Aequatoreal.“ Wie natürlich also, wenn der schon an sich beunruhigende Gedanke, daß alle diese von ihm selber angeschafften, theilweise selbsterfundenen Gegenstände nach seinem Tode in räuberische Hände übergehen könnten, ihm nachgerade unerträglich vorkam!

Gegen die Mitte des Jahres 1877 empfand Secchi die ersten deutlichern Anzeichen einer herannahenden Krankheit, welche sich anfänglich jedoch nur durch allgemeine Körperschwäche, Erschlaffung und Gliedermüdigkeit ankündigte. Die Aerzte waren geneigt, den Grund davon mehr in Ueberarbeitung und Zerrüttung des Nervensystems, als in einer localen Krankheitsursache zu suchen. Aber schon im August traten wirklich bedenkliche Symptome einer ernstlichen Erkrankung zum Vorschein: in der Magengegend empfand er zuweilen unerträgliche Schmerzen, deren Heftigkeit sich von Tag zu Tag steigerte. Bald konnte er nur mehr flüssige Nahrung zu sich nehmen; feste Speisen und namentlich Fleischspeisen

vertrug sein Magen nicht mehr[247]). Schon begann Secchi seine Gedanken immer bestimmter auf die Ankunft des Todes zu richten.

Es war gegen Ausgang November 1877, als der in seine stillen Gedanken vertiefte Astronom auf seinem einsamen Zimmer mitten unter seinen Büchern saß. Da trat unvermuthet ein Mönch herein; es war der durch seine meteorologischen Arbeiten berühmte P. Denza aus Montcalieri, den Secchi wie einen Bruder zärtlich liebte. Der Kranke zeigte an dem willkommenen Besuch eine überaus herzliche Freude und begann dem lieben Freunde, nach Art der Kranken, Sitz und Stärke seiner Leiden umständlich auseinanderzusetzen. Wie sie beide über dieses und jenes in gemüthlicher Unterhaltung plauderten, brachte man auf einmal ein Telegramm herein, welches lautete: „Der Astronom Carl Littrow in Wien ist todt." Lächelnd blickte Secchi seinem Freunde in's Auge und sprach im Vorgefühl seines nahenden Todes fest und bestimmt: „Ora tocca a me — jetzt kömmt die Reihe an mich." Vergebens bemühte sich P. Denza, dem Kranken diese traurigen Vorahnungen auszureden; dieser blieb bei der Ansicht, welche ihn leider nicht täuschen sollte, bestehen[248]).

Uebrigens hatte er sich auf den Tod schon längst gefaßt gemacht und er blickte ihm unerschrocken in's Auge. Das Heil seiner Seele, die Sorge für die Ewigkeit, die Erwartung des Weltrichters bildeten von jetzt ab den Gegenstand seiner Hauptbeschäftigung. Seiner Umgebung gereichte sein festes Gottvertrauen, seine unerschütterliche Geduld, seine kindliche Frömmigkeit, seine rückhaltlose Ergebung in den göttlichen Willen, seine rührende Demuth zur höchsten Erbauung. Oft wurden die ihm Nahestehenden bis zu Thränen gerührt, wenn er dieselben wegen seiner Fehler demüthig um Verzeihung bat. Wir haben schon anfangs dieser Schrift erzählt, wie er diese löbliche Gewohnheit namentlich dem Custoden der Sternwarte, Fr. Marchetti, gegenüber zu üben öfters in die Lage kam[249]). Dafür war ihm dieser Jesuitenbruder aber auch so sehr an's Herz gewachsen, daß er während seiner Krankheit, wie sich P. Angelini sehr schön ausdrückt[250]), „die geheimsten Eingebungen seines Herzens in die Brust dieses Bruders verschloß."

Wie es scheint, hatten die Aerzte die Natur des Uebels noch immer nicht recht erkannt. Von einem Klima- und Luftwechsel versprachen sie sich, wenn auch nicht vollständige Genesung, so doch Linderung und Erleichterung. Secchi folgte dem ärztlichen Rathe. Er verließ Rom, um in einer herrlich gelegenen Villa bei Fiesole in der Nähe von Florenz, woselbst seit Aufhebung und Vertreibung der Jesuiten durch die Piemontesen sich ein Theil seiner verfehmten Ordensbrüder niedergelassen hatte, Aufenthalt zu nehmen. Gesunde Luft, zuträgliche Nahrung, herrliche

Aussicht, liebevolle Pflege —: alles wirkte einträchtig zusammen, ihm das leidige Dasein so angenehm als möglich zu machen. Allein das Uebel wollte nicht weichen; selbst nach Verfluß eines vollen Monates verspürte er keinerlei Besserung. Da zog es ihn wieder mächtig nach Rom zurück zu seinen Freunden, zu seinen Büchern, zu seinen Instrumenten. Konnte er letztere auch nicht mehr handhaben, da das Uebel schon zu weit vorgeschritten war, so wollte er sie doch noch einmal sehen. „Ich stelle ihn mir vor," schreibt Van Tricht, „wie er zum letzten Male die Treppe hinaufwankt, die zur Sternwarte führt. Ich sehe ihn, wie er sich von einem Saale zum andern schleppt, wie er seine Apparate der Reihe nach in die Hand nimmt, wie er insbesondere sein Aequatoreal berührt, welches er, ich weiß nicht mit was für einem väterlichen Gefühl, so gern »mein Merz'sches Aequatoreal« betitelte. Ich sehe endlich, wie er von all' dieser Herrlichkeit einen rührenden letzten Abschied nimmt" [251]).

Wonach die ärztliche Kunst umsonst geforscht, den tiefern Krankheitskeim legte die Natur zuletzt von selber bloß. Es stellte sich immer klarer heraus, daß ein hartnäckiges Magengeschwür, das in Krebs auszuarten drohte, den letzten Grund seiner Leiden bilde. Aussicht auf Besserung war jetzt keine mehr. Seine Kräfte nahmen mit Riesenschritten in demselben Maße ab, als die Unmöglichkeit einer kräftigenden Nahrungsaufnahme zunahm. Aber sein Geist schien über die gebrechliche Leibeshülle zu siegen: seine Augen behielten noch die alte Frische und Lebhaftigkeit. Erwähnenswerth ist das hohe Interesse, mit welchem er inmitten und trotz seiner schmerzlichen Krankheit dem trefflichen Buche entgegenkam, welches Dr. Güttler in München damals gerade bei Herder in Freiburg erscheinen ließ [252]). Er dachte sogar ernstlich daran, sich das Werk, dessen Dedication er freundlich angenommen hatte, noch auf seinem Sterbebette vorlesen zu lassen. Dem Verfasser aber dankte er am 5. Januar 1878 gelegentlich der Uebersendung des prachtvoll eingebundenen Dedications-Exemplares in einem eigenhändigen Schreiben, das ich nach dem mir freundlichst zur Verfügung gestellten italienischen Original in deutscher Uebersetzung hier folgen lasse:

„Gestern empfing ich das Kistchen, welches Ihr elegantes Buch enthielt, und ich bin Ihnen recht dankbar dafür. Augenblicklich kann ich nur die Freundlichkeit bewundern, mit welcher Sie mir haben die Ehre anthun wollen, meinen Namen an die Spitze zu setzen. Doch bald werde ich Gelegenheit finden, auch die innern Schönheiten Ihrer Schrift zu bewundern, indem ich gesonnen bin, mir von Jemandem in der Lectüre Ihrer so schönen Sprache helfen zu lassen, welch' letztere ich mit zu großer Mühe verstehe, als daß ich sie fließend lesen könnte."

Es war einer der letzten Briefe, die Secchi überhaupt noch schrieb. Er wurde Tag für Tag sichtlich schwächer, so daß er im Januar sich zu Bette legen mußte, das er nicht mehr verließ. Astronomen, Gelehrte, Freunde eilten herbei, den berühmten Jesuitenpater auf seinem Schmerzenslager zu sehen und zu trösten. Die wissenschaftliche Welt erschrak bei der traurigen Kunde, daß der Zustand des größten Astronomen der Gegenwart ein besorgnißerregender sei. Verlor er nach und nach auch die gesunde Gesichtsfarbe, seine Heiterkeit des Gemüths und die Leutseligkeit im Verkehr verlor er nicht. Der Astronom Cacciatore, der ihm um diese Zeit einen Besuch abstattete, schildert den Kranken wie folgt: „Er nahm mich mit jener herzlichen Freundlichkeit auf, die ihm in so hohem Maße eigen war. Er schilderte mir die Schmerzen, die ihn zermarterten. Durch grausame Leiden entkräftet, erschien er niedergeschlagen und ernsthaft. Wir konnten indeß über Wissenschaft plaudern, uns über seine Lieblingstudien unterhalten. Noch heute sehe ich, wie auf diesem abgehärmten, von der Krankheit fahlgelb gewordenen Gesicht zuweilen ein Glanz aufleuchtete, der noch einen Rest von der alten Kraft verrieth“ [253]).

Alle Welt ward um das Leben des großen Astronomen immer besorgter. Täglich veröffentlichten die größern Zeitungen Europa's die ärztlichen Bulletins. Was sollte aus der Sternwarte werden, wenn ihr Gründer stirbt? Wird sie nicht dem piemontesischen Raubsystem zur sichern Beute verfallen, dem keine Schwüre heilig, keine Eide unverletzbar sind? Diese und ähnliche Fragen stellte sich Jedermann, und nicht an letzter Statt Secchi selbst. Er wußte, daß an seiner Person der Fortbestand des Observatoriums hange, daß es mit seinem Tode die größte Gefahr laufe, den Händen der Usurpatoren ausgeliefert zu werden. Er that sein Mögliches, das drohende Verhängniß abzuwenden, und wenn es ihn auch schwere Ueberwindung kosten sollte. Mit zitternder Hand ergriff er die Feder, um in einem eigenen Briefe an den inzwischen auf den Thron Italiens erhobenen König Humbert [254]) sein Eigenthumsrecht auf die Sternwarte zu wahren. Der König gab beruhigende Versicherungen, Secchi konnte also einem ruhigen Tode entgegensehen. Noch einmal ergriff er die Feder, zum letzten Male, und verfaßte seine letztwilligen Verfügungen, worin er seinen langjährigen treuen Assistenten P. Ferrari zum Erben seiner Sternwarte, wie aller darauf befindlichen Instrumente, einsetzte. Hätte er damals gewußt, was später geschah, mit welch' bittern Gefühlen hätte er wohl die ohnehin harte Todesstunde auskämpfen müssen! Es ist ja noch in Jedermanns lebendiger Erinnerung, wie kaum nach einem Jahre piemontesische Gendarmen auf die Sternwarte drangen, im Namen des Königs den Nachfolger Secchi's am Arme faßten und mit roher Gewalt hinaus auf die Straße schleppten, und zwar zur selben

Zeit, wo dieselbe Regierung mit ekelhafter Heuchelei das Standbild Secchi's unter die Statuen der berühmten Italiener auf dem Monte Pincio hatte aufrichten lassen[255]). So viel Werth besitzt in Italien ein Königswort!

Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte Pius IX. den Verlauf, den die langwierige Krankheit nahm. Mit dem Mitleid und Interesse eines Vaters ließ er sich sorgfältig über das jeweilige Befinden Secchi's, den er so gern „seinen Sohn" nannte, unterrichten. „P. Secchi war meinem Herzen stets theuer," sprach noch kurz vor seinem eigenen Hinscheiden der unvergeßliche Pius, „er ist ein würdiger Sohn des h. Ignatius"[256]). Gelegentlich einer andern Erkundigung über Secchi's Zustand äußerte der milde Papst: „Er ist ein wahrer Ordensmann, ein echter Jesuit, so gelehrt und doch so demüthig"[257]). Wer hätte ahnen können, daß Secchi seinen fürstlichen Gönner und theilnahmvollen Vater noch überleben sollte! Den 7. Februar 1878 hauchte Pius IX. seine engelreine Seele aus; sein Tod versenkte die ganze katholische Christenheit, deren Liebling dieser heiligmäßige Papst war, in die tiefste Trauer, unsern P. Secchi aber in Bestürzung und Panik: so sehr liebte er den heiligen Vater. Aus Furcht, die schreckliche Todeskunde möchte dem ohnehin nur mehr an einem Faden hängenden Leben des Kranken ein rascheres Ende bereiten, versuchte man anfangs, dem P. Secchi die Katastrophe zu verschweigen. Erst nach und nach bereitete man ihn vor, und tief empfand er die Härte des Schlages, der ihn und die ganze Kirche traf[258]). Aber er fand wieder Trost in dem frohen Gedanken, die Trennung von seinem zärtlich geliebten Vater werde keine langdauernde bleiben. Einigen theilnehmenden Cardinälen, welche vor dem Beginne der neuen Papstwahl an seinem Schmerzenslager standen, bemerkte er zufrieden: „Pius IX. ist gestorben; ich werde ihm bald folgen"[259]).

Die letzten Unterhaltungen, die Secchi mit seiner Umgebung pflog, drehten sich nur mehr um Gott und göttliche Dinge. Während seine sterbliche Hülle auf Erden in raschem Siechthum dahinwelkte, schwebte sein Geist schon in den höhern Sphären des Himmels, zu dem er sein Auge so oft im Leben emporgerichtet hatte. Im Angesichte des Todes, in dessen Licht die schaalen Weltgüter erblassen und in ihr Nichts zusammenschrumpfen, betheuerte er in heiligen Augenblicken vertrautester Freundschaft seinem Assistenten P. Ferrari zu wiederholten Malen, wie glücklich er sich schätze, sterben zu können; denn Gottes heilige Ehre zu mehren, Seine Kirche zu vertheidigen und zu erhöhen, das sei die wahre Triebfeder aller seiner mühevollen Forschungen gewesen. „Wunderbar waren," heißt es ausdrücklich im Todesbericht der Astronomen der römischen Sternwarte,

„die Heiterkeit seiner Seele und die geistige Ergebung, mit welcher er die heftigsten Schmerzen ertrug, wunderbar die Gefühle der christlichen Frömmigkeit, mit der er schon bei den ersten Anfällen seiner Krankheit die Tröstungen unserer heiligen Religion zu empfangen wünschte. Eine seiner Lieblingsunterhaltungen bestand in der hohen Versicherung, er habe sein ganzes Leben hindurch und während seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn nach keinem andern Ziele gestrebt, als die katholische Kirche zu ehren und zu vertheidigen, indem er bis zur Evidenz habe zeigen wollen, wie gut sich Wissenschaft und christliche Frömmigkeit mit einander in Einklang bringen lassen“ [260]). Auch konnte er dem Custoden Fr. Marchetti gegenüber nicht Worte genug finden, um der beseligenden Freude Ausdruck zu geben, die er bei dem Gedanken empfinde, daß er als treuer Sohn der katholischen Kirche, als unwürdiges Mitglied der Gesellschaft Jesu und zwar als der einzige von seinen Mitbrüdern im Gebäude des römischen Jesuitencollegs, aus welchem ja alle übrigen Jesuiten bis auf ihn und seine Mitarbeiter verjagt waren, sterben könne [261]).

Der entscheidende Morgen des Todestages, nämlich der 26. Februar 1878, war angebrochen. In heiterm Glanze ging die Sonne auf und vergoldete die zahllosen Thürme und Kuppeln der heiligen Stadt; es war, als wollte das glänzende Tagesgestirn wie zum Danke für die rastlose Thätigkeit, die ihm der römische Astrophysiker seit mehr als einem Vierteljahrhundert gewidmet, diesem den letzten irdischen Lebenstag in besonderer Weise verschönern. Dieser abgehagerte, bis auf's Skelett zusammengeschrumpfte Leib, dieses matte, todmüde Auge, seines lebhaften Glanzes beraubt, dieser ungewöhnliche, den höchsten Schwächezustand verrathende Pulsschlag: alles deutet auf ein rasches Sinken der letzten Lebensgeister hin. Das bescheidene, ärmliche Sterbebett Secchi's ist von seinen Freunden und Mitbrüdern umringt, die gekommen sind, ihm den letzten harten irdischen Kampf, auf den ein ewiger Morgen folgt, mit ihrem vereinten Gebet zu erleichtern. In heiterer Ruhe, den Abglanz der Gnade Gottes auf der blassen Stirne, röchelnd und wie nach Athem ringend, liegt der heroische Kranke, wie ein Lamm geduldig, auf seinem Schmerzenslager. Immer klarere Anzeichen des Todes stellen sich ein. Schon am Vormittage lassen sich die düstern Todesschatten wie deckende Schleier auf seine Schläfen nieder und umnachten in dauernder Bewußtlosigkeit den sonst so lebhaften Geist. Aber erst gegen Abend tritt Todeskampf ein. Papst Leo XIII. sendet dem Sterbenden den päpstlichen Segen in articulo mortis. „Seine Agonie war voll Heiterkeit und Ruhe. Kaum waren die Sterbegebete zu Ende, als die große Seele Secchi's in Frieden zu ihrem Schöpfer hinaufschwebte, dessen wunderbare Werke er in so erhabener Weise betrachtet und beschrieben hatte“ [262]). Um sieben

Uhr Abends war der vielbewunderte Astronom eine Leiche. Er hatte ein Alter von 59 Jahren erreicht.

Todt! Secchi todt! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch die heilige Stadt, und der Telegraph säumte nicht, diese Hiobspost nach allen Richtungen der Erde mit der Schnelligkeit des Blitzes zu verbreiten. Der Eindruck, den die Meldung vom Ableben P. Secchi's auf jedes Gemüth hervorbrachte, war ein ernster, tiefer, nachhaltiger. Jetzt ward sich Jedermann der Größe dieses Mannes erst recht bewußt. Man empfand allgemein und unwillkürlich die unausfüllbare Lücke, welche der grausame Tod in die Schaar der edelsten, rührigsten, gläubigsten Forscher gerissen. Während alle bedeutendern Zeitungen des Erdenrundes, welch' politischer oder religiöser Färbung sie auch sein mochten, sich mit der Erörterung der Bedeutung Secchi's für die Naturwissenschaften in großen und kleinen Leitartikeln emsig beschäftigten, gab das neue Oberhaupt der Kirche, Leo XIII., in einer Huldigungs-Audienz, welche er der von Secchi präsidirten „Tiberinischen Akademie" huldvoll gewährt hatte, in beredten Worten dem herben Schmerze Ausdruck, den auch er über den Verlust dieses großen Italieners und tugendhaften Ordenspriesters empfinde [263]). Aber Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege; darum beugte sich anderseits wieder jedes christliche Haupt unter den unerforschlichen Rathschluß des Herrn über Leben und Tod, der nicht länger säumen zu wollen schien, Seinem treuen Diener mit reichem Himmelslohn zu vergelten.

Noch heute sehe ich die ehrwürdige Leiche des bescheidenen Ordensmannes nach frommer Ordenssitte auf einem schwarzen ausgebreiteten Tuche am harten Erdboden liegen, im Tode noch ein lautes Bekenntniß der Armuth und des Gehorsams, die er vor 45 Jahren gelobt, vor aller Welt ablegend. Zwei Kerzen brannten knisternd zu seinen Häupten und warfen düstere Schlaglichter auf das abgehärmte fahle Antlitz, bis zur Unkenntlichkeit eingefallen und entstellt. Die Hände, fromm zum Gebete gefalten, umfaßten krampfhaft das Zeichen unserer Erlösung. Ein seliges Lächeln spielte um den für immer geschlossenen Mund, das Auge war starr und gebrochen. So lag er da, himmlische Verklärung auf dem Antlitz, in das der Todeskampf nur leise Spuren heißen Ringens eingegraben. Ein erschütterndes Bild des Todes, und doch nicht grauenvoll, predigte diese ehrwürdige Leiche des schlichten Ordenspriesters lauter, als je eine Menschenstimme vermag, die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Werthlosigkeit menschlichen Ruhmes, aber auch die Unsterblichkeit des Geistes und das Walten eines höhern Wesens über uns.

* * *

Die Leichenfeier, die am 28. Februar 1878 in der Kirche des Römischen Collegs abgehalten wurde, trug einen bescheidenen, prunklosen Anstrich. Auf einem etwas erhöhten Boden erhob sich die Todtenbahre, mit einem einfachen Leichentuch bedeckt; darauf stand der Sarg, den außer einem aus Camellien und Lilien bestehenden Blumenkranz die priesterlichen Abzeichen, Birett und Stola, schmückten. Rings um den schmucklosen Sarg waren zwölf brennende Kerzen aufgestellt. Zur Einfachheit des äußern Gepränges stand die zahlreiche Betheiligung des Volkes, das den großen Todten zu ehren herbeigeströmt war, in schneidendem Gegensatz: Cardinäle, Prälaten, Minister, Gelehrte, Professoren, die Spitzen der Behörden, die Honoratioren der Stadt, die Adelsgeschlechter, die verschiedenen Akademien und Collegien hatten neben einer großen Volksmenge sich zum letzten Geleite eingefunden [264]). Die Leiche ward auf dem Kirchhof S. Lorenzo fuori le mure in der Jesuitengruft in aller Stille beigesetzt: in der zweiten Sarkophagenreihe links vom Eingang bezeichnet die Zahl XXXVIII den Ort, wo der unsterbliche P. Secchi dem freudigen Auferstehungsmorgen entgegenharrt. Kein Denkmal, kein Marmorstein, kein Epitaphium ziert die Ruhestätte des Mannes, dessen Namen Italien mit Stolz nennt und der fast allen wissenschaftlichen Akademien der gelehrten Welt als Mitglied angehört hat [265]). Aber droben über den Sternen lebt dieser Geist, unsterblich und ewig, wie die Gesetze, die ihm ihre Entdeckung verdanken, fort; der prächtige Sternenhimmel, schon hienieden seine Wonne und sein Entzücken, wird ihm jetzt ein herrlicher Wohnort sein, wo es keinen Wechsel und keinen Wandel mehr gibt, sondern nur Friede und Freude.

XIII. Capitel.

Glauben und Wissen.

Es ist ein in den Werkstätten des Atheismus bis zum Ueberdruß wiederholtes geflügeltes Wort: Wo der Glaube anfängt, da hört die Wissenschaft auf. Nach der Meinung zahlreicher Naturforscher sollen Glauben und Wissen, wie Wasser und Feuer unvereinbar miteinander sein, sich principiell ausschließen. „Mögen die Naturforscher es doch," bemerkt Dubois-Reymond, „mit dem einzigen andern Ausweg versuchen, dem des Supernaturalismus; nur daß, wo Supernaturalismus anfängt, Wissenschaft aufhört" [266]). In verständlicheres Deutsch übersetzt würde dies so viel heißen wie: Wer ein Naturforscher sein will, der muß

aufhören, ein gläubiger Christ zu sein. Ein solcher schroffer Standpunkt ist nur unter der schon an und für sich unhaltbaren Voraussetzung aufrecht zu erhalten, daß man entweder der menschlichen Vernunft das Attribut der Allwissenheit vindicirt, oder aber die Grenze der sinnlichen Erfahrung zugleich zur Grenze jeden Erkennens macht. Im erstern Falle wird die menschliche Vernunft vergöttert, im zweiten hingegen verthiert[267]): beides ist nicht mehr menschlich, und darum widernatürlich und in seinem tiefsten Wesen unwahr. Der Rationalismus so gut wie der Materialismus ist im letzten Grunde nichts weiter als ein kühnes Attentat auf die menschliche Vernunft selber. Nur wer das allgemein Menschliche, das von Natur aus Gegebene auf das Prokustesbett eines präconcipirten Systems streckt und statt des Naturbildes ein Zerrbild der menschlichen Vernunft sich zurechtlegt, geräth mit dem Glauben in einen natürlichen Gegensatz; denn Glaube verlangt Natur zur Unterlage, nicht Unnatur.

Der Antagonismus zwischen Glauben und Wissen ist kein natürlicher, sondern ein künstlicher. Er geht nicht aus dem innern Wesen der Wissenschaft oder des Glaubens hervor, sondern hat seine eigentlichen Wurzeln im Herzen desjenigen stecken, der jenen Conflict behaupten zu müssen glaubt. Die Unwirklichkeit, ja Unmöglichkeit eines Widerstreits zwischen beiden Erkenntnißweisen läßt sich auf einem zweifachen Wege darthun, einem aprioriſchen und einem apoſterioriſchen. Der erste Beweis dringt ein in das Wesen des Glaubens wie des Wissens und zeigt, daß ein Widerspruch zwischen beiden gar nicht aufkommen kann, weil beide derselben Wahrheitsquelle, welche in letzter Instanz Gottes Wesenheit selber ist, entspringen. Wahrheit kann mit Wahrheit nun einmal nicht streiten; alle Wissenschaft geht aber aus von Gott, in welchem allein sie in ihrer Ganzheit wie zu einem untheilbaren, unendlich intensiven Lichtpunkt concentrirt ist. Da nun alles Wissen Stückwerk und in vielen Punkten von Schranken umzogen ist, welche die menschliche Vernunft aus sich allein niemals durchbrechen kann, so gibt es über und jenseits der Vernunft noch ein anderes großes Wahrheitsgebiet, dessen Existenz uns Gott zwar offenbaren kann, in dessen Inneres aber mit klarem Verständniß einzudringen unserer schwachen Vernunft verwehrt ist. Letzteres macht das Glaubensgebiet mit seinen religiösen Geheimnissen aus. Eine geglaubte Wahrheit ist so gut Wahrheit, wie eine gewußte Wahrheit: nur in der Weise der Erkenntniß unterscheiden sich beide, nicht aber in der Ordnung der Wahrheit selbst. Der Glaube wendet sich daher nicht, wie Ernst Häckel träumt, „an die dichtende Einbildungskraft, wogegen das Wissen in dem erkennenden Verstande des Menschen seinen Ursprung hat“[268]); sondern der Glaube wendet sich, so gut wie die Wissenschaft, an den erkennenden Verstand, mit dem Unterschied, daß er eine ihrem

innern Zusammenhange nach unverständliche Wahrheit, ohne Einsicht in die innern Gründe derselben, auf die unfehlbare Autorität Gottes hin annimmt, weil er weiß, daß Gott weder lügen noch betrogen werden kann. Wegen der tiefern Begründung dieser Wahrheit müssen wir indeß auf theologische und apologetische Werke verweisen.

Handgreiflich widerlegt wird die vorgebliche Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen durch die Geschichte, durch große historische Gestalten, durch wissenschaftliche Männer aus allen Jahrhunderten. Gerade die größten Gelehrten sind häufig die gläubigsten Christen gewesen, nicht nur Philosophen, Juristen, Historiker, sondern vor allem auch Naturforscher. Ein Alexander von Humboldt erklärt, daß er durch die Betrachtungen eines Albert des Großen, dieses scharfsinnigen Beobachters unter den Scholastikern, sich überrascht fühle[269]). Und war der Franciscaner Roger Bako (1214—1292) nicht ein eben so großer Natuforscher als gläubiger Mönch? „Er beobachtet den Regenbogen, kennt den Magnetismus, das griechische Feuer und wohl auch das Schießpulver; redet von Wasserfahrzeugen, welche rudern ohne Menschen, Wagen ohne Pferde, Flug- und Tauchmaschinen. Hervorragend sind seine geographischen Untersuchungen, z. B. über die Vertheilung der Meeresströmungen. Auch seine astronomischen Kenntnisse sind bemerkenswerth. Ganz richtig erklärt er die verschiedene Größe der Sterne im Horizont und Zenith, sowie deren Strahlungen. In der Optik leistet er ganz Außerordentliches. Er erklärt den Regenbogen und beweist die allmälige Bewegung des Lichts“[270]). Der Begründer der empirischen Methode, Bako von Verulam, zeichnete sich durch so große Gläubigkeit aus, daß man ihn mit Recht als den Hammer des Atheismus und Materialismus bezeichnen kann. Kein Mann hat je wuchtigere Schläge gegen diese Systeme geführt, als er.

Was erst die Glanzperiode der exacten und empirischen Wissenschaft anlangt, so erinnere ich nur an einen Linné, Cuvier, Newton, Leibnitz, Ampère, Agassiz und so viele Andere, in welchen der Glaube mit dem Wissen wetteifern zu wollen schien. Und diese glorreiche Kette, welche bis an den Thron Gottes reicht und daran befestigt ist, setzte sich in P. Secchi continuirlich fort, um hinabzureichen bis an's Ende der Zeiten.

„Der Glaube weiß und lehrt es, daß er von der wahren Wissenschaft nichts zu fürchten hat, ich meine von der großgewordenen Wissenschaft, von der Wissenschaft, welche zum Stande absoluter Gewißheit vorgedrungen: die wahre Wissenschaft ist die Vollendung des Geistes, wie die Heiligkeit sich als Vollendung des Herzens darstellt. Nein, der Glaube ist kein Feind der Wissenschaft. Denn wer hat mit hochherzigern Gefühlen an die

Dogmen des Glaubens, an das Uebernatürliche geglaubt, als Secchi? Und wer war gleichzeitig ein größerer Freund der Wissenschaft, mehr eingeweiht in alle Wissenschaften, wie er? Sein ganzes Leben hat er ihnen geweiht; alle ihre Geheimnisse zu erforschen, war er bestrebt: einer der ersten, versuchte er es, sie zu einer herrlichen Syntheſe zusammenzufügen, sie auf eine glänzende und wohlthuende Einheit zurückzuführen [271]).

Secchi ist der Prediger in der Wüste der modernen Naturforschung. Durch seine bloße Erscheinung widerlegt er den Rationalismus, der sich Gott gleich setzen will, und schlägt den Materialismus nieder, der sich zum Thiere erniedrigt. Seine Zunftgenossen weist er, eine lebendige Bußpredigt, auf das Licht des Glaubens und des Christenthums hin, ohne welche die stolzeste Wissenschaft doch immer nur im Dunkeln herumtappt. Seine Fingerzeige sind so unmißverständlich, seine Sprache so klar und eindringlich, daß jene Gelehrten, die trotz dieser Mahnung auf dem Wege des Unglaubens hartnäckig beharren, „keine Entschuldigung mehr haben". Für den Rationalismus und Materialismus, diese Grundübel unserer Zeit, gibt es keine Rettung, keine Heilung, als im Christenthum.

Schon im Paradieſe war es die Schlange selbst, die mit ihrem trügerischen Wort: „Ihr werdet sein wie die Götter," zum ersten Male den Rationalismus predigte. Im Abfall von Gott also ward dieses unreine System gezeugt. Der Materialismus aber, der das andere Extrem der Verthierung begierig ergreift, hat erst in der Affentheorie des neuern Darwinismus seinen kürzesten, prägnantesten und natürlichsten Ausdruck gefunden. Beide Systeme sind polare Gegensätze, von denen der eine auf den andern als sein Correlat, wie die zwei Pole einer Kugel, hinweist. Aber nur im einigenden Mittelpunkt allein ist der geometrische Ort, wo alle Gegensätze harmonisch sich lösen, und in diesem Centrum, der wahren Mitte zwischen allen Extremen, hat die christliche Weltanschauung, die Gott Gott und den Menschen Mensch sein läßt, Aufstellung genommen, dem Glauben wie dem Wissen seine Stelle anweisend und alle Widersprüche des Lebens wie des Herzens versöhnend. Ein leuchtendes Beispiel dieſer Weltanschauung ist und bleibt für und für — P. Angelo Secchi.

Anmerkungen.

1) Vgl. Wolfgang Menzel, Die letzten hundertzwanzig Jahre der Weltgeschichte 1740—1860. Stuttgart 1860. Bd. VI. S. 70 u. ö. — 2) Fanfulla del 27. Febbrajo 1878. Num. 57. Anno IX. — 3) Schlesische Zeitung vom 7. März 1878. Nr. 111. — 4) Kölnische Zeitung vom 2. März 1878. Nr. 61. — 5) Kölnische Zeitung vom 2. März 1878. Nr. 61. — Aehnlich drückt L. Respighi, Director der capitolinischen Sternwarte in Rom, sich aus: „Im Zeitraum von wenigen Monaten hatte er die Sonne, die Hauptsterne, die Nebelflecke und die Kometen um ihre chemische Zusammensetzung befragt" (Elogio del P. Secchi detto nell' Accademia Tiberina, Roma 1879. p. 21). — 6) Secchi, Einheit der Naturkräfte. Versuch einer Naturphilosophie, übersetzt von Dr. Schulze. Leipzig 1876. — 7) Secchi, Die Größe der Schöpfung. Zwei Vorträge, gehalten vor der Tiberinischen Akademie zu Rom. Aus dem Italienischen von Carl Güttler, Leipzig 1882. S. 12. — 8) Secchi, Einheit der Naturkräfte, Bd. II. S. 188. — 9) Raffaele Drago, Sulla relazione dei Fenomeni meteorologici colle variazioni del Magnetismo terrestre. Teoria del P. Sechi. Genova 1870. p. 50. 82. — 10) Secchi, Sui recenti progressi della Meteorologia, Roma 1861. p. 26. — 11) Lor. Respighi, Elogio del P. Secchi detto nell' Accademia Tiberina, Roma 1879. p. 14. — 12) Osservatore Romano vom 28. Februar 1878. Nr. 48. — 13) Moigno, Le Révérend P. Secchi, sa vie etc. Paris 1879. p. XVI suiv. — 14) A. a. O. p. XVII. — 15) Rede des Prof. Cacciatore, gehalten am 5. Mai 1878 in Palermo (bei Moigno, op. cit. p. 179). — 16) Joh. Janssen, Zeit- u. Lebensbilder. Freiburg 1875. S. 95—109. — 17) W. Menzel a. a. O. Bd. VI. S. 70. Anmerkung. 18) Moigno, op. cit. p. XVI. — 19) E. Häckel, Natürl. Schöpfungsgeschichte, Berlin 1875. S. 8. 9. — 20) Moigno, op. cit. p. VI. — 21) Manuelli, Sulla vita e le opere del P. Angelo Secchi, Reggio 1881. — Vgl. die Replik der Civiltà cattolica 1881. Serie XL. Vol. VII. p. 580—589. — 22) Moigno, Le Révérend P. Sechi. p. VI. — 23) Cacciatore bei Moigno, op. cit. p 180. — 24) Cf. In Morte del P. Secchi, Canto di B. Mattiauda, Roma 1878. p. 7. — 25) Nach einer vertraulichen Mittheilung des P. Ferrari. — 26) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani, Roma 1862. p. 4. — 27) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani. p. 18. p. 5. — 28) Schon Baco von Verulam hat diese Wahrheit also ausgedrückt: „Certissimum est atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere" (De dignit et augm. scient. lib. I). — 29) Cf. Tituli in supremis honoribus Angeli Secchii e Societate Jesu 1878. p. 6. p. 29. Nota 2. — 30) Todesbericht der Astronomen des Römischen Collegs im Osservatore Romano vom 28. Februar 1878. Nr. 48. — 31) E. Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, Berlin 1875. S. 640. — 32) Osservatore Romano l. c. Cf. Moigno, Le Révérend P. Secchi, sa vie etc. p. 167. — 33) Vgl. Kleutgen, Die alten und die neuen Schulen, Münster 1869. — 34) Cf. Moigno, Le Révérend Père Secchi. p. 167. — 35) Osservatore Romano l c. — Moigno, Le Révérend Père Secchi, sa vie etc. p. 167. 168. — 36) Vgl. Reis, Lehrbuch der Physik, gemäß der neuern Anschauung.

Leipzig 1878. S. 608 ff. — 37) Smithsonian Contributions to Knowledge. Vol. III. art. 2. Washington 1852: Researches on electrical rheometry by A. Secchi, professor of astronomy and Director of the roman College (Roma) and late professor of Physics and Astronomy in Georgetown College (d. C.) accepted for publication Sept. 1850. (Fol. 59 S. mit 3 Tafeln). — Secchi sucht darin folgendes Problem zu lösen: „Let us suppose a globe surrounded by several electric currents, all meeting at its poles like the meridians of a sphere; when an element of an electric current is introduced into to globe, Mr. Plana finds that the action of the currents is greater near the poles than at the centre; and that, for instance at $^9/_{10}$ of the polar radius, reckoning from the centre, it is three times greater than at the centre itself. — 38) Die Provinzial-Synode von Bordeaux 1585 sagt: „Tales ut plurimum evadere solent discipuli, quales fuerunt ipsorum magistri." 39) F. J. Buß, Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte ꝛc. 2. Abth. S. 1623. Mainz 1853. — 40) Cf. Comptes rendus 1840. p. 952. — Vgl. Astronomische Nachrichten Nr. 236. S. 317 ff. Nr. 293. S. 71 ff. u. ö. — 41) Rede Cacciatore's vom 5. Mai 1878 zu Palermo bei Moigno, Le Révérend Père Secchi, sa vie etc. p. 168. — 42) Moigno, Le Révérend Père Secchi, sa vie etc. p. XXII. — 43) Ragguaglio intorno alla vita ed ai lavori del P. Francesco De Vico in den Memorie dell' Osservatorio dell' Università Gregoriana in Collegio Romano Anno 1850 (IV und 149 S. mit drei Kupfertafeln). — 44) Moigno, Le Révérend Père Secchi, p. XXI. XXII. — Unrichtig ist bei Moigno, daß Pius IX. vor dem Exile Secchi's nach Gaëta entflohen sei. Ehe die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte, war der Jesuitenorden vielmehr dem Hasse der Mazzinisten und Consorten bereits zum Opfer gefallen. — Ebenso ist Moigno's Angabe, als wenn De Vico schon in Rom seinen Schüler in die „astronomische Carrière" eingeführt hätte, mit Vorsicht aufzunehmen. — — 45) Vgl. Dr. Robitsch, Geschichte der christlichen Kirche. Schaffhausen 1872. S. 376. 46) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Giambattista Pianciani, Roma 1862. p. 20. — 47) A. a. O. S. 5. — 48) A. a. O. S. 21. — 49) A. a. O. S. 6 ff. — 50) Pianciani, Istituzioni fisico-chimiche, Roma 1833—1834. Vier Bände in 8°. — 51) A. a. O. S. 11. — 52) A. a. O. S. 12. — 53) Das Ganze erschien erst artikelweise in der Civiltà cattolica, Serie III. Vol. IX. ff., dann als separates Buch im Jahre 1862. — 54) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani. p. 13. 14. — 55) A. a. O. S. 11. 12. — 56) A. a. O. S. 12. — 57) Pianciani, Saggi filosofici, Roma 1855. — Id. Nuovi saggi filosofici, Roma 1856. — 58) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani. p. 18. — 59) A. a. O. — In neuerer Zeit hat im selben Sinne, wie Pianciani, der berühmte Apologet Prälat Dr. Franz Hettinger in seinem geistvollen Werke: „Die göttliche Comödie des Dante Alighieri" (Freiburg 1880) den unsterblichen Dante der katholischen Sache revindicirt. — 60) Secchi, Discorso intorno alla vita e alle opere del P. Pianciani. p. 6. — 61) Geständniß des Lord Cochrana im englischen Parlament, 1850. (Vgl. Rütjes, Leben, Wirken und Leiden Pius' IX. Oberhausen 1870. S. 725.) — 62) Vgl. Rütjes a. a. O. S. 572. — 63) Sporschil, Populäre Geschichte der kathol. Kirche. 2. Auflage. Leipzig 1850. Bd. III. S. 594. — 64) Rütjes a. a. O. S. 732. — 65) Zum Verständniß dieser Ausrufungen bemerken wir Folgendes: Der italienische Priester Vincenz Gioberti († 1852), ein heftiger Feind der Jesuiten, hatte schon 1839 ein Werk „Ueber den moralischen und bürgerlichen Primat der Italiener" drucken lassen, dessen geharnischte Vorrede gegen den Jesuitenorden gerichtet war. Vgl. Hergenröther, K.-G. Freiburg 1877. II. 802. Ganganelli ist der Geschlechtsname des Papstes Clemens XIV., der den Jesuitenorden im vorigen Jahrhundert aufhob. Ueber Gioberti vgl. noch Rütjes a. a. O. S. 620. — 66) Rütjes, Leben, Wirken und

Leiden Pius' IX. Oberhausen 1870. S. 747 ff. — 67) Aus diesem Factum ist ersichtlich, welch' großes Aufsehen die Fähigkeiten Secchi's schon damals gemacht hatten, obschon er nur eine einzige Abhandlung in der Raccolta scientifica vom 15. Dec. 1847 veröffentlicht hatte. Vgl. oben S. 23. — 68) Johann Sporschil, Populäre Geschichte der katholischen Kirche, 2. Aufl. Leipzig 1850. Bd. III. S. 599. — Rütjes a. a. O. S. 749 ff. — Hergenröther, K.-G. II, 805. — 69) Elogio del P. Angelo Secchi detto nell' Accademia Tiberina del Prof. Lorenzo Respighi, Roma 1879. p. 9. 10. — 70) Secchi, Ragguaglio intorno alla vita ed ai lavori del P. De Vico in den Memorie dell' Osservatorio del Collegio Romano 1850. (Cf. Civiltà cattolica Anno II. Vol. VI. p. 493. Roma 1851.) — 71) Civiltà cattolica, l. c. p. 494. 72) Cf. Respighi, Elogio del P. Secchi Roma 1879. p. 10. — 73) Rede des Prof. Cacciatore vor der General-Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Palermo am 5. Mai 1878 (bei Moigno, le Révérend P. Secchi, sa vie etc. Paris 1879. p. 168). — 74) Sulla vita e le opere del P. Angelo Secchi. Cenni del Prof. G. Manuelli. Reggio nell' Emilio 1881. — Dieses schon an sich werthlose Schriftchen zeichnet sich neben mancherlei Ungenauigkeiten auch dadurch aus, daß es den historischen Charakter Secchi's im Zwielichte liberalisirender Anschauung zu fälschen sucht und Secchi zum Gegentheil von dem macht, was er wirklich war. Cf. Civiltà cattolica Serie IX. Vol. VII. p. 580—589. 1881. — 75) Nach einer Privatmittheilung des P. Ferrari. Im Nekrolog vom 28. Februar 1878 heißt es, Secchi habe in Georgetown die Elemente der Mathematik docirt. Diese Angabe ist also wohl im obigen Sinne zu corrigiren. Aber auch die Behauptung der Civiltà cattolica (l. c.), daß Secchi vor seiner Ernennung zum Nachfolger De Vico's die Astronomie „niemals cultivirt habe", ist unverständlich, da Secchi sich in seiner schon früher erwähnten Abhandlung der Smithsonian Contributions to knowledge (Vol. III. Washington 1852) ausdrücklich „late Professor of Physics and Astronomy in Georgetown College" nennt. — 76) Civiltà cattolica l. c. — 77) Secchi, Sui recenti progressi della Meteorologia, Roma 1861. p. 10. — Diese Schrift hat Secchi seinem Freunde Maury gewidmet „als Zeichen aufrichtiger Beglückwünschung zu dessen großen Entdeckungen in der Physik des Meeres und der Luft, sowie als Pfand gegenseitiger Freundschaft". — 78) Secchi, l'Astronomia in Roma nel Pontificato di Pio IX. Roma 1877. p. 44. — 79) Vgl. Rütjes, Leben, Wirken und Leiden Pius' IX. Oberhausen 1870. S. 947—961. — 80) Nach einer vertraulichen Mittheilung des P. Ferrari. — 81) Vgl. oben das im ersten Capitel Gesagte S. 8—11. — 82) Secchi, l'Astronomia in Roma nel Pontificato di Pio IX. Roma 1877. p. 5. 83) Secchi, l'Astronomia in Roma, p. 16. 17. — Cf. Memorie dell' Osservatorio del Collegio Romano, Roma 1850. — 84) A. a. O. p. 16. — 85) A. a. O. p. 17. — Die citirte Schrift, im Jahre 1877 verfaßt, war eine Jubiläumsschrift, sowohl für das fünfzigjährige Bischofs-Jubiläum Pius' IX., als für den fünfundzwanzigjährigen Bestand der von Secchi errichteten neuen Sternwarte. — 86) Vgl. Jahn, Katechismus der Astronomie. S. 137. — 87) Memorie dell' Osservatorio del Collegio Romano, Roma 1850 — Secchi, l'Astronomia in Roma 1877. p. 17. — 88) Appendice alle Memorie del Collegio Romano 1851. p. XVI. — 89) Secchi, l'Astronomia in Roma 1877. p. 23. — Cf. Secchi, le Soleil. 2. édition. Tom. I. p. 204 Note. Paris 1875. — 90) Memorie del Collegio Romano 1850—1856. — Secchi, Sul modo di valutare le forze del raggiamento solane, Roma 1859. — Idem, le Soleil. 2. édit. I, 203 209. — 91) Cf. Secchi, Sulla eclisse solare del 8 Luglio 1860, Roma. 1860. p. 15. — 92) Secchi, le Soleil 1875. I, 213. — 93) Secchi, le Soleil. Tom. II, p. 321. Paris 1877. — 94) Secchi, l'Astronomia in Roma, 1877. p. 14. — 95) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 15. — 96) Schlesische Zeitung vom 7. März 1878. Nr. 111. — 97) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 29. — 98) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 46. — 99) Op.

cit. p. 11. — 100) Respighi, Elogio de P. Secchi, Roma 1879. p. 13. — 101) Auf Grund der fleißigen Arbeiten Secchi's hat Dorbeck in den Memoirs of the Irish Academy 1876 die wahre Bahn vieler Doppelsterne ausgerechnet. — 102) Secchi, die Sterne, Grundzüge der Astronomie der Fixsterne. S. 223, 224. Leipzig 1878 (34. Band der internationalen Bibliothek). — 103) Atti dell' Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei 1868. Tom. XXI. Sess. IV; Tom. XXVIII. Sess. III. 1875. — 104) Secchi, Die Sterne. S. 212. — 105) Mädler hat die Dauer des ganzen Umlaufs unseres Sonnensystems um seinen Mittelpunkt auf 22 000 000 Jahre bestimmt. — 106) G. A. Jahn, Katechismus der Astronomie. Leipzig 1880. S. 53. — 107) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 30. Memorie del Collegio Romano del 1852 al 1856. — Daß Bessel „mit seiner klassischen Arbeit über die Sternhaufen der Plejaden den Weg gezeigt", wie Winnecke zur Schmälerung der Verdienste Secchi's hervorhebt (Astronomische Vierteljahrsschrift, 1878. S. 281), kann doch den Werth der Leistungen des römischen Astronomen nicht aufheben. — 108) Secchi, Die Sterne, Leipzig 1878. S. 229. — 109) Cf. Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 17—20. — 110) Secchi, le Soleil. Tom. II. p. 394. Paris 1877. — 111) Memorie del Collegio Romano. 1852–1856. — 112) Cf. Revue mensuelle d'Astronomie populaire par C. Flammarion, Paris 1882. p. 173. — Ueber die räthselhaften parallelen Doppelcanäle, die Schiaparelli vom 26. Dec. 1881 bis 13. Febr. 1882 gesehen hat, vgl. l. c. p. 216—231. — 113) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 22. — Id. le Soleil. Tom. II. p. 386—400. Paris 1877. — 114) H. Rolfus, Weltgeschichte. Freiburg 1870. S. 24. — 115) Vgl. Fr. Lorinser, Buch der Natur: Astronomie in Beziehung zur Theodicee, Regensburg 1876. S. 128. — 116) Auch das Davyum und Lavoisium soll in jüngster Zeit durch das Spectroskop entdeckt worden sein. Das sog. Helium, das man nur auf der Sonne und den Fixsternen antraf, will Palmieri zu Neapel nun auch in der Vesuvlava gefunden haben. — 117) Schon 1863 gab er eine Abhandlung heraus: Sella costitutione fisica del Sole. Discorso letto all' Accademia Tiberina li 26 Gennago 1863. Giornale Arcadico Vol. XXIX. n. Serie. — 118) Respighi, Elogio del P. Angelo Secchi, Roma 1879. p. 19. — Vgl. Kölnische Zeitung vom 2. März 1878, Nr. 61. — 119) L'Astronomia in Roma nel Pontificato di Pio IX., Roma 1877. p. 25. — 120) Cf. Philostratus, Vita Apollonii lib. VIII. cap. 23. — 121) Bailly in seinem Bericht über die Sonnenfinsterniß von 1842. — 122) Secchi, le Soleil. Tom. I. pag. 306—312. Paris 1875. — 123) Le Soleil, exposé des principales découvertes modernes ... par le P. A. Secchi S. J., Directeur de l'Observatoire du Collége Romaine, Officier de la Légion d'honneur etc., Paris 1870. Gr. 8. (XVI. und 422 S.). — Die Sonne, die wichtigeren neueren Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen ꝛc. von P. Angelo Secchi. Autorisirte deutsche Uebersetzung und Originalwerk bezüglich der neuesten von dem Verfasser für die deutsche Ausgabe hinzugefügten Beobachtungen und Entdeckungen, Braunschweig 1872. Gr. 8. XVI. u. 852 S. — Le Soleil par le P. A. Secchi. 2. éd. Paris. Tom. I. 1875. Tom. II. 1877 — 124) Revue des questions scientifiques, Bruxelles 1877. T. I. p. 642. — 125) Königl. Sächsische Gesellsch. der Wissenschaft. 1870, 1871. — 126) Hornstein in Prag hat die Rotation der Sonne um ihre eigene Axe aus Beobachtungen der Magnetnadelstörungen, die mit den Sonnenflecken in causalem Zusammenhang stehen, auf 24,55 Tage berechnet. — 127) Nach Secchi bildet diese Zahl erst die niedrigste annehmbare Temperatur. Da die Sonne in Folge der absorbirenden Wirkung ihrer Gashülle nur $^{12}/_{100}$ ihrer Strahlung durchläßt, so müßte man obige Zahl noch mit 8 multipliciren, um die Temperatur der normalen Schicht zu erhalten. Das gäbe eine Hitze von 40 Millionen Grad Celsius! Le Soleil. Tom. II. p. 227—254. Paris 1877. — 128) Professor Newcomb urtheilt über dieses Werk Secchi's also: „The latter is the most complete and beautifelly illustrated treatise on the sun, which has yet appeared" (Popular Astro-

nomy. New York 1878. p. 547). — 129) Vgl. oben S. 58. 59. — 130) Sonntagsblatt der „Germania" vom 10. März 1878. Nr. 10. S. 78. — 131) Näheres bei Schellen, Die Spectralanalyse; Roscoë, Lectures on spectrum analysis; Reis, Lehrbuch der Physik 1878, S. 347 ff.; Secchi, Einheit der Naturkräfte 1876 u. Le Soleil I. 217—301. — 132) Secchi, le scoperte spettroscopiche in ordine alla ricerca della natura dei corpi celesti, Roma 1865. p. 3. — 133) C. Flammarion, Les terres du ciel, Paris 1881. p. 7. — 134) Vgl. oben S. 63. — 135) Ueber die Erweiterung, die dieses Gesetz durch Lommel (1871) erfahren, vgl. Paul Reis, Lehrbuch der Physik. Leipzig 1878. S. 353. — 136) Secchi, Die Sterne. Leipzig 1878. S. 67. — 137) Secchi, Die Sterne op. cit. S. 79 ff. — Bullettino meteorologico dell' Collegio Romano 1863. — Astronomia in Roma. p. 31. — Le Soleil. Tom. I. p. 220—234. Paris 1875. Tom. II. p. 444 s. — Moigno, le Révérend Père Secchi. Paris 1879. p. 151—158. — 138) Secchi, Le scoperte spettroscopiche, Roma 1865. p. 3. — 139) Näheres siehe in Secchi's Werk „Die Sterne, Grundzüge der Astronomie der Fixsterne", Leipzig 1878. S. 47—58. — 140) A. a. O. — 141) Cf. Nuovo Cimento Anno Iº. — 142) Respighi, Elogio del P. Secchi, Roma 1879. p. 22. — 143) Secchi, Sulle scoperte spettroscopiche, Roma 1865. p. 19 sq. — Bullettino meteorologico del Collegio Romano 1863. p. 126 sq. — 144) Respighi, Elogio del P. Secchi. p. 23 — 145) Secchi, Die Sterne. S. 167. — 146) S. Astronomische Vierteljahrsschrift 1878. Nr. 3. S. 277. — 147) Ueber den Orion-Nebel hat Secchi eine eingehende Studie veröffentlicht in den Atti delle Società Italiana dei XL Ser. III. Tom. II. parte 3ª 1868. Zeichnungen und Studien über viele Nebel in der Milchstraße blieben „wegen Mangel an Geldmitteln" leider unveröffentlicht (L'Astronomia in Roma. p. 32). — 148) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 33 — 149) A. a. O. — 150) Schwedoff, Idées nouvelles sur l'origine des formes cometaires. Odessa 1877. — 151) Dellingshausen, Das Räthsel der Gravitation, Heidelberg 1880. S. 168. — 152) Secchi, le Soleil. Tom. II. p. 412. Paris 1877. — 153) Vgl. die große Studie: Osservazioni e ricerche astronomiche sulla grande cometa del Giugno 1861, Roma 1861. — 154) L'Astronomia in Roma. p. 35. — 155) Bulletino meteorologico del Collegio Romano 1866. p. 81 sq. — 156) So schrieb Secchi schon im Jahre 1861 und er fand seine Vermuthung am 27. November 1872 merkwürdig bestätigt. Der Biela'sche Komet sollte erscheinen, blieb aber aus; statt seiner ein ungeheuerer Sternschnuppenfall. — 157) Secchi, le Soleil. Tom. II. p. 428. — 158) Secchi, le Soleil. Tom. II. p. 376—386. — Pesch, Philosophia naturalis secundum principia S. Thomae 1880. p. 588 sq. — 159) Man denke nur an das Gebet des Elias. Cf. T. Pesch, Institutiones philos. naturalis. p. 704. — 160) Vgl. die herrliche Lösung dieser Schwierigkeit durch Euler (Lettres à une princesse d'Allemagne, Lettre 22), sowie durch Leibnitz (Essais de Theodicée I, 54 und Entretiens métaphysiques XII. XIII). — 161) Secchi, Sui recenti progressi della Meteorologia, Roma 1861. p. 7. — 162) L'Astronomia in Roma. p. 47. — 163) Mit demselben Problem beschäftigten sich zwar schon Cassini, Humboldt, Forquarson; aber eine eigentliche bestimmt ausgesprochene Gesetzmäßigkeit hat erst Secchi entdeckt (Cf. R. Drago, Sulla relazione dei fenomeni meteorologici colle variazioni del magnetismo terrestre, Genova 1870. p. 12.) — 164) L'Astronomia in Roma. p. 48. — 165) Sulla relazione dei fenomeni meteorologici colle variazioni del magnetismo terrestre, Roma 1864. — 166) Bullettino meteorologico del Collegio Romano, Vol. VI. Nr. 1. Roma 1867. — Cf. Astronomia in Roma. p. 48. — 167) Atti dei Nuovi Lincei, Gennajo 1862. — Cf. Secchi, Sui recenti progressi della Meteorologia, Roma 1861. p. 29. — 168) Secchi, l'Astronomia in Roma, 1877. p. 11. — 169) Cf. R. Drago, sulla relazione dei fenomeni mete-

orologici colle variazioni del magnetismo terrestre, Genova 1870. p. 40 sq. — 170) Vgl. über Declination, Inclination und Intenſität des Erdmagnetismus Paul Reis, Lehrbuch der Phyſik, Leipzig 1878. S. 537—543. — 171) Secchi, le Soleil, Paris 1877. Tom. II. p. 337. — 172) Sulla relazione dei fenomeni meteorologici colle variazioni del magnetismo terrestre, Roma 1864. — Cf. Comptes rendues hebdomadaires des Séances de l'Académie des Sciences de Paris, 1861 suiv. — 173) Secchi, sui recenti progressi della Meteorologia, Roma 1861. p. 24. 25. — 174) A. a. O. — 175) L'Astronomia in Roma. p. 47. Roma 1877. — 176) Literatur: Paul Reis, Lehrbuch der Phyſik, Leipzig 1878, wo S. 740—744 eine kurze Erklärung des Secchi'ſchen Meteorographen nebſt Figuren gegeben iſt. — Secchi, Memorie del Osservatorio del Collegio Romano pel 1859. — Meteorografo del Collegio Romano, Roma 1870 u. a. W. — 177) L'Astronomia in Roma p. 11. — 178) Secchi führte den Urſprung dieſes rothen Sandes auf die Sahara zurück, eine Anſicht, die anfangs angefochten, durch ſpätere Unterſuchungen, namentlich in Sicilien, glänzend beſtätigt worden iſt (L'Astronomia in Roma p. 48). — 179) Respighi, Elogio del P. Secchi, Roma 1879. p. 29. — 180) Vgl. darüber P. Reis, Lehrbuch der Phyſik, Leipzig 1878. S. 333. — 181) L'Astronomia in Roma. p. 48. — 182) Memorie dell' Osservatorio del Collegio Romano 1852—56. p. 123. — Atti della Reale Accademia di Napoli, 1871. Vol. V. — L'Astronomia in Roma. p. 38—39. — 183) Canina, La prima parte della Via Appia . . . descritta e dimostrata con i monumenti superstiti. — 184) Secchi, Misura della Base sella Via Appia, Roma 1858. p. 3. — 185) Cf. De litteraria expeditione per pontificiam regionem ad dimetiendos duos meridiani gradus et corrigendam mappam geographicam jussu et auspiciis Benedicti XIV. P. M. suscepta a PP. S. J. Maire et Boscovich, Romae 1755. — Dieſer P. Boscovich, ein berühmter Mathematiker des verfloſſenen Jahrhunderts, iſt der Gründer des philoſophiſchen Körperſyſtems der Kraftpunkte, über das vgl. Palmieri, Institutiones philosophicae, Romae 1875. II, 9 sq. — 186) L'Astronomia in Roma. p. 41. — 187) Secchi, La Misura etc. p. 4. — 188) L'Astronomia in Roma. p. 40. — 189) Secchi, Misura della Via Appia. p. 6. — 190) Cf. Moigno, op. cit. p. 173. 191) Respighi, Elogio del P. Secchi, Roma 1879. p. 27. — L'Astronomia in Roma. p. 42. — 192) Vgl. oben das in Cap. III Geſagte. S. 26—31. — 193) Unità delle forze fisiche. Saggio di filosofia naturale, Roma 1864. Im Jahre 1869 erſchien eine franzöſiſche, 1874 eine franzöſiſche und italieniſche, 1876—1877 eine deutſche Bearbeitung. Auch in's Engliſche und Ruſſiſche ward das Werk überſetzt. — 194) Revue des questions scientifiques, Bruxelles, Octobre 1878. — 195) Kölniſche Zeitung 2. März 1878. Nr. 61. — 196) Fanfulla vom 27. Februar 1878. Nr. 57. — 197) Secchi, Einheit der Naturkräfte. Verſuch einer Naturphiloſophie, überſetzt von Dr. Schulze, Leipzig 1876. 2 Bde. Bd. I. S. 73. — 198) A. a. O. Bd. II. S. 303 ff. — 199) A. a. O. Bd. I. S. 160. — 200) A. a. O. Bd. I. S. 236 ff. — 201) Wie die Lichtphänomene beweiſen, muß der Aether äußerſt dicht ſein, nach Bayma noch viel dichter als atmoſphäriſche Luft; die Dichtigkeit einer Flüſſigkeit iſt nämlich mit ihrer Elaſticität direct proportional. — 202) Vgl. Maxwell, Subſtanz und Bewegung, überſetzt von Dr. Fleiſchl, Braunſchweig 1879. S. 46 ff. — 203) Gutberlet, Das Geſetz von der Erhaltung der Kraft und ſeine Beziehungen zur Metaphyſik, Münſter 1882. S. 21. — 204) Die Einheit der Naturkräfte, Bd. I. S. 241. — Bd. II. S. 312 ff. Neben dem hier berührten Moment erleichtert auch die Coincidenz in den rhythmiſchen Oscillationen das Eingehen einer chemiſchen Verbindung (a. a. O.). — 205) A. a. O. S. 262. 263. — 206) Gutberlet a. a. O. S. 29. — Secchi a. a. O. S. 260 ff. — 207) Secchi a. a. O. S. 289. — 208) Secchi a. a. O. Bd. II. S. 4. — 209) Secchi a. a. O. Bd. II. S. 24. Vgl. S. 28. — 210) A. a O. S. 53—59. — 211) Vgl. auch Gutberlet

a a. O. S. 24—26. — 212) Secchi a. a. O Bd. II. S. 47. — 213) A. a. O. S. 115. — 214) A. a. O. Bd. II. S. 72 ff. — 215) Vgl. a. a. O. Bd. II. S. 135 ff. S. 175 ff. S. 191 ff. — 216) Vgl. Jsenkrahe, Das Räthsel der Schwerkraft, Braunschweig 1879. Besonders S. 1—126. — 217) Dante, Inferno XXXIV, v. 110. — Die Scholastik nahm eine qualitas motiva instrumentaria an. (Cf. Fonseca, Commentar. in Aristot. Metaphys. T. III. p. 544. Coloniae 1604). — 218) S. die Ausstellungen Jsenkrahe's (a. a. O. S. 108—126) an Secchi's Theorie. — 219) Secchi, Einheit der Naturkräfte Bd. II. S. 272 u. ö. — Vgl. Secchi, Größe der Schöpfung, übersetzt von C. Güttler. S. 14. 35. Leipzig 1882. — 220) So die Schlesische Zeitung vom 7. März 1878. Nr. 111. — 221) Einheit der Naturkräfte, Bd. II. S. 356 ff. — 222) Bei Moigno, op. cit. p. 197. — 223) Einheit der Naturkräfte Bd. II. S 350. — 224) A. a. O. S 353. — 225) Secchi, Die Größe der Schöpfung. Zwei Vorträge, gehalten vor der Tiberinischen Akademie zu Rom. Aus dem Italienischen von C. Güttler. Leipzig 1882. Gr. 8°. IV. u. 52 S. — 226) A. a. O. S. 26. 27. — 227) E. Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, Berlin 1875. S. 63. 64. — 228) A. a. O. S. 60. — 229) Secchi, Die Größe der Schöpfung. S. 28. — 230) A. a. O. S. 5. 6. — 231) A. a. O. S. 14. — Vgl. Secchi, Die Sonne, übersetzt von Dr. Schellen, Braunschweig 1872. S. 608. — W. Thomson, Philosophical Magazine, 1852. Vol. IV. p. 304. — Gutberlet, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, 1882. S. 105 ff. — 232) Aus demselben Grunde durfte Jedermann an gewissen Tagen unter Aufsicht des Custoden seine Sternwarte besuchen (L'Astronomia in Roma p. 50. 51). — 233) Cf. Moigno, Le Révérend Père Secchi. p. 199. — 234) Cf. Civiltà Cattolica 1851. Vol. IV. p. 711. — 235) Die erste Nummer der Atti vom Jahre 1851 enthält schon eine Abhandlung Secchi's über ein „neues Photometer zur Helligkeitsschätzung der Sterne". — 236) Manuelli hat die Stirne, in seinem Werkchen Sulla vita e le opere del P. Angelo Secchi, Reggio 1880, der historischen Wahrheit zum Hohn, also zu schreiben: „Man füge zu allem diesem noch die Vertreibung aus der Akademie und die Beraubung des Anrechtes auf die Pension, die man ihm aus den Fonds des Collegio filosofico zahlen mußte, und man wird begreifen, ob er nicht Grund hatte, noch größere Klagen gegen die päpstliche Regierung zu erheben, der er doch so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte." Das Umgekehrte ist wahr: nicht die päpstliche, sondern die italienische Regierung hat ihm diese Schmach angethan. — 237) Voce della Verità vom 21. u. 22. Mai 1873. — 238) Moigno, Le Révérend Père Secchi. p. XXII. — 239) Moigno, op. cit. p. XXIII. — 240) Civiltà Cattolica 1880. Vol. VII. p. 583. — 241) Vgl. beispielsweise Secchi's öffentliche Erklärung in der Voce della Verità vom 31. Januar 1877. — 242) Civiltà Cattolica l. c. p. 587. — 243) Secchi, l'Astronomia in Roma. p. 50. — Moigno, Le Révérend P. Sechi p. V. — 244) Op. cit. p. XXIII. — 245) Ferrari, Meteorologia Romana, Roma 1878. p. 5. — 246) Moigno, Le Révérend P. Secchi. p. 202. — 247) Osservatore Romano vom 28. Februar 1878. — 248) Revue des questions scientifiques, Bruxelles, Octobre 1878. — 249) Moigno, Le Révérend P. Secchi. p. VI. — 250) Tituli in supremis honoribus Angeli Secchii e Societate Jesu. p. 30. Nota 14. — 251) Moigno, op. cit. p. 202. — 252) C. Güttler, Naturforschung und Bibel in ihrer Stellung zur Schöpfung. Eine empirische Kritik der mosaischen Urgeschichte. 8°. 343 S. Freiburg 1877. — 253) Moigno, op. cit. p. 170. — 254) König Victor Emmanuel war am 9. Januar 1878 gestorben. — 255) Allerdings geschah dies alles gegen den Willen des Königs Humbert, dessen Macht aber nicht so weit reichte, die Brutalität zu verhindern. — 256) Tituli in supremis honoribus Angeli Secchii. p. 30. Nota 13. — 257) Moigno, op. cit. p. VII. — 258) Osservatore Romano vom 28. Februar 1878. — 259) Sonntagsblatt der „Germania" vom 10. März 1878. Nr. 10. — 260) Osservatore Romano l. c. — Moigno, Le Révérend

P. Secchi, Paris 1879. p. VII. — 261) Tituli in supremis honoribus Angeli Secchii. p. 30. Nota 14. — Sonntagsblatt der „Germania“ a. a. O. — 262) Osservatore Romano l. c. — 263) Tituli in supremis honoribus Angeli Secchii. p. 30. Nota 15. — 264) Civiltà Cattolica. X. Serie. Vol. V. 1878. p. 752. — 265) Secchi's Schüler ließen am 13. April in der Kirche des Römiſchen Collegs zu Ehren ihres Lehrers das Mozart'ſche Requiem aufführen. Die Feier war ſo großartig, daß ſich ein König ihrer nicht hätte zu ſchämen brauchen. Der Architekt Gennari hatte ein 12 Meter hohes Todtengerüſt in joniſchem Stile errichtet, das eine hohe Wirkung hervorbrachte. Die Inſchriftentafeln an den Wänden rührten her vom bekannten Epigraphiſten P. Angelini. Die Leichenrede hielt der Canonicus H. Fabiani. — 266) Die ſieben Welträthſel, Vortrag bei der Leibnitz-Feier in Berlin 1880. — 267) Schelling ſagt: „Außer der Vernunft iſt nichts, in ihr alles.“ Feuerbach hingegen: „Der Menſch iſt, was er ißt“. — 268) Häckel, Natürliche Schöpfungsgeſchichte, Berlin 1875. S. 8. 9. — 269) Humboldt, Kosmos Bd. II. S. 281 ff. — 270) P. Haffner, Grundlinien der Geſchichte der Philoſophie. S. 607. Mainz 1882. — 271) Moigno, op. cit. p. VIII. IX.

Druckfehler.

S. 61 Zeile 16 von unten lies: daß ſtatt das.
S. 66 „ 16 „ oben lies: Natriumchlorid ſtatt Natriumchlorür.
S. 86 „ 11 „ unten lies: als optiſche ſtatt für optiſche.
S. 141 „ 15 „ oben lies: Lieblingsſtudien ſtatt Lieblingſtudien.

Gerhard Groot

und seine Stiftungen.

Gerhard Groot

und ſeine Stiftungen.

Von

Karl Grube.

„O felix dies, in qua natus est nobis ille magnus Gerardus."
(Wilhelm Vornken bei Acquoy III, 242.)

Köln, 1883.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

Vorrede.

Am 20. August 1884 werden es fünfhundert Jahre sein, daß Gerhard Groot diese Welt verlassen hat. Die nachfolgenden Zeilen sind geschrieben, um seine Person und sein Wirken auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Sie sollen eine Weihegabe zum fünfhundertjährigen Todestage des geistigen Ahnherrn unseres Thomas von Kempen bilden.

Als ich vor zwei Jahren meine Arbeit über Johannes Busch veröffentlichte, wurde mehrfach der Wunsch ausgesprochen, ich möchte eine „Geschichte der kirchlichen Reform in Deutschland während des 15. Jahrhunderts" ausarbeiten. So anerkennend dies für mich ist, so muß ich doch gestehen, daß eine solche Geschichte nicht so schnell geschrieben werden kann. Ich brauchte nur das handschriftliche Material zu übersehen, welches in dieser Hinsicht aus den beiden Klöstern Tegernsee und Indersdorf, die in Süddeutschland für die Reform so eifrig wirkten, aufbewahrt ist, um sofort zu erkennen, daß eine vollständige, gründliche und gute Geschichte der Reform im 15. Jahrhundert zu schreiben eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nehmen wird. Ob ich daher einen solchen Wunsch erfüllen kann, hängt ganz davon ab, ob ich später einen dauernden Wirkungskreis erhalte, der mir für solche Arbeit die Möglichkeit bietet. Vorläufig möge dieses Schriftchen zeigen, daß ich auf dem gewählten Felde weiter gearbeitet habe; es würde mir eine große Genugthuung gewähren, wenn dasselbe jenen frühern Wunsch ebenfalls wieder hervorriefe.

In Betreff des Einleitungs-Paragraphen bemerke ich meinen Lesern, daß derselbe nur die Schäden jener Zeit darlegen will; eine vollständige Schilderung damaliger Zustände will er keineswegs bieten. Denn da Gerhard reformatorisch auftrat, so galt es nur, darüber einige Anhaltspunkte zu geben, was zu reformiren war. Die Lichtseiten in den Verhältnissen des 13. und 14. Jahrhunderts konnten nicht in Betracht kommen. Ob das Gute oder das Schlechte überwog, darüber soll jener Paragraph ebenfalls keinerlei Urtheil abgeben. Endlich will ich auch keineswegs behauptet

Vorrede.

Am 20. Auguſt 1884 werden es fünfhundert Jahre ſein, daß Gerhard Groot dieſe Welt verlaſſen hat. Die nachfolgenden Zeilen ſind geſchrieben, um ſeine Perſon und ſein Wirken auch in weitern Kreiſen bekannt zu machen. Sie ſollen eine Weihegabe zum fünfhundertjährigen Todestage des geiſtigen Ahnherrn unſeres Thomas von Kempen bilden.

Als ich vor zwei Jahren meine Arbeit über Johannes Buſch veröffentlichte, wurde mehrfach der Wunſch ausgeſprochen, ich möchte eine „Geſchichte der kirchlichen Reform in Deutſchland während des 15. Jahrhunderts" ausarbeiten. So anerkennend dies für mich iſt, ſo muß ich doch geſtehen, daß eine ſolche Geſchichte nicht ſo ſchnell geſchrieben werden kann. Ich brauchte nur das handſchriftliche Material zu überſehen, welches in dieſer Hinſicht aus den beiden Klöſtern Tegernſee und Indersdorf, die in Süddeutſchland für die Reform ſo eifrig wirkten, aufbewahrt iſt, um ſofort zu erkennen, daß eine vollſtändige, gründliche und gute Geſchichte der Reform im 15. Jahrhundert zu ſchreiben eine lange Reihe von Jahren in Anſpruch nehmen wird. Ob ich daher einen ſolchen Wunſch erfüllen kann, hängt ganz davon ab, ob ich ſpäter einen dauernden Wirkungskreis erhalte, der mir für ſolche Arbeit die Möglichkeit bietet. Vorläufig möge dieſes Schriftchen zeigen, daß ich auf dem gewählten Felde weiter gearbeitet habe; es würde mir eine große Genugthuung gewähren, wenn daſſelbe jenen frühern Wunſch ebenfalls wieder hervorriefe.

In Betreff des Einleitungs-Paragraphen bemerke ich meinen Leſern, daß derſelbe nur die Schäden jener Zeit darlegen will; eine vollſtändige Schilderung damaliger Zuſtände will er keineswegs bieten. Denn da Gerhard reformatoriſch auftrat, ſo galt es nur, darüber einige Anhaltspunkte zu geben, was zu reformiren war. Die Lichtſeiten in den Verhältniſſen des 13. und 14. Jahrhunderts konnten nicht in Betracht kommen. Ob das Gute oder das Schlechte überwog, darüber ſoll jener Paragraph ebenfalls keinerlei Urtheil abgeben. Endlich will ich auch keineswegs behauptet

Vorrede.

Am 20. August 1884 werden es fünfhundert Jahre sein, daß Gerhard Groot diese Welt verlassen hat. Die nachfolgenden Zeilen sind geschrieben, um seine Person und sein Wirken auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Sie sollen eine Weihegabe zum fünfhundertjährigen Todestage des geistigen Ahnherrn unseres Thomas von Kempen bilden.

Als ich vor zwei Jahren meine Arbeit über Johannes Busch veröffentlichte, wurde mehrfach der Wunsch ausgesprochen, ich möchte eine „Geschichte der kirchlichen Reform in Deutschland während des 15. Jahrhunderts" ausarbeiten. So anerkennend dies für mich ist, so muß ich doch gestehen, daß eine solche Geschichte nicht so schnell geschrieben werden kann. Ich brauchte nur das handschriftliche Material zu übersehen, welches in dieser Hinsicht aus den beiden Klöstern Tegernsee und Indersdorf, die in Süddeutschland für die Reform so eifrig wirkten, aufbewahrt ist, um sofort zu erkennen, daß eine vollständige, gründliche und gute Geschichte der Reform im 15. Jahrhundert zu schreiben eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nehmen wird. Ob ich daher einen solchen Wunsch erfüllen kann, hängt ganz davon ab, ob ich später einen dauernden Wirkungskreis erhalte, der mir für solche Arbeit die Möglichkeit bietet. Vorläufig möge dieses Schriftchen zeigen, daß ich auf dem gewählten Felde weiter gearbeitet habe; es würde mir eine große Genugthuung gewähren, wenn dasselbe jenen frühern Wunsch ebenfalls wieder hervorriefe.

In Betreff des Einleitungs-Paragraphen bemerke ich meinen Lesern, daß derselbe nur die Schäden jener Zeit darlegen will; eine vollständige Schilderung damaliger Zustände will er keineswegs bieten. Denn da Gerhard reformatorisch auftrat, so galt es nur, darüber einige Anhaltspunkte zu geben, was zu reformiren war. Die Lichtseiten in den Verhältnissen des 13. und 14. Jahrhunderts konnten nicht in Betracht kommen. Ob das Gute oder das Schlechte überwog, darüber soll jener Paragraph ebenfalls keinerlei Urtheil abgeben. Endlich will ich auch keineswegs behauptet

Vorrede.

Am 20. August 1884 werden es fünfhundert Jahre sein, daß Gerhard Groot diese Welt verlassen hat. Die nachfolgenden Zeilen sind geschrieben, um seine Person und sein Wirken auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Sie sollen eine Weihegabe zum fünfhundertjährigen Todestage des geistigen Ahnherrn unseres Thomas von Kempen bilden.

Als ich vor zwei Jahren meine Arbeit über Johannes Busch veröffentlichte, wurde mehrfach der Wunsch ausgesprochen, ich möchte eine „Geschichte der kirchlichen Reform in Deutschland während des 15. Jahrhunderts" ausarbeiten. So anerkennend dies für mich ist, so muß ich doch gestehen, daß eine solche Geschichte nicht so schnell geschrieben werden kann. Ich brauchte nur das handschriftliche Material zu übersehen, welches in dieser Hinsicht aus den beiden Klöstern Tegernsee und Indersdorf, die in Süddeutschland für die Reform so eifrig wirkten, aufbewahrt ist, um sofort zu erkennen, daß eine vollständige, gründliche und gute Geschichte der Reform im 15. Jahrhundert zu schreiben eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nehmen wird. Ob ich daher einen solchen Wunsch erfüllen kann, hängt ganz davon ab, ob ich später einen dauernden Wirkungskreis erhalte, der mir für solche Arbeit die Möglichkeit bietet. Vorläufig möge dieses Schriftchen zeigen, daß ich auf dem gewählten Felde weiter gearbeitet habe; es würde mir eine große Genugthuung gewähren, wenn dasselbe jenen frühern Wunsch ebenfalls wieder hervorriefe.

In Betreff des Einleitungs-Paragraphen bemerke ich meinen Lesern, daß derselbe nur die Schäden jener Zeit darlegen will; eine vollständige Schilderung damaliger Zustände will er keineswegs bieten. Denn da Gerhard reformatorisch auftrat, so galt es nur, darüber einige Anhaltspunkte zu geben, was zu reformiren war. Die Lichtseiten in den Verhältnissen des 13. und 14. Jahrhunderts konnten nicht in Betracht kommen. Ob das Gute oder das Schlechte überwog, darüber soll jener Paragraph ebenfalls keinerlei Urtheil abgeben. Endlich will ich auch keineswegs behauptet

haben, daß die geſchilderten Schäden überall in gleicher Weiſe, alſo allgemein ſich zeigten. Dieſelben ſind von mir aus gedruckten und ungedruckten Quellen zu einem Bilde verwoben. Auf Citate für die einzelnen Daten habe ich verzichtet.

Im Leben Gerhard's ſelbſt, welches nur nach den Quellen bearbeitet iſt, habe ich jedoch genaue Citate gegeben, um auch diejenigen, welche mehr als Unterhaltung in meiner Schrift ſuchen, befriedigen zu können.

München, im Juni 1883.

Dr. K. Grube.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorrede V

1. Die Schäden der Zeit 1

2. Gerhard's Jugendzeit und Bekehrung 9

3. Der Missionsprediger 12

4. Der Ketzerhammer 22

5. Wissenschaftliche und literarische Thätigkeit 25

6. Gerhard's Briefe 45

7. Die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben 66

8. Gerhard's Kämpfe und letzte Lebenstage 76

9. Thätigkeit und Ausbreitung der Stiftungen Gerhard's 82

Anmerkungen 93

1. Die Schäden der Zeit.

Seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts macht sich an den Einrichtungen und der äußern Organisation der Kirche ein Verfall und das allmälige Eindringen eines neuen Geistes geltend. War die Machtfülle des Primates bisher vielfach auf die irdische und weltliche Gewalt ausgedehnt, so schwand jetzt der päpstliche Einfluß immer mehr dahin und auf staatlicher Seite zeigte sich das Bestreben, auch in geistlichen Dingen zu herrschen.

In Deutschland traten um diese Zeit einerseits starke Säcularisationsgelüste, anderseits das kleinlichste Polizeiregiment der weltlichen Fürsten auch in geistlichen Dingen besonders hervor. Auf Grund der deutschen Anschauung, wonach Grundbesitz allein eine sociale Lebensstellung gewährte, waren die Bisthümer und Klöster mit reichlichem Länderbesitz ausgestattet; alle Bischöfe und auch manche Aebte waren in weiterer Entwickelung Landesherren und Reichsfürsten geworden. Um die bischöflichen Kirchen zunächst waren allmälig volkreiche Städte entstanden mit einer gewerblichen Bevölkerung ohne Grundbesitz. Dieser neue Stand gelangte bald zu großem Reichthum. Besonders in der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" hat ein großartiger Aufschwung der deutschen Städte sich vollzogen, welche naturgemäß auch eine politische Stellung sich zu erringen suchten. Damit beginnt zwischen Bischof und Stadt, Geistlichkeit und Bürgerthum ein energischer Kampf, welcher bald in offene gegenseitige Gewaltthätigkeiten ausartet. Diesen Gegnern der Geistlichkeit gesellten sich als neue Genossen die benachbarten weltlichen Fürsten zu, welche ihren Familienbesitz zu vermehren trachteten und dies am besten auf Kosten der geistlichen Herren bewerkstelligen zu können meinten. Schon jetzt regen sich die ersten derjenigen Bestrebungen, welche später in der sog. Reformation und völlig in der Säcularisation ihren Abschluß gefunden haben.

Die Folgen dieses Strebens waren für die kirchlichen Zustände keineswegs segensreich. Eine förmliche Säcularisation des Kirchengutes war noch unmöglich, die Idee derselben war bei den weltlichen Herrschern

nicht bestimmt ausgeprägt. Aber man nahm für seine Zwecke, was man bekommen konnte. Bischöfliche Länder, reiche Propsteien und Abteien suchte man so viel als möglich an Söhne der Familie zu bringen. Wo die Wünsche nicht so hoch reichen konnten, begnügte man sich auch mit Domherrn-Stellen und deren Domainen. So betrachteten die deutschen Fürsten und Adeligen die Kirchengüter als bequeme Hülfsmittel, um ihre nachgeborenen Söhne, welche ohne Grundbesitz und sociale Lebensstellung hätten bleiben müssen, zu Reichthum und Ehren zu bringen. War es doch zu verlockend, wenn ein Fürst oder Graf seinen zweiten Sohn mit einem Bisthum oder einer Abtei präbendiren und so zum Reichsfürsten emporheben konnte. Wir wollen nicht leugnen, daß oftmals auch fromme adelige Söhne in kirchliche Besitzthümer kamen; im Allgemeinen aber darf man sagen, daß bei der Erstrebung eines höhern Kirchenamtes nicht dieses in erster Linie, sondern der demselben anhaftende Grundbesitz maßgebend war. So sind viele höhere Geistliche ohne jeden klerikalen Sinn und Lebenswandel in ihr Amt eingetreten.

Um die genannte Zeit mehren sich daher die zwiespältigen Wahlen und die Kämpfe mit dem Schwerte, nicht um die bischöfliche Würde und die Diöceſe, sondern um das Bisthum, d. h. das geistliche Fürstenthum. Wenn nun ein Candidat seinen Nebenbuhler mit Gewalt verdrängt hatte, so wurde er geistlicher Fürst der Stiftslande und damit auch zugleich Bischof der Diöceſe. Wie nun, wenn die weltlichen Fürsten, über deren Territorium sich die Diöceſe mit erstreckte, für den Nebenbuhler das Schwert gezogen, oder wenn sie sonst mit ihm in Fehde lebten? Sollten sie sich und ihre Länder dann wohl so bereitwillig der geistlichen Jurisdiction des Nachbars untergeordnet haben? Damit war auch der Anlaß gegeben, ihre Landesprälaten von der bischöflichen Jurisdiction ziemlich unabhängig zu machen und sich selbst diese Gewalt anzumaßen. Selbst kleinliche Dinge, wie z. B. die Einführung des Ave-Läuten, ordnen die Landesfürsten für ihre Territorien selbständig an, natürlich mit Erlaubniß des Papstes. Der Bischof wurde nicht mehr gehört. Er existirte vielfach für die Landesherren nur als gleichgestellter Herrscher und Nachbar.

Sollte das geistliche Fürstenthum von den Nachbarfürsten nicht immer mehr ausgesogen und geschwächt werden, so war es anderseits auch für die Domcapitel nothwendig, einen tüchtigen Regenten und Kriegsmann zu wählen. Was würde der frömmste Mann und heiligste Bischof für die weltliche Verwaltung des Bisthums genützt haben, wenn ihm jene Eigenschaften fehlten? So war in der That die kirchliche Hierarchie verweltlicht. Aus Bischöfen waren geweihte Fürsten, aus weltentsagenden Aebten gepanzerte Krieger geworden. Viele Bischöfe hatten längst das

geistliche Kleid abgelegt und erschienen meistens als „Landesherren“ in Panzer und Harnisch.

Diese Zustände am Haupte der Diöcesen erzeugten Nachlässigkeit und Lauigkeit bei den Gliedern. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß christlicher Glaube und christliche Gesinnung unser deutsches Volk tief durchdrungen hatten, aber vielfach erblickt man auch eine Verflachung; Gebet und Kirchenbesuch werden oft äußere Formen. Ja, selbst ein Theil des Klerus sinkt von seiner idealen Höhe herab und handhabt sein Amt nur noch „perfunctorie“, d. h. handwerksmäßig [1]). Wegen des gewaltigen Umfanges mancher Diöcesen und der eben berührten Zustände entbehrte er der bischöflichen Aufsicht und Leitung; es war für ihn theilweise, als ob kein Bischof existirte, und so hatten sich manche Dinge eingeschlichen, welche am Klerus nicht befunden werden sollen.

In ganz besonders übelem Zustande befanden sich viele Canonicatsstifte. Die Zahl derselben, die der Kirchen und Kapellen, der Beneficien und Geistlichen in einzelnen deutschen Städten klingt uns fast unglaublich. Die Stifte waren allerdings aus einem sehr richtigen Gedanken hervorgegangen. Der allerhöchste Herr und Gott muß von der vernünftigen Menschheit verehrt werden. Das Gebet der Erlösten soll als tägliches Dankopfer zum Himmel emporsteigen. Darum betheiligten sich im Anfange des Christenthums die Gemeinden an den täglichen Psalmengebeten in der Kirche. Als aber das Christenthum allgemeine Verbreitung fand, war eine allgemeine Betheiligung unmöglich, und so treten denn Männer und Frauen, welche sich zum h. Gottesdienste berufen fühlten, zusammen, bilden Canonicatsstifte und führen ein gottgeweihtes Gebetsleben. Diese Gebetspflicht hatte das Mittelalter nicht vergessen; mit zunehmendem Reichthum hat es Kirchen und Stifte in Unzahl gegründet, wo Priester das reine und unbefleckte Opfer des Neuen Bundes darbrachten und das Lob des Allerhöchsten sangen. Aber leider hat die Schwäche der menschlichen Natur, welche nur auf das Irdische bedacht ist, die Reinerhaltung dieser hohen Idee unmöglich gemacht. Die Stadtbewohner, welche allmälig reich geworden waren, üppigen Handel und ergiebige Geschäfte trieben, verstanden vielfach den Zweck der Canonicatsstifte nicht mehr. Wozu die vielen Messen, wozu das beständige Geschrei in der Kirche? Man sah die Canoniker und Ordensleute nur als Faullenzer an, welche keine andere Arbeit thun mochten und von dem Fette Anderer lebten. Hierzu gaben dieselben allerdings oft selbst hinreichenden Anlaß, denn ihnen war sehr oft die Pfründe Hauptsache, Gottes Ehre und Gottes Lob bezweckten sie nicht. Darum bieten viele Stifte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Bild äußersten Verfalles. Jeder klericale Sinn, jedes gottgeweihte Leben fehlt in

ihnen. Viele Canoniker hatten nur die Tonsur, wodurch man schon zum Klerus gehörte und die Privilegien desselben genoß; andere celebrirten niemals, obgleich sie die Weihen hatten. Manche endlich hielten sich vom Chore und von allen Obliegenheiten für entbunden und genossen bloß die Pfründe. Das tägliche Chorgebet, so feierlich es klingt, wenn es würdig verrichtet wird, wurde ein wüstes Durcheinander und sah fast mehr einer Gottesentehrung als Gottesverehrung gleich. Gewiß befanden sich auch manche sehr würdige Männer in den Stiften, allein sie konnten dem allgemeinen Schlendrian nicht entgegentreten. Wenn dann die Hochachtung für die Canoniker und die Ehrfurcht gegen die gottesdienstlichen Handlungen schwanden, so wird uns dies nicht Wunder nehmen.

Der Klerus bildete im Mittelalter einen auch bürgerlich privilegirten Stand. Dies führte in den Städten alsbald zu einem feindseligen Verhältniß zwischen ihm und der Bürgerschaft. Wie der fast undurchsichtige Lettner die Klerisei in der Kirche vom Volke abtrennte, so entstand auch im öffentlichen Leben eine gleiche Abtrennung beider. Alle Stadtmagistrate trachteten danach, dem Klerus seine Rechte zu nehmen, namentlich sein Besitzthum und seine Grundstücke steuerpflichtig zu machen. Wie vielfach begegnen uns die Verbote, daß der Klerus kein Grundeigenthum und keine Häuser mehr erwerben dürfe; wie oft die Verbote, dem Klerus keine Abgaben und Zehnten mehr zu entrichten? Es ist das allgemeine Bestreben, den Klerus in allen bürgerlichen Dingen mit den übrigen Einwohnern gleich zu stellen. Daß hierbei Eingriffe in entschieden kirchliche Dinge mit unterliefen, wird wohl Niemand bezweifeln wollen. So z. B. bestimmte der Paderborner Magistrat noch im fünfzehnten Jahrhundert, daß bei Beerdigungen nur drei Messen stattfinden dürften, und verurtheilte jeden Bürger, welcher mehr spendete, zu einer empfindlichen Geldstrafe. Der Klerus seinerseits suchte seine Rechte als „Freiheit der Kirche" zu wahren. Steuerfreiheit, Gerichtsbarkeit und dergleichen deducirte man als göttliche Rechte und stellte die Magistrate als Verletzer der Religion hin. Das schärfte den Kampf furchtbar. Konnte der Klerus mit Gewalt sich gegen die Gewaltthätigkeiten der Behörden nicht schützen, so griff er zur geistlichen Waffe — zu Bann und Interdict. Anfangs fruchteten solche Mittel, bald aber nicht mehr. Die Magistrate fanden vielfach willige Werkzeuge an den Mendicanten, welche bischöfliche Interdicte nicht beachten zu müssen glaubten. Auch fungirten des öftern Landpfarrer aus der Umgebung auf Wunsch des Magistrats in der Stadt. Die Temporalien und die bürgerlichen Rechte bilden so vielfach den Zankapfel zwischen Klerus und Städten. Hatte ersterer das formelle Recht entschieden auf seiner Seite, so darf man nicht übersehen, daß die Identificirung seiner Privilegien mit den göttlichen Rechten der Kirche

ein verfehltes Unternehmen war. Dadurch kamen sogar bessere Menschen mit dem Klerus und der Kirche in eine feste, dauernde Opposition. Welche übele Folgen hieraus oft erwuchsen, möge nur ein Beispiel zeigen, welches allerdings über unsere Zeit schon hinausfällt. In Augsburg war mehrern Leuten nach ihrer Angabe die Absolution verweigert worden, weil „sy nit zehent geben als von obs Im garten und angern und von vischen und ander klein zehent". Der Rath ließ nun alles Zehentgeben an den Klerus verbieten und befahl, daß Alle, welche in der Beichte darüber beläftigt würden, dies sofort zur Anzeige bringen sollten.

Dies sind einige der Schäden unter dem Weltklerus. Eine Reform war vielfach nothwendig. Diese mußte aber hauptsächlich in zeitgemäßer Organisation und Umgestaltung der Verhältnisse bestehen, sollte nicht die Wurzel des Uebels zurückbleiben und bald wieder neues Unkraut wuchern lassen.

Gehen wir nun zu den Klöstern und dem Ordensklerus. Ein allgemeines Urtheil kann man auch über diese nicht fällen. Das Ordensleben der katholischen Kirche beruht auf den drei evangelischen Räthen, oder besser gesagt, auf der Nachfolge Christi. Jesus Christus, wahrer Gott, und als solcher keinem Menschen Gehorsam schuldend, verleugnet sich selbst und wird Menschen, Joseph und Maria, freiwillig unterthan. Er, der Schöpfer Himmels und der Erde, entäußert sich allen irdischen Besitzthums und ist freiwillig arm. Der Gottmensch lebte in steter Keuschheit. Etwas anderes von ihm nur zu denken, wäre ja blasphemisch. Diese drei Vollkommenheiten, wie Jesus sie selbst heißt und anräth, sind seit der Apostel Zeiten in der christlichen Kirche von denjenigen, welche dazu in sich die sittliche Kraft fühlten, geübt worden. Es ist allgemeines Bewußtsein der Kirche geworden, daß in ihr stets Mitglieder sein müssen, welche diesen höchsten Gipfel christlicher Nachfolge erklommen haben. In folgerichtiger Entwickelung entstanden darum Klöster, in deren Mauern die Christus nachahmenden Männer oder Frauen Schutz vor den Gefahren der Welt und Stütze ihrer Vorsätze fanden. Aber vor dieser erhabenen Idee des Klosterlebens trat zuletzt der praktische Nutzen, welchen die Klöster für das sociale Wohl und die geistige Bildung gebracht hatten, in den Vordergrund. Der Nutzen wurde meist Zweck und Ursache neuer Gründungen; dieser brachte Klöstern Ehre, Ansehen und Reichthum; so traten die Novizen nicht mehr in jener edeln Absicht allein in Orden ein. Damit beginnt die „Verweltlichung" der Klöster. Die Benedictiner-Abteien hatten eine doppelte Entwickelung genommen. Ein Theil diente dem Adel, ein anderer dem Bürgerthum als Versorgungshäuser. Es war bei letztern sogar Sitte geworden, daß Eltern, welche ihre Kinder in Klöster gaben, sich auch zum Unterhalte derselben verpflichteten und

ihnen alljährlich Revenüen auszahlten. Dadurch wurde der Grundcharakter der Klöster aufgehoben; sie blieben dies nur noch dem Namen nach. Der gemeinschaftliche Tisch und jede Gütergemeinschaft fielen bald fort. Kinder, welche körperlich contract, zum Heirathen unfähig, geistig beschränkt und blödsinnig, oder sonst als Verschwender und schlechte Wirthschafter für das bürgerliche Leben untauglich waren, wurden in die Klöster verbannt. So wirkten die Klöster freilich für das sociale Wohl segensreich. Die adeligen Benedictinerstifte dienten ebenfalls zur Versorgung der sonst untauglichen Söhne, sei es daß körperliche Defecte, sei es, daß geistige und moralische Mängel sie zu einer Last ihrer Familie machten. Aus dieser praktischen Verwendung der Klöster, welche materiell einer Säcularisation gleichkam, erklärt sich auch, warum eine Anzahl Benedictinerstifte Deutschlands von Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf wissenschaftlichem Gebiete wenig mehr leisten. Manche Klöster, selbst St. Gallen, konnten nicht einmal mehr ihre Hausgeschichte fortsetzen! Die sittlichen Zustände waren in jedem Kloster verschieden. Im Allgemeinen stand es doch nach dieser Seite hin immer noch gut. Die Reformatoren und auch unser Gerhard klagen in dieser Beziehung wenig über die Klöster. Wenn sie dieselben verweltlicht und entartet heißen, so geschieht dies vorzüglich deshalb, weil dieselben von ihrer Bestimmung abgewichen waren. Besser als mit den Benedictinern stand es mit den Cistercienern. Diese hatten nämlich die alte strenge Lebensweise bewahrt und dadurch solche Elemente, welche der bloßen Versorgung wegen in Klöster traten, abgeschreckt. So z. B. enthielten sie sich vollständig vom Fleischgenusse; nur wenige Klöster hatten die Erlaubniß zum einmaligen oder zweimaligen Genusse des Fleisches während der Woche. Hatte auch der allgemeine Geist der Lauigkeit mit seinen erschlaffenden Wirkungen sie nicht völlig verschont, so bargen im Allgemeinen ihre Klöster doch nur solche Insassen, welche das Klosterleben aus Beruf erwählt hatten. Daher war der sittliche und religiöse Zustand in ihnen im Allgemeinen gut. Gerhard selbst nimmt keinen Anstand, viele Cistercienserklöster als Muster zu empfehlen! Die Regular-Canoniker vom h. Augustin hatten in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden. Viele Klöster dieses Ordens waren der alten Regel treu geblieben und befanden sich in gutem Zustande. Ja, manche, namentlich holländische, entfalteten eine schöne Blüthe. Viele Chorherrenstifte dagegen waren nur dem Namen nach regulirt. Die norbertinische Reform der regulirten Chorherren, die Prämonstratenser, verhielten sich zu ihrem Stamm, wie die Cistercienser zu den Benedictinern.

Manche Klöster dienten so sehr praktischen Versorgungszwecken, daß sie auch nicht einmal mehr formell ihren Kloster-Charakter wahrten. Die

Gelübde wurden nicht mehr abgelegt; die Regel des Ordens und ihre Bestimmungen waren den Insassen völlig unbekannt. Niemand hatte bei seinem Eintritte daran gedacht, sich Gott durch Gelübde und Klosterregel zu weihen. Auch kam nicht die Einsicht, daß letzteres doch eigentlich der Zweck der Anstalt sei, in welcher man sich befinde. Man nahm den gegenwärtigen Zustand hin, ohne zu reflectiren; war ja derselbe für das Fortkommen auf dieser Erde nicht zu schlecht. Galt es einen Abt oder Propst für solche Anstalt zu wählen, so mußte man zunächst darauf sehen, einen Mann zu finden, welcher die Güter der Anstalt gut verwalten konnte; seine moralische Tüchtigkeit kam erst in zweiter Linie in Frage.

Die Mendicanten-Orden hatten schnell Eingang gefunden uud schöne Früchte gebracht. Wissenschaftliches Leben und Schaffen, verbunden mit einer recht intensiven und extensiven Seelsorge finden sich in ihren Klöstern. Die letztere bewahrte sie hauptsächlich vor Müßiggang und der Aufnahme geistlich und sittlich unfähiger Individuen. Aber auch sie hatten, wie alles Menschliche, eine schwache Seite, welche für sie manches Ungemach brachte. Weil auf Almosen angewiesen, so haschten sie auch nach Volksgunst, und weil sie von den Gaben der Gläubigen lebten, so besaßen sie nicht immer die nothwendige Unabhängigkeit, um gegen alle Fehler energisch einzuschreiten. Weil sie ferner mit dem gemeinen Manne stets verkehrten, eigneten sie sich auch vielfach die Derbheit desselben etwas gar zu sehr an. Die Mehrzahl derselben blieb jedoch sittlich gut und tüchtig. Gerade die Bettelorden haben uns die Bußprediger geliefert, welche bei heiligem Lebenswandel wunderbare Erfolge erzielten. Das Bedauernswerthe bei den Bettelorden war indeß ihr beständiger Streit mit dem Pfarrklerus; durch ihre apostolischen Privilegien gestützt, griffen sie in die Rechte desselben sehr ein und entzogen sich selbst der bischöflichen Jurisdiction. Ja, sie gingen sogar mit den Magistraten und der Bürgerschaft gegen die kirchliche Behörde.

Eine Ausnahme von der fast allgemeinen Verweltlichung machten die Karthäuser, welche sich die alte Ordensstrenge und das Streben nach christlicher Vollkommenheit bewahrt hatten. Bei ihnen gab es nichts zu beklagen und nichts zu verbessern.

Die Frauenklöster, um auch diese noch besonders zu erwähnen, theilten wohl manche Schäden der Mannsklöster, doch herrschte im Allgemeinen ein besserer Geist in ihnen. In sittlicher und intellectueller Beziehung war es in ihnen gut bestellt. Einzelne Ausnahmen können bei der Menge Klosterfrauen nichts dagegen beweisen. Indeß waren dieselben in manchen Stücken von der Ordensregel abgewichen. So konnten in den meisten Klöstern Sachsens nur Adelige und Bürgerstöchter gegen bestimmte

Summen Aufnahme finden. In andern führte jede Klosterfrau eigene Küche und eigenen Tisch; es war also das Gelübde der Armuth illusorisch. In andern endlich war jede Clausur aufgehoben. Vielfach befanden sich die Frauenklöster überschuldet und in Armuth; nur dadurch, daß die einzelne Novizin Vermögen mitbrachte oder eine jährliche Revenue empfing, war der materielle Fortbestand der Häuser gesichert.

Wie stand es denn nun mit dem Volke? Darüber wissen wir wenig oder gar nichts. Indeß können wir aus manchen Dingen abnehmen, daß religiöses Bewußtsein und Bedürfniß keineswegs erloschen waren. Die Menschen waren gläubig, wenn auch vielfach lau und schläfrig. Klagen über seltenen Empfang der Sacramente begegnen uns oft. Dagegen findet sich auch eine Glaubenskraft, welche Bewunderung erregt.

Aus den Bußcanonen und Synodalbeschlüssen darf man ebensowenig ein Sittenbild des Mittelalters entwerfen wollen, als man heute etwa aus verschiedenen Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches auf eine allgemeine Schlechtigkeit und Ruchlosigkeit in Deutschland schließen kann. Diese sowohl wie jene beweisen nur, daß Verbrechen vorgekommen sind; Verbrechen aber wird es geben, so lange die Welt steht.

Gegenüber den geschilderten Mißständen verhielten sich diejenigen, welche sie erkannten, folgendermaßen. Die Einen jammern, klagen und rufen nach Reform. Sonst aber verhalten sie sich unthätig. Die Zweiten schimpfen und poltern, klagen die Bischöfe an und wiegeln gegen sie auf. Diese zerstören nur und reißen nieder. Die Dritten endlich geben sich an ein gründliches Reformiren, ohne zu klagen und zu poltern. Zu dieser dritten Klasse gehört Gerhard Groot, dessen Wirken hier geschildert werden soll.

Eine jede Reform beruht auf Verbreitung der rechten Erkenntniß der Schäden und auf Erlaß der dieser Erkenntniß entspringenden Maßregeln. Bei einer kirchlichen Reform können letztere nur von der berufenen Auctorität ausgehen. Zu dieser hat Gerhard nicht gehört; demnach können wir einschneidende Maßregeln von ihm nicht erwarten. Daß dieses nicht seine Aufgabe war, hat Gerhard stets klar erkannt. Dagegen sucht er die rechte Erkenntniß von dem hohen Berufe des Klerus und des Ordensstandes überall hin zu verbreiten, sucht dem christlichen Volke den Weg des Heiles zu zeigen und den fruchtbringenden Samen wahrer Gottesfurcht in Aller Herzen auszustreuen.

Gerhard hat einen Theil seiner wahrhaft reformatorischen Gedanken in seinen Schriften, namentlich in seinen Briefen niedergelegt. Ausgeführt haben sie erst seine Schüler, da er selbst im besten Mannesalter von frühzeitigem Tode dahingerafft wurde. Um ihn daher richtig erkennen und würdigen zu können, ist es nothwendig, seine Schriften theilweise

mitzutheilen und weiter zu analysiren, als dies ein Lebensbild eigentlich zuläßt. Ferner muß, wenn das Product nicht von den Factoren getrennt sein soll, auch die Wirksamkeit von Gerhard's Schülern in Kürze mit behandelt werden.

Gerhard's ganzes Wirken läßt sich zusammenfassen in das eine: „Erweckung der Nachfolge Christi" [2]).

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf jenes Land, in welchem Gerhard zunächst persönlich wirkte. Das Bisthum Utrecht dehnte sich fast über das ganze heutige Holland aus, hatte demnach eine solche Flächengröße daß bei den damaligen Verkehrsmitteln ein persönliches Aufsichtsrecht und Eingreifen des Bischofs unmöglich war. Nur ein kleiner Theil des Bisthums war auch der weltlichen Macht des Bischofs unterthan und dieser wurde von den umliegenden Großen, namentlich von den Herzögen von Holland, derart geschmälert, daß seit 1331 die Bischöfe mit den weltlichen Angelegenheiten ihres Stiftes fast ausschließlich sich beschäftigen mußten. Daß dadurch die Diöcese Schaden litt, leuchtet ein. Erst Florentius von Wevelinghoven, welcher am 7. Nov. 1379 den Münsterschen Bischofsstuhl mit dem Utrechter vertauschte, erfreute sich wieder der Ruhe vor äußern Feinden des Stiftes und widmete sich fast ausschließlich den Angelegenheiten der Diöcese. An Gelehrsamkeit und Tugend stand er keinem seiner Vorgänger nach; ein solch' religiöser Sinn und Gebetseifer beseelte ihn, daß er von Manchen für überspannt und närrisch gehalten wurde. „Wie kann ich dadurch als Narr erscheinen," soll er einst geäußert haben, „daß ich viel bete, da ich ja auch viele Schafe habe?"

Unter diesem Bischof nun hat Gerhard Groot seine Wirksamkeit entfaltet.

2. Gerhard's Jugendzeit und Bekehrung.

Gerhard wurde im October 1340 zu Deventer geboren; seine Eltern waren reiche und angesehene Bürgersleute. [3]) Der Vater bekleidete sogar eine Zeit lang das Amt eines Bürgermeisters; in den Kämpfen mit dem Klerus aber um dessen Einnahmen und Rechte legte er sein Amt nieder und kaufte auch für eine bestimmte Geldsumme sich das Privilegium, nie mehr zu städtischen Diensten herangezogen zu werden [4]). Aus dieser Thatsache sehen wir, daß der Mann nicht bloß ein starkes Rechtsgefühl, sondern auch ein zartes Gewissen hatte. Wir dürfen demnach schließen, daß er die Erziehung seines Sohnes ebenfalls gewissenhaft nahm und im elterlichen Hause die feste Grundlage für Gerhard's spätern heiligen Lebenswandel gelegt worden ist.

Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt Gerhard in der Schule des Collegiat-Capitels seiner Vaterstadt und dann bezog er, dem allgemeinen Brauche reicher Jünglinge folgend, die Universität Paris. Der Vater ließ es an Geld nicht fehlen, tüchtige Anlagen und Ehrgeiz besaß der Jüngling ebenfalls genug, und so gestaltete sich das Studentenleben für ihn recht angenehm. Bereits mit 18 Jahren soll er Magister der freien Künste geworden sein [5]).

Aus dem Verhalten seines Vaters in den Kämpfen mit dem Klerus sehen wir, daß dieser entschieden auf Seite der letztern stand. Er war ein Freund der Geistlichkeit. Darum dürfte auch der Sinn und das Streben der Eltern kein anderes gewesen sein, als den talentvollen Sohn dem geistlichen Stande zu widmen. Bereits frühzeitig erhielt derselbe verschiedene Pfründen, unter andern auch zwei Canonicate in Aachen und Utrecht [6]). Ein Beruf zum geistlichen Stande war bei dem jungen Canonicus aber wenig oder gar nicht zu verspüren. „Er ging," wie Thomas sagt, „die breiten Wege der Welt", und zwar ziemlich lange. Gerhard selbst hat uns gesagt, worin diese „breiten Wege der Welt" bestanden. „Sub omni ligno frondoso et in omni colle sublimi fornicatus sum," schreibt er später an einen Freund [7]).

Gerhard blieb nach seiner Promotion noch eine Zeit lang in Paris, dann begab er sich nach Prag und später vielleicht auch nach Köln. 1366 treffen wir ihn am päpstlichen Hofe zu Avignon [8]); wahrscheinlich hoffte er als sogenannter curtisanus eine schnelle Beförderung. So hatte Gerhard die Welt gesehen und genossen, aber er hatte auch einen reichen Schatz des Wissens. Zeitgenossen behaupten sogar, er habe darin keinem auf der ganzen Welt nachgestanden [9]), eine Uebertreibung zwar, welche uns aber doch seine außerordentlichen Kenntnisse verbürgt. Außer der philosophischen und theologischen Bildung damaliger Zeit hatte er Medicin, Astronomie, Kirchenrecht, Magie und Sprachen studirt. Selbst im Hebräischen scheint er Kenntnisse gehabt zu haben [10]).

Fünfzehn Jahre hatte Gerhard so im Besitze seiner Pfründen ein Weltleben geführt — ein interessanter Beleg für unsere obige Darstellung der Zustände in den Collegiatstiften —, als ihm sein ehemaliger Schulfreund, der berühmte Heinrich von Calcar, welcher damals Prior im Karthäuserkloster zu Munnikhuizen bei Arnheim war [11]), in's Gewissen redete. Dieses geschah nicht zufällig, sondern Calcar hatte es längere Zeit schon bei sich beschlossen und nur eine günstige Gelegenheit abgewartet. Sei es nun, daß Gerhard wirklich bereits mehrere Male in fast wunderbarer Weise an seine Bekehrung gemahnt worden und dadurch der Ermahnung zugänglich war [12]), sei es, daß derartige Erzählungen nur fromme Sagen sind, jedenfalls war er von Natur aus zu sehr beanlagt, und von den

Eltern zu christlich erzogen, um nicht erkennen zu müssen, daß sein Verhalten mit dem Besitze mehrerer Pfründen unvereinbar sei, sobald nur Jemand ihn ernstlich belehrte. Dies that also Calcar; er ging nach Utrecht, suchte seinen ehemaligen Freund dort auf und brachte ihn zur gründlichen Erkenntniß. Das erste, was Gerhard that, war, daß er auf alle seine Pfründen verzichtete und nur das Utrechter Canonicat beibehielt. Diese Bekehrung geschah gegen 1374 [13]).

Gerhard's Bekehrung wurde eine gründliche. Bald resignirt er auch auf sein Utrechter Canonicat, verschenkt den größten Theil seines väterlichen Vermögens [14]) und behält nur so viel für sich, als ihm zum mäßigen Lebensunterhalte nothwendig war. Jetzt legt er auch ein geistliches Gewand an, zieht sich von allen Menschen und allen Freunden zurück [15]). Seine Bekannten meinen, er sei vor lauter Studiren verrückt geworden [16]). Indeß blieb Gerhard so umgewandelt, und daraus, daß er niemals einen Schatten von Ueberspanntheit und Uebertriebenheit gezeigt, ist ersichtlich, daß seine Aenderung nicht durch krankhafte körperliche, oder geistige Zustände, sondern rein aus Erkenntniß, mit voller, freier Hingebung erfolgt ist. Seine Schüler und Verehrer vergleichen ihn gern mit Paulus; und in der That hat Gerhard selbst sich diesen heiligen Glaubenshelden und Weltapostel zum Vorbild genommen. In seinen Schriften ist Gerhard bewandert und redet oft in paulinischen Worten. Selbst die Handarbeit des Apostels ahmt er nach. Ein anderer Heiliger, welchem der Bekehrte nachzueifern trachtete, war Augustinus. In verzehrender Liebe zu Christus und dem Heile der unsterblichen Seelen hat er sich beiden würdig angereiht.

Vorläufig blieb Gerhard in Deventer. Nach Hirsche soll er jetzt schon in Begleitung des Rectors der Zwoller Stadtschule, Johannes Cele, mehrere Male den berühmten Prior des Augustiner-Chorherrenstiftes Grönentahl, Johannes Ruysbroeck, besucht haben. Ich glaube jedoch, daß die Bekanntschaft mit Ruysbroeck erst nach Gerhard's Auftreten als Prediger beginnt [17]). In Zukunft ist er mit ihm in Freundschaft verbunden. Namentlich begegneten sich die Bestrebungen beider Männer auf dem Gebiete der ascetischen Literatur, wofür weiter unten noch einige Belege beigebracht werden. Die praktisch-mystische Methode, welche Gerhard und seine Schule nachher befolgen, hat er von Ruysbroeck erlernt und angenommen.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Deventer zog Gerhard sich als Gast in das Karthäuserkloster bei Arnheim zurück, unterwarf sich jedoch allen Bestimmungen der Klosterregel. Er verzichtete mit den Mönchen auch auf den Genuß des Fleisches. Seine Beschäftigung war Gebet und Studium. Dann nach Verlauf von drei Jahren verließ

er das Kloster, um sich dem Predigtamte zu widmen. Er hatte also in Munnikhuizen eine dreijährige Seminarzeit durchgemacht, welche auch damals vor Empfang der höhern Weihen üblich gewesen zu sein scheint. Wegen Mangel an hierfür bestimmten Anstalten wurde diese Vorbereitungszeit oft in Klöstern verbracht. Dann ließ sich Gerhard das Subdiakonat ertheilen. Die Priesterweihe hat er aus Ehrfurcht vor derselben niemals empfangen.

3. Der Missionsprediger.

Neben der regelmäßigen Pfarrpredigt finden wir im Mittelalter auch die Missionspredigt, welche vom apostolischen Stuhle zuerst den Dominicanern, später auch den andern Mendicantenorden übertragen wurde. Auf Grund der apostolischen Vollmacht ließen die Bischöfe die Prediger dann für ihre Sprengel zu, woselbst sie ganz nach freiem Ermessen öffentlich predigen und das Volk zur Anwohnung einladen konnten. Hierdurch haben die Mendicanten segensreich gewirkt. Wir brauchen nur an die Namen eines Berthold von Regensburg und David von Augsburg zu erinnern.

Verschiedene Bischöfe Deutschlands haben auch Weltpriester, wenngleich nur selten, mit der Predigtvollmacht nach Art der Dominicaner ausgestattet. Der hl. Norbert vor seinem Auftreten als Ordensstifter und der bekannte Conrad von Marburg waren Missionsprediger aus dem Weltpriesterstande. Unser Gerhard reiht sich ihnen als Genosse an.

Derselbe erhielt um 1380 vom Bischof Florentius zu Utrecht[18]) „urkundlich die Vollmacht, in dem gesammten Gebiete der Diöcese das Wort Gottes und die gesunde Lehre der Kirche öffentlich zu predigen, so daß in den Städten, Märkten und Dörfern derselben kein Pfarrer oder eine andere Person, wessen Standes sie auch sei, ihn von der Predigt des göttlichen Wortes jemals zu entfernen, nicht zuzulassen, oder auf irgend eine Weise darin zu hindern sich erkühnen durfte“[19]). Aus diesem Berichte Busch's, der offenbar dem bischöflichen Decrete entlehnt ist, sehen wir, daß Gerhard Groot in Bezug auf die Predigt ganz dieselbe Vollmacht hatte, wie die Bettelmönche. Jeder Pfarrer mußte ihn in seiner Kirche zulassen und durfte ihm in keiner Weise hinderlich sein. Gerhard hat nun drei Jahre mit größtem Eifer sich der Missionspredigt gewidmet. Busch nennt namentlich Deventer, Zwolle, Kampen, Amersfoort, Amsterdam, Harlem, Gouda, Leyden, Delft und Zütphen als diejenigen Städte, wo derselbe vorzüglich wirkte. Ein Blick auf die Karte zeigt uns also, daß Gerhard demnach besonders in der südlichen Hälfte des heutigen

Königreichs der Niederlande aufgetreten ist. Besonders häufig predigte er in Deventer und Zwolle [20]). Die erstere Stadt war ja sein gewöhnlicher Wohnort.

Der Zudrang zu seiner Predigt muß ein außergewöhnlich großer gewesen sein. Busch meldet darüber: „Alles Volk strömte in möglichst großer Zahl zum Anhören seiner Predigten oft zusammen, so daß die Leute in den Kirchen oder auch auf den Friedhöfen kaum genügenden Platz fanden; denn von Eifer für die Bekehrung Aller entflammt, hielt er an einem Tage öfters mehrere Predigten an dasselbe Volk, die er oft über eine oder zwei Stunden hinaus ausgedehnt haben soll" [21]). Thomas von Kempen aber sagt: „Ein so großer Eifer zur Anhörung des Wortes Gottes beseelte das Volk, daß die Kirche die zusammenkommende Schaar kaum faßte. Denn viele ließen das Mittagsmahl im Stiche, schoben nothwendige Geschäfte auf und strömten zu seinen Predigten" [22]). Und an einer andern Stelle berichtet uns derselbe Gewährsmann: „Wenn er auch nach dem Mittagsessen zu predigen beschlossen hatte, so blieb er selbst nüchtern in der Kirche im Gebete zurück oder ging betrachtend um den Kirchhof und erwartete die Rückkehr des Volkes. Deswegen wollten einige, voll Begierde nach seiner heiligen Rede, nicht länger einkehren, sondern blieben in der Kirche oder auf dem Gottesacker sitzen und nahmen die günstigsten Plätze um die Kanzel herum zuvor ein" [23]). Ueber Gerhard's Vortragsweise aber sagt derselbe Thomas: „Der berühmte Prediger pflegte zuweilen seine Blicke über die Anwesenden schweifen zu lassen, und dann je nach der Beschaffenheit seines Publicums und dem Nutzen für dasselbe seine Rede im hohen Tone zu halten oder lang auszudehnen" [24]). Gerhard sprach also vollständig frei.

Der wesentliche Inhalt von Gerhard's Missionspredigten war dieser: Christus, unser Herr, ist für uns gestorben und hat uns von der Sünde erlöst. Wir Christen müssen darum der Sünde absterben und uns von ihr losmachen. Wir müssen Christus ähnlich werden, er muß in uns Gestalt gewinnen. Daher empfahl Gerhard die beständige Betrachtung des Leidens Christi und seine Nachfolge. Daß dieses das gewöhnliche Thema seiner Predigten war, hat uns der Meister selbst angegeben: „Hinc est," so schreibt er an seinen Schüler, „quod semper paene ubique doceo, quod passio Domini nostri Jesu Christi semper et quasi frequenter in mente est habenda et retractanda et non solum hoc, ut sit ipsa per meditationem in nostro intellectu sed etiam et magis, ut per poenarum, opprobriorum et laborum imitationem sit per desiderium in effectu; ut et inde surgat per configurationem Christi in opere et effectu. Nam propter desiderium et affectum, qui, dum opportunitatem invenerit, cupit cum

Christo crucifigi, pati et reprobari, meditatio finaliter et principaliter ordinatur et modicum valet sola meditatio passionis, si non desiderium vehemens Christum imitandi comitatur[25]). Alle Predigten Gerhard's über die Laster gingen von diesem Gesichtspunkte aus und führten zu ihm zurück. Ganz besonders zog er gegen die Unkeuschheit, Habsucht und Ungerechtigkeit, die drei Hauptfehler aller Zeiten, welche damals vielfach besonders hervortraten, zu Felde. Es galt ihm dabei kein Ansehen der Person[26]). Auch hochstehende Männer waren ihm, falls sie sündigten „animarum suarum inimici capitales, aeternis incendiis concremandi“[27]). Gerhard hat darum auch in seinen Predigten des öftern die Verdammniß und ihre Qualen behandelt. Daß er aber nicht mit polternden Worten und Schimpfreden gegen die Sünde eiferte, nicht in roh sinnlicher Weise die Höllenqualen schilderte, dafür bürgt uns sein Hauptstreben: die Menschen zur Nachfolge Christi anzuleiten. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir auch die Angabe des Thomas von Kempen aufnehmen, daß Gerhard ein Bußprediger gewesen und die Menschen durch die Schrecken der höllischen Strafen von der Sünde abgebracht habe[28]).

Getreu seinem Grundsatze, daß die bloße Betrachtung des Leidens Christi ohne Umwandelung des Lebens nichts nütze, ging Gerhard in seinen Predigten von fruchtlosen Speculationen, wie sie in mittelalterlichen Predigten uns vielfach begegnen, ganz ab. Gerhard ist bereits ein moderner Prediger. Er redet nicht die Sprache der Schule, sondern die des Herzens; ein wahrhaft warmer, wohlthuender Ton, der aus einem von Liebe zu Gott und dem Seelenheile der Menschen erfüllten Herzen entsprang, begegnet uns in allen seinen Predigten und Ermahnungsbriefen[29]). Davon schreibt sich gewiß auch nicht zum geringsten Theile der wahrhaft großartige Erfolg her, den er erzielt hat.

Groot hat das religiöse Leben in den Niederlanden und man darf sagen in ganz Norddeutschland durch sein Auftreten wesentlich gehoben. Allerdings sah er nur den kleinsten Theil seiner Frucht; erst nach seinem Tode kam die Saat zur völligen Reife. Der Prior Johannes Voß aus Windesheim, welcher Gerhard und sein Wirken noch mit eigenen Augen gesehen hat, sagt von ihm Folgendes. „Den meisten aus euch,“ so redete er die versammelten Mönche kurz vor seinem Tode an, „ist es bekannt, wie jener ausgezeichnete Wirker wahrer Heiligkeit und herrliche Säemann des göttlichen Wortes, Meister Gerhard Groot, der damals fast Keinem in irgend einer Wissenschaft nachstand, von Gott erleuchtet, wie ein berühmter Herold Gottes diese unsere Gegend fast ganz durchzog, und die gesammte Einwohnerschaft durch sein heiliges Beispiel und seine gesunde Lehre gar kräftig bewegte und die Herzen der meisten Gläubigen zur

wahren Buße über ihre Sünden, zur Verachtung der Welt, zum Vorsatze der Lebensbesserung, zum Eintritte in einen Orden und zum Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande heiß entzündet, so daß in den meisten Städten, Märkten und Dörfern eine nicht geringe Menschenmenge beiderlei Geschlechts seinen Fußstapfen und Lehren zu folgen wünschte, Gott ihrem Schöpfer, in gemeinsamem Leben, einfachem Gehorsam, keuscher Enthaltsamkeit und den übrigen Tugenden fromm zu dienen das höchste Verlangen hatte und es in der That auch vollführte" [30]). Busch beginnt seine Windesheimer Chronik mit den für Gerhard so rühmlichen Worten: „Die göttliche Vorsehung sah die alternde und schon zur Hölle fahrende Welt mit dem Auge der Barmherzigkeit und Milde an und würdigte sich, fast am äußersten Ende der Erde ein großes Himmelslicht zur Erleuchtung der Seelen anzuzünden und Christus dem Herrn eine Leuchte zu bereiten, welche die umnachteten, auf dem Pfade der bösen Gewohnheit ganz verhärteten und in ihren vielen Sünden ganz erstarrten Herzen mit dem Lichte des heiligen Glaubens innerlich erleuchtete und mit der Liebesgluth des göttlichen Wortes heftig entzündete, nämlich den ehrwürdigen Mann, Meister Gerhard Magnus, zu deutsch Groot genannt." Und weiterhin sagt derselbe Gewährsmann: „Er brachte durch seine glühende Rede, durch sein heiliges und gutes Leben den ganzen Klerus und das ganze Volk, Reiche und Arme, Greise und Jünglinge, Jungfrauen und Wittfrauen, Menschen beiderlei Geschlechtes, auch verheirathete, in Bewegung und leitete sie an, Buße zu thun, die Welt zu verachten, die Sünde zu hassen, nach einem bessern Lebenswandel Verlangen zu haben, sich vor dem letzten Gerichte zu fürchten, vor den Qualen des ewigen Höllenfeuers zu erschrecken, nach dem himmlischen Vaterlande sich zu sehnen, die beseligende Anschauung Gottes und die immerwährende Gesellschaft der heiligen Engel zu wünschen und durch das Leben sich zu erwerben, und zwar that er dies durch Wort und Beispiel auf alle nur mögliche Weise. Eine große Anzahl Priester, Männer und Frauen von Stand in den verschiedensten Gegenden, durch seine Predigt im Herzen erschüttert und ganz und gar zur Reue gestimmt, hatten das heißeste Verlangen, die Welt zu verlassen, den Verkehr mit ihr zu fliehen und Gott, ihrem Schöpfer, in wahrer Geduld, in Glauben, Hoffnung und Liebe, sowie in Freude an dem Ewigen treu zu dienen" [31]). Aehnlich sagt auch Thomas von Kempen: „Als der ehrwürdige Gerhard Groot das Evangelium Christi im Gebiete der Utrechter Diöcese predigte, verließen viele Kleriker und Laien nach Anhörung des Wortes Gottes die Eitelkeiten dieser Welt, wünschend, den Strafen des ewigen Feuers zu entgehen und das himmlische Reich durch Buße und Trauer zu erlangen" [32]).

Der zweite Nachfolger von Johannes Voß, der gleichfalls heiligmäßige Prior Wilhelm Vorcken, stellt Gerhard in gleiche Linie mit dem h. Glaubensprediger Willibrord, nennt ihn „sehr klein freilich durch seine Demuth und Selbstverachtung, aber seinem Namen gemäß groß vor dem Herrn zum Heile der Auserwählten Gottes, da er die sich erhebenden Feinde mit dem Schwerte des Gotteswortes bekämpfte, so daß er selbst mit seinen geliebten Söhnen das Erbe Israels in Besitz nahm". „In Rücksicht auf das Seelenheil der Menschen," sagt er ferner, „hat er in seiner Lebenszeit nicht Arbeit und Kosten gescheut, indem er umherzog und überall predigte in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße (2. Kor. II, 27). Endlich nach vielen Kämpfen und nach Bekehrung vieler Menschen zu Christus ging dieser seligste Mann glücklich zum Herrn heim." [33])

Mit diesen allgemeinen Nachrichten über Gerhard's Predigterfolge müssen wir uns begnügen; Einzelheiten hat uns Niemand aufgezeichnet, obgleich der Meister stets in Begleitung einiger Schüler, meistens des Johannes Brinckerinck reiste. Dieser begleitete seinen Meister „wie Lucas den Paulus" [34]), und heftete die Anschläge, welche die Predigt bekannt gaben, an die Kirchenthüren [35]).

Gerhard's Wort machte besonders auf die Männerwelt einen gewaltigen Eindruck. Busch hat uns in seiner Windesheimer Chronik die Namen und Charakterzüge von mehrern Männern mitgetheilt, welche durch Gerhard's Predigt angezogen oder bekehrt wurden. Es sind dies die Priester Johannes Scutken, Johannes Klingebiel, Werner Keynkamp und vor allem Florentius Radewin, ferner die jungen Kleriker Johannes Voß, Johannes von Kempen, der Bruder des Thomas, Heinrich Wilde, Bertold ten Haue und Johann ten Waater; endlich auch bedeutende Weltleute, wie Heinrich von Wilsen, Bürgermeister in Kampen, und der Arzt Everhard von Eza. Die Bekehrung des Letztern erzählt uns die noch ungedruckte Chronik des Klosters Nordhorn in folgender Weise. „Zu jener Zeit lebte ein ehrwürdiger Mann, Magister und Herr Eberhard von Eza, Seelsorger und Pastor der Kirche in Almeloe. Siehe, dieser war von der Eitelkeit dieser Welt ehemals durch Meister Gerhard seligen Andenkens auf eine wunderbare und göttliche Weise bekehrt. Während nämlich genannter Gerhard gleichsam wie ein neuer Apostel Deutschlands, durch seine Predigt und seinen Ruf sehr berühmt, außerhalb der Stadt Deventer dem Volke das Wort des Lebens predigte, beeilte sich Eberhard, von Wissen und Hochmuth aufgebläht, er war nämlich Magister in den freien Künsten, Baccalaureus in der Medicin und praktischer Arzt, seiner Predigt beizuwohnen, nicht so sehr aus Liebe, als vielmehr aus Neugierde; er wollte ihn nämlich in der Rede fangen. Da er nun hochtrabend und ehrgeizig war, so stellte er sich

nicht unter das Volk und die gemeinen Leute, sondern versteckt hinter einen Pfeiler. Aber, wie es dem Augustin mit Ambrosius erging, so wurde auch er in seiner eigenen List gefangen. Denn der allmächtige Gott füllte den Köcher seines Predigers mit scharfen Pfeilen, mit denen er das Herz jenes neugierigen Zuhörers durchbohrte und umwandelte, zu einem neuen Leben ihn bekehrte und einen zweiten Augustinus oder Paulus statt des Saulus uns gab. Nach der Predigt nämlich begab sich Eberhard zu dem Gottesmanne und eröffnete ihm, welches Wunder der Herr mit ihm während der Predigt gewirkt habe. Denn er fühlte, wie alle Schlupfwinkel seines Herzens durchforscht und durchsehen wurden, und wie der Prediger mit Hintansetzung aller Uebrigen den Fleiß seiner ganzen Rede darauf verlegte, ihn allein zu erschüttern. So wurde er vom Prediger aufgenommen und in Liebe bestärkt, schließlich als sein Mitarbeiter und Mitprediger nach Westfalen geschickt. Nach seiner Bekehrung reiste Magister Gerhard der Große bald zum Herrn“ [36]). Dieselbe fällt demnach in die letzte Zeit der Wirksamkeit unseres Predigers und ist darum um so auffallender, als Eberhard bis dahin ein arger Verfolger der Gerhard'schen Sache und seiner Schüler gewesen war. Der Vergleich mit Paulus, in welchen ihn der Chronist stellt, ist daher keine leere rhetorische Phrase. Eberhard's Wirken wird uns später noch beschäftigen.

Auch Thomas von Kempen hat uns mehrere Priester und Kleriker geschildert, welche Gerhard's Predigt anzog. Ich nenne Johannes Gronde, Gerhard Calkar, Gisbert Dou und Wolfard Matthiä, welche Priester waren, ferner die Kleriker Johann Brinckerinck, Johannes Wittekopp, und die beiden Reiner, endlich die Laien Gerhard und Johannes Ummen. „Diese alle kannten Meister Gerhard, als er noch im Fleische gegenwärtig war, und hörten ihn oft das Wort Gottes dem Volke verkünden“ [37]). Außer den genannten Männern war Johannes Cele, Rector der Zwoller Stadtschule, Gerhard's bester Freund und Gesinnungsgenosse. Fragen wir nun nach den Ursachen, warum Gerhard's Auftreten einen solchen Erfolg hatte, so müssen wir antworten, daß diese in Gerhard's Persönlichkeit selber lagen. Gerhard predigte, was er selbst im Leben erfüllte; sein Wort war Ueberzeugung und überzeugte darum auch Andere. Sein Herz glühte von Liebe zu Gott, und sein Wort entflammte Andere zu gleicher Tugend. Er predigte Weltverachtung und übte sie im Leben [38]). „Johannes Ummen,“ sagt Thomas von Kempen, „ermahnte Alle, die zu ihm kamen, mit Verachtung der Begierde nach dem Irdischen ein neues Leben in Christo zu beginnen, welches Meister Gerhard durch sein heiliges Leben gelehrt“ [39]).

Die Grundlage aller Tugenden, die Demuth, besaß Gerhard in reichstem Maße. Er hielt sich für unwürdig, etwas zu sein. Daher

mied er die Oeffentlichkeit, lehnte alle Ehrenbezeugungen und Freundschaft der Weltleute freundlichst ab, kleidete sich in ein einfaches graues Gewand, das selten neu, des Alters wegen oft abgetragen und geflickt war. Er schämte sich nicht, obgleich von guter Herkunft, unter seinen Freunden und Mitbürgern in schlechten Kleidern zu erscheinen[40]). Einst fragte ihn ein Freund, warum er ein so altes und geflicktes Pelzkleid trage, dessen der gewöhnliche Bauer sich schämen müßte. Gerhard erwiderte: „Das thue ich zu meinem Vortheile, wäre der Pelz nicht geflickt, dann würde Wind und Kälte eindringen“[41]). Selbst in Gegenwart von Fremden setzte sich Gerhard mit den Worten: „Ich bin nicht würdig, mit euch auf der Bank am Tische zu sitzen, da ich mehr als Alle gesündigt und Gott beleidigt habe,“ auf den Boden[42]). Seine Nahrung war unbeschreiblich einfach, was schon allein daraus hervorgeht, daß er sich dieselbe selbst bereitete, obgleich er doch, wie Thomas dazu bemerkt, das Kochen nicht verstand. Verdorbene und verbrannte Speisen, schimmliges Brod und dergleichen pflegte er geduldig und ruhig zu essen[43]). Die Fasttage der Kirche hielt er strenger, als die Vorschrift war. An allen Freitagen begnügte er sich mit Vegetabilien, oft nahm er zu ihrer Bereitung nicht einmal Oel, sondern nur Salz[44]). Wenn nun dieser Gerhard über Demuth, Genügsamkeit und Enthaltsamkeit predigte, sollte da sein Wort, das wirkliche Ueberzeugung war, nicht gewirkt haben?

Gerhard predigte viel gegen die Sünden, welche Gott im Dekalog an sechster Stelle verboten hat. Aber bei ihm war jeder Verdacht und Anlaß zu übeler Nachrede in dieser Beziehung unmöglich. Alles Volk wußte es, daß Gerhard den Umgang mit Frauen vollständig mied. Er duldete kein weibliches Wesen in seiner Umgebung; auch selbst die Schwestern, welche in seinem Hause wohnten, durften ihn nicht bedienen; mußten sie ihm etwas zum Lebensunterhalt auf dem Markte kaufen, so wurde es durch eine Winde in sein Zimmer gereicht. Mußte er mit den Schwestern reden, dann geschah es nur durch ein verschlossenes und verhängtes Fenster. Diese Sorgfalt erschien einem Freunde doch zu groß. „Warum verstopfst du das Fenster so sorgfältig?“ fragte er. Gerhard antwortete: „Wäre es möglich, dann wollte ich auch noch meine Ohren verstopfen, damit ich ihre Stimme nicht hörte“[45]). Ein Mann dieser Art konnte allerdings mit voller Wahrheit die Enthaltsamkeit predigen, und wir werden uns nicht wundern, wenn sein Wort bei Priestern, Klerikern und Laien ungewöhnliche Wirkungen hatte.

Das strenge Leben Gerhard's war nicht bloß äußerliches Formelwerk, sondern entsprang aus seinem ganz Gott geweihten Innern. Bei Gerhard finden wir die reichste Gottesliebe, die ihn und seinen Geist

amer mit Gott verbunden hielt. Daher weilte er auch gern dort, wo ach katholischem Glauben der menschgewordene Gottessohn in Brods-estalt zu sein sich würdigt. Täglich wohnte er der heiligen Messe ndächtig bei, und begab sich auch sonst fleißig zur Anbetung des llerheiligsten in die Kirche. „Wenn er eingetreten war in die Kirche," igt Thomas von ihm, „dann stellte er sich nicht hin, um die Glasfenster i der Höhe anzuschauen, sondern demüthig knieete er nieder vor dem Herrn, oder streckte sich im Gebete auf den Boden hin. Auch wollte er i der Kirche keine Unterhaltungen pflegen, sondern bloß den göttlichen Lobgesängen lauschen oder seine Horen beten; er vermied es, im Tempel rgend ein unnützes Wort zu sprechen. Um in seiner Andacht beim Ge-ete durch die Menschen nicht gestört zu werden oder den Umstehenden, vas er Geheimnißvolles mit dem Herrn verhandele, nicht zu verrathen, hatte er eine stille und abgeschlossene Stelle bei den Minoriten sich er-beten, wo er allein und ungestört im Gebete hingestreckt lag und durch ein kleines Fenster das allerheiligste Altarssacrament auf mehrern Altären sah und anbetete. Dort bestürmte er mit Bitten und Seufzern den Himmel, schlug mit dem Zöllner in bitterstem Reueschmerz an sein Herz, bat Gott, ihm gnädig zu sein und seine vergangenen Sünden ihm zu verzeihen, von den gegenwärtigen Fehlern und Leidenschaften ihn zu reinigen und vor zukünftigen Gefahren in seiner gewohnten Gnadenver-leihung ihn zu beschützen" [46]). Auch im Hause verkehrte Gerhard viel mit Gott. Beim Beten seines Breviers wurde er oft von Andacht so entzückt, daß er dabei in heiliger Freude zu singen anfing. War er auf Reisen, so betete er mit seinen Begleitern gemeinsam; die Zeit, welche zwischen zwei Predigten an einem Tage lag, verbrachte er damit, daß er entweder im Gotteshause blieb, oder betend und betrachtend das-selbe umwandelte. Wenn er dann die Kanzel bestieg, dann tönte aus jedem seiner Worte den Zuhörern auch die Gottesliebe entgegen und ent-flammte die Herzen Aller, ebenfalls Gott über alles zu lieben.

Bei aller Strenge und Härte der Lebensweise, bei aller Eingezogen-heit und Schweigsamkeit war Gerhard aber keineswegs ein griesgrämiger, harter Mann. War es nothwendig, mit den Mitmenschen zu verkehren, dann war er liebenswürdig und entgegenkommend; denn er war als wahrhaft heiliger Mann auch voll Nächstenliebe. Bei aller Wucht, mit welcher er seine Donnerreden gegen das Laster hielt, sind dieselben daher niemals in Schimpfreden und rücksichtsloses Gepolter ausgeartet. Er beschwor die Menschen gern bei ihrer Seele und Seligkeit, sich nicht ewig unglücklich zu machen. Diese seine übernatürliche Nächstenliebe lag so klar vor Augen, daß sie Jedermann sogleich erkennen mußte. Gerhard war von Haus aus reich und hatte dazu noch einträgliche Pfründen

gehabt. Letztere hatte er niedergelegt, sein Privatvermögen größtentheils verschenkt und das Wenige, was er noch besaß, gehörte auch noch vielfach den Armen. Er selbst verschaffte sich manches, was er für seinen Lebensunterhalt brauchte, mit seiner Hände Arbeit. Arbeiten mußten alle seine Genossen. Für das Predigen verlangte er kein Almosen und keinen Lohn. So konnte er mit dem Apostel sprechen: „Silber und Gold oder ein Kleid habe ich, wie ihr selbst wißt, von Niemand begehrt, da alles, was mir und meinen Begleitern nothwendig war, diese meine Hände verdient haben.“ Alle, welche Gerhard predigen sahen, mußten sich daher sagen, dieser ist aus Liebe zu unserem Seelenheile gekommen. So zog Gerhard alle an sich und riß sie mit sich fort zu Gott. Liest man die Schriften der Schüler Gerhard's, so wird man erbaut durch die zarte und innige Liebe, mit welcher sie von ihrem Meister sprechen.

Ein ganz besonderer Vorzug Gerhard's war seine allseitige wissenschaftliche Durchbildung, vermöge deren er jene Discretion und Rücksichtnahme hatte, welche für ein gedeihliches seelsorgerisches Wirken nothwendig sind. Je nach dem Bildungsgrade und dem Stande seiner Zuhörer richtete er seine Worte ein[47]); er überschaute, wie schon oben hervorgehoben ist, jedes Mal sein Auditorium, um den rechten Ton für seine Predigt zu wählen. Wie sehr er auf das Publicum Rücksicht nahm, mögen uns seine eigenen Worte zeigen. Ein Seelsorgspriester in der Nähe von Brüssel hatte mehrere Male seine Zuhörer in der Predigt getadelt, und zwar in solcher Weise, daß Jeder wußte, wen er meinte. Darüber entstand ein großer Lärm und der gute Pfarrer dachte daran, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er legte seine ganze Angelegenheit aber zuerst unserm Gerhard vor, ihn um Rath bittend. Der Meister schrieb ihm unter anderm: „Mir scheint es bei solchen Zurechtweisungen vernünftig, daß man die von den Heiligen überlieferte Form gebraucht. Das beabsichtige ich auch mit mir selbst zu thun, weil es mir scheint, mir werde eines Tages dasselbe wie Euch passiren. Die Leute sollen sich selbst die Worte der Heiligen auslegen, wie sie wollen.“ Und weiterhin sagt Gerhard: „Auf die gegenwärtigen schlechten Zustände sind die Worte der Schrift und der Heiligen zu beziehen, welche gleichsam im allgemeinen Sinne gesagt sind. In allgemein gehaltener Rede können die getadelt werden, welche eine Zurechtweisung im Einzelnen nicht ertragen. So hat Christus des öftern gethan, welcher die Gesinnungen der Menschen kannte . . . Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, daß gewisse fromme Leute irgend welche von mir in meiner Predigt gemachte allgemeine Aeußerungen bereitwillig aufnahmen, welche sie aber in einer Collation, obwohl ich sie ihnen ebenso allgemein sagte, nicht ertrugen, weil sie eben da individualisirt, weil an einzelne Personen gerichtet

waren, obgleich noch ebenso allgemein. Stets muß man die Frucht der Zurechtweisung als Endziel der Arbeit im Auge haben, und jeder Tadel muß, wie es dem beabsichtigten Zwecke entspricht, gemäßigt werden“ [48]). Gerhard wollte also nicht verletzen, sondern erbauen, nicht abstoßen, sondern anziehen. Er hatte keinen blinden, sondern einen erleuchteten Eifer; er war in der That ein „Mann Gottes“ [49]).

Ganz besonders ließ sich Gerhard angelegen sein, den Klerus zu einem seines Standes würdigen Lebenswandel zu erheben. In Privatgesprächen, in Conferenzen und selbst auf der Kanzel arbeitete er darauf hin. Er belehrte sogar das Volk über sein Verhalten zu unwürdigen Priestern, um damit eine gewisse Controle über dieselben anzustellen. Wenn sie nicht aus dem Bewußtsein ihrer Würde, so sollten sie doch zum wenigsten aus Rücksicht auf das Volk ein gutes Leben führen. Gerhard hat in dieser Beziehung fast denselben Standpunkt, den Gregor VII. und nach ihm vielfach eifrige Männer des Mittelalters einnahmen. Es ist eine alte Aufzeichnung der fünf Punkte, welche Gerhard hierüber dem Volke zu Utrecht predigte, in neuester Zeit wieder aufgefunden und veröffentlicht worden [50]). Seiner eigenen Aufzeichnung zufolge hat Gerhard mehrere Predigten hierüber gehalten, dieselben auch Andern zum Lesen und Abschreiben gegeben [51]).

Gerhard wurde auch des öftern herangezogen, den Geistlichen Vorträge zu halten. Das Predigen vor Priestern und Klerikern im Mittelalter wird oft erwähnt; wir haben uns darunter in den meisten Fällen nichts anderes als unsere jetzigen Exercitien-Vorträge zu denken. Solche hatte also Gerhard mehrere Male zu halten. Busch erwähnt, daß der Prediger bei solcher Gelegenheit auch eine Rede des h. Bernhard vorgetragen habe. Eine längere Abhandlung Gerhard's, welche uns erhalten ist, führt den Titel „Sermo de forcaristis, factus in domo capitulari Trajectensi“. Dieselbe ist eine spätere, weitere Ausführung einer wirklich gehaltenen Rede. Gerhard's Biograph Rudolf Dier de Muden meldet uns sodann von ihm: „Er predigte auch dem Utrechter Klerus auf einer Generalsynode, und diese Rede war gegen die Concubinarier gerichtet [52]). Vergleichen wir beide Angaben mit einander, so ergibt sich, daß Gerhard im Capitelsaale des Domes zu Utrecht auf einer Generalsynode des Klerus gegen das Concubinat redete [53]). Offenbar war ihm dies nur durch besondern Auftrag möglich. Damit würde sich ergeben, daß der Bischof von Utrecht zur Unterdrückung des Concubinates unter dem Klerus eine Generalsynode hielt und unsern Gerhard mit den Ansprachen an denselben beauftragte. Danach muß derselbe als Prediger in der That in großem Ansehen gestanden haben. Diese Thätigkeit Gerhard's fällt in den Sommer des Jahres 1383.

Die Vorbereitung auf seine Predigten machte Gerhard zwar schriftlich, redete dann aber frei. Eine solche schriftliche Vorbereitung ist auch die oben erwähnte Aufzeichnung. Aus der Schlußbemerkung derselben: „dies habe ich bewiesen in meinen Predigten, die ich in der Stadtkirche von Utrecht gehalten und die ich geschrieben habe, und gebe sie zu sehen und abzuschreiben allen denen, die es begehren," sehen wir, daß Gerhard seine Predigten oftmals noch nachträglich schrieb. Geschriebene Predigten dieser Art sind uns erhalten. Gerhard pflegte seine Aufzeichnungen und Skizzen bei sich zu führen, um etwaigen Angriffen und Anfragen gegenüber sofort Antwort und Auskunft geben zu können. Manchmal memorirte er auch Predigten der Kirchenväter, wobei ihm sein gutes Gedächtniß besonders zu statten kam.

Gerhard ließ keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, wenn er das Wort Gottes in Privatkreisen ausstreuen konnte. Ja, er war förmlich erfinderisch in solchen Gelegenheiten. Obgleich er keine Einladung in ein Privathaus annahm, „so lud er doch arme, gottesfürchtige Leute, zuweilen auch einen oder zwei ehrsame Bürger zu seinem geringen Tische ein, wegen der Anleitung zu einem bessern Leben, welche er reichlicher mit der Süßigkeit himmlischer Rede, als mit wohlbereiteten Schüsseln, die er am allerwenigsten herstellte, erquickte. Mochte er nämlich allein oder mit einem Gaste essen, eine heilige Lesung ging voran, eine erbauliche Rede floß aus seinem Honigmunde; sonst hielt er strenges Schweigen" [54]). Um Gelegenheit zu haben, den jungen Schülern, welche ihm Bücher abschrieben, öfters ein gutes Wort der Ermahnung sagen zu können, gab er ihnen den Schreiberlohn nur ratenweise [55]). So zwang er sie, mehrere Male zu ihm zu kommen und ihn anzuhören. Sein Busenfreund Johannes Cele hielt, wahrscheinlich nach seiner Anleitung, alle Sonntage vor seinen Schülern eine kurze Erklärung und Homilie über das Evangelium. Als auch andere Leute zu diesen Vorträgen kamen, verbot sie der Stadtpfarrer. Gerhard ist es gewesen, der nun eintrat und das Recht seines Freundes vertheidigte [56]).

4. Der Ketzerhammer.

Mit Gerhard's Predigtamte war die Aufgabe verbunden, die Ketzer zu belehren, ihnen entgegen zu treten und im Falle der Hartnäckigkeit dem weltlichen Arme zur Bestrafung zu übergeben. Der Begriff Ketzer und Ketzerei wurde jedoch damals in einem weitern Sinn genommen, als dies gegenwärtig zu geschehen pflegt. Auch Verbrechen gegen die Sittlichkeit und andere Dinge, welche auch noch heute die weltliche Be-

hörde als Verbrechen bestraft, fielen unter Ketzerei. Wir dürfen darum nicht erschrecken, wenn uns der liebevolle Gerhard jetzt als Ketzerverfolger entgegentritt. In den Lobsprüchen, welche der schon genannte Wilhelm von Salvarvilla unserm Meister spendet, wird sein Auftreten gegen die Häretiker als eine Haupttugend mit hervorgehoben [57]). Ja, er bekam sogar den Beinamen „Ketzerhammer" — malleus haereticorum.

Im ganzen Mittelalter finden wir die Secte der sogenannten Freigeister, welche bald hier, bald dort auftaucht. Im Wesentlichen bestand ihre Lehre darin, daß alle Sacramente und äußern Einrichtungen der Kirche leere und unnütze Formeln seien; die von Unkenntniß und Aberglauben Befangenen hätten solche Dinge nothwendig, die Klugen und daher geistig Freien aber nicht [58]). Bedenkt man nun, daß im Mittelalter der Glaube an die Einheit der Kirche alles durchdrungen hatte, daß die eine Kirche, als Heilsanstalt Jesu Christi alle bürgerlichen und socialen Verhältnisse gestaltet hatte und beeinflußte, so wird man nicht leugnen können, daß das Durchdringen einer solchen Lehre, wie die Freigeister sie verkündigten, auch eine Umgestaltung der genannten Verhältnisse mit sich führen mußte. Daher verfolgte man die Freigeister auch als Ruhestörer.

Gegen diese Freigeister ist nun auch Gerhard aufgetreten. Seine Biographen haben uns drei Sectirer mit Namen genannt, welche er in Schrift und Wort bekämpfte. Der erste, über welchen uns Peter Horn Mittheilung macht, war ein gewisser Matthäus. Dieser wirkte in Holland und besonders in der Stadt Gouda. „Seine Schüler beobachteten zwei- und zwanzig Artikel voll jeglicher Blasphemie über die Menschheit und Gottheit Christi, über die Sacramente der Kirche und das Fegfeuer. Unter anderm glaubten sie auch, daß Miewes selbst lauterere Erkenntniß der Wahrheit als die Apostel habe." Der Führer Matthäus scheint damals bereits gestorben zu sein, denn es wird uns nur ein Vorgehen gegen seine Leiche gemeldet. Der Bischof Florentius, an welchen sich Gerhard wandte, ließ Matthäus' Gebeine ausgraben, vor seinem Schlosse verbrennen und die Asche in alle Gräben der Stadt zerstreuen [59]). Der zweite Sectenführer, welcher besonders in der holländischen Stadt Kampen sein Unwesen trieb, war Gerbrand. Peter Horn nennt ihn „cyrurgicus" [60]). Wir werden uns also einen Barbier oder Bader unter ihm vorzustellen haben. Ueber seine Lehren im Einzelnen erfahren wir nichts Näheres.

Am meisten zu schaffen machte sich Gerhard indeß mit dem Augustiner-Eremiten Bartholomäus aus dem Kloster Dortrecht [61]), welcher Terminarier zu Kampen und Zwolle war, und mehrere Mal in einer Weise, welche nach Freigeisterei schmeckte, in der Stadt Zwolle predigte. Ja, er nannte die Freigeister sogar und lobte sie, verdammte, wie sie, die Bußübungen [62]) und predigte hohe, unverständliche Dinge, welche er selbst

nicht recht verdaut hatte. Ferner polemisirte er gegen das Einsiedlerleben der Karthäuser und anderer strenge Clausur habende Orden mit ganz banalen Phrasen. Christus, so meinte er unter anderm, sei nicht in der Wüste, sondern unter Menschen gewesen. Letzteres kam ihm von Herzen; er liebte ein freies, lockeres Leben, besuchte Gasthäuser, stand mit den Vornehmen auf gutem Fuße und ließ Alle, welche religiös gleichgültig dahin lebten, ungestört. Dies wurde Gerhard gemeldet. Sofort schrieb er dem Pfarrer Reyner in Zwolle [63]), theilte ihm die Dinge mit und ersuchte darum, dem Augustiner die Kanzel zu verbieten. Er bezieht sich darauf, daß dies in der Vollmacht der Pfarrer liege. „Wenn ihr ihn aber zulassen wollt, so macht mit ihm aus, daß er nach Art des Propheten dem Volke seine Sünden und Verbrechen und den Weg zum Himmel, nämlich Christus, predige, daß er ein Evangelium nach irgend einem Kirchenlehrer auslege und jene unfaßbaren und profanen Worte unterlasse. Die Augustiner in Dortrecht stehen in dem Rufe, daß Häretiker unter ihnen sind. So habe ich vor vielen Jahren in Utrecht und Holland gehört. Und ich möchte ihn gern im Geheimen und mit einem Notare hören, wenn er vor euch predigen wollte. Dann brauchtet ihr ihm kein Verbot zu geben, sondern mir bloß aufzutragen, daß ich im Geheimen käme. So fingen wir ihn denn mit List (furtive) in seinen Irrthümern und schlössen ihn von der Predigt aus, damit der Satan durch ihn nicht verherrlicht würde."

Dieser Schritt Gerhard's hatte wenig Erfolg. Bartholomäus predigte in genannter Weise öffentlich weiter [64]). Da verklagte ihn Gerhard bei der bischöflichen Curie in Utrecht. Der Generalvicar ließ ihn citiren und forderte von ihm Rechenschaft, welche der schlaue Augustiner in der Weise gab, daß er die Falschheit jener vorgeworfenen Lehren zwar zugab, aber behauptete, so habe er nicht gepredigt. Gerhard, über solche Charakterlosigkeit höchst entrüstet, wandte sich nun an den Bischof in mehrern Schreiben [65]). Acquoy hat uns einen dieser Briefe mitgetheilt, welchen auch Busch in seiner Erzählung ausgezogen hat. In diesem fordert Gerhard eine neue und ernstere Untersuchung. Zugleich schrieb er an den Generalvicar, daß ein weiteres Wirken des Bartholomäus für die Diöcese äußerst gefährlich sei. Sollte man ihn nicht entfernen, so sei die Sache wichtig genug, um den apostolischen Stuhl selbst anzugehen. Der Bischof solle jenseits der Issel einen Commissarius ernennen, und dieser möge neue Beweismittel gegen Bartholomäus sammeln, damit der Glaube, von dem falschen Propheten besiegt, nicht daniederliege, und die Anmaßung der Laien gegen den gleichsam unterdrückten Klerus nicht noch steige und die ganze kirchliche Ordnung nicht Schaden nehme [66]). Dieses Auftreten Gerhard's hatte Erfolg. Der Bischof leitete eine neue

Unterſuchung ein und citirte Bartholomäus von neuem. Dieſer aber ging ſchon vor dem feſtgeſetzten Termin nach Utrecht in Begleitung mehrerer Rathsherren zu Kampen, welche es mit ihm hielten, um ſo nicht in Gerhard's Gegenwart ſich vertheidigen zu müſſen. Doch Heinrich Wilſen verrieth ihm dieſes. Obgleich es bereits Abend war, als Gerhard die Nachricht in Deventer empfing, ſo brach er doch ſofort nach Utrecht auf, welches er nach einer die ganze Nacht hindurch fortgeſetzten Fahrt am nächſten Morgen erreichte. So mußte Bartholomäus ihm gegenüber ſtehen. Nach langer und genauer Verhandlung wurde er der Ketzerei überführt und, da er widerrief, das Bußzeichen ihm angeheftet.

Dieſer Sieg brachte Gerhard indeß ſchlimme Früchte. Wie in der Einleitung hervorgehoben iſt, ſtanden Stadtmagiſtrat und Bettelmönche vielfach gegen Biſchof und Weltklerus zuſammen. Das zeigte ſich auch hier wieder. Der Kampener Magiſtrat machte Bartholomäus' Sache ſofort zu der ſeinigen, hielt die ihm angeblich angethane Schmach auch gegen ſich gerichtet. Gegen Gerhard's Freunde wurde jetzt furchtbar gewüthet, die meiſten aus der Stadt verwieſen. Unter dieſen befand ſich auch der Schulrector Werner Keynkamp, welcher auf zehn Jahre verbannt und öffentlich ausgeſtäubt wurde [67]). Die Frauen aber, welche über die Predigten des Bartholomäus Anzeige gemacht hatten, wurden gerichtlich belangt [68]).

Da die Berichte über die drei Ketzer, welche Gerhard bekämpfte, nur im Allgemeinen angeben, was ſie lehrten, ſo erſcheint es mir nicht unangemeſſen, hier auf den ausführlichen Bericht über die Lehre von Freigeiſtern hinzuweiſen, welche in Augsburg auftraten [69]).

Vergleicht man mit ihm die kurzen Berichte des Peter Horn über Matthäus und Genoſſen, ſo leuchtet die Aehnlichkeit ſofort ein. Gerhard hatte ſomit Recht, daß ein Eindringen dieſer Lehre die ganze Ordnung der Kirche ruiniren würde. Zugleich aber ſehen wir, daß ſchon damals Auguſtiner-Eremiten zu ſolchen Anſichten hinneigten, welche ſpäter die ſogenannten Reformatoren zu den ihrigen machten.

5. Wiſſenſchaftliche und literariſche Thätigkeit.

Seit ſeiner Bekehrung und ſeinem Auftreten als Prediger hat Gerhard Groot ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit ausſchließlich auf Gott und das Seelenheil der Menſchen gelenkt. Kein Buch hat er erworben, keine Zeile geleſen, welche dieſen Doppelzweck nicht gefördert hätten, oder demſelben ſogar feindlich geweſen wären.

Groot sammelte mit einem Bienenfleiße eine umfangreiche Bibliothek theologischer und ascetischer Schriften und nennt sich selbst in scherzhafter Weise einen Büchernarren. „Ich bin immer," so schreibt er seinem Freunde Ruysbroeck, „nichtsnutzig, immer geschwätzig, immer habsüchtig und sehr gierig nach Büchern" [70]). In seinen Briefen an Wilhelm Vroede gibt er uns einen Einblick in sein Bücherſammeln. Eine interessante Stelle aus denselben möge daher folgen. „In Prag wird für mich Johannes Chrysostomus' Erklärung des Matthäus geschrieben ... Gerlach wird bald kommen und für mich schreiben.... Ich danke euch im Herrn für die Glosse zum Seneca. Die Bücher, welche ich wünsche, sind irgend welche Schriften des Ambrosius, weil ich keine von ihm habe, Isidor über das höchste Gut, die vier Bücher des Damascenus, das Registrum Gregor's, die Briefe von Augustin und Hieronymus. Von Augustin wünsche ich folgende Bücher: Ueber den freien Willen, die Unsterblichkeit der Seele, über die Größe der Seele, über die zwei Seelen, über die Lüge, an Valerian gegen Faustus und über die Katechese der einfachen Leute, über die Priesterweihe, die Kindertaufe, die Einheit der Taufe, über den Buchstaben und den Geist, über die 83 Fragen, ferner Augustin's Commentar über das Johannes-Evangelium und dann seine vielen verschiedenen Bücher, welche er gegen die Irrlehren der Donatisten im Allgemeinen und gegen verschiedene Donatisten im Besondern und gegen verschiedene andere Secten, nämlich die Arianer, Pelagianer, Novatianer und Manichäer schrieb. Ich besitze jedoch schon Augustin's Schrift über die Genesis gegen die Manichäer. Laßt mir einige dieser Bücher schreiben, und ich meinerseits lasse für euch schreiben; legt Geld aus in meinem Namen, so viel ihr wollt. Ich gab dem Gerlach 28 Quaternionen zum Schreiben, womit er anfängt, sobald er euer Buch über die Fortschritte vollendet hat. Stachelt ihn an, daß er so schnell als möglich schreibt. Gerlach ist ein sehr nützlicher und fleißiger Schreiber" [71]).

Ruysbroeck gegenüber meint Gerhard, daß er seiner Bücherliebe bald ein Ziel setzen müsse, da ihm das Geld ausginge [72]). Wilhelm Vroede, welcher die verschiedensten Bücher für ihn schreiben ließ, war in Stellvertretung Cele's, welcher sich in Prag weiter fortbildete, Schulrector in Zwolle, und seine Schreiber Kleriker der höhern Schulklassen oder solche, welche die Schule bereits absolvirt hatten. Dazu hatte Gerhard noch bei sich in Deventer eine Anzahl Scholaren, welche für ihn und Andere schrieben. Diese Schreibschulen zu Zwolle und Deventer sind, wie später erörtet wird, die ersten Grundlagen für Gerhard's weitere Stiftungen gewesen. Außer Zwolle stand Gerhard noch mit Amsterdam in regstem Verkehr über Bücherschreiben und Büchererwerb, wie uns

mehrere interessante Stellen seiner Briefe zeigen. Dem genannten Broede schrieb er: „In der andern Woche reise ich nach Kampen; daher verschieb es nicht, zu mir zu kommen mit allen meinen Büchern und den beiden, welche der Herr Petrus mir schicken wollte . . . Die Quaternen und ersten Theile der angefangenen Bücher bringe ebenfalls mit“ [73]). An seine Freunde Wilhelm Oudescute, Gisbert Don und Johann Gronde zu Amsterdam erläßt er Aufträge zum Bücherschreiben [74]). In einem andern Briefe an den Letztern sagt er: „Ich habe die Bücher empfangen, welche du geschrieben hast. Den letzten Theil des „Tabernaculum“ haben die Kampenser und schreiben ihn ab; sobald ich ihn erhalte, werde ich ihn an Gisbert schicken. Ueber auffallende Kleidung irgend etwas geschrieben zu haben, erinnere ich mich nicht. Ich habe den einen Theil des Passionale zurückgeschickt. Bitte, schicke mir sobald als möglich für einen alten oder einen halben Gulden französisches Pergament von dem deinigen. Wenn du nichts hast, so nimm es von Herrn Wilhelm oder Gisbert. Zur Zeit halte ich fünf Schreiber, es wird Augustin's Commentar zu Johannes und Beda's zu Marcus geschrieben. Ich fürchte, es geht das französische Pergament mir aus, ehe neues kommt, wofür ich dem Herrn Gisbert zwei alte Gulden geschickt habe. Ich beabsichtige, für kurze Zeit nach Utrecht zu gehen, um eine Apologie gegen die öffentlichen Fornikarier herauszugeben“ [75]). In einem weitern Briefe an denselben Johannes Gronde sagt er: „Ich schicke dir das Buch der Sentenzen.“ Dann gibt er verschiedene Ausweise über Verwendung des Geldes zum Bücherkauf und Ankauf von Pergament [76]). In einem andern Schreiben heißt es: „Ich schicke dir deine Bücher. Schreib' mir zurück, wie viel du den Schreibern bezahlt hast“ [77]). Seinen Freund Johannes Cele ersucht er, einem Andern von dem erhaltenen Pergamente verabfolgen zu lassen und ihm den Namen des Pergamentbereiters zu melden. In einem weitern Briefe an denselben sagt Gerhard: „Wenn irgend ein Buch angefangen ist, so möge es auch beendet werden, wenn dieses von jetzt bis Pfingsten möglich ist. Ein weiteres Buch soll nicht von neuem begonnen werden.“ Weiter heißt es in demselben Schreiben: „Schicke mir auch das übrige Geld und anderes, da ich Geldmangel habe. Gottlob, bin ich vollständig erschöpft.“ Dann kommen noch weitere Nachrichten über bestellte Bücher [78]). In einem andern Schreiben ersucht er seinen Freund Cele, ihm eine Reihe von Büchern leihweise zu schicken, da er sie dringend nothwendig habe [79]). Gerhard kaufte auch bereits geschriebene Bücher. Ueber einen interessanten Fall dieser Art meldet uns Peter Horn: „Als er ein Mal Gregor's Moralia nicht hatte, schrieb er dem Magister Johannes Cele, dem Rector der Zwoller Schule, ihm dieselben zu kaufen, wenn er zufällig einen Verkäufer fände. Als aber der

gefundene Verkäufer das Buch schätzte und unter dem Preise forderte, gab der genannte Magister Johannes zu der Summe noch fünf Gulden darauf und zu diesem Preise schickte er sie Meister Gerhard, welcher das Buch schätzte und, als er sah, daß es mehr werth sei, noch acht Gulden zur genannten Summe hinzulegte. So empfing der Verkäufer dreizehn Gulden über die geforderte Summe hinaus“ [80]).

Gerhard legte auf die äußere Ausstattung der Bücher nicht das Hauptgewicht, sondern vielmehr auf die Correctheit des Textes. „Er war nicht versessen auf schöne Bücher,“ sagt Thomas von Kempen. „So hatte er ein Brevier, das nicht viel werth war, aus dem er seine Horen las, indem er für seinen Gebrauch alles Glänzende oder doch nicht Einfache vermied. Als er daher Jemand sah, welcher ein sehr schönes Buch hatte, sorgfältig in dasselbe hineinschaute und wieder verschloß, sagte er ihm: Ich ziehe es vor, daß mich das Buch bewahrt, als daß ich das Buch bewahren muß. Das Buch muß dem Nutzen des Lesers und nicht der Neugierde des Beschauers dienen. Daher war die Neigung des frommen Meisters mehr auf den Inhalt der Bücher als auf das Alter des schönen Codex gerichtet. So wollte auch der heilige Hieronymus lieber correcte Codices in geringem Pergament, als schöne aber incorrecte haben“ [81]). Jedoch legte Gerhard auf deutliche Schrift ein großes Gewicht. Junge Kleriker, welche eine schöne Hand hatten, wählte er sich zu seinen Schreibern, so den Johannes Voß, Johannes Hamer u. A. Bekanntlich haben gerade Gerhard's unmittelbare Schüler, die Brüder vom gemeinschaftlichen Leben, durch schöne, deutliche Handschrift und Erneuerung des verfallenen Schriftwesens sich besonders ausgezeichnet.

Gerhard studirte fleißig in seinen vielen Büchern. Selbst bei Tisch nahm er ein Buch zur Hand. „Seinem Tische gegenüber,“ sagt Thomas von Kempen, „stand ein Bücherschrein, mit den besten Büchern gefüllt, damit er, wenn ein Gericht nicht gefalle, er seinen Freunden aus der Büchermenge einen Becher für ihre Seele geben könne“ [82]). Ferner führte er stets auf seinen Predigtreisen eine Anzahl Bücher bei sich [83]). Seine Schriften zeigen uns ganz ungewöhnliche Belesenheit und weitverzweigtes Wissen. Gerhard wollte indeß mit seinem Wissen nicht glänzen [84]). In seinen „Vorsätzen“ sagt er von sich selbst: „Niemals sollst du studiren, um einen Grad in der Theologie zu erlangen, noch darauf bedacht sein; da ich ja zeitlichen Gewinn und Pfründen oder einen glänzenden Namen nicht erlangen will. Wissenschaft aber kann ich auch ohne akademischen Grad besitzen. Gewöhnlich ist dieses Streben fleischlich und Sache der Leute, welche nur fleischliche Wünsche haben. Ferner wird man dadurch von dem Wirken für das Heil des Mitmenschen abgezogen, ebenso von dem Gebete, der

Reinheit des Geistes und der Zurückgezogenheit von der Welt. Ferner muß man dann vielen unnützen Vorlesungen anwohnen und unter vielen Menschen sein, wodurch man befleckt und zur Sünde gebracht wird. Im weltlichen Rechte und in der Medicin sollst du nur gegebenen Falls studiren und dann, wo du etwas Gutes damit bezwecken kannst. An sich nämlich nähren sie den Geist nicht, sondern bringen ihn in Verwirrung; aber aus Liebe zum Frieden, im Falle der Noth, oder wenn ein merkwürdiger Fall uns aufstößt, kann man im weltlichen Rechte nachsehen, oder für den eigenen Leib oder für den des Mitmenschen in der Medicin. Dies sind nämlich weltliche Dinge, in denen es geeigneter ist, anderer Leute Rath einzuholen, als selbst solchen zu geben. Theologen und Mönchen und solchen, die nach dem Gesetze Gottes verlangen, ist auch das Studium des weltlichen Rechtes und der Medicin verboten." [85]) An einer andern Stelle dieser „Vorsätze" heißt es: „Nach Bernard sollst du kein Wort sprechen, wodurch du als sehr fromm und vielwissend erscheinen möchtest. Ebenso sollst du jede öffentliche Disputation vermeiden und verabscheuen, da der ganze Streit bloß zum Triumphiren oder zum Glänzen ist, wie es sich auch mit allen Disputationen der Theologen und Artisten zu Paris verhält; ihnen sollst du nicht ein Mal zur Belehrung anwohnen. Es liegt auf der Hand, daß sie Feinde der Ruhe sind und Streit und Uneinigkeit daraus entsteht. Sie sind unnütz und stets aus Neugierde hervorgehend, ja in den meisten Fällen sogar abergläubisch, thierisch, teufelisch und irdisch, da ja die Wissenschaft allein oft schädlich und stets nutzlos ist. Die Verschwendung der Zeit ist stets ohne Frucht. Während dieser Zeit kann man einen geistigen Gewinn sich verschaffen entweder im Gebete oder im Studium eines frommen Schriftstellers. Niemals will ich mit irgend Jemand auch selbst unter vier Augen disputiren, außer es wird damit ein sicherer guter Zweck erreicht, oder es sei mit Jemand, der mich anhören will und mit dem ich ohne Streit und in Bescheidenheit mich unterhalten kann." [86]) Wissenschaft bloß um des Wissens willen wollte Gerhard also nicht treiben, auch wollte er nicht nach Krämerart vor Jedem sein Wissen auskramen. Daher hat Gerhard wissenschaftliche Werke im eigentlichen Sinne nie geliefert, sondern nur Gelegenheitsschriften, welche praktischem Interesse dienten, entweder seine Predigt vervollständigten oder unterstützten. Die Gegenstände, welche dieselben behandeln, sind sehr verschieden. In allen finden wir aber einen edeln, ruhigen Ton, frei von aller Leidenschaft und Bitterkeit.

Gehen wir nun zu seinen bekannten Schriften im Einzelnen über.

1. Reden sind uns von Gerhard mehrere erhalten, von denen sein „Sermo contra focaristas", sein „Sermo in festo palmarum de paupertate" und die „Zedelijke Toespraach" gedruckt sind, während der „Sermo de nativitate

Christi" und ein anderer „de septem verbis domini pendentis in cruce" nur handschriftlich vorhanden sind[87]). Die letzten beiden schließen wir von unserer Betrachtung aus. Der Sermo gegen die Focaristen[88]) ist in seiner vorliegenden Gestalt nicht gehalten, sondern vielmehr, wie bereits oben hervorgehoben, eine nachträgliche Ausarbeitung mehrerer Synodal-Vorträge, welche durch die Angriffe gegen dieselben veranlaßt wurde. Um Gerhard's Auftreten und den Widerstand, welchen er dabei fand, würdigen zu können, muß man wohl die exceptionellen Verhältnisse in's Auge fassen, welche im friesischen Theile der Diöcese Utrecht und vielleicht auch in den angrenzenden Theilen geherrscht haben. Während des ganzen Mittelalters nämlich sollen die Priester in Friesland gewöhnlich verheirathet gewesen sein. Ja, man behauptet sogar, Alexander VI. habe diese Verhältnisse gebilligt[89]). Um die Ausrottung dieser Uebelstände handelte es sich also. Bischof Florentius wollte die allgemein gültigen Normen einführen. Ob der Weg, welchen Gerhard vorschlug, praktisch eingeschlagen werden konnte, werden uns die folgenden Ausführungen zeigen. Die Schrift, welche seine Rede weiter ausführen und begründen sollte, nennt er kurzweg eine „Apologie"; sie ist erschienen in Utrecht und an die Prälaten gerichtet, welche er zum Einschreiten gegen die gerügten Zustände auffordert. Zugleich erklärt er wiederum, wie bereits in seinen Predigten vor dem Volke, daß solche in offenkundigem Concubinate lebenden Geistlichen kirchlich excommunicirt seien und daher der Verkehr mit ihnen aufzuheben sei. Auch die Unzucht überhaupt wird nebenbei gegeißelt.

Das Thema ist in 26 Abschnitte zerlegt, welche sich in drei größere Gruppen gliedern. Was vom Standpunkt des christlichen Sittengesetzes und der positiven kirchlichen Gesetzgebung darüber gesagt werden kann, ist beigebracht und mit einer Unzahl von Stellen aus der h. Schrift, den Kirchenvätern und dem canonischen Recht und seinen Glossatoren belegt, so daß der Leser von der Ueberfülle von Citaten wirklich erdrückt wird. Ich will die einzelnen Capitel der Schrift kurz skizziren: 1. Ein offenkundiger Fornikarier ist suspendirt ipso facto; ihn selbst, seine Messe und Sacramentenspende hat man zu meiden. 2. Schwer sündigt derjenige, der wissentlich der Messe eines solchen beiwohnt. 3. Wenn die Prälaten der Kirche diese auch dulden, so muß man sie dennoch meiden, und die Untergebenen sind nicht jener Duldung wegen von der Meidung entschuldigt. 4. Jeder, welcher in der Suspension celebrirt, ist irregulär. 5. Ihn kann der Bischof nicht dispensiren. 6. Wenn Jemand im offenkundigen Verdachte der Fornikation steht und nach geschehener Mahnung die Verdachtsgründe nicht entfernt, so ist er vollständig notorisch. 7. Ein Fornikarier ist in demselben Augenblicke suspendirt und excommunicirt, wo sein schlechtes Leben notorisch ist. 8. Die

Concubinen der Geistlichen müssen gestraft werden. 9. Wer eine weibliche Person in seinem Hause hält, über die in Folge ihres Alters und ihrer Disposition wahrscheinlich ein Verdacht und ein Scandal entstehen kann, außer sie sei eine Verwandte, so daß jeder Verdacht ausgeschlossen ist, der sündigt schwer gegen das Gebot und Verbot der Kirche, obgleich ein Aergerniß noch nicht entstanden ist. 10. Wenn ein Geistlicher eine weibliche Person, welche ein Aergerniß verursacht, noch im Hause behält, obgleich sie nach den kirchlichen Gesetzen an sich nicht verboten wäre und er mit ihr keinen fleischlichen Umgang gehabt hätte, so sündigt er schwer. 11. Wenn ein Kleriker oder Laie durch seinen Umgang mit einer weiblichen Person Aergerniß gibt und er dieses weiß, und sie dennoch nicht entläßt, so sündigt er schwer, obgleich er nie mit ihr Böses gethan hat. 12. Alle zweifelhaften Thaten der Menschen sind nach der besten Seite hin auszulegen, offenkundige und unzweifelhafte Schandthaten dagegen nicht zu entschuldigen. 13. Jeder muß das unterlassen, woran das einfache Volk Aergerniß nimmt, obgleich es an sich nicht Sünde ist. 14. Wenn ein Kleriker oder Laie durch seinen an sich erlaubten Lebenswandel Aergerniß gibt, so darf man wohl seine That als solche entschuldigen, diesen Umstand aber, daß er das Aergerniß nicht meidet, muß man verurtheilen. Ebenso darf man nicht sofort, wenn ein Kleriker oder Laie ein verdächtiges Frauenzimmer im Hause hat, urtheilen, daß er mit ihr fleischlichen Umgang habe, sondern kann nur sagen, daß er durch die Haltung der Person gegen die Vorschrift der Kirche handele. 15. Das Aergerniß der Geistlichen wirkt zurück zum Schaden der Kirche und der Unehre Gottes. Gerhard hebt hier besonders hervor, daß solche Geistliche, welche mit unreinem Gewissen die Sacramente spenden, sie auch an solche austheilen, deren Gewissen nicht frei von Sünden ist. „Erwäget, meine Geliebtesten, wie viel Ungerechtigkeiten die Utrechter Kirche von vielen umwohnenden großen Herren zu dulden hat, denen zweifelsohne ohne Genugthuung ihrerseits die Sacramente der Buße und des Altares gereicht werden. Woher kommen diese und noch viel schlimmere Uebel, wenn nicht von denen, welche die unbefleckten Sacramente der Kirche in höchster Befleckung verwalten, nämlich von den unkeuschen und buhlerischen Priestern? Zweifelt nicht, daß deshalb viele in ihrem Glauben kränkeln und weniger an die Sacramente glauben, welche so arg befleckte Hände verwalten, und welche ohne Unterschied so oft an die Schlechtesten gespendet werden. Ferner ehren die Menschen weniger das Gesetz Gottes, da die Lehre von dem, dessen Leben verachtet wird, auch weniger angenommen und beachtet wird, obgleich sie göttliches Gesetz enthält. Daher verhöhnen verkommene Christen und Ungläubige, Häretiker und Juden, ja sogar auch manche schwache Christen,

die nicht im Glauben vollendet sind, das Gesetz Christi und die Kirche und wenden sich ab von ihr. Denn sofort meinen sie, daß das Gesetz eben so sei, wie die Gesetzeskundigen und die Doctoren sind, und sie denken, daß die wahre, lebendige Kirche Gottes so sei, wie sich die Kirche jetzt äußerlich vor ihren Blicken repräsentirt, oder wie die Aufseher und Diener der Kirche sind, welche mehr in das Innere und tiefer in den christlichen Glauben eingedrungen sind. . . . Was glaubst du, halten die Menschen von den Sacramenten, dem Glauben und der Ehre Gottes, wenn die edelern Diener Gottes und die geistlichen Fürsten, die aufgestellten Mundschenken des Blutes Christi und die Schatzmeister der geistigen Reichthümer der Kirche, welche die Geheimnisse kennen und in Betreff der Glaubensmaterien sehr unterrichtet sind, wenn diese, sage ich, in offenkundigen Schandthaten und Lastern, und vorzüglich in Unreinigkeit leben und so überall Aergerniß gebend dem ganzen Volke sich in ihrer vollen Verworfenheit zeigen? Wie meinst du, wird diese Schmach zur Verachtung des Namens des höchsten Gottes und des mystischen Leibes Christi, welcher die wahre Kirche Gottes ist, beitragen? Und wie glaubst du, gereicht dies zur Verlästerung und Beleidigung des Glaubens an die h. Sacramente und die kirchlichen Verrichtungen und zum Schaden der heiligen rechtgläubigen Wissenschaft, und zum Schaden von allem, was in der Kirche geschieht und solcher anvertraut ist? Es gereicht zur Schande und Verachtung des ganzen klericalen Standes und des Bestandes der Kirche, wenn Jerusalem, der mystische Leib Gottes, das heißt seine heilige Kirche, ihre Lehre und Einrichtungen, wie ein Steinhaufen, das heißt wie nichts, verächtlich und schnöde behandelt wird. So kann heute allegorisch gesagt werden, was den Juden in der That sich ereignete, nach Psalm 78: »O Gott, es kamen die Heiden in dein Erbtheil,« ja schlechtere Menschen, als Heiden, nämlich öffentliche Fornikarier. »Sie befleckten deinen heiligen Tempel und machten Jerusalem, d. h. die Kirche der Gläubigen, zu einem Steinhaufen. . . .« Daher sage ich es, ohne Zweifel zu begegnen: Wer die Gotteslästerungen der Fornikarier aus Liebespflicht tadeln, corrigiren und bessern kann, oder wer es aus Liebespflicht oder von Amtswegen muß und es dennoch nicht thut, oder es vernachlässigt, dieser liebt nicht die Verherrlichung und die Ehre des Namen Gottes und wünscht sie auch nicht." 16. Unlautere Priester, Kleriker und Christen verfolgen, zermartern und zerfleischen Christus noch grausamer als Herodes, Pilatus und seine Soldaten. 17. Die geistliche Behörde muß gegen solche Kleriker und Laien, welche im offenkundigen Concubinate leben oder darin leben sollen, vorgehen, daß sie ihre Buhlerinnen entlassen und den Umgang mit denselben aufgeben. 18. Ein Kleriker oder Priester, welcher im Zustande der Todsünde sein

Amt ausübt, sündigt schwer. 19. Solche sind daher suspendirt und können durch keines Menschen Gebot gezwungen werden, ihr Amt eher weiter auszuüben, als bis sie den alten Menschen ausgezogen und sich bekehrt haben. Die Entschuldigung, daß solche von Amtswegen verpflichtet seien, die Sacra zu ministriren, läßt Gerhard nicht gelten. „Wie sehr glauben derartige, der Seele nach gestorbene Priester und Kleriker, welche in Wollust, Geiz, weltlichen Vergnügen, in Unkeuschheit und ähnlichen Lastern leben, daß sie Gott einen großen Dienst erweisen, wenn sie ihr Amt ausüben, wodurch sie in Wahrheit den Zorn Gottes über sich herabrufen und wodurch sie den Zorn Gottes über sich in Unmasse ansammeln. Sie wissen nämlich, daß sie schwer sündigen, falls sie excommunicirt von Menschen, den Gottesdienst abhalten, obgleich sie in keiner andern schweren Sünde sich befinden, da dieses ja von der äußern Kirche bestraft wird; aber sie wissen es nicht, daß sie mit jenem Gott viel schwerer und sträflicher beleidigen, weil sie, obgleich von Gott selbst suspendirt, in den heiligen Dienst sich einmischen. Warum dies? Weil sie mehr Rücksicht nehmen auf das Urtheil der Menschen, als auf das Urtheil Gottes, mehr auf die Traditionen der Aeltesten, als auf das Gebot Gottes, obgleich sie die Gebote Gottes vollkommen halten und die Einrichtungen der Aeltesten nicht vernachlässigen müssen." Ein Urtheil der Kirche kann man hier nicht abwarten, hier muß Jeder sich der Ausübung seines Amtes enthalten, wenn sein Gewissen ihn der schweren Sünde anklagt. „Denn die Kirche kann nicht alle die, welche sie als von Gott suspendirt erkennt, ebenso strafen, als die, welche von Menschen suspendirt sind. Wollte sie alle von Gott Suspendirten ausmerzen, so würde der Friede der Kirche zerstört und vielleicht auch der Weizen ausgerissen. Es bestraft also die Kirche diejenigen, welche durch einen Canon oder einen Menschen suspendirt sind, wenn sie dennoch celebriren, mit der Irregularität und in einigen weiter unten zu erörternden Fällen, während sie gegen die von Gott Suspendirten keineswegs im Strafwege vorgeht, obgleich die göttliche Suspension stärker ist." 20. Niemand darf einem Priester oder Kleriker, von welchem ihm offenkundig bekannt, ist, daß er im Stande der Todsünde sein heiliges Amt ausübt, zustimmen und begünstigen oder außer dem Nothfalle ihn zur Ausübung seines Amtes ermahnen, antreiben, bewegen und veranlassen. 21. Es ist eine schwere und furchtbare Sünde, einen Menschen, von welchem man weiß, daß er sittlich nichts werth ist, zu den höhern Weihen zu befördern und ihm die Seelsorge anzuvertrauen. „Wenn daher ein Bischof, der solcher Menschen Fehler nicht bessert, mehr ein unreiner Hund als ein Bischof zu nennen ist, was soll man dann von jenem Bischof oder Priester sagen, welcher diese zu einer Würde oder einem Amte in der Kirche

befördert, ihnen die Seelsorge überträgt oder sie zur selben zuläßt? . . . Ich will nicht bloß die Bischöfe und Prälaten, sondern auch alle Laien, männlich und weiblich, gemahnt haben, nicht bloß die Patrone und Patroninnen von Beneficien und kirchlichen Aemtern, sondern auch alle Vermittler, Helfer und Beförderer bei der Beförderung zu jeglichen kirchlichen Weihegraden oder zu irgend welchen Officien und Beneficien." Schwere Sünde ist es auch, Jemand bei der Entfernung eines solchen unwürdigen Priesters zu hindern. 22. Die Amtshandlungen eines unwürdigen Priesters darf man nicht deswegen meiden, weil die Sacramente selbst durch sie befleckt seien. Die Sacramente können als Werke Christi durch einen Menschen nicht befndelt und unrein gemacht werden. 23. Von einem Priester, den man einer Todsünde schuldig weiß und dennoch sein Amt verwalten sieht, kann und soll man immer das Beste annehmen, nämlich, daß er vorher sich noch mit Gott ausgesöhnt hat. Nicht aber darf man leichtfertiger Weise diese Präsumtion von offenkundigen, notorischen Gewohnheitssündern haben. 24. Es dürfen unter keinen Umständen einige, wegen der Schlechtigkeit irgend welcher Menschen, sich vollständig von der Gesammtkirche, welche in gleicher Weise aus Klerikern und Laien besteht, separiren, obgleich sie gerecht sind; noch dürfen sie, gleichsam als ob sie ganz allein gerecht wären, die andern verachten und sich von der Gemeinschaft der Gläubigen, in der sich Gerechte und Ungerechte zugleich befinden, abtrennen. 25. Fern halten und abschließen dagegen muß man sich von jeder fleischlichen und irdischen Freundschaft Aller, welche nach den Gelüsten des Fleisches und dem Geiste der Welt leben. 26. Alle suspendirten, excommunicirten, interdicirten, deponirten und degradirten Priester, auch wenn sie schismatisch und häretisch sind, consecriren und spenden die Sacramente gültig, wenn sie glauben und die Intention haben, auch die rechte Form und Materie der Sacramente anwenden.

Diese Apologie Gerhard's ist unter seinen Schriften der wissenschaftlichen Seite nach die wichtigste. In ihr hat er sein theologisches, patristisches und canonistisches Wissen reichlich verwerthet, aber auch zugleich den glänzendsten Rechtfertigungsbeweis geliefert, daß er nicht, wie man ihm vorwarf, das Priesterthum der Verachtung preisgegeben, und dadurch den Organismus der Kirche zerstören wollte. Er wollte vielmehr wahrhaft reformiren, d. h. innerhalb der kirchlichen Ordnung. Dieses hat er besonders scharf in den Capiteln 24—26 nachgewiesen. Welchen Erfolg hat die Schrift gehabt? Zunächst zog sich Gerhard dadurch die Feindschaft mancher Prälaten und den Haß der Fornikarier zu. Ob letztere es fertig brachten, ihm die Predigtgewalt zu entziehen, wie Thomas von Kempen berichtet, wird unten noch näher beleuchtet werden.

Indeß hat Gerhard durch sein Auftreten auch viel Gutes gestiftet. Directe Angaben liegen uns hierüber allerdings nicht vor, aber um nur nach den erhaltenen Handschriften zu schließen, hat die Apologie weit über die Niederlande hinaus Verbreitung und Anerkennung gefunden. Die Münchener Staatsbibliothek [90]) bewahrt mehrere Handschriften derselben aus ehemaligen baierischen, ebenso die kaiserliche Bibliothek zu Wien [91]) mehrere aus österreichischen Klöstern. Der Sermo ist schon im Anfange des 15. Jahrhunderts zu Köln gedruckt worden [92]).

Mit der Apologie in innigem Zusammenhange steht ein anderes kurzes Schriftstück, welches in 24 Sätzen das enthält, was Gerhard jemals gegen die Fornikarier gelehrt und geschrieben hat [93]). Wenn auch die Fassung und Reihenfolge der Sätze anders sind, als die der eben behandelten Apologie, so sind sie doch inhaltlich mit ihnen gleich. Wahrscheinlich haben wir aber in diesem Schriftstücke nicht bloß, wie Einige wollen, den ersten Entwurf der später edirten Apologie, sondern vielmehr eine Art Flugblatt, welches in großen Mengen da verbreitet wurde, wo die compendiöse Apologie nicht hinkommen konnte. Die „fünf Punkte" sind, wie ein flüchtiger Vergleich ergibt, dieselben, welche Gerhard im 26., im 9., 10. und 11., im 2. und im 3. Capitel seiner Apologie behandelt hat.

Die zweite Rede Gerhard's, sein „Sermo in festo palmarum de paupertate" [94]), kleidet sich vollständig in Predigtform, zerfällt in Einleitung, zweitheilige Abhandlung und Schluß. Diese Rede ist nicht vor dem Volke, sondern vor einem Klosterconvente gehalten und handelt über die freiwillige Armuth der Mönche. Anknüpfend an das Psalmwort (Psalm 59, 32) „Videant pauperes et laetentur", schildert er in einer innigen und herrlichen Einleitung das Vorbild der Armuth, Jesum, wie er heute in die heilige Stadt einzieht, um dann die ganz einfache und natürliche Disposition seinem Vortrage zu geben: Die Klosterleute sollen sich an Jesus ein Vorbild nehmen (videant) und dann werden sie mit ihm triumphiren und herrlich werden (et laetentur). Nachdem der Prediger dargelegt, daß die Tugend der Armuth allen Christen überhaupt anzuempfehlen sei, da ja ihr Haupt „Christus pauper, paupertatis forma et fons paupertatis abundans, in singula sua paupera membra paupertatis aquas influens" sei, begründet er, daß dieselbe für die Ordensleute Pflicht ist. „Den Religiosen ist jene Armuth durchaus nothwendig, welche den Besitz von Eigenthum ausschließt, die Gemeinsamkeit aller Dinge aber einschließt. Das Schauspiel dieser Armuth war Christus, die Nachahmer seine Apostel und Schüler. Denn in der ersten Zeit der Kirche nannte Niemand aus der Menge der Gläubigen etwas sein Eigenthum, sondern alles war ihnen gemeinsam, sie theilten es aber aus an die Einzelnen, wie es ein Jeder bedurfte

(Apostelg. 4). Nach ihnen haben die Gründer der klösterlichen Genossenschaften und die Gestalter des Ordenslebens, Basilius, Augustinus, Benedictus und Andere, in ihren Regeln befohlen, diese Gemeinsamkeit und Armuth ohne Sonderbesitz unverbrüchlich zu beobachten, und haben gewollt, daß ihre Nachfolger und Nachahmer, d. h. alle Beobachter eines klösterlichen Lebens, welchem Orden sie auch angehören mögen, wie zur Keuschheit, so auch zum Gehorsam und zur Armuth, diesen drei allen Orden gemeinsamen Einrichtungen, durch feierliches Gelübde sich verpflichteten. Ihr Stand und ihre Regeln, von der heiligen Kirche Gottes bestätigt, sind gleichsam die Ebenbilder des Lebens Christi und seiner Apostel. Allen Sonderbesitz (proprietas) hat dieselbe Mutter Kirche an diesen Ständen, als dem Leben Christi und seiner Apostel widersprechend und ungleichförmig, beständig und heftig verabscheut und, soweit sie konnte, mit allem Ernste verbannt. Um ein Beispiel dieses Ernstes und dieser Strenge zu geben, hat auf Antrieb des heiligen Geistes der erste Apostelfürst gegen die ersten Proprietarier unter den Jüngern, gegen Ananias und Saphira, die erste und so harte Excommunication verhängt, welche den zeitlichen, plötzlichen Tod herbeiführte, damit eine große Furcht bei Allen, welche es hörten, besonders aber in den künftigen Proprietariern entstände." Nachdem Gerhard dann die Befehle der Kirche und ihre Strafen gegen die Proprietarier angeführt und durch ein Beispiel erläutert hat, fährt er fort: „Siehe die Strafe gegen die Proprietarier, welche die heilige Kirche alsdann wegen des unentschuldbaren und großen Verbrechens des Sonderbesitzes gleichsam als Gesetz für die Zukunft feststellte! Mit Ausnahme der Häresie habe ich kaum eine so große Missethat gefunden, welche auch nach dem Tode noch mit solcher beklagenswerthen Strenge bestraft wird, um die Herzen der Mönche von dem Falle in das Laster des Sonderbesitzes, wozu die menschliche Begierde so sehr hinneigt, um so sicherer und sorgfältiger zu bewahren und unter die Regel der Armuth zu beugen. Beide nämlich, sowohl die Geneigtheit zum Besitze als auch die Größe der Sünde, fordern eine genaue und strenge Bestrafung. Es gibt nichts, dessen Besitz dem Mönche eingeräumt wird. Denn, wie in dem Leben der Väter gesagt wird, der Mönch ist den Groschen nicht werth, den er besitzt. Dem Mönchsstande haftet unzertrennlich die Armuth an, wie auch die Keuschheit mit einem fast unlösbaren Bande angeknüpft ist, und es kann nicht unter dem Vorwande der Erlaubniß des Abtes, der Abtissin, oder des Priors entschuldigt werden, daß Jemand Sonderbesitz hat." Gerhard erläutert nun weiter die Vorschriften der Päpste. Dann ergeht er sich in einer Schilderung der Folgen des Sonderbesitzes, welcher von ihm „lapis offensionis et scandali petra, meridianum daemonium, valde gyrovagum et terribile"

genannt wird, widerlegt die Einwendungen gegen die klösterliche Armuth vom socialen Standpunkte aus und erläutert, in's Detail eingehend, näher, wie die Armuth im Kloster sich gestalten müsse. „Daher, Geliebteste," so schließt er dann, „werfet ab den Sonderbesitz! O, daß ihr doch von ihm frei sein möchtet! Möge euch zum Verlassen des Eigenthums die Vernunft ermahnen! Möge euch ermahnen das evangelische Gebot! Möge euch ermahnen das Beispiel Christi und der Apostel! Möge euch ermahnen die Verdammung der von ihnen so hart bestraften Proprietarier! Möge euch ermahnen die Einsetzung des Ordenslebens und des Gelübdes! Möge euch ermahnen das undispensirbare Gelübde! Möge euch ermahnen die strenge Drohung der heiligen Kirche, welche so sehr die Proprietarier verabscheut! Möge euch ermahnen die gegenwärtige Verletzung mit dem so grausamen Schwerte der Excommunication! Möge euch ermahnen die Schande des gebührenden Begräbnisses in der Düngergrube! Möge euch ermahnen die so oft wiederholten, so großartigen und fast endlosen Ermahnungen der Väter! Möge euch ermahnen die bis auf's Haar genaue Beobachtung der Armuth seitens der Alten und euerer Vorgänger, in deren Stelle ihr eingetreten seid! Möge euch ermahnen das ganze, arme Leben Christi und sein hülfloses Reiten auf einem Esel am heutigen Tage! Möge euch ermahnen das Banner der Armuth, dieser Tag und unsere Festfeier der Armuth, und möge euch ermahnen jene königliche Erhöhung!" Gerhard legt dann schließlich noch dar, daß ein Ordensmann bei treuer Beobachtung der freiwilligen Armuth doch niemals darben werde. So weit sei das Christenthum noch nicht gesunken, daß man die heilige Armuth nicht liebe und bewundere, daß man mit dem armen Mönche nicht bereitwillig sein Stück Brod theile.

Im zweiten Theile legt Gerhard die Freuden der Armuth dar. „Zum Lobe der Armuth genügt kaum die menschliche Sprache, da es das Lob einer so bewunderungswürdigen Tugend ist, welche die Verheißung des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens hat. Zum Beweise dafür nämlich, was sie für das wahre und ewige Leben nützt, können unzählige Stellen aus den Aussprüchen Christi und der Propheten gesammelt werden. Aber dies eine möge genügen: »Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich« (Luc. VI, 21). Es genüge das Wort: »Es werden gesättigt werden, welche hier dürsten.« Gesättigt werden sie werden, wenn die glorreiche Herrschaft dessen erscheint, dem sie hier nachgeahmt haben; denn diese Herrschaft ist ihnen besonders verheißen. Dann werden die Armen essen und gesättigt werden und den Herrn loben von Ewigkeit zu Ewigkeit, weil der Herr richtet die Armen des Volkes und selig macht die Söhne der Armen. Denn der arme Herr wird bei der Vergeltung aller Menschen, beim letzten Gerichte, sich die Personen der

Armen als Stellvertreter auswählen. Er wird zu Gerichte gehen durch Arme mit Armen und zu Gunsten der Armen, dann werden die Armen die Richter der Reichen sein und Christi Beisitzer; sie werden sein und sind die Intercessoren und Aufnehmer Anderer in die himmlischen Wohnungen." Nachdem Gerhard nun die Kehrseite, die Gefahren des Reichthums geschildert hat, geht er im Einzelnen den Nutzen der Armuth durch. Sie ist ihm der Weg der Vollkommenheit (Marc. 10, 21 und Matth. 19, 21). Der Arme ist um so mehr auf sich und Gott bedacht, je mehr er von den Menschen geistig und leiblich getrennt ist; denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz (Matth. 6, 21). Der Arme ist mehr geneigt zum Gebete. Das Wort Gottes, mit den Ohren der Seele oder des Leibes gehört, wird durch die Sorgen dieses Lebens und durch das Jagen nach Reichthum erstickt und bleibt ohne Frucht. „Die Armuth überhebt Niemand wegen seiner Macht, bläht Niemand in Stolz auf, und verleitet nicht zur Unterdrückung Anderer. Die Armuth, fast alles irdischen Ruhmes bar, will und kann äußern Pomp, Neuigkeit und Vergnügen nicht wollen." Die Armuth ist die Werkstätte der Leiden und Verdemüthigungen. Das Leiden aber bewirkt Geduld, die Geduld Erprobtheit und die Erprobtheit Hoffnung. Die Hoffnung aber macht nicht zu Schanden, da die Liebe ausgegossen ist in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist. In dieser Ordnung und auf directem Wege führt die Armuth zur Hoffnung, d. h. zur Liebe nach Röm. V, 3 ff., und nichts ist nützlicher unter der Sonne, als diese beiden. Die Armuth, der Liebe vorausgehend, bereitet ihr auch den Weg, räumt die Hindernisse und was ihr schädlich ist, hinweg; sie führt sie ein wie ein Führer zur Wohnung des Herzens, nährt und kräftigt sie. So vermehrt und genährt, zwingt sie umgekehrt die Armuth zum Wachsthum. Die Armuth lehrt auch wahres Gottvertrauen, da sie die Wahrheit der Psalmenworte 49, 11 und Jeremias 17, 5 erprobt hat. Wie der Schiffer nach Verlust des Mastbaumes und Steuerruders einzig auf die göttliche Hülfe blickt, so setzt auch der Arme seine Hoffnung einzig auf den Herrn. Er wirft alle seine Sorge auf den Herrn, daß er ihn ernähre, und wenn er am täglichen Brode Mangel leidet, so nimmt er seine Hoffnung und Stärke einzig aus dem täglich neu erweckten Gottvertrauen.

Die Armuth schafft Weisheit und Verstand, unterdrückt die Fleischestriebe und das Thierische im Menschen und schwächt die bösen Begierden, öffnet die Augen zum Verständniß, enthüllt die Tiefe der Geheimnisse Gottes, leitet zur Betrachtung hoher Geheimnisse an und gibt einen Vorgeschmack des Himmlischen. Die Armuth ist auch das sichere Fundament für den häuslichen Frieden, da sie niemals etwas „mein" nennt und

das „dein“ nicht begehrt und will. Die Armuth bewahrt den Menschen auch vor körperlichen und sinnlichen Ausschweifungen. „Der freiwillig Arme bleibt gesund, hat ein langes Leben, bleibt an Gedächtniß und Sinnen frisch“; kurz das ganze geistliche und leibliche Wohl eines Mönches beruht auf treuer Beobachtung seines Armuthsgelübdes [95]).

Die Rede ist in einem warmen Herzenstone gehalten, frei von jeder Uebertreibung und Ueberschwänglichkeit, voll rhetorischer Schönheit. Gerhard spielt auf thatsächliche Verhältnisse gar nicht an, so daß beim Mangel aller positiven Angaben auch nicht einmal der kleinste Anhalt für eine Annahme des Ortes gegeben ist, wo dieselbe gehalten wurde. Auch entbehrt die Gerhard'sche Rede aller jener tadelnden, beißenden und verdammenden Ausdrücke, durch welche reformatorische Vorträge so oft sich auszeichnen. Gerhard's Rede ist objectiv im besten Sinne; sie exponirt und erläutert das Gelübde der Armuth, seinen Umfang, seine Verpflichtung und seinen Nutzen ohne alle Seitenhiebe. Was Wunder, wenn der heilige Redner, der die Armuth selbst übte und somit seine Rede durch sein lebendiges Beispiel illustrirte, Eingang in die Herzen seiner Zuhörer fand. Daß Gerhard in seiner Rede treu die Kirchenlehre wiedergegeben, soll nur vorübergehend erwähnt werden. Daß er eine Fülle von biblischen Stellen anführt und vielfach in biblischen Ausdrücken redet, dürfte uns bei seiner großen Vertrautheit mit dem heiligen Buche nicht auffallen. Von Kirchenvätern sind Augustin, Bernhard und Thomas verwendet; auch heidnische Schriftsteller wie Aristoteles, Seneca und Virgil werden benutzt.

Die „Zusprache“ [96]) ist, wie schon der Titel sagt, keine Predigt im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr eine freigehaltene Ansprache an einen bestimmten Zuhörerkreis, eine „Collation“; daher liegt ihr auch keine genaue Disposition zu Grunde. Der Grundgedanke, um den sich das Ganze dreht, ist folgender: „Alle äußerlichen Werke, heißen sie Fasten, Geißeln, Wachen und viel Psalliren oder Vater unser beten, körperliche Arbeit oder auf hartem Lager schlafen oder ein härenes Bußgewand tragen, alle diese Werke sind so viel gut und werth und nicht mehr, als sie Gerechtigkeit, Friede und Freude im h. Geist einbringen (Gal. 5, 22). Das ist der Maßstab, wonach man sie thun, messen und weniger oder mehr nehmen soll. Und alle Aeußerlichkeiten, welche Gerechtigkeit, Friede und Freundschaft im heiligen Geist oder eins von diesen drei hindern, sind dem Menschen schädlich und hinderlich und nicht geordnet, und die kommen dem Menschen vom Feinde eingegeben und von dem Eigensinne des Menschen und von seiner Selbsteingenommenheit.“ Das Schriftlein ist demnach eine Anleitung zum praktischen Christenthume und stellt wahrhaft goldene Regeln über den Werth und Unwerth von

geiſtlichen Uebungen auf, je nachdem ſie von Gott kommen und zu Gott hinführen oder bloß äußerlich und mechaniſch geübt werden. Nur ein Beiſpiel dafür. „Ich habe," ſagt Chriſtus, „lieber ein Weib, welches demüthig, unterthänig ihrem Manne, ruhig und ſtill iſt, ohne großartig hartes Bußleben, als ein Weib, welches das härteſte Leben leidet in Bußübungen, dabei aber ihrem Manne nicht unterthänig oder unfreundlich iſt, oder die viel unnütze Plaudereien und Worte hat. Hartes Leben iſt ohne Zweifel gut, frommt uns allen und allen Menſchen, falls es vollbracht wird in Gerechtigkeit und Gehorſam. Wenn vollbracht in Gerechtigkeit, Gehorſam und Frieden, im Stillen und in Freundſchaft im heiligen Geiſt, dann nimmt es alle ihre Güte an; aber ohne ſie iſt es todt, ſo viel werth als Spreu oder Staub, ohne Frucht für's ewige Leben." Wie die letzte mitgetheilte Stelle zeigt, iſt die Schrift für Weltleute geſchrieben. Ob ſie bloß an ein „paar luyds" gerichtet war, wie die Schreiberin der erhaltenen Handſchrift angibt, möchte fraglich ſein. Ich nehme mit Hirſche das Gegentheil an. Die Handſchrift, nach welcher van Vloten das Schriftſtück veröffentlichte, ſtammt aus dem Jahre 1471; ſie gibt daſſelbe in der Volksſprache, und wahrſcheinlich hat es Gerhard auch in ihr geſchrieben. Leider iſt das Erhaltene nur ein Bruchſtück des Ganzen. Die Anſchauung Groot's iſt wahrhaft katholiſch und die immer wiederkehrende Mahnung, welche der Seelſorger an geiſtig Beſchränkte oder chriſtlich wenig Gebildete zu richten hat, daß die guten Werke naturgemäß aus dem Innern herauskommen müſſen, nicht aber äußerlich bloß angewöhnt ſein dürfen; ähnlich wie auch der dürre Stamm, an welchen man Blätter, Zweige und Blüthen bindet, kein grüner Baum zu nennen iſt. Neues und Unbekanntes hat Gerhard nicht vorgebracht.

2. Drei kleinere Schriften unſeres Meiſters enthalten theologiſche Gutachten und Rathſchläge für beſtimmte Perſonen. Die längere[97]) iſt ein Tractat über die Ehe und ihre Pflichten, ſowie ihr Verhältniß zum Cölibate, für einen hervorragenden Mann (notabilem et solemnem virum), welcher wahrſcheinlich das Votum castitatis abgelegt und in alten Tagen noch Heirathsgelüſte bekommen hatte. Gerhard redet ihn an: „Carissime, qui diu coelebs et lucens venerabiliter et populo exemplariter vixisti," und drückt ihm zunächſt ſein inniges Mitleid über ſeine Sinnesänderung aus. „Ich bemitleide dich," heißt es, „wenn es dir ſelbſt leid thut. Wenn es dir aber nicht leid thut, ſo thuſt du mir leid und ich bemitleide dann nicht dich, ſondern die Mutter Kirche, welche dich mit ſo großer Mühe und ſo großem Zeitaufwande ſo milde geboren und ernährt hat; ich bemitleide die Heiligen, denen du bekannt biſt." Aus dieſen Worten ergibt ſich, daß wir es mit einem

Manne zu thun haben, welcher bislang aus höhern Motiven den ehelosen Stand erwählt hatte. Die Gründe, welche ihn zur Meinungsänderung brachten, waren, wie man aus Gerhard's Schrift ersieht, folgende drei: Er glaubte die sinnlichen Regungen in sich durch eine Ehe gründlich zu beseitigen; er hielt es für besser, Kinder zu erzeugen und dadurch die Diener Gottes zu vermehren, als kinderlos zu sein; und endlich meinte er, es sei doch schön und erbaulich, mit einem braven Weibe beständig zu verkehren und so eine Stütze seiner Heiligung zu haben. Aus diesen drei Gründen hielt er jetzt den Ehestand für sich für besser als den jungfräulichen. Gerhard sucht ihn nun in einem Tractate, welcher 22 Capitel umfaßt, eines bessern zu belehren. Nachdem er über die Aenderung des Standes im Allgemeinen gesprochen, behandelt er die Erlaubtheit und Unerlaubtheit der Ehe im Allgemeinen (Cap. 2) und im Besondern (Cap. 3). Für ihn, sagt Gerhard, schicke sich die Ehe nicht wegen der Rücksicht auf seine Mitmenschen. Er würde den Schwachen ein Aergerniß geben. Sodann zeigt der Meister, daß es ihm unmöglich sein würde, der Wissenschaft und einer Frau zugleich zu dienen. „Uebrigens," sagt Gerhard, „muß man sich wundern, daß du schon im Begriffe stehst, wegen einer Frau nicht bloß den Weg der Vollkommenheit, sondern auch die Weisheit der Christen und sogar die Wissenschaften, denen du von Jugend auf zu dienen gewohnt bist, zu verlassen. Wenn du so willst, warum hast du dann mit so vielem Schweiße der frommen Gelehrsamkeit (devotae doctrinae) dich gewidmet? Warum die Studien auf so langem Wege durchlaufen, wenn du wegen so schwacher, bäuerischer und fleischlicher Weiber so königlichen Frauen, welche dir so lange Zeit und zu so großer Seelenruhe vermählt waren, schnöde den Scheidebrief gibst? Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese ihre Klagen gegen dich bei ihren ewigen Eltern vorbringen und, wie ich fürchte, den strafenden Arm des göttlichen Gerichtes gegen dich anrufen" (Cap. 4). Jetzt werden die vier Hindernisse, welche den Verheiratheten vom vollkommenen Dienen Gottes abziehen, erläutert und zwar nach Paulus, 1. Korinther 7. Cap.: tribulatio carnis, complacentia mulieris, necessitas instans, cogitatio et solicitudo horum quae mundi sunt. Diese vier Hindernisse des ungetheilten Hingebens an Gott nennt Gerhard „quatuor voragines" und eine ‚quadruplex materia plena periculis et retibus" (Cap. 5). Nicht alle Willensänderung ist von Gott, oft spiegelt auch der Satan dem Menschen etwas Falsches vor. Daher belehrt Gerhard seinen Leser, wie man göttliche und teuflische Eingebungen unterscheiden könne (Cap. 6). Diese angeführten Erörterungen bilden die eigentliche Einleitung auf's Thema. Gerhard behandelt nun den ersten Grund seines Heirathslustigen, wegen seiner vielen sinnlichen Versuchungen zum Ehestande zu

ſchreiten, in fünf Capiteln (7 bis 11). Er zeigt zunächſt, aus welchen Abſichten der Chriſt allein ſich verheirathen dürfe und welche ſchlimme Folge jede aus unlautern Abſichten geſchloſſene Ehe habe (Cap. 7). Dann erklärt er näher die Worte des Apoſtels „melius est nubere quam uri“ (Cap. 8), zeigt wie der Chriſt aus dem Widerſtehen gegen die Verſuchungen ſich viele Verdienſte ſammele (Cap. 9) und ſchließt dieſe ſeine warm geſchriebene Expoſition mit den Worten „Multo securius et melius est legitime pugnare procul dubio, quam matrimonium inire“. Wenn aber der Menſch thatſächlich den Verſuchungen nicht Widerſtand leiſten kann, dann iſt beſſer, er heirathet, als daß er in Sünde fällt (Cap. 10). Gerhard meint indeß, daß jeder Menſch mit der Gnade Gottes den Anfechtungen widerſtehen könne, und zeigt darum die wahren Heilmittel gegen die Flamme der Leidenſchaft, ohne welche die Ehe auch kein wahres Heilmittel genannt werden kann. Anknüpfend an das Wort des Apoſtels Röm. 7, V. 24: „Ich unglücklicher Menſch! Wer wird mich befreien von dem Leibe dieſes Todes?“ antwortet er mit ihm: „Die Gnade Gottes durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum!“ „Wer zu ihr,“ ſagt Gerhard, „ſeine Zuflucht nimmt, wird in ihr ein wahres Heilmittel gegen die Gluth ohne Gefahr und einen ſichern Schutz finden. . . . Die Gnade Gottes durch Jeſus Chriſtus wird dich heilen, wenn du vollſtändig zu ihr dich hinwendeſt, und wird die Wurzel ausreißen. Auch die Flamme kann ſie gleichfalls auslöſchen, welche die Ehe unter täglichem Kampfe und häufigſter Gefahr nur zu lindern und zurückzudrängen im Stande iſt, auch ſelbſt bei denen, welche ſie in heiliger Weiſe gebrauchen. Denn ein vernünftiger Gebrauch der Ehe ſchafft keinen Frieden, ſondern nur kurzen Waffenſtillſtand (Cap. 11). Aus dem zweiten Grunde, nämlich der Kindererzeugung wegen, allein zu heirathen, nennt Gerhard geradezu „stultissimum“, da ja die Kindererziehung faſt unerfüllbare Laſten auferlege. Der Vater ſolle nach dem h. Beda der Biſchof und Aufſeher ſeines Hauſes ſein. „Ich fürchte,“ fügt Gerhard bei, „daß von ſeiner Hand, wie vom Hirten zurückverlangt wird, was von ſeinen Kindern verloren gegangen iſt“ (Cap. 12). „Wie wenige aber, o mein Gott, haben jenen Zweck bei der Kindererzeugung zunächſt (principaliter) im Auge? Wie wenige ſchreiten ſo ehrbar, ſo erlaubt, ſo keuſch und ſo anſtändig zum ehelichen Beiſchlaf? In der That, es geziemt ſich, daß den Eheleuten der Engel Raphael als Mahner beiſteht, wie dem Tobias und der Sara!“ (Cap. 13.) Wenn derjenige, welcher bloß zu dieſem Zwecke zu heirathen vorgibt, wirklich einen ſolchen Seeleneifer hat, ſo räth ihm Gerhard, arme Kinder anzunehmen und an ihnen Vaterſtelle zu verſehen. „Wähle dir Kinder armer Chriſten aus, welche du erziehen kannſt, und welche die Eltern aus Armuth oder weil ſie bereits geſtorben ſind oder ihres

eigenen schlechten Lebenswandels wegen nicht gottesfürchtig erziehen können. Solche Kinder, denen deshalb die Gefahr nahe bevorsteht, vom Dienste Gottes abzuweichen und sich von ihm zu entfernen, führe in dein Haus oder versorge sie außer demselben an Leib und Seele mit aller Sorgfalt" (Cap. 14). Gerhard zeigt dann (im 15. Cap.), daß bei vielen Ehen die Wünsche der Eltern nicht erfüllt werden, wahrhaft gottesfürchtige Kinder zu haben. Die letzten sieben Capitel widmet Gerhard der Beleuchtung des dritten Heirathsgrundes, mit einer guten Frau religiös zu leben. Er zeigt zunächst, daß eine wahrhaft gute Frau die unerläßliche Bedingung für ein glückliches Eheleben und eine segensreiche Kindererziehung ist (Cap. 16), schildert dieses Glück näher (Cap. 17) und führt die Eigenschaften auf, welche eine gute Frau haben soll (Cap. 18). Dann aber zeichnet er des Bildes Kehrseite. Wenn der Mann einen Mißgriff macht, welches Unglück schafft er sich dann selbst. Er zeichnet genau, wie die Schönheit, das Alter und das Geld der Frau (Cap. 19), die gegenseitige Abneigung ihrer Keuschheit Fallstricke bereiten und dadurch alles vorher geträumte Eheglück zerstören können. (Cap. 20). Daher die beständige Eifersucht (Cap. 21). Im Schlußcapitel erörtert Gerhard dann noch, daß der eheliche Umgang auch der Gesundheit schade.

Es darf nicht übersehen werden, daß diese Abhandlung nur eine Gelegenheitsschrift ist. Gerhard will einem Heirathslustigen gegenüber, welcher eine allzu hohe Meinung vom Glücke und Segen einer Familie hat, zeigen, daß sich doch manches anders gestalten könne, und daß seine drei Wünsche, falls sie wirklich lauter seien, auch anders und in höherer Weise, als durch eine eheliche Verbindung befriedigt werden können. Nur so sind manche harte Sätze zu verstehen.

Die zweite Schrift[98]) enthält ein Gutachten darüber, aus welchen Absichten und in welcher Weise Jemand ein kirchliches Beneficium erstreben darf. Gerhard hatte nämlich einem Kleriker, welcher, um seine armen Eltern zu versorgen, ein Curat-Beneficium annehmen wollte, davon abgerathen, und motivirt nun sein Verhalten. „Quaeritur a me, so beginnt die Schrift, cur dissuadeam cuidam iuveni circa 24 annos constituto, in grammatica imbuto, ut curam animarum non acceptet." Auf diese Frage antwortet der Meister in einer Weise, welche auch noch heute Interesse erregen wird. Zunächst muß ihm der Competent frei von allen canonischen Hindernissen sein, also mindestens vom Tage der Conception an gerechnet 25 Jahre zählen. Zweitens dürfe keine simonistische Verleihung „per preces corporales" eintreten. Die Bitten aber, welche die Schwestern des Competenten einlegen, seien solche. „Preces enim, quas sorores pro fratre fundunt ex eo quod frater est, sunt natae de carne

et sine dubio carnales.“ Und die Bitten in Rücksicht auf die Dienste, welche sie bereits der Patronatsherrschaft geleistet und noch leisten werden, seien noch schlimmerer Art; „adhuc preces illae sunt carnaliores“. Wenn nun der Jüngling unter diesen Umständen die Seelsorge übernehme, so liege offenkundig eine simonistische Verleihung des Beneficiums vor. Ferner muß der Competent die rechte Intention haben, d. h., er muß an erster Stelle die Ehre Gottes und das Heil der Seelen bezwecken. Die rechte Intention gibt sich kund, wenn der Priester, falls er sonst den nothwendigen Lebensunterhalt hat, sich der Seelsorge ohne zeitlichen Gewinn unterzieht. Auch muß derjenige, welcher ein Seelsorgsbeneficium übernimmt, die nothwendige Kenntniß besitzen, damit nicht ein Blinder die Blinden führt. Ein weiteres Requisit ist das erprobte Leben: „quisquis debet vitae exemplum suis subditis dare, quia sicut doctrinae ita et vitae plenitudo debet requiri, ut sicut praecedit doctrina ita et vita.“ Der Seelsorger soll sich durch heiliges Leben vor seiner Gemeinde auszeichnen. „Wie werde ich einen Andern heben können, wenn ich selbst nicht höher stehe,“ sagt Gerhard. „Wie will ich Jemand Hülfe bringen, wenn ich selbst nicht stärker bin.“ Der Curat soll daher Gott mehr lieben als die Laien. Darum fragte auch Christus, ehe er dem Petrus die Sorge für seine Heerde übertrug: „Liebst du mich mehr als diese?“ Alle diese Eigenschaften glaubt Gerhard an einem jungen Manne von 24 Jahren aber nicht finden zu können. Er zieht noch das Wort des h. Bernhard an, daß die Seelsorge selbst für Engelsschultern zu schwer sei, und schließt dann: „Ergo miserum est imponere humeris puerorum angelicis humeris formidandum!“ [99])

Das dritte Gutachten [100]) handelt über die damalige Sitte, die Pfarrstellen zu verpachten. Gerhard, um seine Meinung gefragt, ob solches vor dem Gewissen erlaubt sei, antwortet Folgendes: 1) Die Einkünfte und Gefälle des Beneficiums ohne das Officium kann Jemand verpachten. 2) Das Officium aber, die Seelsorge, darf auf keinen Fall verpachtet werden. 3) Das Verpachten und Pachten des Officiums ist eine schwere Sünde; die Simonie. 4) Der Pächter ist dann verpflichtet, alle Einnahmen, die ihm durch Ausübung der Seelsorge zufließen, zurückzuerstatten. 5) Die Annahme einer Pfarrstelle zunächst um der Temporalien willen ist Sünde; „est infidelitas quaedam, haeresis et divisio a corpore christi mystico, imo idololatria quaedam est et peccatum maximum et contemtus maximus dei et spiritualium rerum et sacrorum Sacramentorum.“ 6) Wer das Seelsorgsamt „in praedicando, in absolvendo et in Sacramenta administrando et celebrando“ bloß aus Habsucht ausübt, sündigt schwerer, als der, welcher die Pfründe vom Collator in der Absicht, um den Pfarrkindern zu nützen und Seelsorge zu üben, gekauft

hat. 7) Wer simonistisch das Pfarramt gekauft hat, ist restitutionspflichtig. 8) Eine Entschuldigung dieser Unsitte vor Gott ist nicht möglich. Charakteristisch ist wiederum an diesem Gutachten, daß Gerhard nicht, wie Schriftsteller seiner Zeit, welche Canones an Canones, Glossen an Glossen reihen, die Richtigkeit seiner Sätze bloß aus dem geschriebenen Recht der Kirche, sondern vielmehr aus dem Wesen des Priesterthums, der Weihe und Hirtenthätigkeit des Seelsorgers ableitet. Die Schrift enthält darum Gedanken, welche auch noch heute der Beherzigung werth sind [101]).

4. Der Vollständigkeit halber seien hier auch noch die bereits angeführten „Conclusa et Proposita, non Vota in nomine Domini a Magistro Gerardo edita“ [102]), seine „Publica Protestatio“ [103]), ein Glaubensbekenntniß aus Anlaß der Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit und die „Dicta quaedam magistri Gerardi magni“ [104]) angeführt.

5. Eine zwar nicht selbständige, aber immerhin große schriftstellerische Thätigkeit entwickelte Gerhard auf dem Gebiete der Uebersetzung. Als praktischer Mann fühlte er, daß eine rege und lebendige Theilnahme des Volkes an dem „Officium divinum“, dem Chordienste des Klerus, unmöglich sei, falls es nicht selbst im Stande sei, den Klerikern im Gebete zu folgen. Es waren allerdings schon manche deutsche Uebersetzungen der Psalmen und Horen vorhanden, allein diese genügten Gerhard nicht. Er übersetzte darum die kirchlichen Tageszeiten von neuem. Die Uebersetzung, welche alle vorhandenen übertroffen haben soll, wurde schnell verbreitet. Bislang sind vier alte Drucke davon bekannt und neuerdings ist sie von Moll abermals edirt [105]). Auch Andere hielt Gerhard zum Uebersetzen seiner lateinischen Schriften an; so bittet er seinen Freund Cele für Johann Ummen etwas davon zu übersetzen („Ponatis aliqua in teutonico de scriptis meis que vobis videntur utilia pro Ioanne Ummen“ Chron. Wind. 609). Um dagegen den vortrefflichen Werken des Ruysbroeck eine weite Verbreitung zu geben, übertrug er zwei Schriften desselben in's Lateinische, wobei er sich aber manche Aenderung erlaubte. Diese Uebersetzungen sind noch ungedruckt [106]).

6. Gerhard's Briefe.

Thomas von Kempen schreibt über Gerhard: „Er bemühete sich nicht bloß, heilige Bücher zu durchlesen, sondern schrieb auch auf Bitten Anderer aus authentischen Aussprüchen der Heiligen einige Büchlein zu Nutz und Frommen der Bittenden fleißig zusammen und gab sie heraus,

bereit, auch jene zu unterrichten, welche er leiblich nicht besuchen und mündlich nicht belehren konnte. Er schrieb nämlich unter anderm mehrere ausgezeichnete Briefe — plures notabiles epistolas —, welche bei den meisten gesammelt, zum würdigen Andenken aufbewahrt und gelesen werden [107]). Man schätzte also zu Thomas' Lebzeiten Gerhard's Briefe als seine gehaltvollsten Schriften, hatte Sammlungen derselben in den meisten Klöstern und benutzte dieselben zur ascetischen Lectüre. Auch Johannes Cele hatte Gerhard's Briefe für sich gesammelt [108]). Ein Brief Gerhard's scheint damals in den Niederlanden ein Schriftstück von größter Wichtigkeit gewesen zu sein, denn er erfuhr oft von gegnerischer Seite solche Angriffe, daß der Meister sich genöthigt sah, wie von seinen Predigten, so auch von seinen Briefen Copieen bei sich zu tragen. Auf diese Weise wurde zugleich dafür gesorgt, daß nach seinem Tode eine Sammlung seiner Briefe bereits vorlag und leicht allgemeine Verbreitung finden konnte. Thomas von Kempen erzählt uns folgenden interessanten Vorfall. „Es ereignete sich, daß ein Prälat, sein Gegner, ihn ausschalt und wegen einiger seiner Schriftstücke, als ob sie weniger gut und richtig abgefaßt seien, ihn öffentlich anklagte, nicht erwägend, an welcher Krankheit des Neides er innerlich litt. Da zog der Gottesmann im Bewußtsein seiner Unschuld seine Briefe hervor mit der Behauptung, daß die vorgeworfenen Dinge nicht von ihm geschrieben seien und auch mit seinen Schriften nicht übereinstimmten. Sie, mein Herr, sprach er, mögen sehen, welche Briefe sie empfangen oder abgesendet haben. Hier ist die Copie und die Sammlung meiner Briefe, welche ich mit eigener Hand entworfen habe. Mit ihnen rede ich, für sie handele und antworte ich." [109]) Der Prälat war vernichtet, Gerhard glänzend gerechtfertigt. „In maiori abscessit reverentia coram multis astantibus." Welche Verbreitung Gerhard's Briefe fanden, mögen uns folgende Andeutungen zeigen. Auf belgischen, niederländischen und deutschen Bibliotheken finden sich dieselben noch heute handschriftlich in großer Zahl. Acquoy beschreibt, um nur einige Beispiele zu erwähnen, drei Handschriften der Burgundischen Bibliothek in Brüssel, eine aus der Bibliothek im Haag, sechs aus der Seminar-Bibliothek in Lüttich und drei aus Straßburg, welche Gerhard'sche Briefe enthalten [110]). J. Clarisse thut dasselbe mit einer Gröninger und Utrechter Handschrift, welche letztere, wie der Haager Codex eine ganze Sammlung Gerhard'scher Briefe uns überliefert [111]). Außerdem benutzt er mehrere Utrechter Handschriften, welche einzelne Briefe enthalten. Die Staatsbibliothek zu Hannover erhält eine Handschrift mit Gerhard'schen Briefen aus dem Kloster Wittenburg [112]), die Münchener Staatsbibliothek zwei Handschriften aus St. Zeno bei Reichenhall und Tegernsee mit je einem Briefe Gerhard's [113]). Auch die Wiener Staats-

bibliothek hat drei Handschriften aus dem 15. Jahrhundert mit solchen Briefen [114]), ein Beweis, daß dieselben schon frühzeitig sogar nach Oesterreich Verbreitung fanden. Diese hängt auf's innigste mit der Ausbreitung der kirchlichen Reform in den Klöstern zusammen. Gerade jene Briefe, welche für das Ordensleben und priesterliche Wirken von Wichtigkeit sind, werden mit der Reform in die Klöster eingeführt. Werden erst einmal alle Bibliotheken Cataloge ihrer Handschriften veröffentlicht haben, so wird man diese Verbreitung noch besser sehen können.

Schicken wir auch noch einige Bemerkungen über die Drucke unserer Briefe voraus. Ein gutes Dutzend hat Busch seinem „Chronicon Windesheimense", manche indeß nur theilweise, einverleibt, welche daher auch zuerst von allen Gerhard'schen Briefen gedruckt wurden (1621). Da indeß wegen der Seltenheit jener Ausgabe diese Briefe fast unzugänglich waren, so hat J. Clarisse dieselben unter Benutzung neuer Handschriften abermals edirt und durch drei neue, welche er in Utrechter und Gröninger Handschriften entdeckte, vermehrt [115]). Dann folgte Acquoy mit einer vortrefflichen Ausgabe von vierzehn Briefen, von denen mehrere mit den bereits edirten identisch sind; Nolte edirte sieben Briefe aus einer Lütticher Handschrift und machte Auszüge aus andern [116]); ferner gab de Ram acht Briefe aus zwei Straßburger Codices heraus [117]). Den Schluß macht Moll mit der Ausgabe eines deutschen Briefes, welchen unser Meister an eine Klosterfrau schrieb [118]). Im Ganzen sind 37 Briefe Gerhard's veröffentlicht, eine Gesammt-Ausgabe fehlt noch. Wir wollen nun einiges aus den wichtigsten mittheilen, um zu zeigen, welche Bedeutung Gerhard als Seelsorger und Führer im geistlichen Leben einnimmt.

Unsere Mittheilungen mögen eine Reihe von Briefen eröffnen, welche Gerhard einem seiner Schüler schrieb. Dieser wollte in den Karthäuserorden eintreten, führte auf Gerhard's Rath seinen Entschluß aus [119]) und hatte dann mit mancherlei Versuchungen und Leiden zu kämpfen, in denen er sich stets an seinen geistlichen Vater wandte und immer die eingehendsten Belehrungen empfing. Zugleich zeigen uns diese Briefe die innere Verwandtschaft Gerhard's mit dem Verfasser der Nachfolge Christi, und nicht selten stimmen sie sogar wörtlich mit der letztern überein.

„Im Namen des Herrn," so schreibt Gerhard, „tritt ein in dieses Kloster, mit der Absicht und dem Vorsatze, in ihm den Stand deines ganzen Lebens zu erwählen und anzunehmen, den Gott am meisten wohlgefälligen, den besten und sichersten unter allen Ständen, welche du in diesem Leben finden kannst, welche dir in gegenwärtigem Augenblicke entgegentreten können. Und obgleich in Zukunft ein anderes eben so sicheres, oder sogar gesicherteres Leben dir winken kann, wähle dennoch

diesen Stand, weil die ganze Welt im Argen liegt, mit Umgehung aller Zweifelfragen, als den einfach bessern und Gott angenehmern. Gleichsam als einer, der das zweite Mal getauft werden und abermals vollständig dem Satan widersagen soll, ziehe den neuen Menschen an, indem du ausziehst den alten; vergiß, was hinter dir liegt, dein Volk und das Haus deines Vaters, da der König deine Zierde verlangt hat [120]), und dehne deine ganze Kraft auf das innere Leben aus, was Sache des Ordens ist, gleichsam aller Freunde beraubt, deren Andenken du, außer im Gebete, als Berührung mit einer unreinen Sache verachten sollst, gleichsam enterbt und nichts in Ewigkeit besitzend, sondern als Einer, dem vor allen weltlichen Dingen Gott die einzige Erbschaft ist, und gleichsam nur für deine Sünden Buße thuend.

„Ferner bereite dein Herz zur Versuchung. Wisse, daß Versuchungen für dich von Leib und Seele kommen. Wenn du daher krank bist oder sonst ein Zufall dir zustößt, so laß dich nicht zum Austritt bewegen, noch setze deine Krankheit auf Rechnung des Klosters. Du weißt nicht, wie viel Schlimmeres dir voraus bestimmt gewesen wäre, wenn du außerhalb des Klosters gewesen wärest. Das wisse überhaupt, daß im Ordensstande Gott diejenigen, welche er erheben und vollenden will, sich selbst und ganz eigentlich überläßt, indem er ihnen seine Gnade entzieht, gleichsam als von der Mutterbrust abgewöhnt. Dann steht der Mensch ungelenk da, ja selbst nicht einmal zu körperlichen Uebungen ist er fähig, er hat keine Andacht, er ist schlaftrunken, rauh und unsanft. Dann ertrage geduldig und obliege dem Gebete. Dann wird dein Feind wachen, um dir zu rathen, du sollst das Kloster verlassen, gleichsam als ob du anderswo besser wohnen würdest; er wird dir vorspiegeln deine vergangenen guten Thaten, welche du ohne Trägheit vollbracht hast, er wird dir vorhalten, daß deine weitern Werke in einem andern Orden besser werden, die Andacht unter Thränen, die Nachtwachen und anderes, was du einst in einem anderm Stande gehabt hast, jetzt aber nicht haben kannst. Vielfach ist die Versuchung dieses Teufels in Novizen. Glaube, daß allen oder wenigstens der Mehrzahl dieses zustößt. Gott will, daß die Seinigen allen solchen und ähnlichen Versuchungen hier im Allgemeinen Widerstand leisten, nicht mit vielen Scheltworten, sondern bloß einfach so: du bist der Feind, weil du mich von diesem Orden abzuziehen trachtest. Vor dem Gedanken der Einflüsterung oder der äußern Ueberredung, welche dich vom Orden abbringt, fliehe wie vor dem bösen Feinde. Es sei dir ein ganz sicheres und genügendes Zeichen der Feindschaft“ [121]).

In einem weitern Briefe gibt Gerhard seinem Novizen über die Pflichten eines Mönches Belehrung: „Ein neuer Mönch muß in Demuth

inen Vorstehern unterthänig sein, seinem eigenen Willen, seiner eigenen insicht und seinen eigenen geistigen Uebungen nicht nachgehen, sondern ie Andacht und die Uebungen pflegen, welche seine Obern ihm anrathen. Dies ist sicher, demüthig und fruchtbringend, und damit entsagt man einem eigenen Willen. Vollkommener nämlich ist es, das geringere Gute us Gehorsam zu thun, als das höhere nach eigenem Willen; das eringere Gute wird dann zu einem höhern gestaltet. Viele fallen, welche hrem eigenen Willen folgen. Sie sind gleichsam Proprietarier, da sie ich selbst besitzen. Der Mönch soll essen, was ihm vorgesetzt wird, und oll nicht eigenmächtig sich Fasten auferlegen (non sit singularis in ieiuando). Worte, Befehle und Rathschläge soll der Mönch bereitwillig on seinem Obern entgegennehmen, gleichsam als ob er sie von Gott dem Herrn vernähme und hörte. Denn Gott hat es in seiner Fürsorge o geordnet und eingerichtet von Ewigkeit, daß zu solcher Zeit ein solcher Mönch durch den Gehorsam gegen einen solchen Obern zum Heile geführt werden muß, und wer darin widerstrebt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes [122]). Denn nicht ohne Grund und großen Nutzen haben die Vorsteher die Gewalt inne; sie würden sie nicht haben, wenn sie ihnen nicht von oben gegeben wäre [123]). Auch selbst wenn der Obere ein schlechter Mann sei, falls er nur nicht direct gegen Gottes Gebot befiehlt, vertraue muthig uud vertrauensvoll deinem Obern und schätze dich so, wie er dich ansieht. Verurtheilt er dich, verurtheile dich auch; rechtfertigt er dich oder spricht er dich los, so halte dich in Kraft Gottes und deines Obern, in Kraft seiner Verdienste und der Gebete der Gerechten für losgesprochen und gerechtfertigt. Hüte dich, den Obern oder seine Thaten zu verurtheilen oder dieselben im schlechten Sinne auszulegen. Jedes Wort deines Gedankes und jeden Verdacht gegen deinen Obern, auch wenn du nur ein kleines Uebel von ihm oder seinen Thaten argwöhnst, verabscheue und wirf fort von dir, gerade so wie du jeden unlautern Gedanken verabscheuest und sofort vertreibst. Gewinne die innere Ueberzeugung, daß alle solche Gedanken ganz sicher vom Satan und Fesseln des Satans sind. Ebenso lobe nicht, noch laß zu irgend einen Mönch, welcher dir Schlechtes von seinem Obern sagen will oder dir weis machen will, daß dein Oberer weniger weise und gut handelt. Laß keinen Verleumder zu, denn die Verleumdung kommt im Mönchsleben ziemlich häufig vor.

„Wenn du wegen der Beschäftigung und Arbeit im ersten Jahre, wegen des zu Erlernenden weniger fromm bist, oder wegen irgend einer Versuchung des Satans dir scheint, daß du weniger nützlich, weniger eifrig und weniger gut bist, als du vorher im Weltleben gewesen bist, so gib darauf gar nichts. Denn das flüstert uns oft der Satan zu,

wenn es nicht wahr ist. Oft kommt es dem Menschen so vor, als ob er weniger gut sei, wie vorher, und zwar in Folge größerer Demuth, welche man sich angeeignet und in der man alle seine Thaten mehr für nichts achtet, als man es früher gethan hat. Oft scheint dies dem Menschen auch so im höhern Lichte der erlangten Gnade, in welchem er seine Sünden, sich selbst und seine Mängel besser erkennt. Mit einer einzigen Antwort kann jede solche Versuchung verscheucht werden: „O Herr, ich habe all das meinige und mich selbst dir und meinen Obern dargebracht, ich habe mich selbst verleugnet um deinetwillen, und dies ist mehr als alles, was ich in der Welt thun konnte. Denn ich habe mich dadurch gefestigt, in der Welt konnte ich leicht fallen; hier werde ich gezwungen, auszuharren, und bin über alle Gefahren der Welt sicher hinaus“ [124]).

„Bedenke, daß der Mensch oft größere Verdienste sammelt, wenn er weniger Andacht, als wenn er größere hat. Gerade dann ist die Zeit des Verdienstes, wenn Gott den Menschen verläßt und seine Hand zurückzieht, der Mensch aber das Vertrauen auf Gott behält oder sich und sein ganzes Heil bereitwillig Gott anheimstellt, da er ja weiß, daß seine unendliche Güte ihn schließlich doch nicht verläßt. Aus jeder solchen oder ähnlichen Versuchung fühlt ein solcher Mensch einen merklichen Nutzen und Fortschritt. Denn glückselig der Mann, der die Versuchung überwindet. Hinzutretend zur Furcht Gottes, bereite dein Herz auf Versuchung vor, und dann wird sie dich nicht beugen noch brechen, so daß du den Orden wieder verlässest. Fühlst du größere Versuchungen, die du vorher nicht gekannt, vertraue, daß der süße Herr deines Fortschrittes wegen dir sie sendet, und freue dich, daß du gewürdigt bist, für Christus zu leiden [125]).

„Auch das bewege dich nicht, wenn du siehst, wie einige Mönche weniger geschеidt, andere sogar unwissend und ungelehrt, andere lau im Guten und im Eifer, andere geistig versucht, andere mit einigen Fehlern behaftet sind. Schließe deine Augen, so viel du kannst, vor der Durchforschung der Thaten Anderer, weil es dem Nachforscher schwer und fast unmöglich ist, den Zustand und die Thaten Anderer nicht zu richten. In dem Richten Anderer aber liegt eine große Gefahr. Denn sehr leicht argwöhnt nach dem Ausspruche Seneca's Einer etwas Böses über den Andern und oft sind solche Muthmaßungen falsch und stets mindern sie, mögen sie wahr oder falsch sein, die Zuneigung und die Liebe, welche der Mensch zu seinem Nächsten hat. Dieses aber ist ein großer Schaden. Denn es ist förderlich und fast nothwendig für einen Mönch, daß er alle liebt, und darum muß er alles im bessern Sinne auslegen. Und wenn er sich bei dieser Auslegung täuscht, indem er Jemand für gut hält, der es nicht ist, oder eine That für gut, welche es nicht ist, so

wird hierin die Liebe vermehrt und der Vollendung der Wahrheit, welche dem Menschen nothwendig ist, nichts entzogen. Denn in Wahrheit, in solchen Zufälligkeiten sich zu irren, ist sehr oft nützlich, wie der h. Augustin in seinem Enchiridion erklärt. Wenn du also solche Thaten siehst, welche zum Guten gezogen werden können, so ziehe sie dahin stets mit gewaltsamem Zuge und oftmals, wenn du nicht weißt, wie du sie zum Guten ziehen kannst, so bedenke, wie viel Gutes dir verborgen bleibt, wie oft du in deinem Urtheile dich getäuscht hast, wie unwissend du bist, und schließe oft und häufig damit, wie viele Dinge vor Gott und nach der Absicht des Menschen gut sind, welche dir böse erscheinen. Entschuldige die Absicht des Handelnden, wenn du die That nicht entschuldigen kannst, oder bedenke, daß die Gnade Gottes ihm fehlte, daß ihm dieses von Gott nicht gegeben sei, daß es mehr Versuchung des bösen Feindes als eine That des Bruders sei. Glaube, daß du Schlechteres noch thun würdest, wenn sich solche Versuchung des Teufels auf dich stürzte oder wenn dich Gott durch seine Gnade nicht vertheidigte [126]).

„Vertraue daher, daß dir alle deine Sünden vollständig vergeben sind sowohl in Bezug auf Schuld als auch auf Strafe. Wie neu wiedergeboren, von neuem gereinigt und abermals getauft im Geiste, behüte dich fortan in starker Obhut und nimm das Ordenskleid mit Andacht, nach vorhergegangener Beicht und unter Gebet. Und beim Anlegen der Gewänder bringe dich im Geiste mit ganzer Sehnsucht dem Herrn, deinem Gott, dar, und übergib dich im Geiste Gott und dem Obern vollständig. Gib dich dem Wohlgefallen Gottes und seiner Anordnung anheim. Was er über dich verhängt, sei es Leben, seien es Kopfschmerzen oder Krankheiten, nimm dir vor, es geduldig seinetwegen leiden zu wollen, da ja die Leiden dieser Zeit in keinem Verhältniß zu der zukünftigen Glorie stehen [127]).

„Ferner sei darüber mit dir schlüssig, daß du mit Gottes Hülfe den Teufel überwunden und einen großen Fortschritt im ersten Jahre gemacht hast, so unnütz du nun auch sein magst, wenn du ausharrest, um nach dem ersten Jahre Profeß abzulegen, und habe die feste Ueberzeugung, einen großen Sieg gegen den Feind erlangt zu haben, welchen du indeß der Hülfe Gottes und nicht dir zuschreiben sollst. Ferner, wenn du im Orden ausharrest, strebe niemals irgend eine Dignität oder ein Amt an, außer, du wirst vom Orden aus dazu gezwungen; dann gehorche und widersetze dich nicht hartnäckig. In Sachen und Rathschlägen des Conventes mische dich nicht ein, gib deine Ansicht nicht kund, außer, du seiest aufgerufen und befohlen und müßtest es gleichsam aus Gehorsam thun [128]). Gott sei Dank, bete für mich, Bruder!“ [129])

Als derselbe sich abermals an seinen Seelenleiter wandte, schrieb ihm dieser in einer wahrhaft erhebenden Weise: „Vielgeliebter meinem Herzen in Christo Jesu! Den Brief deiner Beängstigungen und Beklemmungen habe ich, wie du weißt, nicht erhalten können, ohne mit dir beängstigt zu sein. Mit welcher Hingebung ich mit dir und deinen Genossen mitleide, weiß Jener, welcher an seinem Leibe unser aller Mühen und Schmerzen trug. O, wie sehr wünsche ich zu rathen, wie sehr sehne ich mich, zur Hülfe zu kommen. Aber es wird mir nicht von Oben gegeben, da es nicht im Menschen liegt, den Menschen zu erheben, wenn nicht der Tröster der Armen, der Helfer in Glück und Leiden räth und beispringt." Nachdem er dann seinen Schutzbefohlenen auf die Lesung der h. Schrift hingewiesen, fährt er fort: „Hüten wir uns, daß wir nicht von Traurigkeit aufgerieben werden; hüten wir uns, daß, wenn sie uns stört, sie uns nicht zerstört, nicht hinabstürzt, daß nicht der Abgrund über uns seinen Mund aufthut, daß uns nicht das Unwetter der Trübsalswasser ersäufe, und daß die Ordnung des Apostels[130]), welche von der Trübsal zur Hoffnung führt, von derselben Trübsal ausgehend, nicht endlich zur Verzweiflung führe. Es sei ferne, es sei ferne, daß die Trübsal Kleinmüthigkeit, die Kleinmüthigkeit Verzagung, die Verzagung Verzweiflung in uns wirke. Es ist ganz sicher, daß der Teufel, wenn er einen feigen Menschen sieht, ihn um so männlicher, kühner und lästiger angreift und um so schneller zu Boden wirft. Wenn man aber mit Vertrauen auf Gott kämpft und der Satan sieht, wie man ihn erwartet und seine abgeschossenen Pfeile, so gut man kann, verachtet, dann weicht der feindliche Nachsteller, die Verachtung seiner und seiner Angriffe gleichsam ungern habend, zurück, und der Mensch, wenn er wacht, sieht sofort den Nutzen und Segen seiner Nachstellung. Aber es ist nothwendig in dieser geistigen Wache, daß der Mensch in seinem Herzen eifrig über die Fürsorge Gottes für ihn nachdenkt, der dem Geängstigten um so schneller und so näher mit seinem Schutze beisteht. Ist nicht Gott unser Arm in der Frühe und unser Heil in der Zeit der Trübsal. Ist nicht Gott nahe denen, welche betrübten Herzens sind? Er selbst ist unsere Zuflucht und unser Helfer in Bedrängnissen, auch selbst, wenn sie zu sehr heimsuchen. Deswegen fürchten wir nicht, wenn erbebt die Erde und Berge in das Meeresherz versetzt werden[131]). Aber was sollen wir sagen? Ist die Trübsal nicht ein Zeichen der Liebe und Annahme von Gott, da er den züchtigt, welchen er lieb hat, den schlägt, welchen er aufnimmt. Glückselig der Mann, wird zu Job gesagt, welcher vom Herrn gezüchtigt wird. Seinen Tadel weise nicht ab, weil er selbst verwundet und heilt, er schlägt und seine Hände bringen Heilung. Vertraue fest auf den Herrn, daß, wenn ihr alle ausharret und nach Weise des Landmannes,

welcher die kostbare Frucht des Landbaues in Thränen säet, geduldig wartet, bis ihr die Frucht, welche sich verzögert und verzieht, mit der Zeit und spät empfanget, so werdet ihr sehr reichlich und mit Freuden einernten. Könnte ich dann doch der Frucht ebenso theilhaftig werden, wie ich jetzt theilnehme an der Aussat! Was mehr? Führt nicht der rechte und nothwendige Weg zum Himmel durch Leiden? Sagt nicht die Schrift: Viel sind die Leiden der Gerechten, und daß wir durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen müssen? Und anderswo: Alle, welche fromm leben wollen, müssen Verfolgung leiden. Werden sie nicht, wenn sie Christum verfolgt haben, auch euch verfolgen? Der Schüler ist nicht über dem Meister.

„Mußte nicht Christus leiden, und so in seine Herrlichkeit eintreten? Ist es daher nicht nothwendig, daß auch wir Christen, deretwegen er gelitten hat, in ähnlicher Weise leiden und den Tod Christi in unserm sterblichen Leibe beständig herumtragen, damit Jesu Leben an unsern Leibern manifestirt wird? Denn beständig fallen wir, die wir leben, nach dem Ausspruche des Apostels dem Tode anheim, damit das Leben Jesu in unserm sterblichen Leibe offenbar werde. Deswegen hat Christus, sagt der Apostelfürst, gelitten, damit wir seinen Fußstapfen folgen, damit wir Erben Gottes, Miterben Christi werden. Wenn wir aber mitleiden, sagt der Apostel im Briefe an die Römer, werden wir auch mit verherrlicht werden.

„Das ist die Ursache, warum ich immer und fast überall lehre, daß das Leiden unseres Herrn Jesu Christi stets und gleichsam häufig im Herzen zu behalten und zu erwägen ist, und nicht bloß deshalb, damit es selbst durch die Betrachtung in unserm Verstande sei, sondern auch und noch mehr, damit es durch die Nachahmung der Strafen, Beschimpfungen und Leiden und das Verlangen danach in Ausführung sich befinde, und daß von da durch Nachbildung Christi im Werke und in der That der Christ emporsteige. Denn wegen des Verlangens und der Begierde, mit Christus gekreuzigt zu werden, zu leiden und verachtet zu werden, sobald man Gelegenheit findet, wird die Betrachtung schließlich und hauptsächlich angestellt, und wenig Werth hat die bloße Betrachtung des Leidens, wenn nicht das heftige Verlangen, Christus nachzuahmen, dieselbe begleitet. Daher müssen wir in einer jeden Betrachtung irgend welcher Theile des Leidens Christi die Stimme Christi gleichsam über uns hören: Thue so, und du wirst leben; oder: so habe ich gelitten für dich und deinetwegen, damit du meinen Fußstapfen folgest. Und wenn das heilige Gemüth anfängt, die Demuth Christi auch ohne alles menschliche Vergnügen, und seine Wunden zu lieben, Oel aus dem Felsen und Honig aus dem härtesten Stein zu saugen und die innern Thaten Christi zu erfassen, o, welches Verlangen wird es dann haben, gequält, gemartert

und verachtet zu werden, damit es seinem so großen Liebhaber ähnlich geformt werde und gefalle. Obgleich vielleicht ein in vielen Bedrängnissen noch schwacher und neuer Anfänger ganz besonders häufig zu dem, was er sich wünscht, nicht die hinreichende Kraft hat, so nimmt er sich doch vor, mit Christus zu leiden, er disponirt, ordnet, fleht und erbittet vom Herrn; er hält nicht Stand und wird gedemüthigt, er vollendet einige Male, sagt Dank und wendet sich mit seinen Kräften zum innern Leben. Auf diese Weise verleugnet der Mensch sich selbst, trägt sein Kreuz und folgt Christum nach. Denn das Kreuz Christi ist jede freiwillige Aufnahme der Mühen, Strafen und Beschimpfungen, durch welche die Welt dem Menschen gekreuzigt wird, d. h., das, was von der Welt ist, vom Menschen verachtet wird, und er der Welt, d. h., er selbst wird von Weltmenschen verachtet und verspottet. Dieses Kreuz ist dem Kreuze des Herrn Jesu Christi ähnlich, und wird von ihm, wie von der Quelle der Bach und von der Sonne der Strahl auf uns übergeleitet.

„Aber wehe! Viele von uns nehmen das Kreuz, welches sie sich selbst machen, sei es, indem sie Cilicien tragen oder Privatgebete verrichten, sei es, indem sie sich besondere Fasten auflegen, gern auf; aber das Kreuz, welches uns Gott macht, welches wahrhaft nothwendig ist, von uns getragen und umfaßt werden muß, das nehmen wir nicht bloß nicht freiwillig auf uns, sondern werfen es auch in Abscheu von uns fort. Halten wir für zweifellos, daß irgend welche Strafen, welche uns durch irgend eine Macht, sei es die eines Obern, sei es die von Gleichgestellten, sei es die eines Geringern, gerecht oder ungerecht nach der Intention der Handelnden ereilen, uns durch Gott erbarmungsvoll und gerecht bestimmt sind. Und viel und weit mehr verdienstlich und heilsam, ja nothwendig ist es uns, deren Kreuz ohne Widerstreben und Murren zu tragen und in der Versuchung jener alles, was wir uns selbst auferlegen, mag es zu seiner Zeit auch noch so verdienstlich sein, zu verachten. Was ist nämlich kühner, als seinen eigenen Willen zu brechen? Was ist göttlicher und gnadenreicher, als sich dem Willen Gottes ähnlich zu gestalten. Und nichts gibt es oben im Himmel oder unten in der Hölle, was wir nicht besiegen können, wenn wir unsern eignen Willen verleugnet und uns ganz Gottes Hand anheimgestellt haben.

„Dieses Kreuz Christi ist also in der Betrachtung des Leidens beständig zu zimmern. Beleidigungen, Verhöhnungen, Ungerechtigkeiten und Schmerzen sind beständig zu dulden aus drei Gründen vornehmlich. Zuerst aus Liebe zur Verehrung und Gleichförmigkeit Jesu Christi, ohne Rücksicht auf Verdienst oder Lohn; dann werden sie nämlich an Verdienst und Lohn um so reicher, wenn sie nicht Lohnarbeiten, sondern, Christus ähnlich gemacht, mit ihm und durch ihn dem Vater demüthig geopfert sind,

nicht als ob sie aus eigenen Kräften angefangen, weiter fortgeführt und vollendet sind, sondern vielmehr in den Verdiensten Christi. Zweitens sind sie aufzunehmen aus Liebe zu den göttlichen Früchten, Verdiensten und Belohnungen, welche, wie gesagt ist, sehr reichlich aus den Leiden hervorquillen. Drittens sollen wir die Leiden und Strafen unser ganzes Leben lang in heilsamer Bußgesinnung aufnehmen, aus Liebe und Sehnsucht, der göttlichen Gerechtigkeit, welche wir in so vielen Dingen schwer beleidigt haben, und welche keine Sünde unbestraft läßt, genug zu thun. Und das nützt zur Tilgung der Strafe wunderbar, weil eine geringe Strafe, besonders die, welche Gott zuläßt oder schickt, eine große Strafe des Fegfeuers, wo wir gezwungen dulden, tilgen wird. Aber mehr nützen sie, wenn sie übernommen werden zur Vollführung der göttlichen Gerechtigkeit und des göttlichen Willens, als wenn sie bloß auf Tilgung der Strafen bezogen werden.

„Dieses habe ich euch zu euerer Ermahnung und meiner eigenen Belehrung betreffs des Trostes über die Strafen geschrieben, wie es mir gerade einfiel. Uebrigens, Geliebter, hüte dich vor starker Traurigkeit, welche nach dem Ausspruche des Weisen dem Herzen schadet, wie die Motte dem Kleide und der Wurm dem Holze, weil sie alle Zierde derjenigen, deren Seele von innen aus geschmückt wird, in denen sich eine geistige innere Werkstatt der Tugend erhebt, annagt. Freuet euch im Herrn, wiederum sage ich, freuet euch! euere Bescheidenheit sei bekannt euerm ganzen Convente! Leget und verberget das Oel der Freude in euer Gewissen, und stets wird es euch ein erfreuliches Zeugniß sein. Wenn ihr alles Gute thut und die Stolzen euch hierüber schmähen, und ihr keinen äußern Richter für euere guten Thaten, sondern bloß Gott allein über euch und euer Gewissen in euch als Richter habt, dann werdet ihr nach Weise der klugen Jungfrauen zugleich mit den Lampen auch Oel in euer Gefäß erhalten. Jene Gefäße nämlich, welche die klugen Jungfrauen trugen, enthielten, was in den Augen der Menschen nicht leuchtet, z. B.: verlacht werden, wenn man Gutes gethan hat; ohne Dank, ohne Bekanntsein, ohne Hoffnung auf Wiedervergeltung dem Nächsten wohlthun; gegen Feinde und Verfolger in keinem Stücke, nicht einmal in Miene und Wort Rache zeigen; dann, wenn man etwas kann, scheinen als ob man es nicht könne; allen Schmerz, Strafe und Schwachheit ohne Klage, ohne sie zu offenbaren, ohne Murren ertragen; seine guten Thaten verbergen, seine Fehler öffentlich bekennen, unwissend und geringfügig sich schätzen auch in jenen Dingen, wo man sich zeigen könnte."

Nach einer Ermahnung zum Bleiben und einer geschäftlichen Mittheilung schließt Gerhard: „Vale, valens in valore omni, Jesu Christo domino nostro" [132]).

Der Novize legte Profeß ab, was er Gerhard meldete. In seinem Antwortschreiben drückt dieser seine Freude aus [133]) und sagt dann: „Wisse, daß der Mensch, wo in der Welt er auch sein mag, Hindernisse haben wird; Einige ziehen ihn vom Guten ab, Andere hindern das Gute oder stören ihn darin. Es gibt keinen Ort auf Erden, mit dem nicht Versuchungen verknüpft sind. Es gibt keinen Ort und keinen Orden, welcher den Menschen ohne Kampf dienen und leben läßt. Denn das ganze Leben des Menschen auf der Erde ist ein Kriegsdienst, und wie der versuchende Geist, so sind auch die Versuchungen und die Genossen des Versuchers, nämlich die schlechten Menschen überall. Nehmet also euch Schwert, Schild und Krieg." Dann ertheilt Gerhard seinem Schüler eingehende Weisungen, wie er sich gegen solche Mönche zu verhalten habe, welche Privateigenthum besitzen. Er soll über sie innerlich nicht ergrimmt sein. „Quid ad vos, quod alii habent propria? hoc non laedit vos." Er sei nicht aufgestellt als Reformator und Aufseher. Wenn Andere bessere Kleider tragen, darum friere er nicht, wenn sie besser essen, darum hungere er nicht. Er soll die Proprietarier nicht verachten, sie nicht ermahnen und verweisen. Solche Ermahnungen kommen selten aus reiner Absicht, nützen nichts und stören den Frieden" [134]). Er soll sich in nichts einmischen, was ihn nicht angeht, und namentlich nicht in weltliche Gespräche und in Fragen, ob die Ordensstrenge von diesem und jenem gehalten werde. „Miserere animae tuae, non, dicit sapiens, alienae placens deo!" Schließlich macht Gerhard noch aufmerksam, daß auch die Prälaten in vielen Stücken dispensiren könnten, und nicht alles, was die Regel enthalte, verpflichte im Gewissen [135]).

Später litt Gerhard's Pflegebefohlener wiederum an allen möglichen Versuchungen; er war ein Scrupulant, der überall Gewissensängste und Schwierigkeiten fand. Auch jetzt nimmt sich der Meister abermals seiner an: „Mein in Christo geliebter Bruder. In euern Versuchungen haltet es für lauter Freude, sagt der Apostel (Jacobus 1, 2 und 12), wenn ihr in verschiedene Versuchungen fallet. Glücklich, wer Versuchungen erduldet, da er nach seiner Bewährung die Krone empfangen wird. Niemand wird gekrönt, nach dem Apostel, der nicht gesetzmäßig gekämpft hat (2. Timoth. 2, 5). Aber Niemand streitet, der nicht angreift oder angegriffen wird. Wie in einem irdischen Kampfe nicht bloß Kraft und Tapferkeit, sondern auch Klugheit und Kriegskunst von nöthen ist, so ist auch im geistigen Kampfe beides von nöthen, nämlich Tapferkeit und Weisheit, und beides in Christus, welcher Weisheit und Tapferkeit geworden ist, welcher der gebenedeite Herr, unser Gott ist. Vor allen Dingen scheint es mir für dich passend, daß du geistig heiter bist, denn Trauer, Kleinmuth und Einsamkeit, wenn viel derart zusammenkommt, machen

einen Menschen melancholisch, wie Hippokrates in seinen Aphorismen sagt. Und alle deine geistlichen Uebungen, mögen sie nun in Lesung oder in Wachen bestehen, sollst du mit weiser Mäßigung anstellen. Vorzüglich trage Sorge, daß du gut schläfst und zwar ohne Gewissensbisse zum wenigsten sieben Stunden oder auch acht, wobei noch ein wenig mehr Tags oder Nachts erlaubt ist. Merkwürdig leidet ein schwacher Kopf durch allzu große Nachtwachen. Mit irgend einem süßen Worte und einem heiligen Gedanken, den du entweder durch eigenes Nachdenken gefunden oder kurz gelesen hast, suche dein Lager auf, und über die kleinen Mängel, ob du z. B. deine Horen schlecht oder still gelesen hast, sei nicht besorgt. Es sollen dir deine Fehler mißfallen, aber dich nicht beängstigen und verwirren. Aber dies gilt nicht für Andere, welche muthiger und zu kräftigeren Thaten geneigt sind. Versuche nicht unmögliche und hohe Dinge, wie da sind: feste Gedanken haben und alles vollkommen erfüllen zu wollen; denn wenn Jemand über sein Ziel hinaus strebt, so erschöpft oder bricht er oft seine Kräfte, und wenn er dann sein Ziel nicht erreicht, so fühlt er sich beängstigt, schwach und kleinmüthig." Nach einigen praktischen Rathschlägen über die Pflege der körperlichen Gesundheit heißt es weiter: „Dies halte durchweg fest, daß du nichts Besseres und Richtigeres thun kannst, als alle Phantasieen, auch wenn sie noch so abscheulich, noch so sehr gegen den Glauben gerichtet und noch so entsetzlich sind, nicht zu beachten, dir nicht als Sünde anzurechnen, sondern vielmehr für nichts zu achten und sogar zu verachten. Dann wird der Feind zweifelsohne fliehen, wenn du ihn und seine Einflüsterungen verachtest. Er ist nämlich sehr stolz und erträgt es nicht, daß er verachtet und gering geschätzt wird. . . . Vertraue sicher, daß du unschuldig bist, und ohne jede Schuld deinerseits in dir dieses vorgeht, gerade so unschuldig wie die Fliegen, welche vor deinen Augen gegen deinen Willen vorbeifliegen. Je mehr Jemand mit einem Unreinen kämpft oder den Unreinen berührt, um so fester bleibt die Unreinigkeit hängen und um so weiter exponirt er sich. Wer Pech anfaßt, besudelt sich. Hinein schauen, denken und erwägen, oder unreine Gedanken behandeln wollen, oder bei ihrer Behandlung ihnen widerstehen wollen, oder sie vertreiben, theilen oder beschwichtigen wollen, ist nichts anderes, als Unreines berühren und sich beschmutzen. Wer mit einem Schlauern disputirt, wird gefangen, und wer mit einem Spitzfindigern und Tapferern kämpft, wird zu Boden geworfen und besiegt, besonders ein schwacher und leicht zu bösen Phantasieen angelegter Mensch. Durchweg also ist es ein sicheres Mittel, diese Gedanken auf jede Weise zu verachten, ja nicht einmal zu beichten, besonders nicht einzeln und mit ihren nähern Umständen, weil sonst der Mensch in sie verwickelt wird und Unreines berührt; sondern bloß im

Allgemeinen kann man sie beichten, ungefähr folgendermaßen: »Viele schlechte Gedanken beschleichen mich und ich lasse mich mehr auf sie ein, als ich darf, und ich verachte sie nicht so, wie ich müßte, und ich verstopfe nicht meine Ohren, wie ich müßte,« und ähnlich. Wer die bösen Gedanken so erwägt, daß er sie einzeln beichten kann, der befleckt sich, wie gesagt ist; ja, er wird über keine Beichte zufrieden sein, da man wegen Scham, Aengstlichkeit, Anzahl und Verschiedenheit sie nicht vollständig sagen kann. Selbst beim Beichten und Nachdenken über dieselben wächst die Furcht und Angst unserer Seele, welche dann den Frieden, der aus der Beichte hervorgehen soll, vertreiben. Derjenige, der sie beichten will, will sie auch abschätzen und vergrößern; er will, daß sie gehört werden und daß er sie höre, und dieses widerstreitet den wahren Heilmitteln, welche sind: sie verachten, gering schätzen, die Ohren vor ihnen verstopfen und verstummen. . . . Andere Heilmittel, wie Gebet, nicht sehr lang, aber sehr glühend, die Fürbitten der Klostergenossen, die Rathschläge der Weisen, die Anrufung der Heiligen und ähnliche, kannst du von selbst oder durch die Deinigen hinlänglich finden" [136]).

In ähnlichen Gewissensängsten schreibt Gerhard seinem Freunde Johannes Cele, welcher seit Jahren sich mit dem Gedanken trug, in den Franciscaner-Orden zu treten [137]). „Bruder und Freund! Sei froh im Herrn, diene stets dem Herrn in Freude; freue dich, und wiederum sage ich, freue dich. Erwäge oft das Wort: Gott züchtigt die, welche er liebt, und schlägt die, welche er annimmt. Halte es für ganz sicher, daß jene Gedanken an dein Versprechen [138]) Einflüsterungen des Satans sind, da ja der Satan gemäß göttlicher Zulassung die Gewalt hat, deine Phantasie zu verschiedenen Gedanken aufzuregen und solche Furcht, zu geloben, oder gelobt zu haben, einzuflößen . . . Daher sage es stets und halte dafür, daß es der Teufel ist, welcher innerlich zu dir spricht, und daß du der Sprechende nicht bist, und wenn er dich von irgend einer Sache abzieht, wie z. B. von der Lectüre deiner Vorsätze oder Aehnlichem, so thue stets das Gegentheil davon. O, daß du es verständest, zur Verachtung des Versuchers stets das Gegentheil zu thun und zu glauben! Stolz ist er, Verachtung kann er nicht dulden" [139]).

An Heinrich Klingebiel [140]), welcher später sein Beichtvater und dann erster Mönch in Windesheim wurde, schrieb Gerhard folgende Worte über die Würde des Priesterthums und den priesterlichen Lebenswandel.

„Geliebter in Christus! Derjenige allein, welcher dein Freund in Christus ist, ist es dir in Wahrheit. Jede Freundschaft und jedes Verhältniß, obgleich sie theuer und sehr innig sind, sind ohne Vereinigung in Christus eitel und schließlich ohne Lohn. O, daß doch Alle es einsähen und

verſtänden und für die letzten Dinge ſorgten! Ich rede dich nicht an, mein Freund, als einen von den ſchlechteſten Prieſtern, welche keine Erkenntniß wollen, um gut handeln zu können, welche Gott und Menſchen nicht fürchten, welche entweder im Concubinate oder unkeuſch leben, ehrſüchtig, mit Simonie befleckt, Trinker, Geizhälſe oder Höflinge ſind, ſich mit weltlichen Geſchäften abgeben oder ſonſt in offenkundigſter Weiſe ſehr ſchlecht ſind. Nicht als ſolchen rede ich dich an, nicht als ſolchen, ſondern als Einen, welcher von den gröbſten Fehlern frei iſt, als guten Weltprieſter; um ſo zu ſagen, ich halte dich für Einen, der den breiten Weg wandelt. Ich bitte dich, bedenke es, wenn viele aus dem Volke, welche den breiten und leichten Weg wandeln, gemäß dem Ausſpruche Chriſti dem Tode entgegen gehen, werden dann die Prieſter, welche zum Einſchlagen des geraden und engen Pfades um ſo mehr verpflichtet ſind und dennoch den weiten und bequemen Weg wandeln, nicht um ſo tiefer in den Tod rennen? Wer im Prieſterſtande lau, weder kalt noch warm iſt, wird ohne Zweifel, wie in der Apocalypſe 3, 16 geſchrieben ſteht, vom Herrn ausgeſpieen. Wehe dir und allen Prieſtern, Streitern Chriſti, wenn ſie nicht der Vorſchrift gemäß kämpfen, da nur der, welcher alſo kämpfet, gekrönt wird (2. Timoth. 2, 5). Gib Obacht, ich bitte dich, du Streiter Chriſti, du Auserwählter des Herrn, du Prieſter, wenn du gegen die Befehle Chriſti in deinem Stande dienſt, dienſt du ohne Zweifel dem Teufel und wirſt mit ihm gepeinigt. Wenn du, da du Prieſter biſt, Kriegsdienſte gemäß dem Befehle unſeres Feldherrn zu leiſten wünſcheſt, ſo wiſſe, daß du dies nicht kannſt ohne große und beſtändige Arbeit alle Tage, ohne Leiden, Bedrängniſſe und Gefahren. Weit ab von dir ſei daher der gewöhnliche Müßiggang der Prieſter, weit ab weltlicher Lebenswandel und Befleckung mit der Welt. Wenn du dieſe meiden willſt, ſo bleibt dir nichts anderes übrig, als daß du den alten Menſchen ausziehſt und den neuen anlegſt, welcher nach Gott geſchaffen iſt, in Heiligkeit und wahrer Gerechtigkeit, daß du nicht dieſer Welt dich gleichformeſt, ſondern in deinem innerſten Herzen erneuert wirſt zur Erkenntniß Gottes. Wollet nicht, ſagt der heilige Johannes (I. 2, 15), die Welt lieben, noch das, was in der Welt iſt, ſondern es möge dir die Welt und du der Welt gekreuzigt werden (Gal. 4, 14). Um dies aber zu vollenden, iſt eine ſo große Abgeſchiedenheit, eine ſo große Klugheit, eine ſo große Anſtrengung und Ueberwindung nothwendig, daß ſie den ganzen Menſchen erfordern und alle Zeit in Anſpruch nehmen. Das iſt die Urſache, warum ſo wenige zu dieſem Ziele gelangen; das iſt die Urſache, warum der Prieſter, welcher dem Geſetze Chriſti gemäß in der Welt leben will, ſo viele Bücher, ſo viele Lehren und ſo viele Schriften nothwendig hat, um dieſes ergreifen und vollenden zu können. . . .

„Du haſt alſo die Wahl zwiſchen zwei Dingen. Entweder verwalteſt du dein Amt nachläſſig, leichtfertig, oberflächlich und haſcheſt dabei nach Menſchengunſt: dann übſt und verwalteſt du dein Prieſteramt und deinen Stand zur Zufriedenheit der gewöhnlichen Menſchen, aber du wirſt dann der Elendeſte, Traurigſte und Verdammungswürdigſte ſein. Oder du verwalteſt daſſelbe Amt dem Auftrage Chriſti gemäß, was nicht ohne große Mühe, Schwierigkeit und Gefahren geſchehen kann. Du mußt alſo die Mühen, Schwierigkeiten und Gefahren als dir gehörig umfaſſen, wenn du dem Geſagten, nämlich dem Elende, der Troſtloſigkeit und der Verdammung, entgehen willſt. Laß dich nicht täuſchen durch den leichtſinnigen und leichtfertigen Wandel der gewöhnlichen Prieſter, welche nach dem Wohlgefallen der Menſchen leben. Laßt ab von ihnen, ſpricht der Herr, ſie ſind blind und die Führer der Blinden (Matth. 15, 14). Denn in der That, zu unſern Zeiten ſind dieſe blinder als Räuber und Hurer, von denen ich glaube, daß ſie im Himmelreiche, d. h. in der Kirche, jenen weit vorgehen werden und viel weniger Strafe verdienen. Thut nach ihrer Lehre, aber nicht nach ihren Werken, ſpricht der Herr (Matth. 23, 3). Aber wehe, ſchon gibt es Prieſter, welche weder gut handeln noch gut lehren, ja welche ſogar den Gutesthuenden entgegen ſind und widerſtehen, vor Allen aber den Laien.“

Nach Anführung einiger Stellen aus Hieronymus und Bernard heißt es weiter: „Dieſes ſchreibe ich dir alſo aus dem Grunde, damit die Hand der Sünder dich nicht berühre, damit du nicht nach der Art der meiſten Prieſter denkeſt, daß die gewöhnliche Lebensweiſe, welche ſchon die abſcheulichſte iſt, zur Erreichung der Seligkeit für dich genügend ſei, du dürfeſt weichlich und behaglich leben, wie ein Weltmann, und du könnteſt das ewige Leben ohne Mühe, ohne Schwierigkeit und ohne geiſtliche Geſinnung erreichen. . . . Ich bitte dich, iſt das Leben der Prieſter ſchlechthin, ich rede von der Mehrzahl, etwas anderes als ein Leben des Fleiſches, als ein Leben der Welt? Darum liebt ſie die Welt auch ſo, weil ſie von der Welt ſind, und weil ſie die Werke der Welt thun und üben. Wenn ſie nicht von der Welt wären, würde ſie die Welt nicht lieben; aber weil ſie von der Welt ſind, darum haßt ſie die Welt nicht, noch verfolgt ſie dieſelben, ſondern ſie liebt dieſelben (Joh. 15, 18 ff.). Glückſelig der Prieſter, welcher nicht geht in die Verſammlung der gottloſen Prieſter, der auf dem Wege ſolcher nicht wandelt (Pſ. 1, 1 ff.), wenn er auch in verfloſſenen Zeiten dieſelben gegangen und daſelbſt gewandelt wäre. Glückſelig, wenn er nicht bei ihnen blieb und ſich ſchnell von ihnen entfernte, wenn er auf ihrem Laſterſitze, d. h. der tödtlichen Höhe und dem giftigen Stuhle fleiſchlicher

Ruhe, nicht saß, d. h. beständig ruhte. Fliehe, fliehe! Zerreiße die Banden derselben und wirf ab von dir ihr Joch. Denn der im Himmel thront, lacht ihrer und der Herr verspottet sie (Psalm 2, 4). Zieh' fort aus der Mitte derselben und beflecke dich nicht mit dem Unreinen (Isaias 53, 11). Eile zu den Orten, in welchen das Blut Christi noch glühend macht, an welchen wenigstens einige Priester wohnen, welche die canonischen Satzungen beobachten, das Leben der Heiligen kennen und nachahmen, bis Christus in dir Gestalt gewinnt, bis du, geistlich ausgerüstet, in Mitten eines gottlosen Volkes in Gottes Augen würdig wandeln, die feuerigen Pfeile des Satans, der Welt und des Fleisches durch die geistlichen Lehren und Gnadengaben des Glaubens kennen und vertreiben kannst" [141]).

In welcher Art Gerhard die Reform der Klöster wollte, zeigt uns sein längerer Brief an den neugewählten Abt des friesischen Cistercienserklosters Klarenkamp, in welchem er namentlich gegen den Privatbesitz der Mönche eifert. Das Schreiben bildet somit ein Gegenstück zu der Predigt über die Armuth und ist das Programm, nach welchem Gerhard's geistige Söhne und Enkel die Klöster reformirt haben. „Meine demüthige Empfehlung in Christus zuvor! Vater und ehrwürdiger Herr! Es war für mein Herz eine Freude im Herrn, als ich vernahm, daß Ihr Prälat des Klosters Kampen geworden seid, nicht deswegen, weil es mir unbekannt sei, daß eine schwere Last Euern Schultern auferlegt sei, nicht deswegen, weil ich nicht gewußt hätte, daß Euch für verschiedene Klöster und Personen, vorzüglich zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen und in zweiter Linie für Erhaltung der zeitlichen Güter, pflichtmäßig und in Folge des gewöhnlichsten Dienstes die tägliche Sorge und beständige Beschäftigung obliege; hierüber lächele ich vielmehr heitern Muthes mit der Sara, und Jeder, der dies annimmt, möge mit mir auch selbst im Geiste lächeln, da du erwählt bist gegen Aller Erwartung, d. h. gegen die gewöhnliche Art und Weise, wie viele gegenwärtige Bischöfe und Aebte gewählt sind, welche nicht zu nützen, sondern zu herrschen, nicht zu dienen, sondern bedient zu werden trachten, welche sich und das Ihrige suchen, nicht auf Gott und das Heil der Seelen bedacht sind, welche nach den Grundsätzen der Welt und der Fürsten der Finsterniß wandeln. . . .

„Ihr wundert Euch vielleicht, welche Götzendiener ich meine, die Ihr vertreiben und fliehen müßt. Ich antworte, daß die Mönche oder Religiosen, welche Eigenthum besitzen, große und sehr große Götzendiener sind. Denn wenn es nach dem Apostel unfehlbar gewiß ist, daß Geiz ein Götzendienst sei, folgt dann nicht ganz richtig, daß die Geizhälse Götzendiener sind? Solche sind die Proprietarier unter den Religiosen,

welche weder die Erlaubniß oder die Macht des Abtes, noch des Bischofs und des Papstes, noch irgend eine Gewalt auf Erden entschuldigen kann. Diese will die Kirche gerade wie heidnische Götzendiener betrachtet, mit sehr häufiger Ermahnung und Excommunication bedacht wissen. Damit der Abscheu vor ihnen alle Lebenden ergreift, so haben sowohl die canonischen Satzungen als auch die h. Väter geglaubt, daß ihren Leibern das Begräbniß nicht bloß außerhalb des geweihten Ortes, sondern sogar in einer abscheulichen Düngergrube unter Hinzufügen der Verfluchung zukomme“ [142]).

„Schrecklich ist es, solches zu hören, schrecklicher, es zu sehen, am schrecklichsten aber, es zu dulden. Hieraus kann man auch einigermaßen schließen, welche Qualen, obgleich sie unschätzbar sind, den Proprietariern im zukünftigen Leben bereitet werden. O, Eigenthum am Mönche, wie schrecklich bist du! O, ungeheuerer Geiz an dem, dessen Wesen es ist, arm zu sein. Denn Mönch oder Religiose sein, heißt arm sein. Die Armuth ist dem Ordensstande und Mönchsthum wesentlich. Daraus folgt, daß der Besitz eines Obolus nicht bloß Geiz beim Mönche ist, sondern auch das Sein und den Werth des Mönches aufhebt. Daher ist es bei den Vätern ein häufiges Sprichwort: »Der Mönch, welcher einen Groschen besitzt, ist keinen Groschen werth.« Aber wehe, viele finden sich, welche die Wissenschaft Gottes nicht haben, welche die Marksteine, welche unsere Väter setzten, überschreiten, welche Proprietarier mit der Kenntniß oder Erlaubniß des Abtes oder des Obern und andern gemachten Gründen entschuldigen und bemänteln wollen. . . . Wehe der Welt, wehe den Klöstern wegen dieses Aergernisses! Aber doppelt wehe, ja vielfach wehe demjenigen, durch welchen dieses Aergerniß in die Klöster eintritt oder durch welchen diese Ungerechtigkeit verlängert oder vermehrt, erlaubt oder gestärkt, bemäntelt oder entschuldigt wird.

„Deswegen, geliebter Vater, ermahne ich Euch im Herrn, auf die Austreibung dieses Götzendienstes vom Haupte des Klosters in Kampen mit ganzer Seele, klug und weise, und wie es die Schwäche der Brüder und der Menge erfordert, ohne Unterlaß bedacht zu sein, so daß dieses, zum Heile durchaus nothwendige, unvermeidliche und unschätzbare Gut sich allmälig in die übrigen Glieder, welche dem Haupte unterstehen, ordnungsmäßig und passend ergieße oder herabsteige.

„Und obgleich dieses einigen wegen der eingebürgerten Gewohnheit schwer zu sein scheint, so weiß Gott dennoch nach meinem Dafürhalten, wie ganz leicht es einem treuen Prälaten und klugen Verwalter ist, der nicht sein Wohl, sondern mit dem Apostel das Heil Vieler sucht. Ich meine schon, daß man Kranken Oel aufgießen müsse, aber

nicht ohne Wein. Ich meine das Oel einer freigebigeren Verwaltung in Bezug auf die Gesammtheit, das Oel der Erquickung bei Euern eigenen Ausgaben und Euerm Geleite, das Oel sanftmüthiger und süßer Ermahnung, den Wein der Drohung, den Wein der Entziehung unpassender Kleidung und Nahrung, den Wein der Wegnahme eigener Gelder und Einkünfte, den Wein der Excommunication; Oel für die Bereitwilligen und Belehrbaren, Wein für die Harten und Verhärteten; das Oel der Liebe, Freundschaft, Ehre und Beförderung für die Einzelnen, welche die Armuth üben und gehorsam sind, den Wein der Strenge, Härte und Unterdrückung für die widerstrebenden Proprietarier.

„Ich glaube, man soll ihnen nicht bloß zeigen, wie gefährlich es sei, in Rücksicht auf die Tugenden und das ewige Heil, Privateigenthum zu besitzen, sondern auch, welche große zeitliche Uebel, wie Uneinigkeit, Streit, Entzweiung, Ungehorsam, Herumschweifen und Ausgelassenheit, Schmauserei, Betrunkenheit, Zerstreuung und ähnliche Dinge ohne Zahl, meistens jedoch Armuth der Gemeinschaft selbst, aus dem Privatbesitz entstehen. Es soll auch erklärt werden, daß dann, wenn alles in die gemeinsame Kasse gelegt und abgeführt würde, viele große Güter, ein wahres Ordensleben, friedliche Ruhe und Ueberfluß an allem Nothwendigen daraus entspringen würden. Es ist mir bekannt, daß von dem Privatbesitz und von den Proprietariern alle Uebel und ganz besonders die Verarmung und die Dürftigkeit an zeitlichem Gut, an Reichthum und gutem Namen kommen. . . .

„Daher stammt die Armuth der Klöster mit vielen Uebeln im Gefolge. Woher Streitigkeiten, Entzweiungen und Uneinigkeiten nicht bloß in den Klöstern, sondern auch in der ganzen Welt, wenn nicht von den Fürwörtern »Mein« und »Dein«? Wie viel Ränke, Haß, Streit und Schädigungen, wie viel Unzufriedenheit und Verleumdung, wie viele scheele und fürchterliche Augen wegen der innern bösen Gesinnung zwischen Vätern und Brüdern aus der ungleichen Bedienung, Kleidung und Nahrung kommen, werdet ihr selbst schon oft erfahren haben. Wie große Uneinigkeit und Trennung in Gesinnung und Wort es macht, daß, wo die Klosterleute zwar Brüder und Schwestern, oder in gleicher Weise arm sind, ihre Kleider, Behälter und Schüsseln aber nicht Schwestern, sondern so verschieden und ungleich sind, läßt sich gar nicht abschätzen. Daher stammt von den Schüsseln, Kleidern und den so ungleichen eigenen Reichthümern ein so uneiniges und verschiedenartiges Leben in den Klöstern! Dieser ist reich, jener arm, dieser fett, jener mager, dieser dürstet, jener ist betrunken, dieser ein Engel, jener ein Teufel. . . .

„An die Welt und an die Blutsverwandten hängen Mönche ihre jährlichen Renten, und die Güter empfangen sie zu ihrem eigenen und

nicht zum allgemeinen Gebrauche entweder öfters oder ein Mal des Jahres; sie ſchweifen umher, verkaufen, kaufen und tauſchen Dinge für ſich um, ohne Rückſicht darauf, was dem ganzen Kloſter und Vielen nützt, ſondern ſie dienen bloß ſich und ihrem Vortheile. . . . Wird ſolchen nicht mit Recht das Licht der göttlichen Gnade entzogen, ſo daß ſie gleichſam am Mittag herumtappen in der Finſterniß; daß ſie ſehend nicht ſehen, und verſtehend nicht verſtehen, da Gott ſie walten läßt nach den Wünſchen ihres Herzens? Dann ſteckt das ſchändliche Leben auch die Nächſten an; weder in ihnen wohnt Heiligkeit, noch in ihrem Aeußern leuchtet das Beiſpiel des Guten und die Ehre des Herrn. Sie ſind bloß Ungeheuer, nach außen bekleidet mit einem Schafpelze, nämlich dem Ordenskleide. Gleichſam an ihren Früchten wird dieſes von den Fürſten der Erde und dem gemeinen Volke erkannt, welche ihre ehemals gegen die Klöſter ſo freigebigen Hände, reichlichere Almoſen, Schutz und Vertheidigung zurückziehen. O, möchten ſie bloß ihre Hände zurückziehen und nicht durch verſchiedene Bedrückungen, Auspreſſungen und Abgaben die Klöſter und die Kloſtergüter beläſtigen! Möchten die Fürſten und Richter des Landes doch nicht durch Gewalt, mit bewaffneter Hand und mit Liſt die Kloſtergüter rauben und an ſich ziehen, ſie, die ehemals, als die Klöſter noch aus gemeinſamer Küche lebten, ihre ganzen ſehr reichen Patrimonien zu Ordenszwecken gaben und ausgaben! Den Proprietariern und den Uebeln, welche daraus folgen, nicht der Schlechtigkeit der Zeit und dem Greiſenalter der Welt muß dies zugeſchrieben werden! Sie mögen ſehen, wie die Klöſter der Carthäuſer und anderer Orden, der Ciſtercienſer, Prämonſtratenſer und Regular-Canoniker, welche keine Proprietarier haben, leben, wie ſie auch in dieſer Zeit geliebt, dotirt und vertheidigt werden von den Schlechten und den Fürſten des Landes [143]). Daher ſind die reichen Proprietarier ſo arm in Rückſicht auf die alten armen Väter, welche bei gemeinſamem Beſitz ſo reich waren [144]). Die Verarmung der Klöſter tritt hinzu, weil ſchon in den meiſten die Laien ihre Erbſchaften nicht mehr an ihre Söhne oder Töchter, welche Mönche oder Nonnen ſind, oder an ihre Klöſter fallen laſſen, wie doch die göttliche Gerechtigkeit und die Rechte es verlangen, ſondern weil ſie beim Eintritt derſelben in's Kloſter oder in ihrem Teſtamente etwas zum beſtimmten Nutzen ihrer Töchter und Söhne, nicht aber zum gemeinſamen Nutzen des Kloſters ſofort, jährlich oder zeitlebens beſtimmen. Hierdurch nehmen ſie dieſelben von aller zukünftigen Beerbung der Eltern und Verwandten aus. Wenn die Vorſteher oder Vorſteherinnen nicht beſtändig danach hinarbeiteten, daß ſie dies erhielten und an ſich zögen, weil ſie einen mäßigen und gegenwärtigen Gewinn, obgleich ſehr häufig mit Simonie und der Verletzung des Armuthsgelübdes befleckt, höher ſchätzen als die

größten zeitlichen Güter, welche gerechter Weise und nach Gottes Willen in Zukunft ihnen zufielen, so hätte niemals die Gewohnheit, nicht zu beerben, sich so einschleichen und die Oberhand gewinnen können; aber auch nicht jenes Verderbniß, daß man alle Weltleute, welche körperlich mißgestaltet oder untauglich, oder schwachsinnig sind, nicht gleichsam als ein wohlgefälliges Opfer Gott darbringt, sondern sich dadurch der eigenen Last entledigt, die Klöster nicht ehrt, sondern beschwert, gleichsam als ob jener und jene, welcher oder welche zum Ehestande nicht taugt oder des väterlichen Gutes unwürdig ist, in ein Kloster zu verstoßen sei[145]) . . . . .

„Was soll man daher über jene Nonnenklöster sagen, wo nur Töchter der Reichen oder der Adeligen Aufnahme finden, wo sie nur gegen bestimmte Summen aufgenommen werden? Ausgeschlossen werden die Klugen, ausgeschlossen die Frommen, ausgeschlossen die Tauglichen, wenn sie arm sind! Die Armuth gereicht zur Schuld, die Armuth wird verachtet von jenen, welchen die Liebe zur Armuth vorgeschrieben ist. Und warum so? Sicher weil sie reich sein wollen, weil sie die Aufgenommenen von ihrem Eigenthume und in Privatbesitz ernähren wollen. Schon wenn sie Aspirantinnen aufnehmen, machen sie dieselben zu Proprietariern[146]). Daher entsteht für das gesammte Kloster, wie schon gesagt ist, eine so enorme Armuth und Dürftigkeit."

Nach eindringlichen Ermahnungen, welche ganz in biblischen Ausdrücken gegeben sind, diesen Krebsschaden in seinem Kloster gründlich auszuschneiden, schließt Gerhard:

„Entschuldiget, theuerster Vater, wenn ich etwas Euch vorgetragen habe, was hart scheint. Gott weiß, was wahr und für Euch nützlich ist. Die Liebe zu Euch zwingt mich, die Wahrheit vertrauensvoll zu sagen. Entschuldigt auch wegen der Schrift, denn der geringe Schreiber und schlechte Kalligraphe ekelte sich vor dem Abschreiben"[147]).

Hiermit glaube ich mehr als genug über und aus Gerhard's Briefwechsel mitgetheilt zu haben. Die Proben lassen erkennen, in welcher Weise unser Meister das innere Leben des einzelnen Menschen und der gesammten Gesellschaft zu heben bemüht war. Die Zahl der Briefe, ihre Adressaten und ihr Umfang bestätigen uns das Wort des Thomas: „paratus etiam illos instruere, quos corporaliter adire et oretenus informare non potuit." Wo Gerhard nicht hingelangen konnte, dahin sandte er Briefe. Von allen Seiten wurde er in Anspruch genommen und für Alle hatte er Rath. Sein Briefwechsel läßt uns am besten seinen Einfluß ahnen, den er selbst über Holland und die Utrechter Diöcese hinaus ausübte.

Gerhard's gesammte literarische Arbeiten sind immerhin ziemlich umfangreich. Es muß uns auffallen, wie ein Mann bei so angestrengter Predigtthätigkeit in drei Jahren, denn auf diesen Zeitraum drängen sich alle seine Schriften zusammen, so vieles leisten konnte. Gerhard schrieb eben eine schnelle Feder [148]).

7. Die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben.

Wie bereits erwähnt ist, hatte Gerhard eine größere Anzahl Scholaren aus den obern Klassen der Stadtschule in Deventer und junge, der Schule bereits entwachsene Kleriker als Schreiber in seinem Solde stehen, für welche er nicht bloß der Brodvater, sondern auch der geistige Ernährer und Seelenführer war. In der Ausübung dieses Amtes stand ihm Florentius Radewin treu zur Seite, und je mehr Gerhard mit der Verkündigung des göttlichen Wortes beschäftigt oder durch eigene schriftstellerische Thätigkeit von der ständigen Sorge für seine Scholaren abgezogen war, um so mehr nahm sich Florentius ihrer an und lenkte in Gerhard's Abwesenheit das ganze Schreibergeschäft.

Eines Tages [149]) nun trat er vor Gerhard hin mit den Worten: „Vielgeliebter Meister, was würde es schaden, wenn ich und diese Klerikerschreiber, welche schon guten Willens sind, unsere wöchentlichen Ausgaben zusammenlegten und in Gemeinschaft zusammen lebten?" „Gemeinschaft, Gemeinschaft!" erwiderte Meister Gerhard. „Jene vom Bettelorden werden dies keineswegs dulden, sondern mit allen Kräften zu widerstreben und Widerstand auf jeden Fall zu leisten suchen." Ihm erwiderte Florentius: „Was würde es aber schaden, wenn wir doch beginnen würden? Vielleicht würde uns Gott gute Fortschritte machen lassen?" Da besann sich Gerhard eine Zeit lang und sprach: „Im Namen des Herrn fanget an. Ich werde euer Vertheidiger und treuer Schirmer gegen Alle sein, welche sich gegen euch erheben und euch in euerm Vorhaben zu hindern trachten." So wurde ein gemeinschaftliches Leben der gesammten Schreibstube begonnen. Alle Einnahmen, welche für Abschreiben in der Woche eingingen, flossen in die gemeinschaftliche Kasse, aus welcher hinwiederum alle Ausgaben bestritten wurden. Das Zusammenziehen in ein Haus wird nicht erwähnt, muß also bereits Thatsache gewesen sein. Das Haus war nur gemiethet; erst 1396 war es durch Spenden mildthätiger Leute möglich, ein eigenes Haus zu erwerben [150]).

Es galt nun, für die Gemeinschaft eine Lebensregel und Hausordnung zu entwerfen. Beides that Florentius unter Beirath des Gerhard. Alle Einwohner des Hauses versprachen ihm dann als ihrem Obern Gehorsam

und Bleiben für das ganze Leben. Gelübde im eigentlichen Sinne konnte man nicht ablegen, da die neue Congregation als kirchliches Institut noch keine Anerkennung vom apostolischen Stuhle hatte. Weiterhin mußte jedes Mitglied der Vereinigung geloben, für die Erwerbung des gemeinsamen Lebensunterhaltes durch Handarbeit, besonders durch Schreiben, zu sorgen. Hierdurch wollte man das Leben der ersten Christen, „das Leben der Vollkommenheit und Nachfolge Christi" erneuern. Principiell unterschied sich die Vereinigung in ihrer äußern Erscheinung von den damaligen Klöstern dadurch, daß der eigene Erwerb des Lebensunterhaltes die Grundlage bildete, während in jenen die directe Gottesverehrung, das Gebet und der religiöse Unterricht den praktischen Zweck bildeten und der Unterhalt aus dem Vermögen des Klosters oder den Gaben der Gläubigen floß. Das Betteln und Almosensammeln verabscheute Gerhard; ein Mann sollte sich selbst den Unterhalt erwerben. Als Vorbild stellte er seinen Schülern den h. Paulus hin, welcher auch gearbeitet habe [151]).

Ehe ich nun die Geschicke der Fraterherren weiter erzähle, muß ich den Leiter derselben, Florentius Radewin, etwas näher schildern. Wir besitzen eine ziemlich eingehende Charakteristik dieses ehrwürdigen Mannes aus der Feder eines seiner Schüler, des Thomas von Kempen [152]). Florentius, der Sohn des Radewin, 1350 in der holländischen Stadt Leyderdam geboren, hatte seine Studien in Prag gemacht, woselbst er auch den Magistergrad erwarb, und hatte dann ein Canonicat in Utrecht erhalten. Gleich beim ersten Auftreten Gerhard's besucht er ein Mal dessen Predigt in der Frauenkirche zu Deventer, und siehe, Gerhard's Wort zündet. Unmittelbar nach der Predigt sucht er den Meister auf, hat ein langes Gespräch mit ihm und ist dann ganz für seine Ideen: „contemptus saeculi et imitatio humilis vitae Jesu Christi" gewonnen. Florentius legt sein Utrechter Canonicat nieder und wird Vicar der Stiftskirche des h. Lebuinus in Deventer, um ständig bei Gerhard sein zu können. Von nun an sind sie unzertrennliche Genossen [153]).

Florentius war ein Mann von heroischer Demuth und Weltverachtung. So weit er konnte, unterdrückte er seinen Magistertitel, kleidete sich in ein einfaches graues Gewand, das meistens sehr abgetragen war, und vermied alles, was irgendwie hätte Aufsehen erregen können. Um ja nicht irgend welcher menschlichen Ehre theilhaftig zu werden, ging er selten aus, mußte er aber das Haus verlassen, so ging er schnell und mit niedergeschlagenen Augen. „Auf dem Wege zur Kirche betete er innerlich oder betrachtete, je nachdem es ihm der h. Geist eingab." Im Chore der Kirche wählte er stets den letzten Platz, obgleich er damals, als Thomas ihn kannte, der älteste Vicar war und unmittelbar nach

den Canonikern gefolgt wäre. Vor den jüngsten Scholaren seines Hauses wollte er nichts voraus haben. Nur wenn er zur h. Messe an Festtagen ging, legte er aus Ehrfurcht gegen das h. Opfer ein besseres Gewand an. Sein auffallend demüthiges Betragen bot vielen Anlaß, über ihn zu spotten; manche nannten ihn einen Narren, Andere wieder schalten ihn Lollard. „Er aber," sagt Thomas, „wollte lieber ein verachteter Lollard mit seinen Brüdern genannt oder von den Weltmenschen für närrisch gehalten, als ein großer Herr und Meister genannt werden"[154]). Daher verschmähte er auch alles gelehrte Studium, welches nicht zum wenigsten indirect der Ehre Gottes und dem Seelenheile der Menschen diente. „Ueber hohe Fragen, subtile Dinge und schwierige Materien schwieg er vollständig, weil sie wenig Erbauung für fromme Gemüther bieten," sagt Thomas [155]). Ein Convertit aus dem Judenthume wollte mit ihm, da er in exegetischen Fragen als Auctorität galt, über mehrere Schwierigkeiten in der alttestamentlichen Genealogie und Chronologie sich bereden. Allein Florentius sagte ihm, er solle den christlichen Glauben treu bewahren und im Leben ausüben; auf die Fragen aus der Exegese aber ging er nicht ein, „nicht deshalb, weil er darüber nichts wußte, sondern weil sie ihm nichts zur Erbauung beitrugen." Thomas bemerkt ausdrücklich, daß Florentius des Hebräischen sehr kundig gewesen sei.

Eine weitere Tugend unseres Florentius, welche Thomas nicht genug rühmen kann, war seine Nächstenliebe und Freigebigkeit. Er führte eine Liste der Armen, deren Sorge er einem oder zwei seiner Brüder übertrug, damit sie anständige Wohnung und den nothwendigen Lebensunterhalt bekamen. Viele reiche Leute brachten denselben nach Florentius' Rathe und Anweisung ihre Almosen. Aussätzige und körperlich Preßhafte lagen ihm zumeist am Herzen. Thomas hat einen einäugigen und einen lahmen Mann gekannt, welche von Florentius unterstützt und zum guten Leben angeleitet wurden. Ebenso meldet er aus eigener Anschauung, mit welcher wahrhaft rührenden Liebe sich Florentius eines Aussätzigen vor den Thoren Deventers annahm. Im Monat Mai ließ der ehrwürdige Mann alljährlich eine Menge Kräuter sammeln und damit den armen Kranken warme Kräuterbäder bereiten. Dann ließ er sie in frisch hergerichtete Betten legen und ihnen nach der Transpiration ein kräftiges Mahl verabreichen. Zur Quadragesimalzeit eines theuern Jahres kamen die Armen schaarenweise an die Pforte des Brüderhauses; um ihnen geben zu können, fasteten die Brüder noch über die von der Kirche vorgeschriebene Weise und schrieben alle Tage während der Quadragesimalzeit eine Stunde länger. Der Erlös dieser Ueberarbeit und ihre Ersparnisse wurden zum Ankauf von Lebensmitteln für die Armen verwendet. „Wer kann," so schließt Thomas seine Schilderung über die

Armenpflege des Florentius, „würdig alle Werke der Barmherzigkeit dieses glückseligsten Vaters erzählen? Und wenn alle schwiegen, ich will nicht schweigen, sondern die Barmherzigkeit des Herrn Florentius bis in Ewigkeit preisen, da ich unzweifelhaft sicher noch bei seinen Lebzeiten sieben Jahre lang die Menge seiner Barmherzigkeit durch Erfahrung kennen gelernt habe“ [156]). Besondere Liebe zeigte Florentius gegen Kinder und unverdorbene Jünglinge. Mit freundlichen Worten ermahnte er sie zur Liebe Jesu und Bewahrung ihrer Unschuld. Gern unterstützte er arme Schüler, gab ihnen Papier und Feder, die nothwendigen Bücher und selbst das Schulgeld. Thomas von Kempen, der wie viele andere Schüler an Geld Mangel litt, wurde von ihm zuerst für kurze Zeit in's Haus aufgenommen, dann mit Büchern ausgestattet, und schließlich besorgte ihm Florentius freies Logis bei einer guten Frau. Als er später sein Schulgeld nicht bezahlen konnte, erhielt er dieses ebenfalls von Florentius. Als aber der Schulrector, Johannes Böhme, dieses erfuhr, stellte er dem Thomas das Schulgeld zurück [157]). Alljährlich am Feste des h. Gregor des Großen lud Florentius zwölf arme Scholaren zu Tische. Mehr noch als durch seine materiellen Gaben unterstützte er aber viele junge Schüler durch seinen Rath, durch seine Ermunterung und seine Ermahnungen.

Florentius war meist kränklich, sein schwacher Magen konnte nicht alle Speisen vertragen. Daher konnte er am gemeinschaftlichen Tische oft nicht Theil nehmen. Dann setzte er sich abseits in die Küche, und seine Schüler fühlten sich besonders geehrt, wenn sie ihn da bedienen durften. Seine Kränklichkeit brachte es mit sich, daß er zum Predigen und jeder anstrengenden seelsorgerischen Thätigkeit unfähig war; um so eifriger aber streute er im Stillen den Samen des göttlichen Wortes durch Wort und Beispiel aus. In langen Zügen standen oft die Leute vor seiner Zelle, welche seinen Rath hören oder ihm beichten wollten. An manchen Tagen blieb ihm kaum Zeit, seine Horen zu beten. Oft mußte er den angefangenen Psalm unterbrechen. Dann pflegte er jedesmal sein Brevier mit den Worten: „Noch ein Mal um Gotteswillen“, zur Seite zu legen. So, sagt Thomas, wiederholte er das „noch ein Mal“ sehr oft. Den Chor in seiner Stiftskirche konnte er seiner Gesundheitsverhältnisse wegen nicht täglich besuchen, so oft es jedoch ging, wohnte er dem Conventualamte und der Vesper bei. Thomas sagt von ihm: „Er war von so ehrwürdigem Ansehen, daß viele Knaben und Sänger ihn öfters anblickten und seine Andacht bewunderten. Auch ich pflegte damals mit andern Scholaren den Chor zu besuchen, wie es mir vom Magister Johannes Böhme, welcher die Schulen und den Chor strenge leitete, eingeschärft war. So oft ich meinen Herrn Florentius im Chore stehen

sah, so habe ich, obgleich er nicht umherschaute, aus Ehrfurcht vor seiner Gegenwart mich gehütet, zu schwätzen. Es ereignete sich einst, daß ich im Chore nicht weit von ihm abstand. Er wandte sich zum Buche, um mit uns zu singen. Hinter mir stehend, legte er seine Hände auf meine Schultern; ich aber stand wie angewurzelt und wagte nicht, mich zu bewegen, aus Schreck über eine so große Ehre" [158]).

Gerhard und Florentius ergänzten sich gegenseitig in vortrefflichster Weise. Während jener der unternehmende, thatkräftige Mann war, der als Eroberer für Christus auszog und seine Blicke auf weite Kreise lenkte, war dieser der stille, unermüdliche Ordner, der nach Außen keine große Thatkraft entwickeln konnte, dafür aber in kleinem Kreise in schönster und intensivster Weise arbeitete. Er führte an den großartigen Entwürfen Gerhard's stets die kleinen und kleinsten Details aus. So war auch er wie kein Anderer geeigenschaftet, die jungen Kleriker und Priester, welche Gerhard durch sein Wort und Beispiel zur Nachahmung Christi angeeifert hatte, in seine stille Obhut zu nehmen und im Sinne des Meisters in das geistige Leben näher einzuführen und darin zu festigen. So hat Florentius, obgleich nur Schüler Gerhard's, doch bald neben ihm als Genosse und Gehülfe seinen Platz erhalten.

Florentius war, als Gerhard ihn an sich zog, noch nicht Priester; erst auf seinen Wunsch und Befehl hin ließ er sich die höchste Würde ertheilen. Dies Ereigniß fällt bereits in jene Zeit, wo er die Leitung des Fraterhauses übernommen hatte. „Also Priester geworden," sagt Thomas, „erhob er sich nicht in weltlichem Dünkel, sondern wurde um so demüthiger in allen seinen Handlungen und seinem Verhalten befunden, als er durch Würde und Weihe erhöht war." Gerhard sagt im Hinblick auf seinen Neugeweihten: „Einmal habe ich Einen zum Priester weihen lassen und ich hoffe, daß er würdig ist. Im Uebrigen aber werde ich mich in Acht nehmen, damit ich nicht leichtfertig etwas Aehnliches thue, weil ich Wenige sehe, welche hierfür würdig sind." Florentius selbst aber hielt sich der Priesterwürde stets für unwürdig und sagte unter Anderm einst von einem einfachen Kleriker, welcher noch nicht die höhern Weihen hatte: „O, könnte ich doch beim letzten Gerichte für meinen Kelch Gott die Feder jenes Klerikers bringen." Wer hörte im fünften Capitel des vierten Buches der Imitatio nicht sofort den Schüler beider Männer heraus: „Siehe, du bist nun Priester geworden. Du hast deine Bürde nicht erleichtert; es ist dir vielmehr eine neue Pflicht zu heiligerm Wandel auferlegt worden."

Florentius „wollte niemals müßig gefunden werden, sondern er bemühte sich, die kostbare Zeit fruchtbringend zu verwenden, indem er sich vollständig hütete, sein Brod, obgleich er Beneficiat war, umsonst und

ohne Arbeit zu essen." Er schämte sich nicht, die gewöhnlichsten Arbeiten im Hause zu verrichten und leitete auch alle Kleriker dazu an, abwechselnd die Arbeiten in der Küche und am Herde zu thun. Weiteren Handarbeiten scheinen die Fraterherren sich nicht unterzogen zu haben, sondern das Bücherschreiben „ars scribendi libros, quae clericis melius convenit et quietius exerceri potest" als Hauptbeschäftigung von Anfang an angesehen zu haben. Florentius selbst hatte eine schlechte Handschrift; er beschränkte sich daher auf das Reinigen des Pergamentes, das Binden der Quaternionen, das Liniiren und die übrigen Vorbereitungen für das Schreiben. War genug abgeschrieben und die nothwendige Zeit vorhanden, dann las er mit einem Genossen das Geschriebene durch und corrigirte. Die Fraterherren legten, nach Groot's und Florentius' Geiste, welche alles Glänzende und Prunkende verachteten, ihre Hauptsorge nicht auf schöne Malerei und prächtige Illustrationen, sondern ausschließlich darauf, eine schöne und klare, wenn auch einfache Schrift herzustellen. Die kräftigen Züge der Fraterherren bilden einen angenehmen Gegensatz zu der flüchtigen, oft völlig unleserlichen Schrift ihrer Zeit. Es ist eine eigene Schreibschule, wenn ich so sagen darf, welche von Gerhard und seinen Söhnen ausgeht. Die kräftigen Schriftzüge der Fraterherren fanden bei der Reform der Klöster überall Eingang und man kann bei alten Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts mit fast mathematischer Gewißheit bestimmen, welche Partieen derselben vor der Reform und welche nach ihr geschrieben sind. Eine Menge Imitations-Handschriften haben darum das Unglück gehabt, ihrer kräftigen Schrift wegen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zurück in das 13. und den Anfang des 14. verlegt zu werden und so fälschlich als uneinnehmbare Bollwerke gegen Thomas von Kempen aufgeführt zu werden.

Die innere Ordnung des Hauses war musterhaft, die Inwohner führten ein wahrhaft erbauliches Leben. „Da wurde," so sagt Thomas, „Demuth, die erste aller Tugenden, vom Größten bis zum Kleinsten geübt. Diese macht aus dem irdischen Hause ein Paradies und verwandelt die sterblichen Menschen in himmlische Perlen, in lebendige Steine am Tempel Gottes. Da blühte Gehorsam, die Mutter der Tugenden und die Leuchte der geistigen Erkenntniß, unter so großer Disciplin. Es war die höchste Weisheit, ohne Zaudern zu gehorchen, und ein schreckliches Unrecht, den Rath des Aeltern oder auch nur das geringste Wort desselben zu übertreten. Da glühete Liebe zu Gott und den Menschen im Innern und nach Außen, so daß die harten Herzen der Sünder durch das Anhören heiliger Reden in Thränen sich lösten; solche, welche kalt gekommen, gingen, durch das Feuer der Rede entzündet, freudig von dannen und gaben Obacht, daß sie in Zukunft nicht mehr sündigten. Da leuchtete

die Rüſtkammer des geiſtlichen Kampfes gegen die einzelnen Laſter hervor; Greiſe mit Jünglingen gepaart lernten gegen den Satan, das eigene Fleiſch und die Täuſchungen der Welt tapfer ſtreiten. Da kehrte das Andenken an die alten Väter und die tugendeifrige Lebensweiſe der Einſiedler Aegyptens, die gleichſam halbtodt zu Boden lagen, zu neuem Leben zurück, und der geiſtliche Stand erhob ſich gemäß den Ueberlieferungen der erſten Kirche zur Stufe der höchſten Vollkommenheit! Dort hörte man fromme Ermahnungen zu geiſtlicher Uebung, und unter den täglichen Betrachtungen wurde das hochheilige und ſchmerzhafte Leiden unſeres Erlöſers Jeſu Chriſti häufig und andächtig wiederholt und behandelt. Aus der aufmerkſamen Erinnerung an daſſelbe fließt, wie wir wiſſen, Heil für unſere Seele; es vermag die giftigen Biſſe der Schlange zu heilen, die Leidenſchaften des Herzens zu mäßigen und die ſchlaffe Seele vom Irdiſchen zum Himmel durch die Nachfolge des Gekreuzigten zu erheben“ [159]). Die ſo ſchönen Zeiten des Brüderhauſes ſchwebten dem Verfaſſer der Imitatio vor, als er das achtzehnte Capitel des erſten Buches ſchrieb: „Wie große Andacht im Gebete,“ ſo ruft er aus, „wie großer Tugendeifer, welche ſtrenge Disciplin, wie große Ehrfurcht und Unterthänigkeit blühte unter der Regel des Meiſters in allen Stücken! Noch jetzt bezeugen die zurückgelaſſenen Spuren, daß es wahrhaft heilige und vollkommene Männer waren, welche, ſo tapfer kämpfend, die Welt mit Füßen traten!“ Nachdem Thomas dann mit Wehmuth geklagt, daß ſchon ſo ſchnell (tam cito) dieſer Geiſt abgenommen habe, ſchließt er: „O, möchte doch in dir nicht gänzlich der Fortſchritt in den Tugenden einſchlafen, der du öfters viele Beiſpiele der Gottinnigen geſehen haſt!“ [160]).

Florentius beſchäftigte und kümmerte ſich wo möglich mit jedem einzelnen ſeiner Schüler, für jeden kannte er die ſeiner Natur am beſten entſprechenden geiſtlichen Heilmittel. Während ſonſt ſtrenges Schweigen im Hauſe herrſchte, über das Seelenheil und das Himmliſche ſprach Florentius viel. Und ſeine Schüler ſchätzten ſein Wort ſo ſehr, daß Thomas behauptet, der h. Geiſt habe aus ihm geredet. Und wenn der ehrwürdige Prieſter, als bereits mehrere Fraterhäuſer exiſtirten, ein auswärtiges Haus beſuchte, ſo „freuten ſich auf ſeine Ankunft alle Einwohner, begierig, aus dem Munde des Prieſters Gottes heilige Worte zu hören“ [161]). Er hielt dann, wie daheim, regelmäßige Anſprachen an die Brüder. „Einige von ihnen zeichneten die Worte des Gottesmannes auf Tafeln auf und befleißigten ſich mit großem Eifer, ſie andern Abweſenden mitzutheilen; viel lieber führten ſie Geſpräche über göttliche Dinge unter ſich, als die Weltleute ihre Kleinigkeiten zu erzählen pflegen.“

Florentius redete nicht bloß zu ſeinen Brüdern allein, ſondern hielt auch, wie die oben angeführten Worte des Thomas hinlänglich andeuten,

ffentliche Vorträge für das größere Publicum. Aus einer Erzählung esſelben Gewährsmannes geht hervor, daß dieſe Vorträge im Hofe des raterhauſes ſtattfanden[162]). „Seine Rede war keine Schmeichelei, ondern das unverfälſchte Zeugniß der Wahrheit, nicht weltliche Beredtamkeit, ſondern demüthige Unterweiſung in den Sitten und eine vernünfige Anleitung zur Verachtung der Welt durch Beiſpiele der Heiligen“[163]). Beſonderes Talent beſaß Florentius in der praktiſchen Anwendung der eiligen Schrift; an alle Bibelworte verſtand er eine erbauliche Lehre nzuknüpfen.

Florentius beſchränkte ſich nicht bloß auf die mündliche Belehrung ſeiner Brüder, er ſchrieb auch für ſie, wiewohl dieſe Producte nicht von dem Umfange und der Bedeutung ſind wie Gerhard's Schriften, da er dieſem an Geiſt und Kenntniſſen nachſtand. Indeß ſind ſie doch ſehr beachtenswerth, und Thomas hat Recht, wenn er ſie „devota notabilia“ nennt. Erhalten iſt uns von Florentius nur eine kleine Schrift über die Mittel zur Erlangung wahrer Heiligkeit[164]). Die Wege ſind die bekannten via purgativa und via illuminativa, der Weg der Reinigung und der Weg der Erleuchtung. Was über den letztern vorgebracht wird, iſt zumeiſt eine praktiſche Anleitung zur Betrachtung über das Leben und Leiden Jeſu Chriſti. Außerdem theilt uns Thomas einen Brief und einige bedeutendere Ausſprüche deſſelben mit, von welchen Hirſche treffend bemerkt: „Es ſind meiſt Perlen echter Weisheit, die hier aneinander gereiht ſind, Perlen, wie ſie nur ein im Lichte des göttlichen Wortes gebildetes zartes Gewiſſen im Bunde mit einem zu tiefer Welt- und Selbſtbeobachtung geſchickt gewordenes Auge hat finden können.“

So waltete Florentius als guter Geiſt im Hauſe unter Gerhard's Oberleitung. Was er für ſich und für die Fraterherren geweſen iſt, das iſt er durch Gerhard geworden, und darum gehört ſeine Schilderung nothwendig mit in den Rahmen einer Charakteriſtik von Groot's Thätigkeit.

Ein zweites Fraterhaus wurde in Zwolle errichtet. Fünf oder ſechs Männer, durch Gerhard's Predigt für ſeine Ideen gewonnen, hatten ſich in einem Hauſe zuſammengefunden, deſſen Vorſteher ein blinder Laie mit Namen Johannes Ummen war, von dem Gerhard das charakteriſtiſche Wort ſprach: „Jener Blinde ſieht mehr als Alle in Zwolle“[165]). Als Knabe bereits erblindet, ward er von ſeinen Eltern chriſtlich erzogen und wurde ſpäter Gerhard's Lieblingsſchüler. Seine Mutter Regelandis, eine bereits in gereiftem Alter ſtehende Wittwe, führte das Hausweſen der neuen Genoſſenſchaft. Sie ſcheint übrigens ein energiſches Weib geweſen zu ſein, denn nach Thomas' Zeugniß ſoll ſie den Tiſchleſer, wenn er falſch las oder ſtotterte, apoſtrophirt haben: „Höre auf zu leſen und verderbe das Wort Gottes nicht, damit den heiligen Schriften keine

Läſterung zugefügt und das Ohr der Zuhörer durch dich nicht beleidigt werde. Leſe ein Anderer, welcher es beſſer kann, damit wir alle es verſtehen und erbaut werden." Regelandis ſtarb indeß bald. Die Brüder lebten in größter Armuth, fanden aber ſolche Anerkennung, daß viele Weltleute in ihr Haus eintraten „mit dem Wunſche, Gott zu dienen und die Welt in Ausſicht auf den ewigen Lohn zu verlaſſen".

Im Jahre 1384 zu Anfang der Quadrageſimalzeit kam Meiſter Gerhard nach Zwolle zur Faſtenpredigt. Zugleich wollte er für einige Tage ſeinen geiſtlichen Söhnen im Fraterhauſe Exercitien halten. In der Pfarrkirche predigte er zwei Mal am Tage, eine ſehr große Menſchenmenge kam zuſammen. Als die Predigten vorüber waren, trugen ihm die Fraterherren ihren Wunſch vor, außerhalb der Stadt ſich anzuſiedeln. Geſagt, gethan. Gerhard ging mit vier Brüdern auf den Berg, welcher ſpäter Agnetenberg genannt wurde, und beſtimmte einen paſſenden Platz. Die Ausführung dieſes Planes erlebte er nicht mehr. Erſt um Oſtern 1386 war ein kleines armſeliges Häuschen erbaut, in welches ſechs Brüder einzogen, deren Zahl ſich ſchnell vermehrte. Ihr Leben beſchreibt Thomas folgendermaßen: „Von ihrer Hände Arbeit verſchafften ſie ſich den täglichen Unterhalt. Denn Niemand wurde erlaubt, müßig zu ſein oder neugierig herumzulaufen, noch auch wagte es Jemand, über weltliche Dinge zu plaudern. Sie alle wurden belehrt, zu beſtimmten Zeiten für die Gemeinſchaft zu arbeiten und dabei Gott häufig im Gebete anzurufen, nach Weiſe der alten Väter in Aegypten, welche mit den Händen arbeiteten und dennoch zur Zeit der Arbeit vom Gebete nicht abſtanden. Auch das hatten ſie von Meiſter Gerhard vernommen: Niemand dürfe aufgenommen werden, wenn er nicht mit den Händen arbeiten und zum gemeinſchaftlichen Leben übergehen wolle. Daher ſchrieben die Kleriker Bücher heiliger Schrift fleißig ab; die Laien ſchwitzten bei der Hand- und Feldarbeit. Einige übten auch das Schuſterhandwerk aus, andere webten Wolle und Linnen. Einige machten Decken und Matten, andere verrichteten verſchiedene Geſchäfte für das Haus nach Gutdünken des Vorſtandes. Ein armes und mühevolles Leben nach außen freilich führten ſie für Chriſtus, aber die Liebe zum himmliſchen Leben verſüßte die gegenwärtige Noth. Wenn Jemand zu Einem eines Geſchäftes wegen ging, ſo ſprach er zuerſt ein kurzes Wort über Gott, oder er ſagte »Jeſus«, worauf der Andere alsbald »Chriſtus« oder »Maria« antwortete". Und weiter ſagt Thomas: „Mit ſo großem Eifer wurde die Tugend des Gehorſams beobachtet, daß Niemand wagte, einen Nagel einzuſchlagen, oder irgend etwas Geringes ohne Wiſſen des Rectors oder Procurators zu thun. Denn für die geringſte Nachläſſigkeit folgte eine brüderliche Zurechtweiſung zur Fürſorge (ad cautelam);

ine Entschuldigung wurde nicht gestattet, sondern demüthige Erkenntniß einer selbst und sofortiges Bekenntniß der Besserung. Wenn aber Jemand um Gehorchen nicht bereit war oder hartnäckig auf seinem Kopf bestand, o wies ihn der Vater Johannes härter zurecht, wie es das Maß der Schuld und die Beschaffenheit der Person erforderte. Zuweilen sagte er auch, von größerm Eifer für die Disciplin entbrannt und zum Schrecken der Uebrigen, einigen Mürrischen und mit seinem Befehle weniger Zufriedenen: „Siehe, die Thüre steht offen, wenn Jemand gehen will, so gehe er. Lieber will ich einen Gehorsamen als mehrere Ungehorsame haben!“ Bruder Reyner, welcher zum Schilf hüten geschickt war, blieb auch über Tischzeit da, weil das vorüberziehende Vieh sonst alles zerstört hätte. Johannes aber erwiderte auf diese Verletzung der Hausordnung: „Lieber wollte ich, daß das Vieh alles vernichtet hätte.“ Thomas hat gewiß Recht, wenn er Johannes einen „vir strenuus“ nennt. Der blinde Rector besaß jedoch ungewöhnliche Milde und ein theilnahmvolles Herz gegen geistlich und leiblich Bedrängte. Er hatte die Gabe, kranke Herzen zu trösten und aufzurichten, und eine natürliche Befähigung, zu unterrichten und Menschen zu Gott zu führen. Daher schickte selbst Gerhard mehrere zu ihm, um sie auf den Weg Gottes hinzuführen, mit den Worten: „Gehet zum blinden Johann von Ummen, dem frommen und rechtschaffenen Manne, und thut alles, was er euch sagt.“ „Obgleich er des leiblichen Lichtes entbehrte,“ sagt Thomas, „so war er doch im Innern von dem Lichte der Wahrheit erleuchtet, zeigte Vielen, welche zu ihm kamen, den Weg des ewigen Heils und gab ihnen das Geleite des wahren Lichtes.“

„Damals war auch in den ersten Brüdern,“ sagt Thomas weiter, „eine solche heftige Liebesgluth, daß der eine den andern in demüthigenden Arbeiten zu übertreffen strebte und sie von gegenseitigen Dienstleistungen entzündet waren. Während daher der eine schlief, stand der andere früher auf und verrichtete dessen Arbeit im Geheimen. Wenn Jemand etwas langsamer vorankam, so nahm der, welcher flinker schien, den Platz des Langsamern ein. Oft fand man eine Sache vollendet und wußte nicht, wer sie ausgeführt. So zeigte man Liebe im Werke und bewahrte Demuth im Herzen gemäß jenes Spruches: Liebe, unbekannt zu sein[166]). Zu geringen Arbeiten und demüthigenden Beschäftigungen stachelten sich alle Bewohner mit gleicher Hingebung an. Daher flohen Kleriker und Weber nicht die bäuerische Arbeit, sondern gingen auf Ruf mit den Uebrigen in der Erntezeit zum Garbensammeln, zum Heutrocknen, zum Graben des Landes und zum Gemüsepflanzen.“

Die Agnetenberger Fraterherren waren unbeschreiblich arm. An vielen Tagen fehlte geradezu alle Nahrung; aber mit einem bewunderungs-

würdigen Gottvertrauen harrten die armen Brüder auf Gottes Hülfe, und sie kam. Johannes Ummen, „der ständige Liebhaber der Armuth," ermunterte seine Brüder in solchen Tagen: „Ich habe stets von den Heiligen gehört, daß die Armuth gut sei und die Ursache und das Wachsthum alles Guten." Eine Taubeneinfalt und Sanftmuth finden wir an den Agnetenbergern, welche uns ahnen lassen, in welcher Herzensunschuld sie vor Gott wandelten. Von den Weltleuten wurden sie als Thoren verlacht und öffentlich verhöhnt. Nach dieser Seite hatten sie viel zu leiden. Alle Fraterherren hatten Gerhard gesehen und gehört, waren also seine Schüler. Wir sehen, welche Frucht seine Predigt auch in Zwolle getragen hatte.

Auch für das weibliche Geschlecht entstanden nach Gerhard's Idee Schwesternhäuser. Bereits am 20. September 1374 hatte der Meister einen Theil seines Hauses in Deventer zu Wohnungen für Arme bestimmt. Genau fünf Jahre später änderte er diese Stiftung und machte sein Haus ausschließlich zu einem Asyle für Jungfrauen und Wittwen [167]). Vielleicht läßt dieser Umstand schließen, daß damals bereits Florentius in seinem Hause die männliche Jugend versammelte und somit die Gemeinschaft der Fraterherren begann. Die Frauen in Meister-Geertshaus, wie es im Volksmunde hieß, nahmen dann, soweit es für ihr Geschlecht möglich war, die Regel der Fraterherren an und verdienten ihren Lebensunterhalt durch Nähen, Spinnen und Weben [168]). Da nicht alle, wie die Klosterfrauen, eine Schulbildung empfangen hatten und darum des Lateins nicht mächtig waren, so übersetzte Gerhard für sie die Horen der allerseligsten Jungfrau, vom heiligen Geiste und der ewigen Weisheit, die sieben Bußpsalmen und die Todtenvigilie in's Deutsche, welche später in viele Frauenklöster Eingang fanden [169]).

8. Gerhard's Kämpfe und letzte Lebenstage.

Die Missionspredigt der Mendicanten hat zu vielfachen Collisionen mit dem Weltklerus und den Bischöfen geführt. Bereits Bonifaz VIII. sah sich daher zu Einschränkungen der Privilegien, welche der apostolische Stuhl den Bettelmönchen gegeben hatte, genöthigt, welche indeß Benedict XI. wieder aufhob. Das Concil zu Vienne 1311 ging jedoch auf Bonifaz' Anordnungen zurück, wodurch wieder einige Ruhe eintrat. Als dann aber Clemens VI. die Mendicanten gegen wiederholte Klagen der Bischöfe 1351 in Schutz nahm, brach der alte Streit wieder mit neuer Heftigkeit los [170]). Gerade zu der Zeit, wo unser Gerhard als Missionsprediger auftrat, waren die Differenzen zwischen Weltklerus und Mendi-

canten besonders groß. Bedauernswerth bleibt, daß diese Streitigkeiten öffentlich ausgefochten und die Zwietracht auch in's Volk getragen wurde. Die spätere sogenannte Reformation hat durch diese Jahrhundert alten Wirren bedeutenden Nahrungsstoff erhalten. Auf den Kanzeln legte jede Partei ihre Rechte dar, jede suchte das Volk für sich zu gewinnen, und die Art und Weise, in welcher man sich gegenseitig oft bekämpfte, ist nur noch durch die wüste Schmähsucht und die Polterreden des sechszehnten Jahrhunderts übertroffen. Wurde so die Kanzel mißbraucht, so wurde anderseits durch Schmäh- und Streitschriften das Volk aufgehetzt. Mag man die Sache betrachten, wie man will, die Bettelmönche haben hierdurch schwer gefehlt und den Boden für die spätere kirchliche Revolution vorbereiten helfen. Darum darf man ihren Schilderungen über den Weltklerus nicht überall vollen Glauben beimessen.

Gerhard hatte als Säcularkleriker somit von vornherein auf die Gegnerschaft der Mendicanten zu rechnen. Es ist ja auch nicht unmöglich, daß ihm Bischof Florentius so ausgedehnte Predigtvollmacht in der bestimmten Absicht gab, um jene zurückzudrängen. Wir finden es darum erklärlich, wie Gerhard bei Florentius' Ansinnen, eine Communität zu errichten, auf die zu fürchtende Opposition der Bettelmönche hinweisen konnte.

Das Befürchtete trat denn auch wirklich ein. Die Mendicanten wollten die Bulle, welche Clemens V. gegen die häretischen Beginen und Begarden erlassen hatte, sofort auch auf die Brüder und Schwestern vom gemeinschaftlichen Leben anwenden [171]). Oeffentlich stellten sie dieselben als häretische und von der Kirche verworfene Genossenschaft hin. Da bestieg auch Gerhard die Kanzel in Deventer und belehrte das Volk eines Bessern. Aber jetzt beschuldigte man ihn selbst der Irrlehre. Ja, man spürte allen seinen Worten nach, und mehr als einmal kam er in die Lage, seine Predigten gegen Angriffe vertheidigen zu müssen. Um daher stets bereit zu sein, seine Aeußerungen mit den nothwendigen Autoritäten belegen zu können, pflegte er eine große Anzahl Bücher mit sich herumzuführen. Rudolph Dier meldet, daß Gerhard bei einer Predigtreise nach Holland einen Sack voll Bücher bei sich gehabt habe [172]). Als ihn ein anderes Mal Jemand fragte, warum er die Bücher so weit und in solcher Menge mitführe, erwiderte er: „Obwohl dieselben zum guten Leben wenig Anleitung geben, so muß ich sie doch zur Belehrung Anderer und zur Vertheidigung der Wahrheit bei mir haben, damit die, welche etwa mir nicht glauben, sich mit der Auctorität der Heiligen beruhigen" [173]). Um indeß allen Anfeindungen und Angriffen gegen seine Rechtgläubigkeit die Spitze abzubrechen, erließ er seine „publica protestatio", ein Glaubensbekenntniß, in welchem er seine Katholicität und sein Uebereinstimmen mit dem heiligen Stuhle besonders darlegt [174]).

Die Angriffe gegen die Schwesternhäuser wurden indeß von den Mendicanten noch lange fortgesetzt. Um 1420 mußte Prior Löder zu Nordhorn gegen den Dominicaner Matthäus Grabow auftreten, welcher sogar eine Schrift gegen dieselben schrieb [175]), und noch gegen 1455 hat Busch einen Mendicanten, welcher öffentlich dagegen predigte, zum Widerruf veranlaßt [176]).

Die Erbitterung gegen Gerhard stieg bis zum Aeußersten, als auf sein Betreiben, wie wir gesehen haben, der Augustiner Bartholomäus als Ketzer verurtheilt und vom Predigen suspendirt wurde. So wie man gegen seine Freunde wüthete, richtete man auch seine Angriffe gegen ihn. Vielleicht fällt in diese Zeit, was Thomas von Kempen berichtet, daß ein Mendicant nach Rom gereist sei, um die höchste Stelle gegen Gerhard anzurufen, aber unterwegs gestorben sei [177]). Sicher ist es den Augustinern ganz allein zuzuschreiben, daß Bischof Florentius dem Gerhard die Predigtvollmacht entzog. Rudolph Dier meldet, das bischöfliche Verbot sei von Kampen aus bewirkt worden [178]). Hier war Bartholomäus Terminarier und wir wissen, daß der Kampener Stadtmagistrat dessen Sache auch zur seinigen machte. So ist allerdings Gerhard's Apologie zeitlich mit dem bischöflichen Verbote zusammen gefallen, innerlich stehen sie jedoch in keiner directen Beziehung. Auch Thomas deutet an, daß die Kampener gegen Gerhard nach Bartholomäus' Verurtheilung vorgingen. In einem Briefe nach Amsterdam schrieb der Prediger nämlich: „Seid nicht besorgt, meine Theuersten, wenn ihr von den Maßnahmen der Kampener gegen mich höret. Alles wird gut gehen, wie ich hoffe, wenn Gott will“ [179]).

Bischof Florentius wird sich nur schwer dazu verstanden haben, gegen seinen Freund Gerhard vorzugehen. Zeuge hierfür ist, daß er nicht direct Gerhard das Predigen verbot, sondern vielmehr allen Diakonen, so daß jener indirect mitgetroffen wurde. Thomas nennt dieses Edict „callidum“; ich dagegen möchte es ein schonendes nennen. Florentius wollte Gerhard so wenig als möglich verletzen.

Gerhard war vernichtet. In einem Briefe aus dieser Zeit bittet er seine Freunde um ihr Gebet für den „armen und niedergebeugten Gerhard“. Manche riethen ihm, sich an das Verbot nicht zu kehren, Andere schimpften. Aber Gerhard ertrug alles geduldig; er beklagte sich auch nicht. „Es sind unsere Prälaten,“ sagte er zum Volke, welches über solches Verbot ungehalten war, „und wir wollen, wie es sich geziemt und unsere Pflicht ist, ihren Befehlen gehorchen. Wir suchen weder Jemand zu verletzen, noch einen Scandal zu erregen. Gott kennt gut die Seinen, welche er von Ewigkeit erwählte und welche er auch durch seine Gnade berufen wird, ohne unser Zuthun, wie es ihm

gefällt.“ Gewiß, Gerhard führte nicht bloß Demuth und Gehorsam im Munde, er hatte beide im Herzen und übte sie jetzt in christlichem Heroismus.

Jedoch suchte er auf legalem Wege sein Predigtamt wieder zu erhalten. Als fast alle Diakonen der Diöcese das Recht der Predigt wieder erhalten hatten, wandte sich auch ein Freund für ihn an den Bischof und legte demselben seinen Wunsch dar, zum wenigsten auf Ansuchen der Pfarrer predigen zu dürfen. Sollte ihm auch dieses verweigert werden, so bitte er, ihm die Gründe solcher Maßregel doch mitzutheilen. Es scheint, daß dieses Schreiben nichts fruchtete. Zum wenigsten hat sich Gerhard auch nach Rom gewandt, und sein Freund Wilhelm von Salvarvilla begleitete sein Bittgesuch mit einem Schreiben an Papst Urban VI., in welchem er Gerhard und seine Thätigkeit mit den größten Lobsprüchen überhäuft und den Papst bittet, demselben die Predigt für die gesammte Kölner Kirchenprovinz zu übertragen[180]).

Welchen Erfolg haben diese Schritte gehabt? Acquoy und Hirsche[181]) meinen, daß Gerhard die Erlaubniß zur Predigt nicht mehr bekommen habe. Ich bin indeß anderer Ansicht. Salvarvilla's Schreiben ist von einem 21. October datirt. Da nun in demselben auch der Wunsch ausgesprochen ist, daß die Curie nach Rom zurückkehren möchte, so können wir das Jahr des Briefes genau bestimmen. Urban VI. verließ Rom anfangs Mai 1383 und kehrte erst 1388 dahin zurück[182]). 1384 im October ist Gerhard nicht mehr unter den Lebenden; es kann mithin der Brief nur am 21. October 1383 geschrieben sein. Es fragt sich nun, ob Gerhard nach dieser Zeit noch öffentlich gepredigt hat. Die Antwort lautet bejahend.

Thomas von Kempen berichtet uns nämlich, daß Gerhard im Anfange der Quadragesimalzeit nach Zwolle zur Predigt gekommen sei, dann habe er auf Bitten der Fraterherren ihnen einen Platz außerhalb der Stadt gesucht und sei in demselben Jahre noch gestorben[183]). Gerhard predigte danach also zur Fastenzeit 1384 in Zwolle. Daß Thomas sich hier nicht geirrt hat, zeigt uns eine Stelle in seinem Leben Gerhard's. Er sagt hier nämlich: „Suppressit ergo vocem suam ad tempus et interim ad privatas se contulit exhortationes“[184]). Das „ad tempus“ und „interim“ wäre unsinnig, wenn Gerhard vom Verbote bis zum Tode nicht mehr gepredigt hätte. Ferner erzählt Thomas die uns bereits bekannte Bekehrung des Eberhard von Eza[185]), welche auf Gerhard's Predigt erfolgte, mit dem Beisatze: „Et non diu post istius conversionem magister Gerardus migravit ad dominum.“ Eberhard wollte dann in das Florentiushaus eintreten; die Brüder aber fürchteten ihn und selbst Florentius „nesciens intentionem ejus“ wollte ihn nicht auf-

nehmen. Eberhard mußte eine Zeit lang durch eine Probe beweiſen, daß er kein Heuchler ſei, ſondern wirklich ſich bekehrt habe. Alles dieſes wäre nicht nothwendig geweſen, wenn Gerhard noch gelebt hätte. Der würde Florentius ſicher über ſeine Bekehrung belehrt haben. Das „non diu post“ des Berichtes kann alſo nur dahin verſtanden werden, daß Eberhard Gerhard kurz vor ſeinem Tode predigen hörte, dann ſich bekehrte und nun, bereits nach deſſen Abſcheiden, den Florentius aufſucht. Endlich erwähnt Buſch, welcher Gerhard's Streitigkeiten weitläufiger als Thomas erzählt, gar nicht ein Mal, daß demſelben das Predigtamt entzogen worden ſei. Ein ſolches Schweigen wäre unerklärlich, wenn Gerhard wirklich das ganze letzte Jahr vor ſeinem Tode nicht mehr hätte predigen dürfen. Damit glaube ich hinlänglich feſtgeſtellt zu haben, daß Gerhard noch im Jahre 1384 gepredigt hat. Er muß daher entweder vom Biſchofe oder vom apoſtoliſchen Stuhle das Recht dazu zurück erhalten haben. Indeß erfreute er ſich deſſelben nicht mehr lange.

Im Sommer 1384 brach in Holland die Peſt aus, welche auch in Deventer heftig wüthete. Ein treuer Freund Gerhard's, mit Namen Lambert Stuermann, wurde ebenfalls davon ergriffen und ließ ihn, da er mediciniſche Kenntniſſe hatte, dringend um einen Beſuch bitten. Gerhard willfahrte um ſo mehr, als der Freund in ſeinem Teſtamente nach ſeinem Rathe eine große Geldſumme zur Errichtung eines Auguſtiner-Chorherrenſtiftes feſtſetzen wollte und auch in der That feſtſetzte. Doch kaum hatte der Meiſter den Puls des Kranken gefühlt, als er auch ſchon die Anſteckung merkte. Nach Hauſe zurückgekehrt, ließ er Florentius und alle Prieſter des Fraterhauſes rufen, kündigte ihnen ſeinen nahen Tod an und theilte ihnen noch ſeine Wünſche in Betreff ſeiner Stiftungen mit. Buſch [186]) gibt die Worte des Kranken zu ſeinen Schülern in directer Rede; daß dieſe Form von ihm ſelbſt herſtammt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber es fragt ſich, ob der Inhalt derſelben den wirklichen Sinn und Thatbeſtand wiedergibt. Ich nehme dies als ſicher an; denn auch Thomas von Kempen meldet uns in kurzen Worten daſſelbe, was Buſch in lange Rede kleidet: Gerhard empfahl dem Florentius und ſeinen Schülern, ein regulirtes Chorherrenſtift zu gründen [187]). Auch die Begründung, welche Buſch dem Sterbenden in den Mund legt, entſpricht ſo ſehr Gerhard's Denkungsart, daß ich ſie für echt halte, wenngleich das Ganze vielleicht in eine frühere Zeit zu verlegen iſt. Gerhard rieth vom Karthäuſerorden ab, obwohl derſelbe muſterhafte Zuſtände hatte, weil die Mitglieder deſſelben von den Menſchen vollſtändig abgeſchloſſen ſeien und daher für die Seelſorge nichts leiſten könnten. Den Orden der Ciſtercienſer wollte er ebenfalls nicht, weil deſſen Regel für die gegenwärtige Zeit zu ſchwer ſei. Dagegen ſei der Auguſtiner-

orden für Alle ohne Ausnahme, welche sich dem gottgeweihten Leben widmen wollten, entsprechend. Außerdem befahl Gerhard noch, Niemand in die Gemeinschaft aufzunehmen, welcher nicht Keuschheit, Armuth, Gehorsam und vor allem die Liebe, auch wenn er diese Stücke nicht feierlich gelobt habe, halten und mit Handarbeit sich beschäftigen wolle. Dann setzte er Florentius als Vorsteher aller seiner Schüler und Schülerinnen ein, empfing die heiligen Sacramente und starb gottergeben in der Abenddämmerung des 20. August. Seine Ruhestätte fand er in der Liebfrauenkirche zu Deventer, wo er so oft das Wort Gottes verkündigt hatte.

Gerhard hat nur ein Alter von 44 Jahren erreicht; nicht volle vier Jahre hat er als Bußprediger gewirkt, und welche Frucht hat er erzielt! Wir kennen bereits die Lobeserhebungen, welche ihm seine Schüler machten. Es mögen zu diesen noch die Worte hinzukommen, welche die Nonnen des Klosters zu Weesp für den Todestag Gerhard's in ihrem Memoiren-Buche eintrugen: „Mit seinem heiligen Leben, lebendigem Beispiele und seinen feuerigen Predigten erleuchtete er wie ein Apostel des Herrn das Christenthum von Utrecht und brachte es von vielen Irrthümern zurück“ [188]). Es liegt etwas Wunderbares in Groot's Wirken; das Größte aber, was er vollbracht, ist, daß er in wenigen Jahren eine so stattliche Zahl von Schülern heranbildete, seinen Geist oder vielmehr den Geist Jesu Christi ihnen einflößte und so bewirkte, daß, nachdem sein Mund in tiefer Grabesruhe verstummt war, eine große religiöse Bewegung von ihnen hervorgerufen wurde.

Von einem Heiligen erzählt die Legende, daß er in einem prophetischen Traume sah, wie ein großer Baum umgehauen wurde, alsdann aber aus seinen Wurzeln plötzlich neue Bäumchen herausschossen, welche schnell dicke Stämme und Kronen hatten. Dieses Gleichniß paßt ganz auf Gerhard. Kaum war er gestorben, so mehrte sich die Zahl seiner Gesinnungsgenossen merkwürdig schnell [189]). Thomas kann daher mit Recht sagen: „Obgleich er ein langes, bis zum Greisenalter reichendes Leben nicht führte, so hat er dennoch in kurzer Zeit viel Frucht durch seine Predigt erzielt, und er ließ sehr fromme Schüler und Brüder an den verschiedensten Orten zurück, welche er selbst zuerst durch die Gnade des neuen Lichtes, mit dem er erfüllt war, getreulich unterrichtete und entzündete.“

Eine kirchliche Verehrung hat Gerhard nie erhalten, jedoch waren seine Schüler von seiner Heiligkeit überzeugt. Voß nennt ihn rückhaltlos „sanctus“, Vornken gibt ihm den Titel „beatissimus“, Busch und Thomas bezeichnen ihn durchweg als „venerabilis“, Wilhelm von Salvarvilla hält ihn für einen Mann „sacrae recordationis“. Mande sah ihn in

der Himmelsglorie. Seine Schriften und Aussprüche hatten fast canonisches Ansehen; die Fraterherren haben seine Thaten und Worte in ihren Predigten angeführt [190]).

9. Ausbreitung und Thätigkeit der Stiftungen Gerhard's.

Florentius Radewin suchte Gerhard's Wunsch, ein Kloster zu gründen, welches „für alle Ordensleute und frommen Seelen ein Muster des geistigen Lebens und der klösterlichen Observanz", ein Mittelpunkt für alle reformirten Klöster und ein Ausgangspunkt für die Reform aller verwahrlosten sei, alsbald zu erfüllen. Nach sorgfältiger Berathung wurden 1386 der uns schon bekannte Johannes Brinckerinck und einige andere Fraterherren ausgesendet, um einen geeigneten Platz zu suchen, welchen sie im Gelder'schen Gebiete auswählten. Sie erlangten auch sofort die Genehmigung des Herzogs zum Klosterbaue [191]).

Bischof Florentius von Utrecht ertheilte dieselbe indeß nur unter der Bedingung, daß die neue Anstalt auf seinem weltlichen Territorium errichtet werde. Für diesen Fall versprach er seine vollste Unterstützung. Jetzt erklärte sich Berthold ten Haue, ein Schüler Gerhard's, bereit, sein Gut zu Windesheim, ungefähr drei Stunden südlich von Zwolle, zum Klosterbaue zu schenken. Das Gut repräsentirte nach Busch' Angabe einen Werth von mehr als 6000 Gulden. Ein anderer Freund Gerhard's, der uns ebenfalls schon bekannte Heinrich von Wilsen, schenkte mit seinem Bruder Johannes, welcher Canonicus zu St. Johann in Utrecht war, fünfzehn Morgen Land dazu. So wurde beschlossen, das Kloster in Windesheim zu errichten. Nachdem die nothwendigen rechtlichen Geschäfte abgewickelt waren, wählte Florentius aus der Zahl seiner Brüder folgende sechs aus, welche das Kloster erbauen und begründen sollten: Heinrich Klingebiel aus Höxter, Werner Keynkamp aus Lochem, beide Priester, Johannes Hamer aus Kempen, Heinrich Wilde aus Herzogenbusch, beide Diakonen, Heinrich von Wilsen und Berthold ten Haue aus Zwolle, beide Kleriker. Diese bezogen anfangs das Häuslein des Colon, dann erbauten sie Hütten aus Lehm und deckten sie mit Stroh. Ihre tägliche Beschäftigung war der Ackerbau. Florentius Radewin machte dann einen Plan für Kirche, Kreuzgang und Kloster; die Mönche selbst führten den Bau aus. Das nothwendige Geld kam von Freunden und Verehrern Gerhard's. Sammlungen brauchten nicht stattzufinden.

Bereits zur Quadragesimalzeit 1387 konnte mit dem Bauen begonnen werden. Alles wurde in Backstein ausgeführt, die Kirche und der Kreuzgang mit Steinen, die übrigen Gebäude mit Schilf gedeckt. Im Herbste

war bereits alles vollendet. Die Geldsumme, welche für Material ausgegeben wurde, schätzt Busch auf 4000 Gulden. Uebergroß ist jedoch der ganze Bau nicht gewesen, erst Prior Voß hat das Kloster vollständig hergestellt. Bischof Florentius verweigerte aber die Consecration, weil das Kloster noch nicht genügend dotirt sei. Aleydis Dreyers schenkte darum mit ihren beiden Söhnen ihre ganzen Besitzungen in Hardenberg, im Gesammtwerthe von 200 Gulden. Dann ertheilte der Bischof die Erlaubniß zur Weihe, trug jedoch auf, die Güter, die in Zukunft angekauft würden, in den Gebieten von drei verschiedenen Fürsten zu acquiriren, damit eine vollständige Temporaliensperre durch Krieg und Unglücksfälle nicht so leicht entstehen könne. Dann wurden die sechs obengenannten Brüder für einige Zeit in das Kloster Emstein geschickt, und darauf am 15. October 1387 Kirche und Kloster in Windesheim eingeweiht. Als Hauptpatronin wurde die allerseligste Jungfrau erwählt. In der Kirchweihmesse kleidete der Weihbischof die sechs neuen Mönche ein und nahm ihnen auch sogleich die feierliche Profeß ab. Heinrich Klingebiel, welcher dieselbe zuerst ablegte, wurde im Auftrage des Bischofs zum Rector ernannt.

Nach Verlauf eines Jahres fand die Wahl eines Priors Statt. Der Erkorene war Werner Keynkamp, welcher zwei neue Ordensmitglieder, Johannes Voß und Heinrich Ballueren, Schüler Gerhard's, zur Profeß zuließ. Auch wurden die Klostergüter durch Schenkungen abermals vermehrt. Indeß legte Werner schon 1391 seine Prioratswürde nieder, und die Mönche wählten gegen Ende November „einstimmig und einmüthig" Johannes Voß zu ihrem Prior, obgleich derselbe erst 28 Jahre alt war und noch keine drei Jahre dem Priesterstande angehörte. Unter ihm nahm Windesheim einen raschen Aufschwung. Kein Jahr verging, ohne daß nicht neue Kleriker eingekleidet und andere nach zurückgelegtem Noviziate zur Profeß zugelassen werden konnten. Während seiner 31jährigen Verwaltung hat Voß 32 Kleriker in den Orden aufgenommen, 13 Laienbrüder eingekleidet, vier Donaten und fast 50 Priester, Kleriker und Laien gegen Handgelübde zum beständigen Wohnen im Kloster zugelassen! Bereits 1392 konnte Windesheim ein Tochterkloster, Marienbrunn oder Marienthal, bei Arnheim gründen, dessen erster Rector Johannes Hamer wurde. Auch die ersten Prioren Arnold Marwijk aus Calcar und Heinrich Walluis aus Utrecht waren Windesheimer Regularen. Im selben Jahre entstand das Kloster Neulicht bei Horn, „die zweite Tochter Windesheim's," zu dessen Gründung zwei Schüler Gerhard's, die Priester Gerard von Horn und Paulus von Medenblik, das nothwendige Geld schenkten.

Die drei ersten Prioren, Werner Keynkamp, Heinrich Wilde und Johann Otto, erhielt Neulicht aus dem Mutterkloster. Ja, Windesheim

übertraf an Einfluß bereits das im Jahre 1382 gestiftete Heilandskloster in Emstein, dessen Förderer und Gönner Gerhard Groot gewesen[192]), und wo auch die ersten sechs Windesheimer Mönche eingeschult wurden. Es erhielt ebenfalls einen Prior aus Windesheim. Diese vier, von Gerhard's Schülern gegründeten Klöster traten 1395 zu einer Congregation zusammen, in welcher Windesheim den Vorsitz erhielt. Da die Zahl der Chorherren in den einzelnen Stiften noch gering war, leistete Florentius Radewin mit seinen Fraterherren einstweilen Aushülfe. 1394 entstanden sodann ein Augustiner-Chorherrenstift und ein Canonissenhaus bei Amsterdam, ferner das später so berühmt gewordene Frenswegen bei Northorn, welches der schon genannte Eberhard von Eza, damals Pfarrer in Amelo, gründete. Er selbst legte die Pfarrei nieder und empfing mit drei andern Männern, mit welchen er vorher ein gemeinschaftliches Leben geführt hatte, am Feste des h. Thomas 1394 den Habit. Formell schlossen die letztern drei Klöster sich erst einige Jahre später der Congregation an. Noch im Jahre 1395 sandte die Congregation den Utrechter Canonicus Gerhard von Bronkhorst, welcher als Freund Gerhard's und seiner Schüler lange in Windesheim wohnte, nach Rom, um die Bestätigung der Congregationsstatuten nachzusuchen, welche Bonifaz IX. ertheilte und Martin V. später auf dem Constanzer Concil erneuerte.

Das 14. Jahrhundert ging nicht zu Ende, ohne daß neue Klöster der Windesheimer Congregation beitraten. Zunächst verwandelte sich 1398 das Fraterhaus auf dem Agnetenberge in ein Chorherrenstift und trat gleich nach Ostern der Congregation bei. Als ersten Prior sandte Windesheim den Johann Hamer hin, unter welchem sein Bruder Thomas, der Verfasser der Nachfolge Christi, eintrat. 1400 entstand Engelthal in Leyderdorp, welches Wilhelm Vornken aus Windesheim als Prior erhielt. Somit zählte die Windesheimer Congregation am Ende des 14. Jahrhunderts bereits neun Klöster, welche, mit Ausnahme von Emstein, sämmtlich erst nach Gerhard's Tode gegründet waren. Welch ein schneller Fortschritt seit dem Jahre 1386, wo die ersten sechs Brüder Lehmhütten in Windesheim bezogen! Aehnliche Erfolge wird keine neue Gründung aufzuweisen haben, ein beredter Zeuge für Gerhard's bedeutendes Wirken.

Die Klostergründungen nahmen ihren Fortgang. Bald nach dem Jahre 1400 erhob sich St. Elisabeth bei Brielle, welches im Jahre 1406 der Congregation beitrat; gleichzeitig baute der Priester Hugo Goldschmit das Kloster Mariä Heimsuchung bei Harlem und ließ es Windesheim einverleiben. Nicht viel später gründete ein Ritter aus Friesland das Heilandskloster in Thabor bei Sneek, und die Freifrau von Brakel das Peterskloster in Bommel, welches dann durch die Canoniker Bernard ut

den Enge zu Utrecht und Magiſter Heinrich Cannemann zu Deventer ausgeſtattet wurde. 1407 trat auch dieſes Kloſter der Congregation bei. Alle genannten Klöſter erhielten aus Windesheim ihre Vorſteher. Buſch hebt mit Recht die überraſchende Thatſache hervor, daß, noch ehe das 20. Jahr nach der Profeß-Ablegung der „sex fratres primitivi“ abgelaufen ſei, die Congregation bereits die heilige Zwölfzahl an Klöſtern erreicht habe, und er deutet, dem damaligen Geſchmacke folgend, die zwölf Klöſter als die zwölf Söhne Iſraels.

Wenige Jahre nachher dehnte ſich die Congregation in weitere Kreiſe aus; 1413 traten nämlich ſieben alte brabantiſche Klöſter bei. 1430 wurde das Capitel von Neuß, welches zwölf Klöſter zählte, incorporirt, einige Jahre ſpäter das hildesheim'ſche Kloſter Wittenburg und die frieſiſchen Lüdinkerken und Beverwijk. Dazu waren von 1417 bis 1430 nicht weniger als elf neue Klöſter in Holland und am Rhein gegründet und der Congregation einverleibt worden, ſo daß ihr 1430 ſiebenunddreißig Männer- und acht Frauenklöſter angehörten. Das waren alſo die Erfolge von Gerhard's Schülern während der erſten fünfzig Jahre nach ſeinem Abſcheiden.

Ueber die innern Zuſtände in Windesheim beſitzen wir die eingehendſten Schilderungen aus Buſch' Feder. Und damit dürften wir überhaupt den Geiſt kennen, welcher in allen Congregationsklöſtern herrſchte, da ſie ja Windesheim'ſche Zöglinge zu ihren erſten Prioren und Lehrmeiſtern hatten.

Die ſechs erſten Brüder in Windesheim, „wahre und lebendige Steine des himmliſchen Jeruſalem“, gründeten, wie Buſch ſagt, den Bau ihres geiſtigen Lebens auf das Fundament der Apoſtel und Propheten, das iſt auf die wahre Demuth Chriſti und die Wahrheit des orthodoxen Glaubens. Sie empfingen ihr Brod abgewogen, das Gemüſe wurde gezählt und der Trank zugemeſſen. Drei Mal in der Woche gab es Fleiſch, an den andern Tagen Milchſpeiſen oder Eier, am Freitag aber Faſtenſpeiſen. An den vier Tagen, wo der Fleiſchgenuß unterſagt war, faſtete man auch, d. h., außer der Mittagsmahlzeit gab es nur am Abend noch eine geringe Quantität Brod mit wenigem Bier. Gebratenes Fleiſch wurde nie gegeſſen. Dieſe mäßige Lebensweiſe blieb in Windesheim unverändert beſtehen, nur daß man ſpäter beim Mittagsmahle Jedem erlaubte, ſo viel zu eſſen, als ihm behagte. Rigoroſe Caſteiungen wollte man jedoch nicht, und es wurden nur Novizen aufgenommen, welche guten Appetit, guten Schlaf und pünktlichen Gehorſam mitbrachten. Die Kleidung war ebenfalls einfach. Der weißgraue Habit, aus grobem Tuch gefertigt, wurde oft geflickt. Buſch hat noch alte, ehrwürdige Patres geſehen, deren Kleid ſo abgetragen war, daß man mit Leichtigkeit die

einzelnen Fäden zählen konnte. Selten bekam ein Neueingetretener andere als geflickte Kleidung, und zwar deshalb, „damit alle im ersten Eifer, in der Weltverachtung und der Frömmigkeit gleichsam als von der Welt und sich selbst verachtet beständig erhalten blieben".

Mit Recht bemerkt Busch, daß eine Veränderung dieses einfachen Kleides eine Annäherung an die Welt und damit den Einzug weltlicher Gesinnung bedeute. Auch die Priester und Kleriker wurden nach Gerhard's Lehre zur Handarbeit herangezogen. In den ersten Zeiten widmeten sie sich mit allem Eifer dem Klosterbau, später dem Feldbau und der Hausarbeit. Daneben setzten sie, wie sie es im Fraterhause des Florentius gelernt hatten, das Schreibgeschäft fort. Die Festtage wurden diesem Geschäfte ausschließlich gewidmet, außerdem wurde täglich Morgens nach der Matutin eine Stunde lang geschrieben, und sehr oft entzog man sich freiwillig einige Stunden Schlafes, um diese für das Bücherschreiben zu verwenden. Gerhard leuchtete ihnen als Muster eines arbeitsamen Lebens vor; Florentius Radewin wollte keinen Augenblick dieser so kostbaren Zeit vergeuden, — alles um Gotteswillen, weil Jesus und die Apostel ein armes, arbeitsames Leben geführt hatten.

Als später die Bauarbeiten endigten und die Haus- und Feldarbeiten für die große Anzahl Mönche nicht mehr genügten, auch manche altersschwache und gebrechliche Mitglieder im Hause waren, dehnte sich das Schreibgeschäft immer mehr aus[193]). Indeß schrieb man nicht, wie die Fraterherren, für Geld, sondern einzig und allein für religiöse und wissenschaftliche Zwecke. Die Windesheimer Patres stellten einen correcten Bibeltext her, verbesserten die Ausgaben der Kirchenväter, reinigten das Brevier von allen märchenhaften Legenden und schrieben diese sowie andere theologische Werke in schönster Schrift und Ausstattung. Bei jedem Kloster, welches neu errichtet wurde, und die Zahl derselben war groß, gingen aus dem Mutterkloster die nothwendigsten liturgischen Bücher und der Grundstock einer Klosterbibliothek dahin ab. Und trotzdem hatte man im Mutterkloster doch eine verhältnißmäßig große Bibliothek allmälig zusammengeschrieben. In der Sacristei waren über 35 schöne Folianten für den Gottesdienst. In der Bibliothek sah Busch über hundert große Foliobände der Kirchenväter, welche alle auf Pergament geschrieben und prachtvoll ausgestattet waren. Auch übersetzte man Bücher für das Volk. So hatte man im Kloster zwei Bibliotheken, eine für die Gelehrten, die zweite für die Laien. Beide wurden fleißig benutzt und Windesheimer Bücher wanderten weit umher. Die Brüder in unserm Sinne, d. h. die Laienbrüder, wurden nicht zum Schreiben verwendet, sondern nur diejenigen Ordensmitglieder, welche wir heute als Patres bezeichnen. Busch zählt alle dreizehn Laienbrüder auf, welche

Voß eingekleidet hat, und gibt ihre Beschäftigung an, nur von einem bemerkt er: „scriptor breviturae bonus et expeditus satisque intelligens“. Auch wurden dem Kloster von Weltpriestern Bücher geschenkt. So gab der Vicar Dr. Gerhard Mumme in Zwolle die Commentare des h. Thomas, der Pfarrer Johann Ellinchen die ganze heilige Schrift in drei Bänden, schön geschrieben und einen Werth von hundert Kronen repräsentirend!

Die gottesdienstlichen Verrichtungen nahmen in Windesheim viel Zeit und Kraft in Anspruch. Das Chorgebet wurde nicht recitirt, sondern, sobald die nöthigen Chorherren da waren, gesungen; dazu war wie überall im Mittelalter Nachtchor und täglich das Conventualamt. Schon die bloß äußerliche Verrichtung dieser Obliegenheiten brachte daher manche Anstrengung. Im Kloster herrschte regelmäßiges Stillschweigen und strenge Clausur.

Das Leben in Windesheim konnte für den sinnlichen Menschen wenig Anziehungskraft haben; es war ein Leben voll Abtödtung, Armuth, Entbehrung und schwerer Arbeit. Busch meldet, daß manche Mönche des Morgens vor körperlicher Ermattung kaum aufstehen konnten, und er beschreibt viele Chorherren als völlig abgemagerte Gestalten. Wenn nun aber dennoch so viele Männer in Windesheim eintraten und sich dessen schweres Leben erwählten, wenn so schnell neue Klöster derselben Art sich erhoben und alte nach seinem Muster sich umgestalteten, so können nur religiöse Motive hier gewirkt haben. Was Busch von Heinrich von Wilsen meldet: „Filii ergo dei verus factus imitator omnia reliquit, nudum Christum nudus est secutus“, dürfte von allen gelten. Es war eine großartige religiöse Bewegung, welche Gerhard Groot hervorgerufen hatte [194]).

Gehen wir nun zu Gerhard's zweiter Stiftung, den Fraterherren, über. Florentius blieb nicht bloß der Vorsteher des Hauses in Deventer, sondern er wurde als Vater aller Gerhard'schen Jünger betrachtet, und nichts geschah ohne seinen Rath und seine Hülfe. Das Fraterhaus in Deventer bildete so recht eigentlich das Seminar für Windesheim'sche Chorherren. Nur Priester oder Kleriker, welche wenigstens die fünfte Klasse, also die eigentlichen Gymnasialstudien vollendet hatten und zum Ordensstand Beruf zeigten, wurden aufgenommen [195]). In den ersten siebenzehn Jahren seines Bestandes hat Windesheim nur Novizen aus dem Florentiushause erhalten [196]). Dann stellte auch das Fraterhaus in Zwolle seine Zöglinge. Aber auch diese waren Gerhard's geistige Enkel, denn sie waren sämmtlich Schüler des Johannes Cele [197]). Als Thomas von Kempen in seinen Studienjahren von Deventer aus seinen ältern Bruder in Windesheim besuchte, bat ihn dieser, sich in das Florentius-haus zu begeben [198]). Dies geschah auch. Thomas trat später als

Novize auf dem Agnetenberge ein. Von den Männern, welche in Deventer besonders sich auszeichneten, hat uns Thomas [199]) den Priester Johannes Gronde, der vor seinem Eintritte „castitatis titulo inter sacerdotes insigniter effulsit", Johannes Brinckerinck, Lubbertus Berneri, Heinrich Brune „sanctae simplicitatis virum necnon angelicae puritatis sacerdotem", Gerhard von Zutphen „illuminatus ille sacerdos", Aemilius von Buren, Jacob von Viana „strenuus ac maturus moribus", Johannes Kettel „humilis servus Christi", und seinen Stubengenossen Arnold von Schönhoven geschildert. Diese Biographien bilden ein Seitenstück zum zweiten Theile von Busch' Chronik „de viris illustribus" und gewähren uns ein Bild des heiligmäßigen Lebens in Deventer, welches sich von dem in Windesheim in nichts unterschied. Nach Florentius' Tode (1400) trat für vier Jahre Aemilius von Buren an die Spitze des Hauses.

Die Fraterherren erlangten auch neben den Chorherren ihre Verbreitung. Noch kurz vor Gerhard's Tode war, wie bereits geschildert, ein Haus derselben in Zwolle entstanden, zu Florentius' Lebzeiten erhob sich ein Fraterhaus in Amersfoort, 1403 ein gleiches in Delft und 1407 eines in Hülsbergen bei Hattem. Nicht viel jünger ist die Stiftung in Hoorn. Ein bedeutendes Haus erhob sich 1425 zu Gouda. Ein Jahr früher waren die Brüder nach Herzogenbusch berufen worden, um daselbst die Stadtschule zu übernehmen. Gleich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erhielten Münster, Köln und Wesel Fraterhäuser durch Heinrich von Ahaus, gleichzeitig Herford und Hildesheim, so daß noch vor Ablauf der ersten fünfzig Jahre nach Gerhard's Tode sich um Deventer zwölf andere Häuser schaarten [200]).

Die Fraterherren widmeten sich dem Abschreiben von Büchern sowie dem Unterricht und der Erziehung der Jugend. In ersterer Beziehung leisteten sie das für ihre Zeit, was gegenwärtig unsere Druckereien und literarischen Anstalten gewähren, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Production durchweg von religiösen Motiven ausging und geleitet wurde. Nicht bloß viele Bücher haben die Fraterherren copirt, sondern später auch wahre Musterstücke von künstlerisch ausgestatteten Handschriften geliefert. Besonders haben sie für massenhafte Verbreitung religiöser Volksliteratur gesorgt und selbständig lateinische Werke in die Landessprache übertragen. Die Priester widmeten sich auch der Predigt, und erst vor Kurzem hat Jostes durch Herausgabe der Predigten des Fraterherrn Johannes Veghe zu Münster [201]) diese große und segensreiche Wirkung von Gerhard's Söhnen um ein Bedeutendes erhellt. Wo die Brüder keine eigenen Schulen hatten, schlossen sie sich eng an die bestehenden Stadtschulen an, indem sie die reifern Schüler in ihre Mitte aufnahmen, und andere, welche zwar außerhalb des Hauses verblieben, geistig und oft auch leiblich versorgten.

So blieben sie in allem den Satzungen ihres großen Meisters Gerhard getreu, und allein bei dem Gedanken an den Segen, welcher für die Schulen von ihnen ausströmte, wird man gern in das Wort Vornkens einstimmen: „O felix dies, in qua natus est nobis ille magnus Gerardus!“

Eine besonders große Verbreitung fanden Gerhard's Schwesternhäuser, obwohl dieselbe über die Niederlande nicht hinausging. Das Meister-Geertshaus nahm dieselbe Stellung zu den übrigen neu entstehenden ein, wie Windesheim zu seinen Töchterklöstern. Sollte irgendwo ein Haus gestiftet werden, so holte man Rath von dort; gewöhnlich übernahm auch eine Schwester die Vorstandschaft im neuen Hause. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden bereits gegen 90 Schwesternhäuser, manche Städte besaßen deren zwei, Zütphen sogar drei, Deventer fünf und Zwolle sechs solcher Anstalten. Manche von ihnen nahmen später die Tertiarier-Regel des h. Franciscus an, andere die der Augustiner-Canonissen. Die Altersstufen waren wohl in den meisten Fällen geschieden; so war z. B. in Zwolle ein Haus „domus puellarum“ während die andern „domus sororum“ hießen. Sämmtliche Häuser beschäftigten sich mit weiblichen Handarbeiten und Büscherschreiben; sie boten den jungen Mädchen und den ältern alleinstehenden Frauen eine gesicherte Existenz und Schutz vor sittlichen Gefahren. Heiligmäßige Priester standen meist an ihrer Spitze, welche mit vollster Hingebung und bestem Verständniß ihre Untergebenen leiteten. Die Einwohnerzahl der Schwesternhäuser war meist sehr groß. Von Diepenveen bei Deventer wissen wir, daß es 1419 an 150 Schwestern barg, welche größtentheils dem Adel angehörten [202]). So hat Gerhard auch auf die Frauenwelt einen großartigen sittlichen Einfluß ausgeübt.

Doch ein großer Wirkungskreis, welchen die Manns-Stiftungen Gerhard's sich in fast ganz Europa eröffneten, darf nicht vergessen werden. Es ist dies die selbständige Production ascetischer Literatur. Was Windesheimer und Fraterherren geschrieben haben, gehört zu dem Besten auf diesem Gebiete. Aus Windesheim ragen hervor die Chorherren Heinrich Mande und Gerlach Peters [203]), aus dem Kloster zum Agnetenberge Thomas von Kempen [204]), aus Harlem Friedrich van Heilo [205]), aus Neuwerk bei Halle Hermann Rheid, aus Rebdorf endlich der Prior Silvester [206]). Von den Fraterherren sind besonders zu nennen Arnold von Schönhoven und Gerhard Zerbold von Zutphen, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte oder auch de Colonia genannt. Die beiden Schriften dieses Mannes haben eine frühzeitige und allgemeine Verbreitung gefunden. Ich will dafür nur Einiges anführen. Von seiner Schrift „de ascensionibus spiritualibus“ finden sich Abschriften aus dem fünfzehnten Jahr-

hundert zu St. Gallen [207]), in Wiesbaden [208]), in Hannover aus dem Sültenkloſter bei Hildesheim [209]), in München aus den Klöſtern Polling, Benedictbeuern, Seeon und Tegernſee [210]); von der zweiten Schrift „de reparatione trium virium animae“ hat man Handſchriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu München aus Andechs, Benedictbeuern, Dieſſen und Tegernſee und zu Wien [211]). Gedruckt ſind beide Schriften ſchon frühzeitig. Die erſtere erſchien vor 1500 bereis in acht Ausgaben, und wurde ſogar damals ſchon in's Deutſche übertragen; die letztere erſchien vor 1500 in vier Ausgaben [212]). Auch nach 1500 ſind beide Schriften noch oft gedruckt. Thomas' Werke, ganz abgeſehen von der Imitatio, können ſich einer ähnlichen Verbreitung rühmen. Aus dieſen kurzen Notizen wird hervorgehen, wie Gerhard's Stiftungen ihre Segnungen in die weiteſten Kreiſen ergoſſen haben [213]).

Die Windesheimer Congregation hat dann, als die Stiftung neuer Klöſter aufhörte, mit beſonderm Eifer ſich an das Reformiren der alten beſtehenden gegeben. Johannes Buſch hat im Norden Deutſchlands, Heinrich Löder in Weſtfalen und Friesland, Johannes Mauburnus in Frankreich gewirkt. Auch ſelbſt auf die Benedictiner hat Windesheim einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. In allen Klöſtern verfuhr man nach Gerhard's Reform-Ideen. Die treue Haltung des Armuthsgelübdes erkannte man als die nothwendigſte Bedingung für jedes klöſterliche Leben. Mit der Einführung deſſelben wurde daher ſtets begonnen. Kam Buſch zur Reform in ein Kloſter, ſo war das erſte, daß er alle Mönche ihr Privateigenthum herausgeben ließ. Die Windesheimer haben ſodann mit gleichem Eifer die ſittliche Hebung des Weltklerus betrieben; ferner wirkten ſie im Stillen — öffentliches Predigen war ihnen unterſagt — auf das Volk ein, welches ihre Klöſter aufſuchte. So hat ſich Heinrich Löder den Namen eines Apoſtels von Weſtfalen erworben. Namentlich für Verbreitung eines ſittenreinen Lebens, Verehrung des allerheiligſten Altarsſacramentes und öftern Empfang der h. Communion haben die Windesheimer Congregationsklöſter viel gewirkt. Die großen Verdienſte, welche Gerhard's geiſtige Nachkommen für Hebung des katholiſchen Lebens in Deutſchland ſich erworben, verdienen noch eine beſſere Würdigung.

Zum Schluß noch einige Worte über Gerhard's Verhältniß zu dem bekannten Buche von der Nachfolge Chriſti. Wir haben geſehen, wie Gerhard ſelbſt die Nachfolge Chriſti übte und ſolches gleichfalls zu thun überall einſchärfte. Die beſtändige Betrachtung des Lebens und Leidens Chriſti empfahl er auf's eindringlichſte, jedoch nicht ein bloß verſtandesmäßiges Nachdenken, ſondern ein Eindringen deſſelben in unſer Herz und Leben, in unſere Geſinnungen und Handlungen. Chriſtus nachzuahmen in Armuth, Verdemüthigung, Leiden und Heiligkeit war ſein Streben.

Seine Schüler sind vollkommen in seine Fußstapfen eingetreten. Busch erwähnt des öftern von den Mönchen in Windesheim, daß sie Christum nachahmten. Beispiele hierfür zu bringen, würde zu weit führen. Aber eines müssen wir noch anführen. Von Florentius Radewin wissen wir bereits, daß er eine Anleitung schrieb, wie man alle Tage über Christi Leiden betrachten könne. Gleiches meldet Busch von Voß: „Vitam ergo et Passionem Christi Domini Dei nostri in corde suo iugiter portare et semel eam in hebdomada ex integro in animo ruminare et revolvere apud se deliberaverat.“ Deshalb schrieb er sich hierfür ein Büchlein, in welchem täglich „tria devotionis fercula“ über dasselbe vorgelegt wurden und empfahl Allen dies Büchlein zur Benutzung. „Venit itaque apud nos in usum optimum, ut tam fratres quam conversi, clerici et laici eius usque hodie exemplum imitantes in dictis exercitiis sedulo se exerceant.“ Als die Congregation über Holland sich verbreitete, übersetzte Busch das Exercitienbuch in's Lateinische, um es überall zugänglich zu machen [214]).

Die tägliche Betrachtung des Lebens Christi findet sich auch gleich im Anfange der Nachfolge empfohlen. „Summum igitur studium nostrum sit in vita Jesu Christi meditari.“ Diese Aehnlichkeit ist doch auffallend! Ich habe ferner bereits zu verschiedenen Malen auf die frappante Aehnlichkeit zwischen Gerhard's Aussprüchen und Stellen der Imitatio hingewiesen. Es läßt sich nicht verkennen, daß zwischen ihr und Gerhard ein innerer Zusammenhang besteht. Hat nun Gerhard sich die Gedanken der Imitatio angeeignet, oder ist umgekehrt diese aus seinem Gedankenkreise hervorgegangen? Ich entscheide mich für das letztere. Gerhard ist der geistige Ahnherr unserer „Nachfolge“; Thomas von Kempen hat im ersten Eifer seines Priesterthums uns das aufgezeichnet, was er durch Florentius von Gerhard empfangen hatte. So ist auch der Titel des Büchleins verständlich. „Nachfolge Christi“ heißt es, weil es den Geist Gerhard's, den Congregationsgeist Windesheim's getreu und vollständig zum Ausdruck gebracht hat.

Gerhard's Leib ist längst im Grabe zu Staub verfallen [215]), aber sein Geist lebt in der herrlichen „Nachfolge Christi“ noch heute auf Erden fort. Durch diese ist er auch noch heute „lumen ecclesiae“ und „splendor et lucerna devotionis“, wie Busch und Thomas [216]) ihn so treffend benannt haben.

Anmerkungen.

1) Gerhard Groot in ſeinem Briefe an Heinrich Klingebiel, Archief voor kerkelijke geschiedenis inzonderheid van Nederland (1831) III, Beilage S. 8. — 2) Thomas von Kempen: „Nam totam hanc patriam nostram vita, verbo, moribus et doctrina illuminavit et accendit. Fuit itaque re et nomine magnus, in saeculo divitiis, honoribus, scientiis ac beneficiis locupletatus, sed maior existit in contemptu saeculi et imitatione humilis vitae Jesu Christi“ Opera omnia Thomae Malleoli a Kempis ed. Henricus Somalius, Antwerpiae 1615. S. 890 Nro. 2. — 3) Somalius, 890, Nro. 1. „Venerabilis magister Gerardus, dictus Magnus, civis fuit Daventriensis civitatis, ex honestis et maioribus eiusdem loci parentibus ortus.“ — 4) Buſch bei Leibniz, S. S. rer. Brunsv. II, 939. Nachdem erzählt iſt, wie Gerhard geſagt habe, daß ſeit 20 Jahren kein verſtorbener Rathsherr zu Deventer wegen der Beraubung des Klerus ſelig geworden ſei, heißt es: Interrogatus idem magister Gerardus Groet de patre suo, qui etiam ibidem unus aliquando fuerat proconsul, respondit: Pater meus, videns quosdam, in honore et iudicii potestate constitutos amore odio sive pecunia a vero declinare et in sinistram partem se flectere iudiciumque pervertere, prudenter et caute inde se subtraxit consulatus dignitatem data pecunia ad id assignata sponte resignando. Haec ipsa dominus Henricus de Huxaria, qui eius fuerat confessor, saepius mihi enarravit.“ 5) Somalius, 891, Cap. 2. — 6) Thomas begründet das Erlangen der Pfründen in charakteriſtiſcher Weiſe: „Adeptus ergo hunc apicem, cum calleret ingenio ac seculari fastu tumeret, ecclesiasticis beneficiis insignitur.“ Somalius, 891. — 7) Acquoy, epistolae. S. 89. Die Worte ſind aus Jeremias 2, 20 und 3, 6 zuſammengeſetzt. Der Zuſammenhang zeigt, daß Gerhard ſie ernſt nimmt. — 8) Hirſche, Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens in Herzog's Real-Encyclopädie II², 680. — 9) „Magister Wilhelmus de Salvarvilla, cantor Parisiensis, Archidiaconus Brabantiae in ecclesia Leodiensi, doctor in theologia praecellens,“ ſchreibt von ihm: „Et vere magnus, quoniam in omnibus scientiis liberalibus, naturalibus, moralibus, civilibus, canonicis et theologicis simul in uno supposito congregatis nulli secundus erat in orbe.“ Somalius, 913, Cap. 17, Nro. 1. — 10) Acquoy, epistolae, S. 109. — 11) Calcar iſt auch für den Verfaſſer der Nachfolge Chriſti gehalten. Vgl. Wolfsgruber, Giovanni Gerſen und ſein Werk, S. 50. — 12) Somalius, 891, Cap. 3 und Hirſche l. c. 680 ff. — 13) Laut Urkunde vom 20. September 1374 verſchenkt er bereits einen Theil ſeiner Grundſtücke; Hirſche l. c. 681. Daraus ſehen wir auch, daß ſein Vater ſchon geſtorben war. Vielleicht hat nur deſſen früher Tod Gerhard's leichtſinniges Leben möglich gemacht.

— 14) Gewiß als Reſtitution der ungerecht genoſſenen Früchte ſeiner Beneficien. — 15) Somalius, 894 Cap. 6. — 16) Ibid. 893, Cap. 5, Nro. 1. — 17) Johannes Cele ſtarb 9. Mai 1417 „magistro Joanne per annos plusquam quadraginta usque in suum senium scholas ibidem regente.“ Chron. Wind., 606. Rechnet man von ſeinem Todestage 40 Jahre zurück, ſo gelangt man bis 1377. Sollte alſo, wie Hirſche l. c. 682 annimmt, Gerhard's Beſuch mit ihm bei Ruysbroeck ſchon in die Zeit vor der Predigt-Thätigkeit fallen, ſo müßte Cele damals ſeit kurzer Zeit ſein Amt angetreten haben. Thomas von Kempen, welcher Chron. Mont. Agn. S. 174 unſern Beſuch ebenfalls erzählt, fügt bei: „Ab hoc tempore flamma dilectionis fraternae in utrisque vehementius exarsit. Et quidem magister Johannes magistrum Gerardum ab exordio praedicationis suae miro coluit affectu.“ Danach hat Cele Gerhard erſt durch ſeine Predigt kennen gelernt und ſpäter mit ihm die Reiſe gemacht. Ueber Gerhard's Verhältniß zu Ruysbroeck ſiehe Archief voor kerkelijke geschiedenis IIX, 262 ff. — 18) Florentius war Biſchof von Utrecht ſeit 7. November 1379. — 19) Chron. Wind. „A quo gratiose susceptus plenam litteratorie obtinuit auctoritatem, verbum dei sanamque doctrinam per universam dioecesim suam publice praedicandi, ita ut in civitatibus oppidis et villis suis nullus curatus seu alia cuiuscumque dignitatis persona ipsum a divini verbi praedicatione umquam amovere, non admittere aut aliquatenus impedire praesumeret, si dei omnipotentis indignationem suamque acrimoniam iudiciaramque vindictam vellet evadere.“ Dieſe Worte in die directe Rede überſetzt, werden den Wortlaut des biſchöflichen Decretes bilden. — 20) Chron. Wind., 4. — 21) Ibidem. — 22) Somalius, 909, Cap. XV. — 23) Chron. Montis S. Agnetis, S. 3. — 24) Somalius, 935, Nro. 2. — 25) De Ram, Comte rendu des séances 1860, S. 88. Vgl. Capitel 5 „Gerhard's Briefe“. — 26) Beiſpiele ſiehe Buſch, de reformatione monasteriorum. Leibniz, SS. rer. Brunsv. II, 939, Cap. 39 und Archief voor kerkelijke geschiedenis VIII, 33. — 27) Leibniz, SS. rer. Brunsv. II, 939. — 28) Somalius, 896 Cap. 8. Nro. 2. „Cumque tuba salutari intonaret nec quicquam necessariae salutis audientium auribus subtraheret sed omne consilium dei secundum statum et conditiones personarum sexus et aetatis publice pronunciaret, commota sunt corda plurimorum a facie formidinis domini et a ventura ira iudicii extremi et ignis extremi ... ut districtum iudicem omnes timerent, peccata desinerent ac dignos poenitentiae fructus agerent.“ Vgl. auch S. 935 Cap. VI. Nro. 1. — 29) Proben davon ſiehe unten. — 30) Chron. Wind., 328. — 31) Ibidem S. 4. — 32) Somalius, 935, Nro. 1. — 33) Acquoy, het klooster te Windesheim III, 238, Nro. 5 und 6. — 34) Somalius, 975, Cap. 3, Nro. 1. „Hic veniente M. Gerardo et praedicante in diversis locis cum ipso saepe perrexit comes itineris eius, quemadmodum Lucas cum Paulo.“ — 35) Freiburger Kirchenlexicon II², Sp. 1301. — 36) Der Bericht iſt größtentheils dem Chron. montis S. Agnetis S. 161 entnommen, bietet indeß einige Züge, welche hier ſich nicht finden. — 37) Chron. montis S. Agnetis, S. 10. Beiläufig genannt ſind uns von Buſch und Thomas außerdem noch viele, welche ich nicht mit aufzähle. — 38) Somalius, 909, Cap. XV Nro. 1. „qui vitae merito et doctrina coelesti plenissime instructus alios praecellebat et contemptum mundi non humanae sapientiae verbis sed sanctae conversationis exemplis suis auditoribus efficatius persuadebat“ — 39) Chron. montis S. Agnetis, S. 40: „ut apprehenderent novam vitam in christo, quam magister Gerardus docuit sancte vivendo“. — 40) Somalius, 901, Nro. 5. — 41) Ibid. 902, Nro. 6. — 42) Ibidem Nro. 7. — 43) Ibid. 900, Nro. 1 und 2. — 44) Ibidem 901, Nro. 4. — 45) Somalius, 901, Nro. 3. Alberdingk-Thijm hat im Freiburger Kirchenlexicon II², 1301 die Sache ſo dargeſtellt, als ob eine ſolche Unordnung im Hauſe

geweſen ſei, daß Gerhard, um nicht durch den Lärm geſtört zu werden, ſich die Ohren zuſtopfte. — 46) Somalius, 904, Nro. 4. — 47) Somalius, 896 Nro. 2. — 48) Acquoy, Gerhardi Magni epistolae, 73 ff. — Collation hießen die Anſprachen vor kleinern Kreiſen, z. B. Kloſterconventen, im Gegenſatz zur öffentlichen Predigt. — 49) Vir dei, Gottesmann, nennt ihn des öftern Thomas von Kempen, z. B. Somalius, 897 Nro. 3, 898 Nro. 3, 903 Nro. 3, 906 Nro. 4 u. a. m. — 50) Studien en Bijdragen op't gebied der historische theologie I. 409 bis 411. Die Handſchrift findet ſich in Wien auf der k. k. Bibliothek. Cod. lat. 13708. — 51) l. c. 411 — 52) Archief I, 364 Anmerkung. — 53) Vgl. auch die Unterſchrift eines Utrechter Codex: „Explicit Sermo de Focaristis venerabilis viri Gerardi Magistri dicti Groet de Daventria, quem praedicavit communi clero ecclesiae Traiectensis, anno domini M°CCC°LXXXIII° in vigilia assumtionis beatae Mariae Virginis — Qui erat magnus zelator castitatis et malleus hereticorum. Archief voor kerk. geschiedenis IIX, 107. — 54) Somalius, 900, Cap. XI, Nr. 1. — 55) Somalius, 898 Nr. 2: „Interdum quoque pia cautione praehabita peccuniae summam ex integro non solvit sed per partes tribuit, ut frequenter ad eum pro debito tollendo accederent et tali occasione familiaritatis eius gratiam invenirent. Qui tanto libentius magistri doctrinam audiebant, quanto maiora pietatis beneficia in se redundare videbant." — 56) Acquoy, Gerardi magni epistolae S. 27. Chron. Wind., 611. — 57) Somalius. 913 und Chron. Wind., 24. — 58) Ueber die Secte des freien Geiſtes ſiehe Hergenröther, Handbuch der Kirchengeſchichte I, 933 ff.; Alzog, Handbuch der Univerſal-Kirchengeſchichte II, 78 ff. Viele „Freie Geiſter" gaben ſich auch den gröbſten ſinnlichen Ausſchweifungen hin — 59) Moll in den Studien en Bijdragen (1870) I, 344. Wilhelm Heda, hist. episcoporum Ultrajectensium, S. 259. Offenbar iſt der Name Miewes oder wie die von Moll benutzte Handſchrift des Peter Horn in einer Mariginalbemerkung hat, „Meus", bei Heda richtiger als Matthäus angegeben. — 60) Studien en Bijdragen l. c. 345. Vgl. Acquoy epistolae, S. 28. — 61) Chron. Wind., 15 ff. — 62) Peter Horn: „ Penitentiam autem et carnis afflictionem et similia verbo simul et opere dissuadebat, dicens Christum fuisse bonum socium et sepius interfuisse conviviis et potasse vinum et carnis oblectamenta vitare non docuisse." Studien en Bijdragen l. c. 344. Gerhard: „et contra penitentiam dicitur quod pradicat." — 63) Acquoy epistolae, 27—35. — 64) Chron. Wind., 16 ff. — 65) „Frequentibus epistolis" ſagt Buſch l. c. — 66) Acquoy l. c. 40: „ut dominus alicui trans Iselam, qui ulterius accipiat contra praedictum Bertoldum testimonia, inquisitionem committat ne fides devicta a pseudopropheta iaceat, ne laicorum insania clerum quasi depressum superet, ne id, quod tentaverunt contra ecclesiasticam censuram et ecclesiae libertatem impune, recedat in totius ecclesiasticae structurae non modicam ruinam et scandalum populi universi." — 67) Chron. Wind., 18 und beſond. 394 ff. Gerhard ſchrieb ihm einen Troſtbrief (Acquoy, ep., 49 bis 52) und ebenſo empfahl er ihn an den Pfarrer Stephan Vuerden in Lochem, dem Geburtsorte Werners (ibid. 53 bis 57 und Chron. Wind., 394 ff.). — 68) Acquoy, ep., 48. — 69) Oefele, SS. I, 620 ff. Außer dieſen drei Ketzern ſchritt Gerhard auch noch gegen einen Mendicanten ein, welcher Aehnliches predigte. Näheres iſt jedoch nicht bekannt. Vgl. Acquoy, epistolae, 20 ff. 70) Semper sum inutilis, semper garrulus semperque avarus et peravarus librorum, ut noscitis. Tübinger Quartalſchrift 1870, S. 283. — 71) ibidem 291. — 72) ibidem 283. - 73) ibidem 293. — 74) ibidem 293. — 75) ibidem 294. — 76) ibidem 294. — 77) ibidem 294. — 78) ibidem 295. — 79) ibidem 296. — 80) Studien en Bijdragen op't gebied der historische theologie. Amſterdam 1870, Band I, S. 347. — 81) Somalius, 905, Nro. 2. — 82) Somalius, 900, Nro. 2. — 83) Acquoy, epistolae, S. 23 Anmerkung. — 84) Somalius, 905, Nro. 1. „Quamvis enim multis

doctis esset doctior, non tamen inde voluit honorari.“ — 85) Somalius, 918, Nro. 8. — 86) Ibidem Nro. 7. Vgl. Imitatio I, Nro. 3. — 87) Vgl. darüber Hirſche l. c. 692. — 88) Archief, Band I, 364 bis 379, Band II, 307 bis 395 und Band IIX, 3 bis 107. — 89) Vgl. Woker, Geſchichte der norddeutſchen Franciscaner-Miſſionen, S. 535. Die Pfarrer bedachten ihre Mägde und unehelichen Kinder ganz offen in ihren Teſtamenten. Vgl. Archief V, S. 302 ff. und Nieuw Archief voor kerkerlijke geschiedenis, II. deel (1854), S. 252 ff., wo ſolche Teſtamente abgedruckt ſind. Daß auch in den frieſiſchen Klöſtern gleiche Zuſtände herrſchten, beweiſt Buſch bei Leibniz, SS. rer. Brunsv. II, 480, Cap. IV. — Allgemeine Uebelſtände hat Gerhard's Auftreten wohl nicht im Auge. — 90) Cod. lat. mon. 7491 saec. XV. fol. (aus dem Auguſtiner-Chorherrenſtift Indersdorf) fol. 209 bis 247: „Gerhardus Groet, decretorum doctor de focaristis et notoriis fornicariis.“ — Cod. lat. mon. 5924 saec. XV. fol. 150: „Excerpta ex Gerhardi Magni de Rheno libelli contra notorios fornicatores.“ Cod. l. m. 15,562 (aus dem Benedictinerkloſter Rot am Inn) saec. XV. f. 95 bis 97: „Conclusiones extractae de libello contra notorios fornicatores clericos compilato per Gerhardum Magnum de Reno.“ Am Schluſſe des Codex: „Per manus quorundam 1434.“ — 91) Cod. lat. wien. 4768 (Theol. 656) fol. 174a bis 223a Sermo de focaristis G. G. Cod. l. 4547 (Theol. 816) fol. 13a bis 48b Thema de focaristis ad clerum Traiectensem. — Cod. l. 1530 (Theol. 310) „Gerhardus Groet, Propositiones 24 presertim contra clericos concubinarios.“ Cod. l. 4923 (Theol. 547) fol. 164a bis 166b „Gerhardi Groet Ex dictis contra focaristas loci selecti.“ — 92) Panzer, Annales Typogr. VI, 440, Nro. 859. „Sermo synodalis clarissimi viri Gerardi Groten per omnia diligenti lectori perfructuosus et salutaris, non sine summa ratione purgatorium Sacerdotum appellatus. In fine: Explicit sermo Reverendi Magistri dicti Groet de Focaristis. 4° v. a. etc.“ Panzer hat das Buch ſelbſt nicht geſehen, ſondern die Notiz aus Hartzheim Bib. Col. p. 101 entnommen. Seine Bemerkung „videtur Gerardo de Zutphen adscribendus sine dubio Coloniae impressus“ iſt in ihrem erſten Theile falſch. Eine Beſchreibung des Druckes und ſein Verhältniß zu den Handſchriften findet ſich Archief VIII, 296 ff. — 93) Archief IIX, 108 bis 117. — 94) Studien en Bijdragen II (1872), S. 432 bis 469. — 95) Ein Seitenſtück dieſer Predigt iſt ſein Brief an den Abt von Klarenkamp. Vgl. unten. — 96) Nieuw archief voor kerkelijke geschiedenis, inzonderheid van Nederland II (Leyden 1854), S. 294 bis 307. — 97) Archief IIX, 159 bis 249. — 98) Archief III, Beilage Nro. 3, S. 13 bis 27. — 99) Dieſelbe Angelegenheit betreffs eines andern Falles behandelt Gerhard auch in einem Briefe. Acquoy, epistolae, S. 103 bis 147. — 100) Archief IIX, 119 bis 152. — 101) Mit dieſem Gutachten ſteht innerlich der bei Acquoy, epistolae S. 91 ff. gedruckte Brief „ad dominum Henricum de Scoenhove de Gouda“ in Zuſammenhang. Ein gewiſſer Pfarrer, welcher ſeine Pfründe verpachtet und ſich dadurch bereichert hatte, wünſcht zu reſtituiren. Heinrich von Gouda war biſchöflicher Commiſſar und fragt bei Gerhard an, was vom Pfarrer Johannes zu verlangen ſei. Gerhard antwortet ihm in angeführtem Briefe. Welchen Geiſt derſelbe athmet, mögen uns der Anfang: „Alpha et omega, a quo omnia veniunt, ad quem omnia tum naturaliter quam per gratiam reducuntur, dirigat, quae inchoavit, compleat, quae direxit, in Christo Jesu domino nostro“ und der Schluß: „Deus, qui est super omnia in omnibus et qui solus omnibus sufficit et in quo omnia habentur, sit cum omnibus nobis per omnia saecula saeculorum. Amen“ zeigen. Heinrich war ein tüchtiger Prediger, wurde ſpäter Beichtvater der Nonnen in Zwolle, † daſelbſt 1410 und wurde in Windesheim begraben. Chron. Montis S. Agnetis pag. 168. — 102) Somalius, 915 bis 925 und Archief IIX, 371 bis 383. — 103) Somalius, 914. Archief I, 359. — 104) Archief I, 361 bis 363. — 105) Geert Groote's dietsche vertalingen, in Letterkundige verhandelungen der

koninkl. akademie. deel XIII. 1880. Vgl. Pick's Monatsſchrift 1876, S. 573 und Hirſche l. c. 695. — 106) Ruysbroeck's Werke ſind 1856 durch David in der Originalſprache herausgegeben. Gent bei Annoot Braeckmann, 6 Bände. Vgl. Hirſche l. c. 682. — 107) Somalius, 905, Nro. 3. Aehnlich Rudolf Dier (Dumbar, Analecta I, 29) De fine istius magistri Rudolphi scribit magister Gerardus et habetur scriptum in libro epistolarum suarum." — 108) Chron. montis S. Agnetis p. 175 „cuius dicta intimo complexus amore totum corpus epistolarum eius sibi congregavit affectu legendi" — 109) Somalius, 906, Nro. 4. — 110) Acquoy. Gerhardi magni epistolae XIV. Amſterdam 1857, S. 5 ff. — 111) Archief voor kerkelijke geschiedenis. Leiden 1829 (Band 1), S. 280 ff. u. 1837 (Band 8), S. 249 ff. — 112) Beſchrieben im Hiſtoriſchen Jahrbuch der Görresgeſellſchaft III, 50 ff. — 113) Cod. l. m. 23871 (15. Jahrh.) f. 93b: „Gerhardi Groess epistola pro ammonitione noviter conversi." — Cod. l. m. 18526 b (15. Jahrh.) fol. 156: „Gerhardi Groes epistola pro admonitione noviter conversi." — 114) Cod l. w. 4547 (Theol. 816) fol. 123a bis 126b: „Gerhardi Groet, Epistola ad quendam presbiterum provincie maguntine" Incipit „Solus ille qui tibi", explicit .Noscere et repellere". Cod. lat. w. 4350 (Theol. 839) fol. 30b bis 32b derſelbe Brief. Cod. l. w. 4923 (Theol. 547) fol. 192a bis 196a. G. G. Epistola de schismate Incipit: „De schismate nullum vidi." Expl. „In sponsa tua dilectissima inconsutuli." Der Brief iſt noch ungedruckt. — 115) Archief etc. IIX, 264 bis 265 und III, Beilage S. 1 bis 12. — 116) Tübinger theologiſche Quartalſchrift, Jahrg 1870. Band 52, S. 280 bis 305. — 117) Compte rendu des séances de la commission royale d'histoire, troisième serie, tome deuxième (Sitzung vom 2. April 1860), S. 66 bis 110. — 118) Studien en Bijdragen (1876), III, 434 bis 437. — 119) Der erſte mitgetheilte Brief führt im Cod. Arg. B. die Ueberſchrift: „Incipit epistola Gerhardi Magni vulgariter Gross de Daventria ad quendam novitium suum discipulum, ut monasterium ingrediatur. — 120) Anklang an Pſalm 44, 11 u. 12. — 121) De Ram l. c. 91 ff. Der Schluß iſt corrupt und ſinnlos entſtellt. — 122) Römer 13, 2 — 123) Joh. 19, 11. — 124) Dieſe feſte Ueberzeugung, daß der Mönch durch Gehorſam geſtützt ſei, wie der junge Baum durch eine Stange, lebte in der Windesheimer Congregation fort; vgl. diesbezügliche Beiſpiele bei Buſch, de reform. monast. Leibniz SS. rerum Brunsvicensium II 930, Cap. 25 Buſch ſchließt: „Ecce quantum vera et humilis promeretur obedientia, quae filios dei facit hic et in aeternum," Cap. 26, 27, 28, 29 und 30. Letzteres ſchließt Buſch: „Nemo ergo suis confidat viribus, deo et suis praelatis acquiescat, et non poterit male mori et iam quantumcumque graviter tentatus." Vgl. dazu Imitatio I, 9. — 125) Vgl. Imitatio I, 12. — 126) Vgl. Imitatio I, 14. u. I, 16. — 127) Imitatio III, 47 und 50. — 128) Vgl. das demüthige, dieſen Worten entſprechende Verhalten des Schülers von Gerhard Groot, Johannes Voß, Chron. Wind., S. 103. — 129) De Ram l. c. 78—83. — 130) Römer 5, 3 ff. — 131) Pſalm 45, 2 u. 3. — 132) De Ram l. c. 83 bis 91. — 133) „Insuper valde est secundum cor meum, quod estis professus." ib. S. 93. — 134) „Habetis ergo pro regula, ut nunquam moneatis aliquem proprietarium, ut derelinquat propria, nisi prius praecogitaveritis in cubiculo vestro modum et formam verborum, quibus velitis eum informare et nisi praemissa oratione, quia nemo nisi solus deus convertit corda hominum. Frustra ad aurem sonus venit nisi deus in corde loquatur." Dieſer Gedanke Gerhard's kommt in der Imitatio an verſchiedenen Stellen vor, z. B. I, 14 u. 16; III, 1, 2, 19 u. 30. — 135) De Ram l. c. 91 ff — 136) De Ram l. c. 72 ff. u. Clarisse, Archief III, Beilage S. 1 bis 4. — 137) Chron. Wind., 608. „Magister Johannes ordinem fratrum minorum intrare deliberavit, quum aliquando visum fuit, quod id etiam promisisset.

Quem magister Gerhardus magnus . . . retraxit a proposito, presertim cum nullum monasterium fratrum minorum in hac nostra regione fuerat reformatum, unde et consolatorias saepius ei mittens epistolas scripsit inter alia“ (folgt obiger Brief). — 138) Buſch's Text l. c. 609 hat den Zuſatz: cogitatio promissionum vestrarum de intrando ordinem minorum . . susurrium est diaboli. — Ebenſo Clarisse, Archief VIII, 290. — 139) De Ram l. c. 77 ff. — 140) Vgl. chron. Wind., 384. Den Anlaß zu dieſem Briefe gab der Umſtand, daß Heinrich's Bruder, Johannes Klingebiel, ſich in Gerhard's Schülerkreiſe befand, welcher den Meiſter zum Schreiben veranlaßte. — 141) Archief III (1831), Beilage Nro. 2, S. 5 und IIX, 278 u. Chron. Wind., 385. — 142) Daß dieſe Vorſchrift auch befolgt wurde, zeigt Henrici Barnten, chron. Marienrodense b. Leibniz, SS. rerum Brunsv. II, 463. Das Ereigniß fällt in's Jahr 1451. — 143) Imitatio I, 25: „Attende Carthusienses, Cistercienses et diversae religionis monachos ac moniales.“ — Gerhard: „Videant, qualiter Carthusiensium et aliarum religionum et Cisterciensium et Praemonstratensium et regularium canonicorum monasteria proprietarios non habentia vivunt.“ De Ram l. c. S. 100. — Die angezogene Stelle aus der Imitatio kann als inneres Zeugniß für ihre Abfaſſung durch einen Benedictiner fernerhin wohl nicht mehr gelten. — 144) Denſelben Gedanken Imitatio I, 18: „do exemplis sanctorum patrum.“ — 145) Die für den damaligen Zuſtand der Klöſter ſo wichtige Stelle lautet im Originale: „illa corruptela, qua omnes de saeculo vel corpore difformes vel inhabiles, vel in animae viribus destitutos vel destitutas non tanquam deo sacrificium beneplacitum offerentes sed se onere proprio sublevantes monasteria non honorant sed onerant, quasi ille vel illa qui vel quae matrimonio aptus vel apta non sit vel patrimonio indignus vel indigna, in monasterio retrudenda.“ — 146) Dieſelben Uebelſtände herrſchten in den Frauenklöſtern Sachſens. Vgl. Buſch bei Leibnitz II, 890. — 147) De Ram S. 95 bis 103. — 148) Somalius, 906, Nro. 3: „in scribendo scriba velox.“ — 149) Chron. Wind., 5 ff. — 150) Hirſche l. c. 702. — 151) Somalius, 910, Nro. 2. Nullum etiam permisit publice mendicare, nisi evidens necessitas coegisset, nec curiose per domos sub obtentu alimoniae circuire, sed potius domi manere et operi manuali, ut Paulus docuit, insistere suasit.“ Somalius, 943, Nr. 1: „cuius (sc. Gerhardi) sententia fuit, ut nemo ad congregationem suscipi deberet, nisi secundum beati Pauli dictum manibus laborare vellet.“ Vgl. Imitatio I, 17, Nro. 3. — 152) Somalius, 930—970. — 153) Somalius, 939, Nro. 1. — 154) Somalius, 938, Nro. 3. Vgl. ibid. 937. Vgl. Imitatio I, 17, Nro. 1: „Oportet te stultum fieri propter Christum, si vis religiosam ducere vitam.“ Die Sailer'ſche Ueberſetzung hat hierfür: „Willſt du ein gottſeliges Leben führen, ſo mußt du es um Gottes willen leiden können, daß man dich als einen Wahnſinnigen ausſchreit.“ — 155) Vgl. Imitatio I, 1, Nro. 2 u. 3. — 156) Somalius, 944 ff., Cap. XV. u. XVI. — 157) Ibid. 972 Nro. 2 und 956 Nro. 2. — 158) Somalius, 940, Nro. 2 u. 3. — 159) Somalius, 951, Cap. XXI, Nro. 2. — 160) Thomas preist als Tugenden im Fraterhauſe: „humilitas, obedientia, charitas u. antiquorum patrum memoria.“ (Somalius, 951, Cap. XXI.) Cap. 18 des I. Buches der Imitatio weist auf die antiqui patres hin und ſagt: „In vera humilitate stabant, in simplici obedientia vivebant, in caritate et patientia ambulabant.“ Ed. Hirſche S. 44. Wolfsgruber, Giovanni Gerſen, S. 201 verwerthet allerdings das 18. Capitel zu ſeinem Nachweiſe, daß der Verfaſſer der Imitatio ein Benedictiner geweſen ſei. Hat aber Gerſen wirklich um 1230 die Nachfolge geſchrieben, wie konnte er dann mit Rückſicht auf die ſtrenge Zucht „sub regula magistri“ die Klage anfügen. „O, teporis et negligentiae status nostri, quod tam cito declinamus a pristino fervore?“ Denn St. Benedict ſtarb 543. Das „tam cito“ iſt aber erklärlich, wenn Thomas von Kempen Verfaſſer der Nachfolge iſt. Denn die Zeit,

wo man in Deventer „sub regula magistri“ (sc. Florentii) ſtand, währte bis 1400. Thomas ſelbſt ſchrieb nach 1410. Wenn die Nachfolge III, 58 vom Kreuztragen als eigentliche Arbeit des Mönches ſpricht, ſo deutet dies nicht, wie Wolfsgruber l. c. 199 meint, auf einen Benedictinermönch, ſondern ebenfalls wieder auf Thomas hin. Vgl. Gerhard's oben mitgetheilte Briefe an ſeinen Schüler, welche gerade dieſes als Aufgabe eines Mönches hinſtellten. Derſelbe Gedanke kehrt in Thomas' Schriften des öftern wieder. Vgl. ſeine Sermones ad novitios (Somalius, 83 ff) und ſeine Carmina (892 ff.). Ferner ſagt er, um noch eins zu erwähnen (Somalius, 952), von einer Kreuzeserſcheinung: „Et crux ultra procedebat, usque dum staret supra domum domini Florentii, in qua habitabant sanctae crucis servi et veri contemptores mundi.“ Auffallend iſt, daß Prior Wilhelm Vornken auf Gerhard die Worte 2. Korinth. XI, 27 bezieht: „Circumeundo et praedicando ubique in fame et siti, in frigore et nuditate.“ (Acquoy, III, 239), und die Nachfolge I, 18 ebenfalls ſagt: „Sancti et amici Christi Domino servierunt in fame et siti, in frigore et nuditate in labore et fatigatione, in vigiliis et jejuniis“ (ed. Hirsche, S. 42). Die Reihenfolge bei Paulus iſt: „In labore, in aerumna, in vigiliis multis, in fame et siti, in jejuniis multis, in frigore et nuditate.“ Wie kommt die auffallende Gleichheit bei Vornken und Thomas? Thomas war unter Vornken Mönch auf dem Agnetenberge und hat unter ihm die Prieſterweihe empfangen. (Vgl. Grube, Johannes Buſch, S. 42.) — 161) Somalius, 954, Cap. XXIII, Nro. 1. — 162) Somalius, 951, Cap. XX. — 163) Ibid. 955, Cap. XXIV, Nro. 1. — 164) Aufgefunden und edirt von Dr. Nolte: „tractatus devotus de extirpatione vitiorum et passionum et acquisitione verarum virtutum et maxime caritatis dei et proximi et verae unionis cum deo et proximo“ 8°. S. 54. Freiburg bei Herder 1872 Ueber Florentius verlorene Schriften, ſiehe Hirſche l. c. 703 ff. — 165) Chron. montis Stae. Agnetis S. 12. — 166) „juxta illud: Ama nesciri.“ Chr. m. St. Agn. 13. Der Spruch war ein äußerſt gewöhnlicher unter Gerhard's Schülern. Wahrſcheinlich ſtammt er von Gerhard. In Voß' Schrift kommt er in der Faſſung vor: „Ama nesciri et ab aliis contemni exopta.“ Chron. Wind., 242. Der ſpätere Subprior in Windesheim, Arnold Marwyk aus Calcar, pflegte häufig ſeine Novizen zu beſuchen und ihnen einen kurzen Spruch zu ſagen. Zu dieſen gehörte auch: „Ama nesciri, disce mori.“ Chron. Wind., 356. Vgl. Imitatio I, 2, Nro. 3: „Ama nesciri et pro nihilo reputari.“ — 167) Hirſche, l. c. 683. — 168) Chron. Wind., 8. — 169) Ibid. 9. — 170) Hergenröther, Handbuch zur allgem. Kirchengeſchichte, II, 156 ff. — 171) Chron. Wind. 10 ff. — 172) Acquoy, epistolae S. 23, Anmerkung. — 173) Chron. mont. Stae Agnetis, S. 150. — 174) Somalius, 914. Hirſche l. c. 688 ſieht den Hauptgrund der feindſeligen Stellung der Mendicanten zu Gerhard und ſeinen Stiftungen in deſſen Abſcheu gegen das Betteln. Hierin irrt er offenbar. — 175) Chron. Wind., 547 ff. Cod. lat. Wien. Nro. 4257 (Theol. 294) enthält fol. 219a bis 261b: „Tractatus de modo vivendi in communi, sub forma quaestionum, qui tractatus est apologia Beguinarum.“ Dann folgt: „Grabon Matthaeus, conclusiones contra apologiam Beginarum.“ — 176) Leibniz II, 923 cap. XV. — 177) Somalius, 898, Nro. 3. — 178) Hirſche l. c. 685. — 179) Somalius, 897, Cap. IX. — 180) Acquoy, epistolae, S. 60 ff. Somalius, 926. — 181) Acquoy, ep., S. 60 und Hirſche l. c. 686. — 182) Reumont, Geſchichte der Stadt Rom, II, S. 1057 ff. — 183) Chron. montis Stae. Agnetis, S. 3 ff. — 184) Somalius, 898, Nro. 1. — 185) Chron. montis S. 161 ff. — 186) Chron. Wind., 19 ff. — 187) Somalius, 910, Nro. 3. — 188) Archief X deel, S. 188. Vgl. Nieuw archief, II deel, S. 297. — 189) Chron. montis. S. 152. — 190) So Brinckerinck (vgl. Hirſche l. c. 689) und Johannes Veghe. (Vgl. deſſen Predigten ed. Jostes, S. 387.) Die Viſion Mandes ſiehe Chron. Wind., 460 ff. — 191) Der Dar-

Der Sturz Maria Stuart's.

Von

Dr. Hermann Cardauns.

Köln, 1883.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

Vorbericht.

Die tragischen Schicksale der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart bilden von jeher eine den Forscher wie den Leser in hohem Grade anziehende Episode des Zeitalters der Reformation. Selten hat sich in ein Leben von nur 44 Jahren eine solche Fülle furchtbarer Ereignisse zusammengedrängt; es ist ein fast ununterbrochener Leidensweg, durch Krieg, Verschwörung, Aufstand, Mord, Verrath und Kerker zu blutigem Ende führend. Dichter haben sie besungen und Verleumder besudelten ihren Ruf; von Königssöhnen umworben, wurde sie von hohem und niedrigem Pöbel verhöhnt; Trägerin oder Erbin dreier Kronen, sah sie ihre Reiche beschränkt auf die Mauern eines Gefängnisses; verschwenderisch ausgestattet mit körperlichen und geistigen Gaben, muß sie die Bettlerin glücklich preisen; im Purpur geboren, starb sie auf dem Schaffot. Eine Frau von blendender Schönheit, feiner Bildung und gewinnender Anmuth, sieht sie ihren Namen zum Feldgeschrei der Parteien werden. Ströme von Blut sind geflossen, um die Königin zu stürzen, die Gefangene zu befreien, die Todte zu rächen, und als sie längst im Grabe ruht, als die wilden Kämpfe des 16. Jahrhunderts ausgekämpft sind, dauert die literarische Fehde fort. Den Einen ist sie ein Engel des Lichtes, die gemordete Unschuld, die Blutzeugin für den Glauben, den Andern ein verworfenes Weib, die Mörderin des eigenen Gatten, und bis auf den heutigen Tag wird hin und her gestritten über die Frage, ob ihr Sturz nur das Werk fremder Bosheit war, oder auch ein selbstbereitetes Geschick.

Der ungewöhnliche Umfang der Maria-Stuart-Literatur, die seltene Dauer, Ausdehnung und Erbitterung der Controverse über ihre Schuld, und namentlich über den Hauptbeweis derselben, die Cassettenbriefe, ist leicht zu erklären. Ihr an Schicksalswechseln und tragischen Conflicten überreiches Leben, dessen Geschichte selbst in einfach-chronikalischer Form sich liest wie ein Roman, bot der Kunst historischer Darstellung einen vorzüglichen Stoff, und dazu kam noch das ganz hervorragende politische Interesse, welches sich an ihre Person knüpfte. Wie in ihrer siegreichen

Verwandten und Todfeindin Elisabeth von England der protestantische Gedanke verkörpert erscheint, so in ihr, der Unterliegenden, die Hoffnung des alten Glaubens. Der schottische Königsthron ist der letzte Posten, welchen der Katholicismus in Nord-Europa behauptet. Durch sie, die Königin-Wittwe von Frankreich, die Verwandte der katholischen Guisen, die Prätendentin und, falls Elisabeth kinderlos blieb, zweifellos rechtmäßige Erbin der Kronen von England und Irland, konnte und sollte das bereits großentheils der kirchlichen Neuerung anheimgefallene Inselreich der Kirche zurückgewonnen werden, und der Rückschlag auf die Verhältnisse des Continents würde nicht ausgeblieben sein. Kein Wunder, wenn schon bei ihren Lebzeiten der systematische Versuch gemacht wird, die im Felde und mit den Waffen der Intrigue Besiegte auch moralisch zu vernichten, und wenn dem Ungestüm des Angriffs die Hitze der Vertheidigung entspricht. Selbst die ursprünglichsten Quellen, aus welchen sonst der Forscher vertrauensvoll zu schöpfen pflegt, sind hier bereits getrübt. „Jede Partei," schreibt ein genauer Kenner dieser Dinge[1]), „fand in der Zahl und Manchfaltigkeit der zeitgenössischen Documente Waffen, die ihr paßten. Vielleicht niemals hat der Geschichtschreiber so vielen widersprechenden Auffassungen gegenüber gestanden. Neben den Parlaments-Acten, den Beschlüssen des Geheimen Rathes und beglaubigten Thatsachen begegnet man den böswilligen Gerüchten, welche der Fanatismus erfand und die Leichtgläubigkeit verbreitete, den von Haß und Interesse dictirten Schmähschriften, den heimlich befragten Zeugen, den gefälschten Geständnissen, den geheimnißvollen Berichten ohne Namen. Selbst zahlreiche Staatspapiere dürfen nur mit äußerster Vorsicht benutzt werden." Seit Buchanan, derselbe Mensch, der Maria einst als die Nymphe Caledoniens besungen, sie in seiner Detectio und dann in seiner schottischen Geschichte beschimpfte, seit auf der andern Seite der ihr treu ergebene Bischof von Roß, John Lesley, seine „Vertheidigung der Ehre Maria's" schrieb, zieht sich eine fast nur im 17. Jahrhundert auf längere Zeit unterbrochene Doppelkette von Anklägern und Anwälten bis herab auf unsere Tage; und es ist bezeichnend für die Kraft, mit welcher die ursprünglichen religiös-politischen Gegensätze nachwirkten, daß Jahrhunderte hindurch die beiden Gruppen sich nahezu ausnahmslos nach dem Bekenntniß sonderten. Noch in unserer Zeit hat selbst ein so feiner und reicher Geist wie Froude Maria's Andenken mit einer Bitterkeit geschmäht, welche sogar in der Ausdrucksweise an den rohen Fanatismus ihres zeitgenössischen Gegners, des schottischen Reformators Knox, erinnert; das Opfer der Verfolgung ist ihm „eine Pantherin, ein reißendes Thier, eine

[1]) Einleitung zu Gauthier, Marie Stuart, wo eine gute Uebersicht der Literatur.

wilde Katze", und die Männer, die sie in's Verderben stürzen halfen, sind „der fromme Cecil" und „der edele, makellose Murray".

Auffallender Weise hat die deutsche Geschichtschreibung die Controverse bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich den Engländern und Franzosen überlassen. Es ist eine ganz vereinzelte Erscheinung, wenn sich im vorigen Jahrhundert der braunschweig-lüneburgische Hofprediger Mittelstädt[2]) genauer mit der Echtheit der Cassettenbriefe beschäftigt. Raumer[3]) bot weniger eine Biographie als eine flüchtig verbundene Sammlung von Briefen, und sein Urtheil steht vollständig unter dem Einfluß verlogener Klatschberichte. Wenn sonst deutsche Darsteller den Gegenstand berührten, pflegten sie Maria's Schuld als zweifellos festgestellt zu betrachten, und die kleine Dissertation Petrick's[4]) dürfte nicht Viele zu der gegentheiligen Ansicht bekehrt haben. Die ausgezeichneten Untersuchungen des schottischen Juristen Hosack[5]) sind anscheinend in Deutschland nur wenig gelesen worden, und der erste deutsche Gelehrte, welcher Maria ein eigenes Buch widmete, hat dieses Muster einer durchsichtigen Beweisführung nicht entfernt zu würdigen gewußt: Für Gädeke[6]) ist Maria noch immer zweifellos, zum Theil auf Grund längst entkräfteter Argumente, die Ehebrecherin und Mörderin ihres Gatten, wenn er auch durchaus nicht mehr auf Froude's Standpunkt steht, der in einer Schmutzschrift wie die Detectio „keinen einzigen erheblichen Irrthum" finden konnte.

Von da ab ist in rascher Folge eine Reihe weiterer Untersuchungen erschienen. Zum umgekehrten Ergebniß wie Gädeke gelangte Opitz[7]), dessen Arbeit aber schon in Folge ihrer schwerfälligen Darstellung und des seltsamen Verzichtes auf jeden wissenschaftlichen Apparat im ersten Bande nur geringe Beachtung fand. Zwei Jahre später trat Bekker[8]) als Maria's Vertheidiger auf. Indem er vorläufig den wichtigsten Schuldbeweis, die Cassettenbriefe, als bestritten bei Seite ließ,

---

[2]) In der Einleitung zum zweiten Band seiner Uebersetzung von Robertson's schottischer Geschichte, S. III—XLI.

[3]) Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive (Beiträge zur neuern Geschichte. Erster Theil.) 1836.

[4]) Die Briefe der Königin Maria Stuart an den Grafen Bothwell und deren Unechtheit auf Grund neuer Beweise. St. Petersburg 1873.

[5]) Mary Queen of Scots and her Accusers. Zwei Bände. Zweite Auflage, 1870 und 1874, wohl das lichtvollste Werk dieser ganzen Literatur.

[6]) Maria Stuart. Heidelberg 1879. Zum Theil Bearbeitung der Aufsätze desselben Verfassers in den ‚Grenzboten' 1878, IV.

[7]) Maria Stuart. Freiburg 1879. Der zweite, hier nicht in Betracht kommende Band ist ebend. 1882 erschienen.

[8]) Maria Stuart, Darley, Bothwell. Gießen 1881.

suchte er zunächst unter Leitung seines Lehrers Oncken „nach rein objectiven Urkunden und beglaubigten Zeugnissen, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht", die Frage zu beantworten: „Was ist eigentlich geschehen in dieser Epoche der schottischen Geschichte? Was hat Maria Stuart selbst, was hat ihre Umgebung nachweislich gethan und nicht gethan?" [9]) Auf diesem Wege gelangte er zu der Ueberzeugung von ihrer vollständigen Unschuld, um am Schlusse die mit den festgestellten Thatsachen nicht zu vereinbarenden Cassettenbriefe auch aus sonstigen Gründen als gefälscht zu erweisen. Den umgekehrten Weg schlug Breßlau [10]) ein, der unter Verzicht auf anderes Material, die Echtheitsfrage auf Grund der kritisch-diplomatischen Methode lösen zu können glaubte, den schlimmsten der acht Briefe als Fälschung preisgab, aber an der Echtheit der sieben andern festhielt. Ich selbst [11]) habe bereits an anderer Stelle sowohl die richtige Anwendung jener Methode als die Resultate Breßlau's bestritten. Kurz darauf hat B. Sepp [12]) die Hypothese aufgestellt, die Cassettenbriefe seien auf Grund eines Tagebuches Maria's gefälscht worden, und neuerdings haben Gädeke [13]) wie Oncken [14]), im Wesentlichen unter Wahrung des bisher eingenommenen Standpunktes, nochmals das Wort ergriffen.

Schon diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie weit auch in der noch jungen, aber verhältnißmäßig reichen deutschen Literatur die Urtheile auseinandergehen. „Wer hat dich verrathen?" fragt Opitz auf dem Titelblatt des ersten Bandes, und den Schluß des zweiten bilden die äschyleischen Worte: „Das war, der deiner Menschenliebe ward, der Lohn". Und anderseits [15]) hören wir: „Um derselben Falschheit und Treulosigkeit willen, wie 62 Jahre später ihr Enkel Karl I., starb Maria auf dem Schaffot. Beiden galt kein noch so heiliges in der Bedrängniß abgegebenes Versprechen als bindend. Als Herrscher meinten sie, keinem

---

[9]) Oncken's Vorrede VI.

[10]) Die Cassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Eine historisch-diplomatische Untersuchung. In Raumer-Maurenbrecher's Historischem Taschenbuch 6. Folge. Erster Jahrgang (1882).

[11]) Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 1882, S. 458. Die Bücher von Gädeke und Bekker habe ich ebend. 37 und 447 eingehend besprochen. Vgl. auch Literarische Rundschau 1882 Nr. 2 und 3.

[12]) Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes zu Glasgow. München 1882. Eine Motivirung der Hypothese unter dem Titel „Tagebuch ꝛc. Zweiter Theil (Beweis)" ging mir während des Druckes dieser Zeilen zu.

[13]) Historische Zeitschrift 1883, 4. Heft.

[14]) Münchener ‚Allgemeine Zeitung', 1883, Beilagen zu Nr. 172, 183, 198, 220

[15]) v. Kalckstein in einer unbedingt anerkennenden Besprechung Gädeke's in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft für 1879 (erschienen 1882) III, 200.

Menschen verantwortlich zu sein. Maria hielt sich nach der damals im Katholicismus herrschenden Anschauung den ketzerischen Gegnern nicht zur Treue verpflichtet. Darum wurde für beide, die mit gleicher Würde starben, die Weltgeschichte zum Weltgericht, und kein Vertheidiger kann sie von schwerer sittlicher Schuld rein waschen."

Der Wunsch, auf Grund der neuesten Forschungen, an vielen, namentlich an entscheidenden Punkten auch unter Zurückgehen auf die Quellen, einem größern Leserkreise die Geschichte der verhängnißvollen Jahre 1565—68 (von der Vermählung Maria's mit Henry Darnley bis zum Schluß der englischen Conferenzen) vorzuführen, wurde noch bestärkt durch einen besondern Umstand. Vor einigen Monaten ist eine zeitgenössische Schilderung jener Jahre zum ersten Mal im Originaltexte veröffentlicht worden, welche, wenn auch nur mit Vorsicht zu benutzen und für die Schuldfrage nicht entscheidend, doch jedenfalls eine Fülle bisher unbekannter Einzelheiten und bemerkenswerther Aufschlüsse bietet: die Aufzeichnungen des Franzosen Claude Nau[16]), welcher während der Gefangenschaft der Königin von 1575 bis kurz vor ihrer Hinrichtung als ihr Secretair fungirte. Er hat die Ereignisse, welche er erzählt, nicht miterlebt, aber aus seiner Stellung wie aus seiner Erzählung selbst geht zweifellos hervor, daß ein Theil derselben auf Maria's eigenen Angaben beruht. Die folgenden Blätter werden diesen bedeutungsvollen, sehr lebendig geschriebenen Bericht vielfach zu berücksichtigen haben. Daß meine kleine Schrift bei weitem nicht überall streng wissenschaftlichen Anforderungen genügt, weiß ich sehr wohl; nur für Einzelheiten, namentlich für einige meines Wissens neue Ausführungen in dem über die Cassettenbriefe handelnden Abschnitt, darf ich vielleicht auch die Aufmerksamkeit der Fachmänner in Anspruch nehmen.

I. Die Ermordung Riccio's.

Im December 1542 war König James V. von Schottland in jugendlichen Jahren gestorben, ein bedeutender Mann, beliebt beim Volke, verhaßt dem wilden Adel, dessen Verrath im Kriege gegen England ihm das Herz gebrochen haben soll. Maria, das einzige Kind seiner klugen Gemahlin, der Herzogin Maria von Lothringen, geboren am 8. Decem-

[16]) The History of Mary Stewart from the Murder of Riccio until her Flight into England by Claude Nau. Now first printed, with illustrative papers, edited, with historical preface, by the Rev. J. Stevenson, S. J. Edinburgh 1883. Die Auszüge in englischer Sprache, welche der Herausgeber bereits vor vier Jahren (The

ber gleichen Jahres, war damals erst wenige Tage alt; sein Sohn James, im Knabenalter stehend, entstammte einer außerehelichen Verbindung, später hat er als Graf von Murray die Sünde des Vaters furchtbar an der Tochter gerächt. Schon mit fünf Jahren wurde die Kleine mit dem französischen Dauphin Franz verlobt, nach Frankreich gebracht und dort erzogen; 1558 reichte das schöne, feingebildete Kind dem Thronerben seine Hand, und schon im Juli 1559 machte der plötzliche Tod Heinrich's II. Maria zur Königin von Frankreich. Es ist ein kurzer Traum irdischen Glückes gewesen. Noch bevor das nächste Jahr zu Ende ging, war sie Waise und Wittwe, in Frankreich einflußlos und im Besitz ihres schottischen Erbreiches ernstlich bedroht.

In Schottland hatte nach dem Tode des Königs der nächste männliche Verwandte, James Hamilton, Graf von Arran, die Regentschaft übernommen; thatsächlich leitete die Regierung der welterfahrene Cardinal Beaton, der 1546 seine Feindseligkeit gegen die auch in Schottland sich regende Reformation mit einem furchtbaren Tode durch Mörderhand büßte. Später übernahm die Königin-Wittwe selbst die Regentschaft. Vergebens hat sie den Versuch gemacht, durch Milde und Klugheit eine gewaltsame Lösung der religiösen Krisis zu vermeiden. Mehr und mehr verlor die alte Kirche an Boden; kein Wunder in einem Lande, wo sie vielleicht mehr als irgendwo anders längst der stillen Säcularisation anheimgefallen, ihre Pfründen zu Versorgungen einer über alle Beschreibung gewaltthätigen und verkommenen Aristokratie geworden waren. Das sehr gemäßigte Verhalten der Regentin gegenüber der Neuerung — die selbst unter Cardinal Beaton äußerst seltenen Hinrichtungen hatten nach seiner Ermordung ganz aufgehört — verhinderte nicht den Bund des calvinistischen Adels, die „Congregation des Herrn", und die nachträgliche Hinrichtung eines Priesters durch den Erzbischof Hamilton brachte den Sturm zum Ausbruch. Im Mai 1559 kehrte der Vater des schottischen Calvinismus aus seiner Verbannung in Genf zurück: John Knox, diese wunderbare Mischung von Genie, Schwärmer und Flegel. Seine wildfanatische Predigt gab das Zeichen zur Gewalt. Von Perth aus, wo der Bilderstурm begann, ergoß sich das Werk barbarischer Zerstörung wie ein reißender Strom durch's Land, in wenigen Wochen war ein

---

Month and Catholic Review 1879, März bis August) veröffentlichte, scheinen den deutschen Forschern gänzlich unbekannt geblieben zu sein. Uebrigens bedarf Nau's Erzählung noch einer sorgfältigen Prüfung. Viele Stellen sind wörtlich aus Holinshed's 1577 erschienenen Chronicles of Scotland (Erster Band der Chronicles of England, Scotlande and Irlande) übersetzt; und diese chronikalische Vorlage ist vielleicht nicht die einzige. Genauer hoffe ich diesen Punkt demnächst im Histor. Jahrbuch der Görresgef. behandeln zu können.

großer Theil Schottlands mit Ruinen bedeckt, die Klöster vernichtet, der alte Cultus an den meisten Orten beseitigt. Selbst katholische Adelige, wie der Graf von Huntly, schlossen sich dem Aufstande an; der junge Graf von Bothwell, obwohl Protestant, ist fast der Einzige gewesen, der Widerstand versuchte, während James Stuart sich in hervorragender Weise an der Rebellion betheiligte. Fast nur auf ein paar Tausend Mann französischer Truppen gestützt, hat die Regentin unerschrocken den Kampf aufgenommen. Sie fand eine Zufluchtsstätte auf dem Schloß von Edinburgh, und Leith, der befestigte Hafen der Hauptstadt, leistete heldenmüthigen Widerstand, auch als Elisabeth von England unter heuchlerischen Friedensbetheuerungen den Empörern eine Flotte zu Hülfe schickte. Da starb die Regentin, und am 5. Juli 1560 wurde der Vertrag von Edinburgh geschlossen, in Folge dessen sowohl die englischen Truppen wie die französische Garnison von Leith das Land verließen.

Aufstand und Reformation hatten vollständig gesiegt. Schon im August-Parlament von 1560 wurde ein calvinistisches Glaubensbekenntniß angenommen, die päpstliche Gerichtsbarkeit abgeschafft, die Messe unter schweren Strafen verboten. Daran schloß sich die Annahme des „Disciplinbuches“ mit seinen wüsten Schimpfereien gegen den katholischen „Götzendienst“, und im Sommer 1561 ein zweiter Bilderſturm von furchtbarer Rohheit. Nirgendwo ist die religiöse Neuerung in einer so brutalen, verfolgungs- und zerstörungssüchtigen Gestalt aufgetreten. Knox konnte insoweit mit seinen Schülern zufrieden sein, aber er erhielt gleichzeitig den Beweis, was bei vielen von ihnen der Eifer für die Religion zu bedeuten hatte; trotz seiner bittern Klagen wurde das geraubte Kirchengut die Beute des Adels, statt zur Dotation des Kirchen- und Schulwesens verwendet zu werden.

Längere Zeit ist es zweifelhaft gewesen, ob Maria jemals den Thron ihres Vaters besteigen werde. Sie wie ihr Gemahl hatten das englische Wappen angenommen, zum großen Verdruß Elisabeth's, die als Tochter Anna Boleyn's nach katholischer Anschauung nicht das mindeste Recht auf die englische Krone besaß, während Maria's Erbrecht zweifellos feststand. Man konnte Maria nicht wohl für einen Act verantwortlich machen, den sie noch als halbes Kind, unter dem Einfluß ihrer französischen Verwandten, vorgenommen hatte, aber ebenso wenig war sie in der Lage, auf den von ihren Bevollmächtigten angenommenen Artikel des Vertrages von Edinburgh einzugehen, laut welchem sie und ihr Gemahl für alle Zeiten auf Titel und Wappen von England verzichten sollten, und von einer Bestätigung der Parlamentsbeschlüsse von 1560 konnte vollends keine Rede sein. Vorübergehend drohte sogar die Gefahr, daß ihre sämmtlichen Ansprüche durch eine Union Schottlands mit Eng-

land beseitigt würden. Denn wenn der schottische Adel durch eine feierliche Gesandtschaft der Königin Elisabeth in aller Form die Hand des Grafen von Arran anbieten ließ, so liegt es auf der Hand, wozu unter Umständen dieses Ehebündniß der englischen Königin mit einem Mitglied der protestantischen Aristokratie benutzt werden konnte. Aber Elisabeth lehnte den Antrag ab, und dann befreite der Tod Franz II. (5. December 1560) den Adel von seinen Besorgnissen: als Königin von Frankreich mochte Maria gefährlich sein, die junge, am französischen Hofe machtlose Wittwe konnte man sich schon gefallen lassen. So ging denn 1561 im Auftrage des Adels ihr Bruder James nach Frankreich, um sie zur Rückkehr nach Schottland einzuladen; ob mit aufrichtigem Herzen, läßt der Bericht des englischen Gesandten in Paris bezweifeln: gleich nach der Unterredung mit Maria sei James heimlich zu ihm gekommen und habe ihm alles erzählt, was er mit seiner Schwester und ihrem Onkel, dem Cardinal von Lothringen, geredet. Am 19. August 1561 landete Maria im Hafen von Leith; ob auf englischer Seite die Absicht bestanden hat, sie während der Ueberfahrt gefangen zu nehmen, steht nicht mit Sicherheit fest.

Noch nicht neunzehn Jahre war Maria alt, als sie den Boden Schottlands wieder betrat. In Frankreich hatte sie eine glückliche, und, so viel wir wissen, schuldlose Jugend verlebt; was man von schlimmen Einwirkungen des französischen Hoflebens auf ihren Charakter erzählt, ist beweislose Vermuthung. Das Verhältniß zu ihrem jugendlichen Gatten war das beste gewesen; sie hat ihn hingebend gepflegt und rührend betrauert. Jetzt kam sie in ein rauhes, ihr fast fremdes Land, in Zustände hinein, welchen die Kraft und Umsicht eines gereiften Mannes hätte erliegen können. Schon ihr Glaubensbekenntniß erschwerte ihre Stellung von vorn herein im höchsten Grade. Zwar war sie nichts weniger als „bigott katholisch“ [17]), im Gegentheil hat sie häufig in religiösen Dingen eine sehr weitgehende Nachgiebigkeit bewiesen, und aus den nächsten Jahren liegt ein unverdächtiges Zeugniß vor, daß ihre praktische Frömmigkeit durchaus keine übertriebene war [18]), während sie gern bei Jagd und

[17]) So noch Bekker 10.

[18]) In einem Schreiben von Anfang 1568 gibt der Erzbischof von Glasgow seiner Freude darüber Ausdruck, „daß sie begonnen hat, Gott besser zu dienen, mit mehr Frömmigkeit und größerm Eifer, als sie einige Zeit vorher zu thun gewohnt war“. Stevenson CLXXXVI. Auch ist es kein Zeichen von Bigotterie, wenn sie Gewänder aus dem geplünderten Kirchenschatz von Aberdeen, welche nach einem Aufstande des Grafen von Huntly confiscirt worden waren, im März 1567 für eigenen Gebrauch und zu einem Geschenk für Bothwell verwendete. Vgl. Stuart, A lost Chapter in the History of Mary, S. 13. Ein Beweis einer besondern Vorliebe für Bothwell liegt übrigens hierin

Spiel das Leben genoß; aber sie war entschiedene Katholikin und hat ihre Ueberzeugung niemals verhehlt, weder gegenüber dem englischen Gesandten in Frankreich, noch bei der berühmten Unterredung, die sie bald nach ihrer Ankunft in Edinburgh mit Knox hatte. Der höfliche Verfasser des „Trompetenstoßes wider das monströse Weiberregiment" hat ihr schon damals die ausgesuchtesten Grobheiten gesagt und auch bei spätern Gelegenheiten seiner Zunge freien Lauf gelassen. Zwar hatte die schöne, liebenswürdige Fürstin sich rasch eine gewisse Popularität erworben, aber immerhin blieb sie dem verhetzten Volke als Katholikin verdächtig, und den fanatischen Predigern war ihr „Götzendienst" ein Greuel. Die katholische Königin mußte machtlos der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen zusehen, nicht ein Mal ihre Person war vor Beschimpfung sicher, und kaum rettete sie die Freiheit, in ihrer Privatkapelle das heilige Opfer darbringen zu lassen. Der Adel hatte großentheils an seinem Eifer für den Glauben nicht schwer zu tragen, desto mehr aber lagen ihm die eingezogenen Kirchengüter am Herzen, in deren Besitz er noch nicht warm geworden war. Jeder Versuch, den Sieg der Reformation rückgängig zu machen oder auch nur das kümmerlichste Maß von Duldung für die Anhänger der alten Kirche durchzusetzen, mußte gleichzeitig den Fanatismus und die Selbstsucht herausfordern. Fremd und einsam steht Maria in der Mitte einer rauhen, wilden Nation, und diese darf im Falle eines Zusammenstoßes zudem noch auf die Hülfe Elisabeth's rechnen, welche trotz aller gegenseitigen Freundschaftsversicherungen ihre Verwandte fürchtete wegen ihrer Ansprüche auf den englischen Thron und wegen der Beliebtheit, deren sich dieselbe bei den englischen Katholiken erfreute.

In den ersten Jahren hat Maria die calvinische Aristokratie ruhig gewähren lassen. Ihre Hauptrathgeber sind ihr Halbbruder James und William Maitland, Lord von Lethington, ein Staatsmann, bei dem durchdringender Scharfsinn sich vereinigt mit gänzlicher Gewissenlosigkeit, ein doppelzüngiger Achselträger, der allen Parteien gedient und alle verrathen hat. Ruhig ließ sie es geschehen, daß ein Bruchtheil des Kirchengutes zur Ausstattung des calvinistischen Kirchenwesens verwendet wurde, und sie selbst hat mitgeholfen, um die mächtigste der noch katholisch gebliebenen Adelsfamilien zu vernichten. Als ein Sohn des Grafen von Huntly einen Streit in den Straßen von Edinburgh mit den Waffen ausfocht, schritt sie aufs strengste gegen ihn ein. Huntly ließ sich darüber zu einer kopflosen Empörung hinreißen, welche ihm selbst das Leben und

---

nicht; ähnliche Geschenke hat Maria oft gemacht. Vgl. Schiern, Hepburn Bothwell (engl. Uebers. von Berry), 176.

seinem Hause seine reichen Besitzungen kostete. Sein Amt als Kanzler fiel an den Grafen von Morton, seine Grafschaft Murray an Maria's Halbbruder James; in Beiden hat sie sich unversöhnliche Gegner großgezogen. Auch der Anhänger ihrer Mutter, der ihr später so verhängvolle Bothwell, mußte wiederholt ihren Zorn fühlen. Als der sittenlose Mann sich an einem Scandale in Edinburgh betheiligte, verwies sie ihn aus der Hauptstadt; später fiel er, einer Verschwörung gegen das Leben Murray's verdächtig, nochmals in Ungnade, und zog es vor, Schottland zu verlassen.

Die Heirath der Königin hat ihre guten Beziehungen zu ihrem Bruder mit einem Schlage in's Gegentheil verwandelt. Der jungen Wittwe hatte es nicht an Bewerbern gefehlt. Der König von Dänemark, Erzherzog Karl von Oesterreich und der Infant Carlos von Spanien werden als solche genannt, und Elisabeth hatte, schwerlich im Ernst, ihren Günstling Robert Dudley, bekannter als Graf von Leicester, in Vorschlag gebracht. Schließlich wählte Maria Henry Darnley[19]), den Sohn des Grafen von Lennox. Bald hat sich gezeigt, daß es die unglücklichste Wahl gewesen ist, die sie hätte treffen können, und der vielseitige Widerstand gegen diese Neigungsheirath wird nicht einzig und allein dem Umstande zugeschrieben werden dürfen, daß der schöne junge Mann dem katholischen Bekenntniß angehörte. Elisabeth, welche in dieser ganzen Heirathsangelegenheit eine widerspruchsvolle, mitunter schlechterdings unerklärliche Rolle spielt, ließ die in England lebende Gräfin von Lennox verhaften und stellte sogar an Maria die sonderbare Zumuthung, sie solle Darnley als englischen Unterthan — der Graf von Lennox war nämlich vor langen Jahren aus Schottland verbannt worden und sein Sohn in England geboren — zurückschicken. Maria hat sich allen Abmahnungen gegenüber nur zu selbständig gezeigt. In höflicher aber bestimmter Form wies sie die anmaßende Einmischung Elisabeth's wie eine Petition der schottischen Kirchenversammlung zurück, die mit salbungsvoller Unverschämtheit die Königin belehrte, daß die „Uebung des Götzendienstes" beim Souverain so wenig wie beim Unterthan zu dulden und die „blasphemische papistische Messe" gänzlich abzuschaffen sei. Auf's heftigste hat sich Murray widersetzt, den Darnley schon vor der Hochzeit in alberner Weise gereizt haben soll. Als alles vergeblich blieb, schritt er zum Aufstand, welcher sofort nach der unseligen Vermählung (29. Juli 1565) losbrach. Aber das Schlagwort vom bedrohten Evan-

[19]) Die Frage, ob Darnley oder Darley zu schreiben sei, wird neuerdings mit einer Gründlichkeit und mitunter auch mit einem Eifer erörtert, die der kleinliche Gegenstand kaum verdient. Zuletzt haben sich darüber geäußert Oncken in der Beilage zur ‚Allgem. Ztg.' 1883, Nr. 172 und Gädeke in der Histor. Zeitschrift 1883, 4. und 6. Heft.

gelium verfing nicht gegenüber der Beliebtheit Maria's, welche sich in ihrer Proclamation mit vollem Recht darauf berufen konnte, daß in den vier Jahren seit ihrer Ankunft in Schottland auch nicht das Mindeste gegen den Protestantismus geschehen sei. Nur ein Theil der hohen Aristokratie schloß sich Murray an, darunter die Grafen von Arran, Argyll und Glencairn, vom niedern Adel namentlich Kirkaldy of Grange, der beste schottische Heerführer. Er hat nicht viel zu führen bekommen. Zwar besetzte er mit einem rasch zusammengerafften Haufen die Hauptstadt, aber die Bevölkerung blieb vollkommen gleichgültig, die Hoffnung auf England erwies sich als trügerisch, da Elisabeth sich nur zu einer geheimen und zudem lächerlich unbedeutenden Unterstützung verstand; ohne irgendwie ernstlichen Widerstand konnte Maria Edinburgh wieder besetzen, und als sie sich gegen das Häuflein der Rebellen wandte, welches sich vorsichtig an die Südgrenze zurückgezogen hatte, suchten die Führer schleunigst eine Zuflucht auf englischem Boden. Murray mußte es sich hier noch gefallen lassen, daß seine verschwiegene Freundin Elisabeth vor Zeugen jede Verbindung mit ihm ableugnete und ihn zu einer entsprechenden Erklärung zwang. Der spätern Freundschaft hat diese Komödie keinen Abbruch gethan. Ihren unblutigen Sieg benutzte Maria mit größter Mäßigung. Kein Mensch wurde hingerichtet, die meisten Rebellen erhielten bald Verzeihung. Aber Murray blieb verbannt, sein alter Gegner Bothwell durfte zurückkehren, und der seit der Empörung seines Vaters gefangen gehaltene junge Graf Huntly erhielt mit der Freiheit seine Grafschaft zurück, trotz seines Uebertritts zum reformirten Bekenntniß.

In den ersten Jahren ihrer Regierung kaum geduldet, von den Häuptern des reformirten Adels bevormundet, machtlos gegenüber dem Massenraub der Kirchengüter durch eine wilde Aristokratie, gegenüber der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen und den frechen Lästerungen ihres Glaubens, in welchen Prediger nach dem Herzen des Fanatikers Knox, zuweilen sogar unter Ausfällen gegen die Person der Königin, ihrem Religionseifer Luft machten, hatte Maria sich plötzlich auf die eigenen Füße gestellt. Zum ersten Mal hatte sie durch die Heirath mit Darnley den Adel und den Prädicanten Trotz geboten, den Aufstand fast mühelos besiegt und dabei einen hohen Grad von Muth und Umsicht entwickelt. Es war nahezu selbstverständlich, wenn sie daran dachte, ihren leichten Sieg zu Gunsten der Krone und des Katholicismus zu verwerthen. Ihr Beitritt zu einer katholischen Liga behufs Vernichtung des Protestantismus ist behauptet, aber nicht bewiesen worden und nicht einmal wahrscheinlich; wohl aber plante sie andere Dinge, welche die Freunde des calvinistischen Adelsregiments, wie es bis zur Empörung Murray's bestanden hatte, auf's tiefste beunruhigen mußten. Das Früh-

jahrs-Parlament von 1566 sollte den nach England geflohenen Rebellen ihre Lehen entziehen, ein weiterer Theil des confiscirten Kirchengutes sollte entweder der Krone zugesprochen oder zu Kirchen- und Schulzwecken verwendet werden, der katholisch gebliebene Rest der hohen Geistlichkeit wieder seine Sitze im Parlament einnehmen, und sehr glaublich klingt auch die Angabe, Maria habe beabsichtigt, ein Toleranz-Gesetz für die katholischen Schotten durchzubringen. Um jeden Preis mußten Murray und die übrigen Rebellen diese Beschlüsse verhindern, welche trotz der scharfen Strafpredigt Elisabeth's in aller Ruhe auf englischem Boden den günstigen Zeitpunkt abwarten durften. An Freunden fehlte es ihnen nicht. Männer wie der Kanzler Morton und Maitland, welche der Empörung Murray's vorsichtig fern geblieben waren, ohne deshalb treue Anhänger der Königin zu sein, wirkten in ihrem Interesse, das englische Ministerium desgleichen, und der englische Gesandte am schottischen Hofe, Randolph, machte den Zwischenträger. Maria hat geschwankt, ob sie gegenüber den Verbannten Gnade walten lassen solle; als sie davon zurückkam, griff man zur Gewalt.

Der Groll der Unzufriedenen richtete sich zunächst gegen den vertrauten Rathgeber Maria's, den Piemontesen David Riccio. 1561 war derselbe als Begleiter eines savoyischen Gesandten nach Schottland gekommen. Maria fand Gefallen an dem gewandten, feingebildeten Manne, der ein guter Musiker war und mehrere Sprachen beherrschte, und behielt ihn an ihrem Hofe. Anfangs in untergeordneter Stellung, übernahm er später die französische Correspondenz. Allem Anschein nach war er der Königin treu ergeben und des großen Vertrauens würdig, das sie ihm schenkte; eine solche feine, zuverlässige Persönlichkeit mußte der jungen Fürstin doppelt werth sein, wenn sie dieselbe mit dem ungeschliffenen, treulosen und gewaltthätigen Adel ihres Landes verglich. Die Beschuldigung, Maria habe ihm mehr gestattet, als ihre Frauenehre zuließ, kann heute als aufgegeben bezeichnet werden — überhaupt hat die neuere Geschichtschreibung auf die sämmtlichen Schmutzgeschichten verzichtet, mit welchen die Verleumdungssucht der Zeitgenossen ihr Leben bis zur Ermordung Darnley's ausschmückte — aber die Bevorzugung des fremden Emporkömmlings würde an sich schon hingereicht haben, den Adel zu reizen, und der Gebrauch, den Riccio von seinem Einfluß auf Maria machte, steigerte diese Gereiztheit zu wildem Haß. Ihm nämlich schrieb man, und schwerlich mit Unrecht, die erwähnten Pläne Maria's zu. Als Mittel zu seiner Beseitigung konnte nach schottischer Landessitte kaum ein anderer Weg als der des Meuchelmordes gewählt werden. Für das Gelingen desselben und die empörenden Umstände, die ihn begleiteten, ist vorzugsweise der Gemahl der Königin verantwortlich zu machen.

Schon bald nach der Heirath hatte Maria deutlich erkannt, welchen Fehler sie begangen, als sie einen unreifen Jüngling zu ihrem Gatten erhob. Das Urtheil über diese traurige Figur ist von einer seltenen Einstimmigkeit. Nur seine jugendliche Schönheit kann ihm Maria's Herz gewonnen haben, sonst war er ihrer unwürdig in jeder Hinsicht, ein leichtfertiger, genußsüchtiger Mensch, der rasch seine Frau zu vernachlässigen beginnt, ein eiteler Prahler, der sich schleunigst beim ganzen Hofe verhaßt macht, ernster Arbeit gründlich abgeneigt, dabei aber von einem unbändigen Ehrgeiz beseelt. Maria hatte ihm bei der Hochzeit den königlichen Titel verliehen; nicht zufrieden damit, verlangte er die Matrimonial-Krone und mit ihr die Zuerkennung königlicher Rechte. Riccio hatte sich eifrig bemüht, die Heirath Maria's mit Darnley zu Stande zu bringen und stand bei diesem anfänglich in hoher Gunst. Daß er dann aber Maria in ihren Bedenken gegen die Verleihung der Matrimonial-Krone bestärkte, konnte ihm Darnley nicht verzeihen. Dieser Grund genügt vollkommen, um sein Verhalten zu erklären. Allerdings hat man auch versucht, Darnley's Eifersucht zu erregen; indessen ist nicht anzunehmen, daß er ernstlich an derartige Verleumdungen geglaubt hat.

Das Widerstreben Maria's und Riccio's, Darnley einen wirklichen Antheil an der Regierung einzuräumen, kann kaum glänzender gerechtfertigt werden als durch die Kurzsichtigkeit, mit welcher der junge Thor sich in die Netze der Verschwörer locken ließ. Nur wenige Monate sind seit der unglücklichen Schilderhebung Murray's verflossen, und Darnley ist der Verbündete eben derselben Männer, welche seine Heirath mit Maria zum Aufstand getrieben hat, und bildet sich ein, mit ihrer Hülfe zu dem Titel auch die Macht eines Königs zu gewinnen, unterstützt von seinem kaum minder unfähigen und leichtgläubigen Vater, dem Grafen von Lennox, dessen Wünsche auf Besitzerweiterung nach Murray's Rebellion nicht erfüllt worden waren. Es ist bezeichnend für die Haltung des englischen Ministeriums gegenüber dem Complott, daß Lennox, der sich durch die Heirath seines Sohnes die bittere Feindschaft Elisabeth's zugezogen hatte, jetzt unangefochten nach England reisen konnte, wo er nähere Verabredungen mit den geflohenen Rebellen traf. In aller Form versprach Darnley den Letztern Wiedereinsetzung in alle ihre Güter und Würden; sie dagegen sicherten ihm die Matrimonial-Krone und die Königswürde auch für den Fall zu, daß Maria ohne Kinder sterbe. In blutiger Schrift ist ein Jahr später der Commentar zu diesem Versprechen geschrieben worden. Auch soll Darnley seinen Uebertritt zum Protestantismus versprochen haben.

Eine Menge von Persönlichkeiten hat den Mordplan vorher gekannt. Eingeweiht waren außer den bereits genannten u. a. die Lords Lindsay

und Ruthven, sowie der Kanzler Morton, ferner die verbannten Grafen von Glencairn, Argyll und Rothes, die Lords Boyd und Ochiltree, Letzterer der Schwiegervater des Reformators Knox. Der englische Gesandte Randolph theilt in einem Briefe vom 13. Februar 1566 dem Grafen Leicester mit, binnen zehn Tagen werde, unter Zustimmung des Königs, Riccio der Hals abgeschnitten sein; noch schlimmere Dinge seien zu seinen Ohren gekommen, auch solche, die sich gegen die Person der Königin richteten. Die Ausführung ließ nur wenig länger auf sich warten; aber noch ehe dieselbe erfolgte, wurde Randolph, dessen Verbindung mit Murray an's Licht gekommen war, über die schottische Grenze geschafft. Riccio und die Königin sollen gewarnt worden sein, aber die Warnung in den Wind geschlagen haben. Auch der englische Staatssecretair Cecil war genau unterrichtet, und Elisabeth hat ein paar Tage vor dem Morde wenigstens eine Andeutung erhalten.

Der Abscheulichkeit dieses Complottes, zu welchem sich ein verblendeter Jüngling mit seinen Todfeinden gegen die Gattin und Wohlthäterin verbündet, entspricht vollkommen das brutale Raffinement der Ausführung. Murray hat sich nicht unmittelbar an der letztern betheiligt. Zwar verließ er England schon vor dem festgesetzten Termin, aber doch spät genug, um erst am Abend der That in Edinburgh einzutreffen; für den Nothfall blieb ihm die Ausrede übrig, er sei nur gekommen, um der Ladung vor das Parlament zu folgen. Es ist nicht der einzige Fall, daß sich in seiner Abwesenheit Verbrechen vollziehen, deren Folgen ihm zu Gute kommen. Auch Knox, der sofort nach dem Scheitern der Verschwörung seine Person in Sicherheit brachte, scheint eingeweiht gewesen zu sein, und auf höhere Weisung hat man vielleicht die erbaulichen Predigten zurückzuführen, mit welchen am 3. März das National-Bußfest in Edinburgh eröffnet wurde. Die Kanzeln der Hauptstadt hallten wider von Verwünschungen des „Götzendienstes" und Blutgeschichten der h. Schrift; auch König Ahab fehlte nicht, dessen Buße Gnade vor den Augen Gottes findet, während über Jezabel furchtbares Gericht ergeht. Es war die würdige Vorbereitung auf das große Ereigniß.

Am 7. März eröffnete die Königin — Darnley hatte sich mürrisch zurückgezogen — allein das Parlament, welches Murray und seine Genossen auf den 12. März vorlud; zwei Tage später erfolgte die Katastrophe. Am Abend des 9. März saß Maria in einem engen Cabinet des Schlosses Holyrood beim Abendessen; unter den wenigen Anwesenden befand sich auch Riccio. Der einzige Eingang zu dem Cabinet führte durch das Schlafzimmer Maria's, welches mit dem Empfangssaal und durch eine enge Treppe mit den tiefer liegenden Gemächern Darnley's in Verbindung stand. Noch heute werden in Holyrood die Räumlichkeiten

gezeigt, in welchen die Schandthat verübt wurde. Sorgfältig waren die Rollen vertheilt. Morton besetzte mit einem starken Haufen den innern Hof des Schlosses, die sämmtlichen Ausgänge und die Haupttreppe. Der wilde Ruthven, obwohl fieberkrank, begab sich mit wenigen Begleitern zu Darnley, den seine Königswürde nicht abgehalten hat, bei der Henkerarbeit zugegen zu sein. In eigener Person hat der König die Mörder über die erwähnte kleine Treppe zu den Gemächern seiner Gemahlin geführt, welche damals in wenigen Monaten ihrer Entbindung entgegen sah. Darnley trat zunächst allein in's Zimmer, setzte sich zu Maria und liebkoste sie; auch der Judaskuß hat diesem Verrathe nicht gefehlt. Plötzlich erscheint Ruthven in der Thüre des Schlafzimmers, bewaffnet, entstellt durch seine Krankheit, läßt sich auf einen Stuhl fallen und antwortet auf die erstaunte Frage der Königin, was er wolle: „Euch von diesem Schuft da befreien. Wir wollen nicht länger von einem Kammerdiener regiert sein." Darnley, an den Maria sich um Aufklärung wendet, versichert, von nichts zu wissen. Weitere Bewaffnete dringen durch das Schlafzimmer in das Cabinet, Lärm und Waffengeklirr füllt das Schloß, und Riccio, von Ruthven direct bedroht, flüchtet sich hinter den Stuhl der Königin. Während wilder Tumult durch das kleine Zimmer tobt, der Tisch umgeworfen wird und die meisten Lichter verlöschen, hat die kühne Frau ihren Diener bis zur letzten Grenze der Möglichkeit vertheidigt, indem sie ihn mit ihrem Leibe deckte und Bitten und Drohungen an die Mörder verschwendete. Darnley hielt sie fest, einer der Verschworenen setzte ihr die Pistole auf die Brust — nach einer vereinzelten Angabe wäre ihr Leben nur dadurch gerettet worden, daß die Waffe versagte — über sie hinweg versetzte George Douglas dem unglücklichen Secretair den ersten Stich. Während Einige mit dem Degen in der Faust die Königin zurückhielten, wurde Riccio, bereits von Blut überströmt, in das Schlafzimmer und nach verzweifeltem Ringen in den Empfangssaal geschleppt. Ein Verschworener riß Darnley den eigenen Degen von der Seite und stieß ihn Riccio in die Brust, dann fielen die Andern über ihn her und durchbohrten unter Verwünschungen den Todten mit über fünfzig Stichen. Einige sollen in ihrer wilden Wuth sogar die eigenen Genossen verwundet haben. Die Leiche zerrte man durch den Empfangssaal und ließ sie auf dem Flur liegen, später wurde sie in den Hof geworfen und dort geplündert.

Im Schlosse befanden sich mehrere nicht zur Verschwörung gehörige Edelleute, darunter die Grafen Huntly und Bothwell. Sie versuchten Maria zu Hülfe zu eilen, ließen sich aber durch Ruthven zurückhalten und retteten sich dann durch ein Fenster in's Freie. Auch der Bürgermeister von Edinburgh rückte mit einer Bürgerschaar vor das Schloß; man

erzählte den Leuten etwas von einer durch Riccio geplanten Invasion zum Zweck der Wiederherstellung des Papismus, beruhigte sie über das Befinden der Königin, und schließlich zogen sie wieder ab, Maria allein in den Händen der Mörder zurücklassend.

Im ersten Zorn hatte die Königin ihren Gemahl und seine Mitverschworenen mit bittern Vorwürfen und leidenschaftlichen Drohungen überhäuft; die Nacht verbrachte sie unter Thränen, scharf bewacht. Aber schon am folgenden Tage fand sie ihren Muth wieder, kaltblütig hat sie die Mittel zur Rettung ergriffen, welche der Wankelmuth oder die Reue ihres Gatten ihr ermöglichte.

Denn schon in der Mordnacht wurde es Darnley klar, daß sein Verbrechen zugleich eine ungeheuere Thorheit gewesen sei. In einer kurz nach dem Morde stattfindenden Besprechung[20]) stellten ihm die Verschworenen in drohenden Worten vor, falls er nicht mit ihnen handele, würden sie allein vorgehen und dabei Niemanden schonen. Er müsse das Parlament auflösen und Maria nach Stirling bringen, wo sie unter guter Bewachung ihr Wochenbett abhalten solle. „Dort mag sie ihr Kind wiegen," fügte Lord Lindsay höhnisch bei, „während der König mit dem Adel regiert". Als Einige auf die Möglichkeit eines Aufstandes zur Befreiung Maria's hinwiesen, brach Lord Ruthven los: „Wenn sie sich rühren, um die Königin wieder zu haben, muß man sie ihnen in Stücken vom Wall hinunter werfen[21]); das Kind, das sie erwartet, ist ja doch nur ein Mädchen." Erschreckt und um sein Leben besorgt, verließ Darnley die Versammlung, nachdem ihm streng untersagt worden war, allein mit Maria zu reden. Noch in der Nacht machte er einen Versuch dazu, wurde aber erst am folgenden (Sonntag) Morgen vorgelassen. Sich ihr zu Füßen werfend, bekannte er in erregten Worten, jugendlicher Ehrgeiz habe ihn zur Theilnahme an der Verschwörung verführt, suchte sich aber durch die Versicherung zu entschuldigen, er habe nicht geahnt, daß es so weit kommen werde. Jetzt erst habe er den wahren Charakter des Complotts erkannt und bitte reuig um Vergebung. Gleichzeitig übergab er Maria die von ihm und den Verschworenen unterzeichneten Artikel. Maria antwortete mit Vorwürfen, lenkte aber dann ein und forderte seinen Rath behufs Rettung aus der gemeinsamen Gefahr. Sein Ansinnen, den Rebellen volle Verzeihung zu versprechen, wies sie ent-

---

[20]) Hier beginnt die Erzählung Nau's, welche die weitaus eingehendste und vielfach durch sonstige Berichte bestätigte Darstellung der nächsten Vorgänge bietet. Stevenson 215 ff.

[21]) Genau dieselbe Drohung, allerdings in anderm Zusammenhang, erwähnt Maria im Schreiben an den Erzbischof von Glasgow bei Labanoff I, 346. Auch findet sie sich in der Rede des Bischofs von Dumblane vor Pius V. bei Stevenson 206 und neuerdings bei Bellesheim, Geschichte der kath. Kirche in Schottland II, 449.

ſchieden zurück; niemals werde ſie dieſen Verräthern ihr Wort verpfänden, überlaſſe es jedoch Darnley, in ihrem Namen zu verſprechen, was er wolle. Auf dieſe Liſt ging der König ein.

An demſelben Morgen wurde eine Proclamation Darnley's angeſchlagen, welche das Parlament auflöste, ein Act, der Murray Gelegenheit zu einer lächerlichen Komödie bot. Er war ſchon an demſelben Abend, an welchem der Mord begangen wurde, in Edinburgh eingetroffen[22]) und machte bereits am Sonntag[23]) ſeiner Schweſter einen Beſuch, bei welchem auf beiden Seiten Thränen gefloſſen ſein ſollen. An der Verſchwörung verſicherte er unſchuldig zu ſein und bot ſeine Vermittelung bei den Rebellen an. Am Montag ritt er mit andern Verbannten durch die Stadt und erklärte, er ſei gekommen, um ſich vor dem — mittlerweile aufgelösten — Parlament zu verantworten.

An dieſe Farce ſchloß ſich eine zweite. In Begleitung Murray's erſchienen die Rebellen im Empfangszimmer der Königin, um knieend einer Audienz beizuwohnen. Morton — er ſoll gerade an der Stelle gekniet haben, wo Riccio erſtochen wurde — machte den Sprecher. Die Verſchwörung ſei eigentlich gar nicht gegen die Königin gerichtet geweſen, ſondern nur hervorgerufen durch die Verzweiflung über die drohenden Parlamentsbeſchlüſſe; durch den Tod eines Fremden werde die zukünftige Treue des Adels nicht zu theuer erkauft ſein. Ihm folgte Murray mit einer feierlichen Betheuerung ſeiner Unſchuld an dem Complott und der Bitte, Maria möge den Verſchworenen Amneſtie bewilligen.

Es war ein kritiſcher Augenblick. Wohl war die Sprache der Rebellen eine ganz andere als zwei Tage vorher, wohl mit Rückſicht auf die bereits begonnenen Rüſtungen der treu gebliebenen Lords, aber noch war Maria in ihren Händen. Um Zeit zu gewinnen, bediente ſie ſich eines raffinirten Kunſtgriffs. Sie antwortete ausweichend: zur Verſöhnung ſei ſie geneigt, aber volle Amneſtie zu gewähren ſei noch nicht an der Zeit; die Lords möchten zeigen, daß ſie Verzeihung verdienten, dann werde ſie gern das Mögliche thun. Ehe man weiter in ſie dringen

---

[22]) Nau 216 ſagt mit größter Beſtimmtheit: „Am Tage des Mordes ſelbſt, Samstag-Abend ſechs Uhr." Den Tag hat Nau aus Holinshed, Chronicles of Scotland 501 herübergenommen, dagegen die Stunde irrthümlich beigefügt; ſie bezieht ſich bei Holinſhed auf den Beſuch Murray's in Holyrood am Sonntag. Gewöhnlich wird Sonntag als Tag der Ankunft genannt, leicht erklärlich, da nach Nau's Zeugniß Murray und ſeine Begleiter ſich während der Nacht verborgen hielten.

[23]) Die Angabe Nau's, „am folgenden Tage (Sonntag) Morgens" iſt offenbar aus nachläſſiger Leſung der Stelle bei Holinſhed 501 entſtanden, der den betr. Abſchnitt allerdings mit der Zeitbeſtimmung „Sonntag-Morgen" beginnt, den Beſuch in Holyrood aber ausdrücklich auf Abends ſechs Uhr verlegt.

konnte, schützte sie heftiges Unwohlsein vor, zog sich schleunigst in ihr Schlafzimmer zurück und ließ die Hebamme rufen. Natürlich wurden die Lords mißtrauisch, ließen sich aber durch die schönen Worte Darnley's und die Versicherungen der Hebamme bethören. Damit hatten sie das Spiel verloren.

Schon im Laufe des Sonntags hatte Maria Vorbereitungen zur Flucht getroffen, im Einverständniß mit Darnley, während sie sich weigerte, dessen Vater mit in's Vertrauen zu ziehen. Es war der Gräfin Huntly gelungen, sich Zutritt zur Königin zu verschaffen und eine Botschaft ihres Sohnes zu überbringen, Maria möge durch ein Fenster flüchten; die Gräfin erbot sich, eine Strickleiter zu beschaffen. Maria verwarf diesen Plan, weil gegenüber dem Fenster eine Wache stand, gab aber der Gräfin einen Brief mit, in welchem sie den Grafen ersuchte, sie in der Nacht von Montag auf Dinstag in der Nähe von Seton zu erwarten. Zwar wurde Lady Huntly von dem mißtrauischen Lord Lindsay durchsucht, schlüpfte aber glücklich mit dem Schreiben durch, und nun verabredete Maria mit dem Herrn von Traquair, dem Hauptmann der Leibwache, die Einzelheiten des Fluchtplanes. Alles ging nach Wunsch. In der Nacht nach Montag schlich die Königin durch das Schlafgemach ihres Gatten in ein Gesindezimmer und kam durch eine schlecht verwahrte Thüre auf den Kirchhof, wo der Hauptmann sie mit Pferden erwartete. Ihr Stallmeister Arthur Erskine nahm sie hinter sich auf's Roß; außerdem war sie nur von Darnley, einer Dienerin und ein paar Söldnern begleitet. In anschaulicher Weise hat Nau die Flucht beschrieben. Bei dem Ritt über den Kirchhof begann Darnley zu seufzen und sagte: „Gerade sind wir über das Grab des armen Riccio gekommen. Ich habe in ihm einen treuen Diener verloren, wie ich nie mehr einen finden werde. Alle Tage meines Lebens werde ich ihn bedauern." Auf der weitern Flucht soll er sich im höchsten Grade feig und verächtlich benommen haben. Als der Zug in der Nähe von Seton auf die Wachtposten des befreundeten Adels stieß, habe ihn, so hören wir, die Angst erfaßt, es seien Feinde. „Er spornte sein Roß, hieb auf das Pferd der Königin ein und rief: »Vorwärts, sie werden dich und mich ermorden, wenn sie uns fangen«. Auf's äußerste erschöpft, bat die Königin ihn, er möge doch Rücksicht auf ihren Zustand nehmen; lieber wolle sie sich einer Gefahr aussetzen, als wissentlich das Leben ihres Kindes gefährden. Da gerieth er in Zorn und sagte: »Vorwärts, wenn dieses Kind stirbt, können wir andere bekommen«. Unfähig, das Galoppiren länger auszuhalten, ersuchte sie ihn, er möge vorreiten und selbst für sich sorgen, was er auch that." Die Sorge war überflüssig; kein Feind ließ sich blicken, und glücklich erreichte Maria Dunbar Castle, wo die Grafen Huntly und

Bothwell, die Lords Fleming, Seton und Livingstone und Andere zu ihrem Schutze bereits Truppen zusammengezogen hatten. Den König empfingen sie mit offener Verachtung; Maria soll sich vergeblich bemüht haben, ein erträgliches Verhältniß des treu gebliebenen Adels mit ihrem verrätherischen Gatten herzustellen.

Wenn Maria einen am Morgen nach der Flucht geschriebenen Brief an ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, als „Königin ohne Reich" unterzeichnete, so darf man diesen hoffnungslosen Ausdruck wohl als durch die Aufregungen und Strapazen der letzten Tage veranlaßt betrachten; eine Frau, welche in schwerster Gefahr ein solches Maß von Klugheit und Muth entwickelt hatte, kann sich nur in einem Augenblick gänzlicher Abspannung so vollständig über die wirkliche Lage getäuscht haben. Denn mit ihrer Flucht war alles zu ihren Gunsten entschieden. Die getäuschten Rebellen machten noch einen Versuch, zu verhandeln, als aber dieser kurz abgewiesen wurde, brachten sie schleunigst ihre Person in Sicherheit. Morton und Ruthven gingen sofort über die Grenze, andere, wie Lindsay, suchten einen Schlupfwinkel in Schottland auf; auch Knox hielt es für gerathen, sich unsichtbar zu machen, desgleichen der Staatssecretair Maitland, obwohl er sich bei der Verschwörung im Hintergrunde gehalten hatte. Von allen Seiten erhielt Maria Verstärkungen, an Widerstand dachte keiner, und schon am 19. März zog sie unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in Edinburgh ein[24]).

II. Die Verschwörung von Craigmillar.

Zum zweiten Male hatte Maria einen Aufstand mit leichter Mühe, wenn auch nicht ohne schwere persönliche Gefahr, niedergeworfen. Von ihrem Siege machte sie einen sehr bescheidenen Gebrauch. Nur vier Todesurtheile wurden über untergeordnete Persönlichkeiten verhängt, nur zwei vollstreckt. Die meisten offenen oder geheimen Theilnehmer des Complotts behandelte sie mit einer Nachsicht, die man einerseits als Ausfluß weiblicher Güte betrachten mag, anderseits aber als verhängnißvolle Schwäche bedauern muß; möglich allerdings, daß sie sich trotz ihres Sieges zu wenig sicher fühlte, um entschiedene Schritte zu wagen, aber selbst dies vorausgesetzt, fehlt es nicht an höchst auffallenden Mißgriffen. Die Grafen von Lennox, Glencairn und Rothes wurden sofort wieder zu

---

[24]) So Rau bei Stevenson 230, nach Holinshed 502. Anderswo wird der 18. März angegeben.

Gnaden aufgenommen, der Graf von Argyle kam mit einer kurzen Verbannung vom Hofe davon, desgleichen Graf Murray, der feierlich sein Einverständniß mit den Mördern ableugnete, aber ein paar Tage darauf sich warm für seine geflohenen Freunde in England verwandte. Es ist schwer zu verstehen, daß Maria nach einer zweimaligen bittern Erfahrung ihrem Halbbruder wieder das größte Vertrauen schenkt, ihn in den Geheimen Rath beruft und ihm einen sehr weit gehenden Einfluß einräumt. Von den englischen Flüchtlingen wurde der wilde Ruthven schon bald durch den Tod der irdischen Strafe entzogen; die Ausweisung der Uebrigen sagte Elisabeth bereitwillig zu, aber es blieb beim Versprechen. Ueberhaupt dauerte das englische Intriguenspiel gegen Maria fort; ein angeblicher Unterhändler katholischer Großen Nordenglands erwies sich als englischer Spion, bei dessen Verhaftung sich schriftliche Beweise für sein Einverständniß mit Cecil vorfanden[25]). Auch Murray's Intimus, der schlaue Maitland, kehrte bald wieder an den Hof zurück. Zwar beschloß der Geheime Rath auf Betreiben Darnley's sowie der Grafen Huntly und Bothwell, ihm das Staatssecretariat zu entziehen und dasselbe dem Bischof von Roß zu übertragen, aber leider mochte Maria den gewandten Mann nicht entbehren, verweigerte ihre Bestätigung, und hat so selbst verhindert, daß an Stelle eines gewohnheitsmäßigen Verräthers ein auch in den Tagen des Unglücks ihr treu ergebener Diener diesen wichtigen Posten einnahm[26]). Dem geflohenen Grafen Morton wurde natürlich das Kanzleramt genommen; sein Nachfolger war Graf Huntly, dessen Schwester Jane kurz vor Riccio's Ermordung den Grafen Bothwell geheirathet hatte.

Das Verhältniß Maria's zu ihrem Gatten, schon längst erkaltet, hatte durch seine Theilnahme an der Verschwörung einen neuen Stoß erhalten, und sein fortgesetzt verächtliches Benehmen schloß den Gedanken an die Aufrichtigkeit seiner Reue aus. Er war unverschämt genug, im Geheimen Rath „auf Ehre und Fürstenwort" zu erklären, die Verschwörung sei ihm unbekannt gewesen; nur insofern habe er sich vergangen, daß er ohne Vorwissen der Königin der Rückkehr der Verbannten zugestimmt habe. Die Antwort seiner Mitverschworenen auf diese Lüge war, daß sie Maria die von Darnley unterzeichneten Urkunden in die Hände spielten. Nach der bisher üblichen Darstellung soll diese Enthüllung sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel getroffen und ihr Herz gebrochen haben[27]); aber wir wissen von anderer Seite[28]), daß er selbst ihr noch

---

[25]) Bestätigt wird dieser schon früher bekannte Vorfall durch Rau 236.

[26]) Dieser Vorgang nur bei Rau 230.

[27]) So z. B. Gauthier I, 292. Hosack I, 149. — [28]) Vgl. oben S. 16.

vor der Flucht von Holyrood wenigstens einen Theil der auf die Verschwörung bezüglichen schriftlichen Abmachungen vorgelegt hatte, und manches Andere wird sie errathen haben. Als sie durch Proclamation verbot, den König der Theilnahme an der Verschwörung zu beschuldigen, dachte sie gewiß nicht daran, ihm ein ernstlich gemeintes Ehrenzeugniß auszustellen, und die von ihm unterzeichneten Complott-Verträge haben ihr höchstens zum Theil Enthüllungen gebracht.

Indessen wurde ein förmlicher Bruch vermieden, und kein zeitgenössischer Bericht bestätigt die nachmals beliebte Darstellung, als habe Maria seit Riccio's Ermordung gegen Darnley einen tödtlichen Haß empfunden, der sie schließlich bis zum Gattenmord getrieben habe. Wir hören nur von Zerwürfnissen, für welche der Charakter und das Benehmen Darnley's, wenn auch allenfalls verbunden mit der Mißstimmung, die nach jener Blutthat im Herzen der Königin zurückgeblieben sein muß, reichlich die Erklärung bietet. Daß sie umgekehrt besänftigend auf den unbesonnenen Jüngling eingewirkt habe, ist nicht unglaubhaft[29]). Allem Anschein nach war sie um jene Zeit in weicher, schwermüthiger Stimmung. Ihre Entbindung stand nahe bevor, schwer lastete die Sorge um die Zukunft des Kindes auf ihrer Seele, welchem für den Fall ihres Todes der charakterlose Vater wahrlich kein Schützer inmitten einer von den wildesten Parteileidenschaften zerrissenen, verkommenen Aristokratie sein konnte. Wir hören sogar, sie habe daran gedacht, nach Frankreich zu gehen und für die Zeit ihrer Abwesenheit eine Regentschaft zu bestellen.

Im April brachte sie eine wenigstens äußerliche Aussöhnung zwischen Murray und seinem Schwager, dem Grafen von Argyle, einerseits, den Grafen von Atholl, Huntly und Bothwell anderseits zu Stande. Der Letztere, ein kühner, ehrgeiziger Mann von einigen dreißig Jahren, gewaltthätig und lasterhaft wie fast seine sämmtlichen Standesgenossen, aber anscheinend nicht so heuchlerisch und bestechlich wie die meisten von ihnen, hatte jetzt schon wiederholt der königlichen Sache große Dienste geleistet und stand dem entsprechend bei Maria in hohem Ansehen, jedoch ohne den politischen Einfluß Murray's zu besitzen, der mehr als Bothwell am Hofe verkehrte. Von einer Neigung der Königin zu ihm, welche die Verleumdung späterer Tage schon für diese Zeit behauptet hat, kann nach allen gleichzeitigen Berichten nicht die Rede sein. Vielleicht war sogar auch jetzt noch die Neigung zu Darnley nicht ganz in ihr erloschen. Als sie für den Fall, daß sie die Entbindung nicht überstehe, ihr Testament machte, bestimmte sie für Darnley eine Menge von Kostbarkeiten, u. a. einen emaillirten Diamantring, mit den Worten: „Mit diesem

---

[29]) Einen solchen Zug erzählt Nau bei Stevenson 231.

Ringe wurde ich getraut; ich hinterlasse ihn dem König, der ihn mir gab." Das ist nicht die Sprache eines haßerfüllten, pflichtvergessenen Weibes, und da nahezu mit voller Sicherheit feststeht, daß diese eigenhändige Aufzeichnung aus der Zeit nach Riccio's Ermordung stammt[30]), so ist schon hiermit ein Hauptargument beseitigt, auf welches man die psychologische Erklärung ihrer Mitschuld an Darnley's traurigem Ende zu stützen pflegt. In aller Form bereitete sie sich durch Empfang der h. Sacramente auf den Tod vor. Aber ihre Befürchtungen bestätigten sich nicht. Am 19. Juni 1566 wurde sie glücklich von einem Knaben entbunden. Es ist derselbe, der viele Jahre später die englische Krone mit der schottischen vereinigte, während sein Vater durch Mörderhand, die Mutter durch Henkershand gestorben ist.

Die Geburt des Thronerben hat das Einvernehmen zwischen den Eltern nicht hergestellt. Wiederholt zieht Darnley sich grollend vom Hofe zurück. Daß die Schuld mindestens überwiegend auf seiner Seite lag, ist unbestritten. König zu heißen, ohne es wirklich zu sein, war ihm unerträglich. Ingrimmig mußte er es dulden, daß der Adel, sonst in Parteien gespalten, in der Mißachtung seiner Person eine seltene Einigkeit zeigte, daß sein Hauptgegner Murray in Ehren und Aemtern stand, daß der verhaßte Staatssecretair Maitland wieder seinen Posten einnehmen durfte; und daß ihm von Seiten der Großen des Landes noch schlimmere Dinge drohten, als geringschätziges Benehmen, wird seinem schwachen Verstande nicht entgangen sein. Die tollsten Pläne jagten einander in diesem heißen Kopf und zogen ihm eine Beschämung nach der andern zu. Wir hören, er habe Murray mit dem Tode bedroht, und Maria habe den Bruder gewarnt; beim Papst und bei katholischen Fürsten habe er seine Frau verklagt, weil sie noch immer in Schottland den Katholicismus nicht hergestellt habe, und die Briefe seien in Maria's Hände gefallen. Dann dachte er wieder daran, Schottland zu verlassen. In einer Sitzung des Geheimen Rathes stellte die Königin ihn deshalb zur Rede und forderte ihn auf, seine Beschwerden namhaft zu machen; die Antwort blieb er schuldig. Er verließ die Sitzung mit den Worten: „Adieu, Madame, Sie werden mich lange nicht wiedersehen", aber statt in's Ausland, ging er nach Glasgow zu seinem Vater[31]).

[30]) Gädeke, Maria Stuart 85 hat auf die Möglichkeit hingewiesen, das Testament könne aus früherer Zeit stammen. Von vorn herein aber ist es wahrscheinlich, daß Maria ihr Testament kurz vor der Entbindung gemacht hat, und ferner ist zu beachten, daß sie mehrere Gegenstände für Lady Bothwell bestimmte; Bothwell heirathete aber am 24. Februar 1566, also wenige Tage vor Riccio's Ermordung.

[31]) Was eine rege Phantasie, verbunden mit viel gutem Willen, aus diesem Vorgang zu machen verstanden hat, kann man bei Froude, History of England (Ausg. von 1870) VIII, 300 nachlesen.

Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß trotz dieser offenkundigen Zerwürfnisse auch nicht eine einzige Aeußerung vorliegt, aus welcher man auf Eifersucht Darnley's gegen den Grafen Bothwell schließen könnte, daß überhaupt die zahlreich vorliegenden gleichzeitigen Berichte nicht das Mindeste von einer Neigung der Königin zu Bothwell im Sommer und Herbst des Jahres 1566 wissen. Erst zwei Jahre später, als man den Scandal brauchte, um die eigenen Verbrechen zu verbergen, tauchen verleumderisch gefärbte Darstellungen von Vorgängen auf, in denen kein Zeitgenosse etwas Auffallendes gefunden hat. Den Sammelplatz bildet das Artikelbuch, die Anklageschrift gegen Maria, welche Murray der Conferenz von Westminster (Ende 1568) vorlegte, wahrscheinlich verfaßt von dem schottischen Gelehrten Buchanan, der es großentheils wörtlich in eine spätere Schmähschrift gegen Maria, die Detectio, aufnahm; es ist das nämliche charakterlose Subject, welches die Königin noch im December 1566 in einem lateinischen Lobgedicht angesungen hatte[32]). Ihre kurze Erholungsreise nach Schloß Alloa gegen Anfang August wird so dargestellt, als habe sie „plötzlich Edinburgh verlassen, geleitet von etlichen notorischen Seeräubern, sämmtlich Dienern Bothwell's, zum großen Erstaunen aller anständigen Leute, daß sie ohne Gesellschaft eines anständigen Mannes auf See ging". Folgt eine dunkele Anspielung auf ihr schlechtes Benehmen daselbst. Einigermaßen wunderbar erscheint dieser Bericht schon, wenn man gleich darauf liest, Darnley habe sie in Alloa besucht; zum Ueberfluß wissen wir, daß ihr Begleiter Graf Mar, der Besitzer des Schlosses, gewesen ist[33]), und daß die Bemannung des Schiffes mit Bothwell'schen „Seeräubern" sich sehr einfach aus Bothwell's Würde als Großadmiral von Schottland erklärt.

Noch augenfälliger hat sich boshafte Verleumdung des Besuches bemächtigt, welchen Maria im Spätherbst Bothwell im südlichen Schottland abstattete. Nach einer ekelhaften Schmutzgeschichte liest man im Artikelbuch: „Als sie (Maria) im October zu Borthwick war und nach Jedburgh zu reisen beabsichtigte, hörte sie, Bothwell sei tödtlich verwundet worden. Ohne Ruhe und Rast eilte sie über Melrose und Jedburgh zu ihm nach Hermitage, ohne Rücksicht auf die Unbill des Wetters,

[32]) Eine treffliche Charakteristik dieses Pamphletisten hat Schiern, Hepburn Bothwell, engl. Uebers. von Berry, 161 ff. gegeben. Gute Beiträge zur Kritik von Buchanan's Schottischer Geschichte finden sich bei H. Forst, Ueber Buchanan's Darstellung der Geschichte Maria Stuart's. Bonner Dissertation. 1882.

[33]) Artikelbuch bei Hosack I, 526. Die Darstellungen über den Aufenthalt in Alloa weichen vielfach von einander ab. Vgl. u. A. Hosack I, 153. Gauthier I, 300. Keith, History of the affairs of church and state in Scotland (Lawson'sche Ausgabe 1845) II, 444. Weshalb Bekker 20 einen zweimaligen Aufenthalt in Alloa annimmt, sehe ich nicht ein.

den langen und rauhen Weg, die Gefahr, welcher sie ihre Person unter notorischen Dieben und Verräthern aussetzte. In Folge dessen fiel sie in eine schwere Krankheit. Sie ließ Bothwell nach Jedburgh holen und vor Heilung seiner Wunden aus der für ihn bestimmten Wohnung in ihr Haus gerade unter ihr eigenes Zimmer bringen. In wie verdächtiger Weise Beide damals mit einander verkehrten, wissen diejenigen, welche anwesend waren, und in denselben Tagen begann die Welt darüber zu reden."

Glücklicherweise ist hier in einer Reihe von Punkten eine genaue Controle möglich. Schon im Sommer war eine Reise der Königin nach Jedburgh festgesetzt worden. Zweck derselben war die Abhaltung von Gerichts-Sitzungen, welche der gesetzlose Zustand in dem südlichen Grenzland gebieterisch forderte. Bothwell war seit langer Zeit königlicher Statthalter der südlichen Marken, also in erster Linie zur Herstellung der Ruhe berufen, und gerade in der Ausübung seiner Pflicht, bei Verfolgung eines Grenzräubers, wurde er am 7. October schwer verwundet. Maria kann die Nachricht unmöglich früher als am folgenden Tage erhalten haben, und gerade am 8. October traf sie in Jedburgh ein. Die eilige Reise von Borthwick nach Jedburgh ist also offenbare Erfindung und das Zusammentreffen ihrer Ankunft in Jedburgh zur Abhaltung der Assisen mit der Verwundung Bothwell's ein reiner Zufall. Auch jetzt ist sie durchaus nicht sofort zu Bothwell geeilt, sondern bis zum Schluß der Assisen, etwa eine Woche lang, in Jedburgh geblieben. Erst Mitte October machte sie den weiten, anstrengenden Ritt nach Hermitage in einem Tage hin und zurück. Nau gibt für denselben den ganz plausibeln Grund an: „Sie wollte von Bothwell den Stand der Dinge des Landes hören, dessen erblicher Statthalter er war." Aber selbst wenn eine solche geschäftliche Veranlassung nicht vorläge, würde sich die Reise als eine Aufmerksamkeit gegen eine bisher erprobte Stütze der Krone leicht erklären lassen. Zudem dauerte der ganze Aufenthalt in Hermitage nur einige Stunden, und der Begleiter Maria's „unter den notorischen Dieben und Verräthern" war kein Anderer als Graf Murray, derselbe zärtliche Bruder, welcher zwei Jahre darauf den obigen Phantasiebericht als lautere Wahrheit producirte!

Desgleichen ist Bothwell's Reise nach Jedburgh gröblich entstellt. Als er, wenige Tage nach Maria's Besuch in Hermitage, nach Jedburgh eilte, rang Maria mit dem Tode und traf für den Fall desselben ihre Verfügungen [34]). Bedarf es einer perfiden Erklärung, daß einer der ersten

---

[34]) Mehrmals erwähnt seine Anwesenheit das aus Jedburgh 27. October datirte Schreiben des Bischofs von Roß, gedruckt zuletzt bei Small, Queen Mary at Jedburgh

Großen des Reiches an das Sterbelager seiner Gebieterin berufen wurde, während der Erbe der Krone ein Kind von vier Monaten, und der Vater desselben ein allgemein verhaßter Schwächling war? Mit Bothwell standen an Maria's Schmerzenslager außer zahlreichen Bischöfen und Lords die Grafen von Huntly, Atholl, Rothes, Caithneß und Murray, derselbe, dessen Anklageschrift uns Maria als schamloses Weib um dieselbe Zeit schildert, in welcher er der todtkranken Schwester zur Seite stand. Das Artikelbuch enthält schmutzigere Verleumdungen als diese, eine infamere aber nicht.

Gleich am Tage nach dem Ritt nach Hermitage kam die Krankheit der Königin mit größter Heftigkeit, beginnend mit Seitenschmerzen und hartnäckigem Erbrechen, zum Ausbruch. Man hat an Gift gedacht und auf Murray als den Schuldigen angespielt[35]), aber es liegen zu viele natürliche Erklärungen vor, als daß man auf eine beweislose Verdächtigung Gewicht legen dürfte: all' das Leid und die Schrecken der letzten Monate, das schwere Wochenbett und als letzte Veranlassung der scharfe Ritt am Tage vorher. Nach kurzer Besserung kam ein überaus heftiger Rückfall; nach furchtbaren Krämpfen verlor Maria am 25. October Gesicht und Sprache, der ganze Körper wurde kalt und steif. Schon soll man sie für todt gehalten, die Vorbereitungen für das Begräbniß getroffen und Murray begonnen haben, ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, da gelang es ihrem Arzt, durch Anwendung verzweifelter Mittel das schwindende Leben aufzuhalten. Die Königin kam wieder zum Bewußtsein und gerieth in starken Schweiß; damit war die Gefahr überstanden, jedoch erholte sie sich nur langsam wieder.

Am Tage vor der Krisis glaubte Maria, wenn auch noch nicht ganz ohne Hoffnung, dem Tode nahe zu sein. Im Krankenzimmer versammelte sich der in Jedburgh anwesende Adel, um ihre letzten Wünsche entgegenzunehmen. Der Bischof von Roß, welcher ihr geistlichen Beistand leistete, hat eine ausführliche Schilderung dieser feierlichen Abschiedsscene gegeben, und von ihm dürfte auch die noch längere „Willenserklärung der Königin von Schottland" herrühren, welche ihre Worte

---

(Edinburgh 1881) 19 ff., wo das auf den Aufenthalt in Jedburgh bezügliche Quellenmaterial zusammengestellt ist. Den Grafen von Atholl nennt das Schreiben nicht, derselbe erscheint aber mit sämmtlichen oben genannten Grafen in der Proclamation des Adels vom 25. October bei Keith II, 468.

[35]) Der Verdacht der Vergiftung bei Nau 240. Daß er auf Murray hinziele, ist nur eine von Stevenson CXXXI ausgesprochene Vermuthung. Zu den verschiedenen Berichten über Maria's Krankheit bei Small 16 ff. kommt noch ein Brief des Jesuiten Edmund Hay an den Ordensgeneral Franciscus Borgia bei Stevenson CXLII.

meist in directer Rede wiedergibt[36]). Sie begann mit einer eindringlichen Mahnung zur Eintracht. Dann bat sie um Schutz und gute Erziehung ihres Söhnchens, namentlich möge man es vor dem Einfluß ihrer verbannten Feinde bewahren. In der ruhigen Klage über jene, die sie zur höchsten Ehre erhoben, die ihr aber mit Undank vergolten und dadurch zu ihrer Krankheit beigetragen hätten, wird man eine Anspielung auf ihren Gatten finden dürfen; sie soll sogar befürchtet haben, Darnley möge durch eine zweite Ehe ihr Kind von der Thronfolge ausschließen[37]). Weiter erinnerte sie daran, niemals habe sie Jemanden seiner Religion wegen bedrückt; so möge man auch — namentlich richtete sie diese Bitte an Murray[38]) — diejenigen ungestört lassen, die sich zum alten katholischen Glauben bekännten. Nachdem sie den Lords die gewissenhafte Ausführung ihres Testamentes an's Herz gelegt, wandte sie sich an den anwesenden französischen Gesandten du Croc mit der Bitte, er möge ihren französischen Verwandten die Versicherung überbringen, daß sie sterbe im katholischen Glauben, in welchem sie in Frankreich erzogen worden sei. Bekenntnisse der Sündhaftigkeit, Bitten um Verzeihung und der Ausdruck des Vertrauens auf die göttliche Erbarmung beschließen in Form eines Gebetes das ergreifende Actenstück. An den Pforten der Ewigkeit zeigt dieses dreiundzwanzigjährige Weib schon dieselbe ruhige Größe, mit welcher es zwanzig Jahre darauf das Schaffot bestieg, und selbst der nicht nur eiskalte, sondern auch geradezu übelwollende Kritiker, welcher nach Erzählung dieses rührenden Auftrittes es dahingestellt sein läßt, „wie viel von all' dem wirklich, wie viel theatralisch war", zollt der Unerschrockenheit seine Anerkennung, mit welcher sie dem Tode in's Auge sah[39]).

Der König war erst nach überstandener Gefahr zu einem kurzen Besuche nach Jedburgh gekommen; auch auf Schloß Craigmillar bei Edinburgh, wo Maria im November ihren Aufenthalt nahm, ließ er sich kaum blicken. Hier war es, wo das Verhängniß sich über seinem Haupte zusammenzog.

Unter dem schottischen Adel hat Darnley kaum jemals einen Freund gehabt, und seit der oben erwähnten Scene vor dem Geheimen Rathe war seine Stellung unerträglich geworden. Kurz darauf hatten die Lords des Geheimen Raths ein ausführliches Schreiben über das Zerwürfniß

---

[36]) Zuerst gedruckt bei Small 22 ff., modernisirt bei Stevenson CXXXVII.

[37]) So Nau 241.

[38]) Weit schärfer als in der „Willenserklärung" lautet die Anrede an Murray in dem Schreiben Hay's bei Stevenson CXLIV.

[39]) Froude VIII, 342.

der Gatten an die Königin-Mutter von Frankreich gerichtet. Darnley, so berichteten sie, habe sich bei Maria brieflich beschwert, sie gewähre ihm nicht Einfluß genug, Niemand warte ihm auf und der Adel meide seine Gesellschaft. In ihrer Antwort habe Maria, wenn auch zum Theil in schonenden Ausdrücken, ihm selbst alle Schuld an diesen Zuständen zugeschoben; die Ehre, die sie reichlich auf ihn gehäuft, habe er mißbraucht, er selbst habe die Mörder ihres treuen Dieners Riccio in ihr Zimmer geführt; trotzdem entschuldige sie ihn noch und gebe sich den Anschein, als ob sie an seine Unschuld glaube; ihre Dienerschaft stehe jederzeit zu seiner Verfügung; das Benehmen des Adels richte sich nach seinem eigenen Verhalten, und bevor er nicht dieses schroffe Verhältniß bessere, könne die Königin den Adel nicht überreden, ihm Antheil an den Staatsgeschäften einzuräumen. In den deutlichsten Ausdrücken stellte sich in diesem Schreiben, welches Darnley in denselben traurigen Farben malt wie alle zeitgenössischen Berichte, der Geheime Rath auf die Seite Maria's. Die Grafen, Bischöfe und hohen Beamten, von welchen dieses Schreiben ausging — darunter Murray, Huntly, Argyll und Maitland — durften so im Namen ihrer sämmtlichen Standesgenossen sprechen: trotz aller Parteiungen war der Adel einig im Widerwillen gegen den unwürdigen König, bei Einigen trat noch die durch seine unbesonnenen Drohungen und Prahlereien erregte Besorgniß hinzu, und in Craigmillar nahm diese Stimmung den Charakter einer Verschwörung an. Ueber die Einleitung derselben sind wir durch die anscheinend vertrauenswürdige, wenn auch unvollständige Erzählung zweier nahe betheiligten Personen unterrichtet.

Gegen Anfang December — so berichtet die einige Jahre später erlassene Erklärung der Grafen Huntly und Argyll[40]) — kamen in Craigmillar Murray und der Staatssecretair Maitland zu Argyll, der noch zu Bett lag, und sprachen ihr Bedauern aus, daß Morton, Lindsay und andere Mitglieder der Riccio-Verschwörung, denen doch Murray seine Rückkehr nach Schottland zu verdanken habe, noch immer in der Verbannung weilten. Als bestes Mittel zur Begnadigung empfahl Maitland, der Königin die Scheidung von Darnley zu versprechen. Auch Huntly wurde herbeigeholt und durch das Versprechen der Rückgabe der ihm entzogenen Güter gewonnen. Alle vier gingen nun zu Bothwell, erhielten dessen Zustimmung — über die Einzelheiten schweigt der Bericht vollständig — und verfügten sich dann mit ihm zur Königin, welcher Maitland als Sprecher den Plan vortrug. Sie wies den Gedanken einer Ehescheidung nicht sofort zurück; jedenfalls aber müsse dieselbe in recht-

[40]) Keith III, 290. Hosack I, 569.

mäßiger Weise erfolgen und ohne Rechtsnachtheile für ihr Söhnchen. Ueber den letztern Punkt suchte Bothwell sie mit der Bemerkung zu beruhigen, auch er sei, trotz der Scheidung seiner Eltern, Nachfolger seines Vaters geworden. Dann wurde Maria schwankend; sie wolle auf einige Zeit nach Frankreich gehen und abwarten, ob Darnley zur Besinnung komme. Maitland drängte auf ihre Zustimmung; sie könne sich darauf verlassen, daß der Adel, ohne Nachtheil für den Thronerben, Mittel finden werde, sie von Darnley zu befreien; ihr Bruder sei einverstanden und werde durch die Finger sehen. Aber Maria blieb standhaft. „Ihr sollt," mahnte sie, „nichts thun, was meine Ehre oder mein Gewissen berühren könnte, und darum bitte ich euch, die Sache zu lassen wie sie ist, bis Gott in Seiner Güte sie bessert; was ihr zu meinem Wohle thun wollt, könnte mir leicht zu Schaden und Trauer gereichen." „Madame," sagte hierauf Maitland, „laßt uns die Sache unter uns abmachen; Euer Gnaden sollen nichts sehen, was nicht gut und durch das Parlament gebilligt ist." Damit endigt der Bericht über die Unterredung, an welchen die beiden Grafen die Behauptung anschließen, Murray und Maitland trügen die Hauptschuld an Darnley's Ermordung.

Der Bericht der beiden Grafen macht im Ganzen den Eindruck der Wahrheit. Es entspricht vorzüglich der Parteigruppirung der betheiligten Personen, daß Murray und sein Intimus Maitland sich zuerst an Murray's Schwager Argyll wenden und dann durch Huntly auf dessen Schwager Bothwell einwirken, der als Murray's mächtigster und entschlossenster Gegner bekannt war. Auch hat Murray in seiner Antwort auf die Erklärung der beiden Grafen[41]) durchaus nicht ihre Darstellung der Verhandlungen über die Ehescheidung, sondern nur seinen Antheil an Darnley's Ermordung bestritten, und die Hauptsache, die Weigerung Maria's, steht fest[42]). Nun machten die Verschworenen in der That „die Sache unter sich ab". In Craigmillar wurde durch den Advocaten James Balfour ein förmlicher Vertrag aufgesetzt, dessen Unterzeichner sich zur Beseitigung Darnley's verpflichteten. Der Adel — so gibt eine allerdings erst nach Jahren abgelegte Zeugenaussage den Inhalt dieses Schriftstückes an[43]) — könne um des Gemeinwohles willen die Herrschaft eines jungen Thoren und stolzen Tyrannen nicht dulden; auf die eine oder andere Art müsse er aus dem Wege geräumt werden; den

---

[41]) Keith III, 294. Hosack I, 573.

[42]) Vgl. Gauthier I, 320. Die später genauer zu besprechende Aussage Crawford's (gedruckt u. A. bei Gauthier I, 366, Hosack I, 579) spricht davon, Maria habe sich in Craigmillar geweigert, eine gegen Darnley gerichtete Urkunde zu unterzeichnen.

[43]) Bekenntniß Ormiston's von 1573, Laing, History of Scotland II (3. Aufl. 1819), 322.

Thäter sollten Alle vertheidigen wie sich selbst. Als Unterzeichner werden hier genannt Huntly, Argyll, Maitland und Balfour, nicht dagegen Murray und Bothwell. Dieser Vertrag scheint aber nicht der einzige geblieben, sondern ein zweiter gemacht worden zu sein, nachdem die Verschworenen sich mit dem Grafen Morton und andern Verbannten in Beziehung gesetzt hatten. Nau[44]) beschreibt ausführlich eine von Alexander Hay, dem auch sonst bekannten Schreiber des Geheimen Rathes, geschriebene Urkunde, welche von Murray, Huntly, Bothwell, Morton, Maitland, Balfour und Andern unterschrieben gewesen sei. Als Gründe der Verschwörung werden hier angegeben das Wohl des Königreiches, die Befreiung der Königin aus dem traurigen Zustande, in dem sie sich durch Darnley's Benehmen befinde, endlich die Vertheidigung des eigenen Lebens, welches in Gefahr sei, wenn Darnley regiere. Auch hier begegnet das Versprechen gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamer Vertretung der That als eines gerechten und gesetzmäßigen Actes. Nau fügt bei, die Verschworenen hätten Maria häufig Vorwürfe gemacht, daß sie nicht von Darnley lassen wolle, obwohl derselbe ihnen und ihr das Messer an die Kehle setze. Daß Murray in Craigmillar nicht unterzeichnete, ist leicht möglich, daß er es später that, wahrscheinlich, daß er die genaueste Kenntniß der ganzen Verschwörung besaß, ist kaum zu bezweifeln, trotz seiner vorsichtigen Zurückhaltung.

Der auffallendste Name in der Liste der Verschwörer ist der des Grafen Bothwell, der sich durch seine Unterschrift mit seiner ganzen Vergangenheit in Widerspruch setzte. Als Royalist, trotz seines protestantischen Bekenntnisses entschiedener politischer Gegner der Lords von der Congregation, war er unter schweren Opfern emporgekommen, er war Murray's alter Feind, erst seit kurzem äußerlich mit ihm ausgesöhnt; ihm hatte Maria es großentheils zu verdanken, daß die Riccio-Verschwörung ihre letzten Ziele nicht erreichte. Woher dieser plötzliche Wechsel? Wie erklärt sich sein Eingehen auf Murray's Pläne, seine entschiedene Befürwortung der Ehescheidung, sein Interesse für die Rückkehr der Riccio-Mörder, die gerade er in's Ausland getrieben, sein hervorragender Antheil an der Ermordung Darnley's, der ihm gewiß als Schwächling verächtlich war, aber, so viel wir wissen, niemals Anlaß zu besondern Befürchtungen gegeben hatte? Nur ein Preis ganz außer-

---

[44]) Nau bei Stevenson 243. Gemeint ist wahrscheinlich dieselbe Urkunde, welche gemäß Nau 254 Bothwell der Königin übergab, als sie sich am 15. Juni 1567 auf Nimmerwiedersehen trennten. Daß kurz darauf eine auf den Mord bezügliche Urkunde den Gegnern Maria's in die Hände fiel, wird von verschiedenen Seiten bezeugt. Vgl. Hosack I, 351, sowie die wohl etwas kühnen Vermuthungen Bekker's 154.

gewöhnlicher Art kann dieſen rauhen Egoiſten in das Lager ſeiner Gegner gelockt haben, und das abſolute Schweigen, mit welchem die Erklärung Huntly's und Argyll's über den Inhalt der Verhandlungen der Verſchworenen mit Bothwell hinwegſchlüpft, iſt ſehr bedeutſam. Ein Blick auf ſpätere Thatſachen füllt vielleicht dieſe Lücke aus. Wenige Monate nach dem Complott von Craigmillar, einige Wochen nach Darnley's Ermordung, hat Bothwell ſich um die Hand ſeiner Wittwe beworben, unter Zuſtimmung vieler Mitglieder des ſchottiſchen Adels, und als er ſie entführte, haben ihn zum Theil dieſelben Männer geſtürzt, welche ſeine Verwerbung befürwortet hatten. Es iſt kaum möglich, in dieſer Reihenfolge der Ereigniſſe nicht die Entwickelung eines wohl berechneten Planes zu finden. Wenn nicht alles trügt, ſo war die Hand Maria's der Preis, um welchen Bothwell dem Mordbunde von Craigmillar beitrat. Ob er ſich eingebildet hat, daß man ihn den Preis nicht nur gewinnen, ſondern auch behalten laſſen werde? Oder ob er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, einmal König, werde er die Widerſtrebenden zu Paaren treiben und aus den Genoſſen ſeiner Schuld Unterthanen machen können? Der wilde Krieger hat ſich mit den feinſten politiſchen Köpfen Schottlands eingelaſſen; kein Wunder, daß er das Spiel ſo gründlich verlor. Dieſer, freilich nicht urkundlich nachweisbare Zuſammenhang der Dinge iſt nichts weniger als eine moderne Hypotheſe. Maria's eigene Auffaſſung liegt in den Worten ausgeſprochen, mit welchen ihr Geheimſchreiber[45]) die Freiſprechung Bothwell's vom Königsmord begleitet: „Es iſt wahrſcheinlich, daß ſeine Genoſſen, nachdem ſie durch ſeine Hülfe ſich des Königs entledigt hatten, ſich ſeiner bedienen wollten zum Untergang ihrer Herrſcherin, und daß ſie letzterer die Heirath mit Bothwell anriethen, um ſie ſpäter beſchuldigen zu können, ſie habe dem Plane gegen ihren verſtorbenen Gatten zugeſtimmt und deſſen Mörder geheirathet.“ Noch ſchärfer und kürzer hat der engliſche Annaliſt Camden[46]) dieſes Teufelsſtück in den wenigen Worten gekennzeichnet: „Die Verſchworenen waren überzeugt, falls die Sache gelinge, könnten ſie mit Einem Schlage den König beſeitigen, den Ruf der Königin bei Adel und Volk untergraben, Bothwell ſtürzen und ſich ſelbſt der Gewalt bemächtigen.“

III. König Darnley's Tod.

Am 17. December wurde Maria's Söhnchen in Stirling auf den Namen Karl Jacob getauft, unter großem kirchlichen und weltlichen

[45]) Rau 244. — [46]) Annales rer. Anglic. zu 1567.

Gepränge. Den Taufact vollzog der Erzbiſchof von St. Andrews nach katholiſchem Brauch, vor kleiner Verſammlung, denn der zahlreich herbeigeſtrömte proteſtantiſche Adel betrat die Kapelle nicht, um an katholiſchen Ceremonien nicht Theil zu nehmen, ebenſo wenig der Vertreter Eliſabeth's von England, der Graf von Bedford. Unter vielen Freundſchafts- und Freudenbezeugungen hatte Eliſabeth die Pathenſchaft angenommen; das Pathenkind iſt ihr Nachfolger auf dem engliſchen Throne geworden, aber erſt nachdem die Pathin ſeine Mutter hatte hinrichten laſſen. An den Taufact ſchloß ſich eine Reihe von Feſtlichkeiten: Bankett, Tänze, ein Feſtſpiel mit Satyrn und Nymphen[47]). Als Hofpoet machte ſich Buchanan bemerkbar, der das Mutterglück der Königin pries, „durch Jugend, Geiſt und Schönheit glücklicher als glückliche Vorfahren, am glücklichſten aber durch die Frucht der Ehe"; ſeine lateiniſchen Diſtichen haben ihn nicht verhindert, wenige Jahre darauf das angeblich aller Welt kundige Laſterleben Maria's mit Bothwell noch vor den Feſten von Stirling beginnen zu laſſen und für die nächſten Monate von verſchiedenen Giftmordverſuchen zu reden, die Maria auf ihren Gatten und den kleinen Jacob gemacht haben ſollte. Zuvorkommend erfüllte Maria ihre Pflichten als Wirthin, auch am Tanze nahm ſie Theil[48]), obwohl ihr körperliches Befinden noch viel zu wünſchen übrig ließ und ihre Stimmung höchſt gedrückt war. Mit ihrer frühern Leichtlebigkeit war es vorbei. Seit der Weihnachtsnacht von 1565, welche die junge Frau, nach einem allerdings von mißgünſtiger Seite ſtammenden Bericht, großentheils mit Kartenſpielen verbracht haben ſoll[49]), hatte ihr eheliches Glück gründlich Schiffbruch gelitten, und gerade die Taufe des Thronerben ließ das peinliche Verhältniß des Titularkönigs zum Hofe wieder grell hervortreten. Darnley war allerdings nach Stirling gekommen und hatte auch ſeine Drohung, vor der Taufe wieder abzureiſen, nicht ausgeführt, aber bei der Taufe ſelbſt und bei den folgenden Feſten ließ er ſich nicht blicken. Den Hauptgrund, wenn nicht den einzigen, bildete jedenfalls die Anweſenheit des engliſchen Geſandten, welcher von Eliſabeth den gemeſſenen Auftrag hatte, Darnley nicht als König zu behandeln[50]).

---

[47]) Ein ausführlicher Bericht bei Stevenſon CXLVIII.

[48]) Ebend. CXLIX.

[49]) So ein Brief Randolph's, nach deſſen Angabe Darnley ſich eifrig an den katholiſchen Weihnachtsfeierlichkeiten betheiligte (Stevenſon CXXXII Note). Jedoch wiſſen wir auch von anderer Seite, daß man mit der Kirchlichkeit der ſo oft als bigott geſchilderten Königin nicht zufrieden war. Vgl. oben S. 8.

[50]) Abgeſehen von andern Zeugniſſen, iſt dieſe Erklärung für das Benehmen Darnley's neuerdings beſtätigt durch das anonyme Leben Maria's bei Stevenſon CXLVII und durch Rau ebend. 241.

Wenige Tage später traf den unglücklichen jungen Mann ein neuer Schlag. Endlich gab Maria dem vereinten Drängen des schottischen Adels, des französischen und englischen Gesandten nach: am 24. December unterzeichnete sie die Begnadigung der sämmtlichen Riccio-Mörder mit Ausnahme von zweien, deren einer Riccio vor ihren Augen den ersten Degenstoß versetzt, der andere ihr selbst die Pistole vor die Brust gehalten hatte. So hat Maria selbst die Mörder eines treuen Dieners zurückgerufen, deren Dank darin bestand, daß sie ihren Gatten des Lebens, sie selbst der Freiheit und des Thrones beraubten. Es war schwerlich ein Zufall, daß Darnley noch an demselben Tage, an welchem der Begnadigungsact unterzeichnet wurde, Stirling ohne Abschied verließ. Zwar bedarf die Meinung, er sei das beständige Hinderniß der Begnadigung der Riccio-Mörder gewesen, insofern einer Einschränkung, als er sich nach dem Morde für mehrere von ihnen verwandt haben würde, hätte er nicht Maria's festen Entschluß gekannt [51]); aber in der betreffenden Nachricht fehlt der Name des Grafen Morton, und zudem ist anzunehmen, daß Darnley sich in der That später der Rückkehr seiner Mitverschworenen eifrig widersetzte, sobald er erkannte, welch' tödtlichen Haß er bei ihnen durch seinen Verrath erregt hatte. Bereits im Januar betrat Morton wieder den Boden Schottlands und hatte in Whittingham eine Zusammenkunft mit Maitland und Bothwell. Viele Jahre später hat er, angesichts des Todes, in Abrede gestellt, daß er der Verschwörung förmlich beigetreten sei; er habe vielmehr einen Beweis für das Einverständniß der Königin gefordert, und als er diesen Beweis nicht erhielt, seine Mitwirkung verweigert. Seine Kenntniß der Verschwörung hat er nicht geleugnet.

Darnley war von Stirling nach Glasgow zu seinem Vater, dem Grafen von Lennox gegangen, mit welchem Maria namentlich seit der Riccio-Verschwörung auf sehr gespanntem Fuße stand [52]). Ein Gerücht wollte wissen, er beabsichtige, den kleinen Jacob in seine Gewalt zu bringen und als König krönen zu lassen, um so seine Gemahlin von der Regierung zu verdrängen; anderseits hieß es, Darnley solle gefangen gesetzt werden. Noch am 20. Januar 1567 beschwert sich Maria in einem Briefe an ihren Gesandten in Paris bitter, wenn auch in gemäßigten Ausdrücken, über ihren Gatten und dessen Vater. Aber bereits wenige Tage darauf war wenigstens äußerlich eine volle Aussöhnung zu Stande gekommen.

---

[51]) So Rau 232.

[52]) Sie hatte sich entschieden geweigert, ihn bei den Vorbereitungen für die Flucht in's Vertrauen zu ziehen, hatte ihn kalt behandelt und war schließlich ohne ihn geflohen. Rau 222, 223, 229.

Darnley war in Glasgow an den Pocken erkrankt. Daß Maria nicht sofort von Stirling aus zu ihm eilte, kann man mit der Gefahr der Ansteckung, speciell mit der Rücksicht auf ihr Söhnchen erklären, wenn auch die tiefe Entfremdung der Gatten mitgewirkt haben mag. Vorläufig begnügte sie sich, Darnley ihren Arzt zu schicken. Als aber Darnley ihr reuige Briefe schrieb [53]), entschloß sie sich zu einem Besuche. Kurz nach dem 20. Januar verließ sie Edinburgh, wohin sie sich von Stirling begeben hatte, und kam zwei Tage darauf, spätestens am 25. Januar, nach Glasgow [54]). Noch auf der Reise begegnete ihr Thomas Crawford, ein im Dienste des Grafen von Lennox stehender Edelmann, und überbrachte ihr die Entschuldigung des Grafen, welcher aus Gesundheitsrücksichten und wegen ihrer Ungnade ihr nicht seine Aufwartung machen könne. Maria verabschiedete ihn ungnädig, wie er selbst berichtet. Er ist der Einzige, durch den wir Näheres über die Aussöhnung der Gatten wissen. Wie er bei einer spätern Gelegenheit versicherte, ließ ihn Darnley damals rufen und theilte ihm alles mit, was er mit Maria gesprochen, damit er dem Grafen von Lennox davon Kenntniß gebe; diese Mittheilungen will Crawford sofort niedergeschrieben haben. Nach seinen Angaben begann Maria mit der Frage, weshalb Darnley sich in seinen Briefen über Grausamkeit beschwere. Seine Antwort war ein reuiges Bekenntniß. Sie sei die Ursache seiner Krankheit, weil sie seine Versprechungen und seine Reue nicht annehmen wolle. Er habe gefehlt, aber er sei ein junger, schlecht berathener Mensch, und sie möge ihm nochmals wie schon wiederholt verzeihen. Zur Besserung sei er fest entschlossen, und sein sehnlichster Wunsch sei, wieder mit ihr zusammen zu leben. Hierauf machte sie ihm Vorstellungen über seinen Plan, Schottland zu verlassen, und über die Gerüchte, als ob sie gegen ihn etwas im Schilde führe. Aus seiner Antwort ergibt sich, daß er wenigstens unbestimmte Mittheilungen über die Vorgänge in Craigmillar erhalten hatte; Lord Minto habe behauptet, dort sei ihr eine auf ihre Veranlassung abgefaßte Urkunde zur Unterschrift vorgelegt worden, sie aber habe die Unterschrift verweigert; er könne nicht glauben, daß sie, sein eigen Fleisch und Blut, ihm Schaden zufügen wolle. Ihrem Vorschlag, ihn nach Craigmillar zum Gebrauche des Bades zu transportiren, fügte er sich

---

[53]) Dies ist durch die Zeugenaussage Thomas Crawford's (gedruckt u. A. bei Gauthier I, 366, Hosack I, 579) festgestellt, über deren Verhältniß zu Nr. 2 der Cassettenbriefe später eingehend gehandelt werden soll. Die Angabe des Bischofs von Roß, Darnley habe ausdrücklich ihren Besuch verlangt, wird bestätigt durch Nau bei Stevenson 242, welcher beifügt, Maria sei damals leidend gewesen in Folge eines Sturzes vom Pferde.

[54]) Genau ist Abreise und Ankunft leider nicht festzustellen. Vergl. meine Bemerkungen im Histor. Jahrbuch 456.

erſt, als ſie ihm verſprach, ihn wieder als ihren Gemahl zu betrachten und nicht mehr zu verlaſſen. Zum Zeichen der Verzeihung reichte ſie ihm die Hand und betheuerte ihre Liebe, bat ihn aber, von ihrer Ausſöhnung vorläufig nicht zu reden, da die Lords (als ſeine erbitterten Gegner) daran Anſtoß nehmen könnten. Am Schluſſe erzählt Crawford noch, der König habe ihn gefragt, was er von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe denke. Er will geantwortet haben, es gefalle ihm nicht, daß Maria ihn nach Craigmillar bringen wolle, anſtatt in ihr eigenes Haus nach Edinburgh: ſeine Meinung ſei geweſen, ſie führe ihn mehr wie einen Gefangenen denn wie ihren Gatten fort. Darauf habe Darnley geſagt, trotz ſeines Mißtrauens wolle er ſich auf ihr Verſprechen verlaſſen, mit ihr gehen und ſich in ihre Hand geben, auf die Gefahr hin, daß ſie ihm den Hals abſchneide; Gott möge richten zwiſchen ihm und ihr.

Es mag dahin geſtellt bleiben, ob die Ausſage Crawford's uns in ihrer urſprünglichen Form erhalten iſt und ob die Verſicherung, er habe ſeinen Bericht unmittelbar nach der Unterredung zwiſchen den beiden Gatten niedergeſchrieben, auf Wahrheit beruht; jedenfalls kann man erſtaunen, daß ein Zeuge, der in Dienſten des Maria verfeindeten Grafen von Lennox ſtand, von den Todfeinden der Königin producirt wurde und einige Monate vorher dringend angegangen worden war, mehr Belaſtungsmaterial gegen dieſelbe zu beſchaffen[55]), ein ſo wenig belaſtendes Zeugniß ablegte. Es liegt nahe, daraus einen günſtigen Schluß für die wenigſtens relative Zuverläſſigkeit ſeiner Ausſage im Allgemeinen zu ziehen. Ob die Ausſöhnung eine aufrichtige war, läßt er unentſchieden, wenn er auch einen Verdacht ausſpricht, aber ſeine Erzählung des Geſpräches zwiſchen den Gatten paßt ſehr ſchlecht zu der Annahme, Maria habe eine ſchändliche Komödie aufgeführt, um Darnley von Glasgow fort in den Tod zu locken. Ihr Benehmen hätte in dieſem Falle doch wohl entgegenkommender ſein müſſen; aber anſtatt zu locken und zu ſchmeicheln, beginnt ſie mit ernſten Vorſtellungen, während Darnley ſich gleich auf's Bitten legt. Als Grund ſeines Verdachtes gibt Crawford den Umſtand an, daß Maria Darnley nach Craigmillar bringen wollte, aber thatſächlich hat ſie ihn gar nicht dahin gebracht, ſondern nach Edinburgh, und ohne allen Zweifel wurde von Craigmillar auf den Wunſch Darnley's abgeſehen. Eigentlich ergibt ſich dies ſchon aus Crawford's Zeugniß; es wird jedoch auch durch Nelſon, einen Diener Darnley's, ausdrücklich bezeugt[56]). Nach

---

[55]) In einem vielbeſprochenen Schreiben, welches der Graf von Lennox und John Wood, der Secretair Murray's, am 11. Juni 1568, angeſichts der engliſchen Conferenzen, an Crawford richteten. Hoſack I, 199.

[56]) Vgl. Hoſack I, 189.

einer Mittheilung des Bischofs von Roß[57]) ging Darnley nach Edinburgh „auf Rath des Adels und der Aerzte", und Nau[58]) berichtet: „Er nahm seine Wohnung in einem kleinen Hause außerhalb der Stadt; er hatte dasselbe gewählt auf Bericht des James Balfour und einiger Andern, gegen den Willen der Königin, die ihn nach Craigmillar bringen wollte; er wollte nämlich nicht in Schloß Holyrood wohnen, um den Prinzen nicht anzustecken, und anderseits wünschte er in seinem damaligen Zustande von Niemandem besucht zu werden, bis er im Geheimen Bäder gebraucht habe; er trug stets eine Taffetmaske vor dem Gesicht und die Fenster seines Zimmers waren beständig geschlossen." Kein einziges Zeugniß weiß etwas davon, daß Maria ihn zur Wahl seines Aufenthaltsortes bestimmt habe; desto wahrscheinlicher aber ist die „Einwirkung des Adels"; d. h. der Verschworenen, und speciell des James Balfour, desselben Mannes, der den Mordbund von Craigmillar entworfen hatte; denn das Haus, in welchem Darnley seine letzten Tage verlebte, war Eigenthum seines Bruders. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß Darnley freiwillig, aber gegen den Wunsch Maria's, den Ort wählte, wo er den Tod finden sollte[59]).

Am 27. Januar verließen die Gatten Glasgow und kamen nach sehr langsamer Reise — der Reconvalescent wurde in einer Sänfte getragen — am 31. Januar in Edinburgh an. Die Wohnung Darnley's lag in der Vorstadt Kirk of Field, dicht an der Stadtmauer. Maria besuchte ihn hier häufig und blieb zuweilen auch die Nacht hindurch. Nach Nau's Erzählung war das Verhältniß der Gatten jetzt ein gutes und Darnley bewies wachsendes Vertrauen. „Er versprach, ihr mehrere für ihr Leben und ihre Ruhe sehr wichtige Dinge zu sagen; sie möge gute Freundschaft mit ihm halten und sich vor Leuten hüten — er wolle ihr dieselben nennen —, die sich zwischen sie drängten. Vor Allen möge sie sich vor Lethington (Maitland) in Acht nehmen, welcher den einen von ihnen durch den andern und schließlich beide ruiniren wolle[60])."

---

[57]) Mitgetheilt von Stevenson CXXXV Note.

[58]) Bei Stevenson 242.

[59]) Noch schlagender wäre die gänzliche Unkenntniß Maria's mit dem Mordplan erwiesen, wenn man sich auf das sogen. Tagebuch Murray's (Laing, History of Scotland II, 90) verlassen dürfte, nach welchem Bothwell schon am 24. Januar in Edinburgh das Haus für Darnley vorbereitet.

[60]) Ganz ähnlich läßt Crawford den König in Glasgow bitten: „Sie möge Niemanden von den Lords gegen ihn aufhetzen, er werde es auch nicht thun; beide müßten einträchtig zusammenhalten, sonst könnte es ihnen beiden zu großem Schaden gereichen."

Auch am Abend des 9. Februar machte Maria dem König einen längern Beſuch, begleitet von zahlreichen Mitgliedern des Adels[61]), darunter mehrere Verſchworene. Nach freundlichem Abſchied begab ſie ſich zu der Hochzeitsfeier einer ihrer Dienerinnen und ging gegen Mitternacht zur Ruhe. Früh Morgens wurden die Bewohner Edinburgh's durch einen heftigen Knall erſchreckt: das Haus des Königs war in die Luft geflogen. Sämmtliche Inſaſſen, mit Ausnahme des Dieners Nelſon, wurden todt aufgefunden. Darnley ſelbſt lag in beträchtlicher Entfernung vom Hauſe im Garten, nur mit dem Hemd bekleidet, neben ihm ſein Pelzrock; Verletzungen zeigte der Körper nicht. Wie eigentlich der Mord ausgeführt wurde, läßt ſich aus den verwirrten und großentheils handgreiflich gefärbten Zeugenausſagen nicht mit Sicherheit entnehmen[62]). Wahrſcheinlich haben Bothwell's Leute im Keller des Hauſes eine Mine gelegt, Darnley hat vor der Exploſion Verdacht geſchöpft und ſchleunigſt das Haus verlaſſen, iſt aber andern Verſchworenen in die Hände gelaufen und durch Erſtickung getödtet worden[63]).

Es unterliegt längſt keinem Zweifel mehr, daß der unglückliche Jüngling, welcher in der Frühe des 10. Februar 1567, noch kein Jahr nach Riccio's Ermordung, den Tod fand, als Opfer der Adelsverſchwörung von Craigmillar gefallen iſt. Den nicht betheiligten Zeitgenoſſen iſt dies erſt langſam klar geworden, als die Eintracht der Verſchworenen ſich immer mehr löste und nun einer dieſer Ehrenmänner den andern anklagte. Am wenigſten ſchien vorläufig ein Verdacht auf denjenigen fallen zu können, der vielleicht nicht mit Unrecht als die Seele des ganzen Planes bezeichnet worden iſt. Gerade am 9. Februar hatte Murray Edinburgh verlaſſen, angeblich weil eine ſchwere Erkrankung ſeiner Gemahlin ihn zur ſchleunigen Abreiſe nöthigte. War es ein glücklicher Zufall oder wohlberechnete Abſicht? Eben dieſer Umſtand, welcher für die nicht Eingeweihten als Beweis des Alibi und damit der Unſchuld Murray's dienen konnte, kann auch als eine Stütze des Verdachtes dienen, daß Murray alles wußte, aber ſorgfältig vermied, ſich zu compromittiren. Dies würde vortrefflich zu den Worten paſſen, welche Maitland in Craigmillar an Maria gerichtet

---

[61]) Vergl. meine Bemerkungen gegen Bekker im Hiſtor. Jahrb. 448. Auch Rau 243 ſagt: en presence de plusieurs seigneurs.

[62]) Eingehende Unterſuchungen, die freilich nicht immer ſo ganz neu ſind (vgl. Hiſt. Jahrb. 450) bei Bekker 53 ff.

[63]) Auffallender Weiſe nimmt Rau 243 die Verſion ohne weiteres an, Darnley ſei durch die Exploſion in den Garten geſchleudert worden, woran bei den Mittheilungen über den Leichenbefund kaum zu denken iſt. Von Einzelheiten erwähnt der hier ſehr kurze Bericht nur, beim Verlaſſen des Hauſes ſei der Königin der Diener Paris mit pulvergeſchwärztem Geſicht begegnet und bei einer bezüglichen Bemerkung Maria's ſtark erröthet.

haben soll: „Lord Murray will durch die Finger sehen". Eben so wenig wie an der Ermordung des Königs, hat er sich an den folgenden schrecklichen Ereignissen unmittelbar betheiligt. Als seine Schwester zur Heirath mit Bothwell gedrängt und dann mit Bothwell gestürzt wurde, hatte er Urlaub zu einer Reise nach Frankreich genommen. Alles vollzog sich in seiner Abwesenheit; aber als er heimkehrte, fiel ihm die Herrschaft über Schottland als reife Frucht in den Schooß.

Gleich am Tage nach dem Morde setzte der Geheime Rath eine große Belohnung für die Entdeckung der Mörder aus, und der Vater des Todten, der Graf von Lennox, forderte ein über das andere Mal von Maria die Bestrafung der Schuldigen. Man hat Maria dafür verantwortlich gemacht, daß dieselbe nicht rascher erfolgte; aber man übersieht dabei, daß die Führer des Complotts als Mitglieder des Geheimen Rathes und Inhaber der höchsten Staatsämter ihre nächste Umgebung bildeten, und daß einander widersprechende Gerüchte keine Unterlage für einen Proceß abgeben konnten. Am 16. Februar fand man ein Placat angeschlagen, welches u. A. Bothwell und James Balfour des Mordes beschuldigte; auch die Königin habe zugestimmt, von Bothwell überredet und durch eine Lady Buccleuch vermittels zauberischer Künste verleitet; einige Tage darauf wurden, wieder durch anonymen Anschlag, außerdem drei Diener der Königin als Schuldige genannt. Aber es dauerte noch einen Monat, bis Lennox in einem Briefe an Maria gegen diese Personen, in erster Linie gegen Bothwell, Anklage erhob. Kurz darauf hat denn auch der Geheime Rath Bothwell in Anklagezustand versetzt und die Verhandlung auf den 12. April anberaumt. Unmittelbar vor dem Termin trat Murray seine Reise nach Frankreich an; das Placat vom 16. Februar hatte ihn nicht gehindert, Bothwell nebst andern Mitwissern des Königsmordes zum Diner einzuladen und seine Schwester für den Fall seines Todes testamentarisch zur Vormünderin seines einzigen Kindes zu bestellen.

Es ist richtig, daß gleich nach der That der Verdacht auftaucht, Maria sei an derselben betheiligt[64]), daß namentlich die spanischen Gesandten in Paris und London — die man übrigens nicht, bloß weil sie Katholiken sind, als Zeugen von besonderer Wichtigkeit citiren sollte — diesem Verdachte Ausdruck geben. Aber Alava verzeichnet gleichzeitig Gerüchte, welche Katharina von Medici und Elisabeth von England für den Mord verantwortlich machten, und während er als Motiv des Verbrechens die unsinnige Angabe erwähnt, Maria wolle ihr Kind nach

---

[64]) Vgl. besonders die Depeschen-Auszüge bei Froude VIII, 371, IX, 17 ff. Gegen ihn namentlich Hosack I, 275 ff.

England schicken und im ganzen Königreich die Irrlehre einführen, spricht de Silva von Rache für Riccio's Tod; keiner von beiden aber hat eine Ahnung von Maria's Liebe zu Bothwell, welche später den Schlüssel des Räthsels abgibt. Der Verdacht selbst ist eigentlich selbstverständlich. Das schlechte Verhältniß der beiden Gatten war allgemein bekannt; es wäre geradezu verwunderlich, wenn nicht neben andern Namen auch derjenige der Königin genannt worden wäre, und an rücksichtslosen Gegnern, welche jedes Gerede nach Kräften ausbeuteten, fehlte es ihr wahrlich nicht. Gewiß, der Verdacht war vorhanden und weit verbreitet, er spiegelt sich wieder in Gesandtschaftsberichten, in den erregten Briefen der Königin Elisabeth und des Erzbischofs von Glasgow, des schottischen Vertreters am französischen Hofe; aber er ist, auch die vollständige Unschuld Maria's vorausgesetzt, nichts weniger als schwer begreiflich.

Der Proceß gegen Bothwell gestaltete sich zu einem Spiel allerunwürdigster Art. Mit stattlichem Geleit, an seiner Seite der Staatssecretair Maitland, ritt Bothwell zum Gericht; ein anderer Mitschuldiger, der Graf von Argyll, führte als Lord-Oberrichter den Vorsitz. Eine eigentliche Verhandlung fand nicht statt; denn Lennox hatte im letzten Augenblick Aufschub verlangt, um sein Beweismaterial zu vervollständigen. Er selbst erschien nicht, sondern ließ nur einen Protest gegen die Abhaltung des Termins verlesen, und da kein Zeuge anwesend war, überhaupt der Schuldbeweis nicht angetreten wurde, so endete die Sitzung natürlich mit Freisprechung. Dem Gesetz hatte Bothwell Genüge gethan, zum Ueberfluß forderte er Jedermann zum Zweikampf heraus, der ihn des Königsmordes beschuldige, und das zwei Tage später eröffnete Parlament drückte das Siegel darauf, indem es ihm für seine großen Verdienste um die Krone den Besitz von Schloß Dunbar nebst Zubehör bestätigte. Der schwächliche Versuch, Darnley's Tod zu rächen, hatte mit einer Ehrenerklärung für den Mörder geendet; was sollte den verwegenen Mann noch hindern, nach dem Lohne seines Verbrechens zu greifen? Unterstützt von den Genossen seiner Blutthat, hat er das Ziel erreicht; einen Monat später haben ihn dieselben Hände gestürzt, die ihn erhoben hatten, und in seinen Sturz hat er Maria mit hinein gerissen.

IV. Maria und Bothwell.

Am 19. April wurde das Parlament geschlossen. Noch an demselben Tage ist ein Complott geschmiedet worden, mit dessen nackter Schurkerei sich selbst die Verschwörungen gegen Riccio und Darnley nicht

meſſen können. Am Abend verſammelte Bothwell einen großen Theil des Adels zu einem Bankett. Hier wurde eine Urkunde vollzogen, in welcher die Unterzeichner unter großen Lobſprüchen auf Bothwell, unter Anrufung Gottes und Verpfändung ihrer Ehre ſich verpflichten, Bothwell gegen die Verleumdung zu ſchützen, als ſei er der Mörder Darnley's, und alles aufzubieten, um ihm die Hand der Königin zu verſchaffen, die jetzt des Gemahles beraubt ſei, aber um des Gemeinwohles willen nicht Wittwe bleiben dürfe. Als Unterzeichner werden genannt u. A. die Grafen von Huntly, Argyll, Caſſilis, Morton[65]), Sutherland, Rothes und Caithneß, ſowie elf Lords, nur Lord Eglinton machte ſich rechtzeitig davon. Auch Murray ſoll unterſchrieben haben, was jedoch keinesfalls beim Bankett ſelbſt geſchehen ſein kann, da er Edinburgh bereits verlaſſen hatte. Es iſt dies vielleicht das ſchmutzigſte Blatt in der Geſchichte Schottlands. Ein Theil der Unterzeichner wußte ganz genau, daß Bothwell zu den Königsmördern gehörte, die meiſten übrigen haben gewiß zum wenigſten ſehr ernſtliche Zweifel an ſeiner Unſchuld gehegt, und trotzdem haben ſie ſich bereit finden laſſen, das Weib des Opfers ſeinem Henker zu überliefern, die noch nicht ein Vierteljahr verwittwete katholiſche Königin einem verheiratheten Proteſtanten! Es verſteht ſich eigentlich von ſelbſt, daß ſo viele Mitglieder der ſchottiſchen Ariſtokratie — und die oben angeführte Liſte erſchöpft ſicher nicht die Zahl der Eingeweihten — ſich nur aus Gründen ſehr verſchiedener Art zu einem ſolchen Teufelsſtreich zuſammenfinden konnten, deſſen Gelingen unter allen Umſtänden das Anſehen der Königin auf's ſchwerſte ſchädigen oder gar ihren Untergang herbeiführen mußte; man braucht kaum einen Quellen-Beleg für die Annahme, daß „die Einen Bothwell aufrichtig als Freunde unterſtützten, die Andern gezwungen, für ihr Leben fürchtend, wieder Andere heuchleriſch, um zu ihren geheimen Zielen zu kommen“[66]). Die nächſten Ereigniſſe bilden die einleuchtende Erklärung zu den letzten Worten.

Es war bisher nur durch wenige Sätze einer Geſandtſchafts-Inſtruction bekannt, welche Maria kurz darauf dem Biſchof von Dumblane zur Rechtfertigung ihrer Heirath ertheilte, daß Maria am 20. April, alſo am Tage nach dem Complott, die Werbung Bothwell's ablehnte[67]). Einzelheiten ſind erſt durch den Bericht Nau's[68]) bekannt geworden.

---

[65]) Morton wird in beiden uns erhaltenen Liſten der Unterzeichner aufgeführt, und es iſt unzuläſſig, mit Froude IX, 53, anſcheinend nur auf das Zeugniß Drury's hin, ſeine Unterſchrift zu beſtreiten. Vgl. Hoſack I, 304. Glencairn und Murray ſtehen nur in einer Liſte, desgleichen acht geiſtliche Würdenträger.

[66]) Nau bei Stevenſon 246. — [67]) Labanoff II, 37. — [68]) Bei Stevenſon 245.

Nach demſelben ſchickte der Adel, in Bothwell's Hauſe verſammelt, an Maria eine Deputation mit Maitland[69]) an der Spitze, um ihr ſeine Wünſche bezüglich der Heirath vorzutragen. „Auf dieſe und ähnliche Vorſtellungen," heißt es weiter, „antwortete die Königin einfach ablehnend, und wiederholte nochmals dieſen Beſcheid, indem ſie an die über den Tod ihres Gemahls umlaufenden Gerüchte erinnerte. Hierauf antworteten Maitland und die übrigen Abgeſandten, Bothwell ſei durch den Rath (des Adels) freigeſprochen; unter ihnen ſeien die Erſten vom Adel, welche dieſe Bitte zum Wohle des Königreiches ſtellten; ihnen werde die Verantwortung zufallen, falls auf ihren Rath die Heirath zu Stande komme. Aufgefordert, behufs einer Entſcheidung die Stände zu berufen, unterzeichneten ſie alleſammt die Bittſchrift und übernahmen die Verantwortung für den Inhalt derſelben. Sehr inſtändig gedrängt, begann die Königin, in Erwägung, daß Bothwell von der Anklage genügend gereinigt ſei und ohne etwas weiteres zu argwöhnen, ihnen Gehör zu ſchenken, ohne jedoch dies äußerlich merken zu laſſen. Sie blieb unſchlüſſig wegen der verſchiedenen Gerüchte über den Heirathsvorſchlag, und weil ſie kein Mittel der Gewalt gegen die Rebellen beſaß, welche ihr damals eher Befehle als Rathſchläge gaben und ſie mehr beherrſchten, als ſie ihr dienten." Nirgendwo wird dieſe Darſtellung anderweitig beſtätigt, aber der Hauptpunkt findet ſeine Beſtätigung in den Thatſachen: Hätte Maria die vom Adel unterſtützte Werbung angenommen, ſo hätte Bothwell ſich den gefährlichen Weg der Gewalt gewiß erſpart. Hier aber liegt auch einer der ſchlagendſten Beweiſe vor, daß das Liebesverhältniß zwiſchen Maria und Bothwell, von welchem vor Darnley's Tod kein Menſch etwas gewußt hat, eine Verleumdung iſt. Bei dem engen Einverſtändniß, welches dann zwiſchen ihnen angenommen werden müßte, erſcheint eine Scheinentführung, wie ſie Maria's Gegner behaupteten, abſolut unverträglich mit dem urkundlich bezeugten Adels-Complott. Allenfalls könnte man ſagen: Maria ſelbſt habe auf einer Entführung beſtanden, um durch den Schein des Zwanges ihr verbrecheriſches Einverſtändniß mit dem Mörder ihres Gatten zu verdecken; aber darf man Bothwell zutrauen, daß er, der Liebe Maria's ſicher und mit der Zuſtimmung des Adels in der Taſche, zu einem Gewaltmittel — wenn auch nur ſcheinbar — gegriffen haben ſollte, durch welches er ſeinen Feinden die gefährlichſte Waffe förmlich in die Hand gab? Gewiß war er eines gemeinen Betruges fähig, nicht aber eines ſolchen, der vom

---

[69]) Nach Drury's Angabe hatte er nicht unterſchrieben, obwohl er der Heirath zugeſtimmt habe, und wirklich fehlt ſein Name in beiden Liſten.

Standpunkte seiner Interessen aus nicht nur absolut zwecklos, sondern auch offenbar gefährlich war[70]).

Gegenüber diesen in der Sache liegenden Bedenken fallen die positiven Zeugnisse für ein Einverständniß Maria's mit Bothwell wenig in's Gewicht. Abgesehen von einigen Cassettenbriefen, von welchen später die Rede sein wird, und einer Zeugenaussage, welche jetzt wohl als allgemein preisgegeben bezeichnet werden darf[71]), liegen mehrere belastende Briefe anderer Personen aus jenen unheilvollen Tagen vor. Am 20. April schreibt Kirkaldy[72]) in ergrimmten Ausdrücken an Cecil: Maria sei schuld, daß das Parlament Bothwell eine Ehrenerklärung ausgestellt habe, sie wolle ihr Söhnchen Bothwell überliefern, ja „sie hat gesagt, Frankreich, England und ihr eigenes Reich wolle sie preisgeben um seinetwillen und in einem weißen Rock mit ihm gehen bis an's Ende der Welt“ [73]). Man beachte, daß diese Worte gerade einen Tag später geschrieben sind, nachdem Bothwell die Zustimmung des Adels für sein Heirathsproject erhalten hatte. Bothwell's Absichten waren also bereits in weiten Kreisen bekannt; damit war der übeln Nachrede, welcher Maria seit dem Tode Darnley's ausgesetzt war, ein neues fruchtbares Feld geöffnet, und Kirkaldy's mit einer eben so drastischen wie wenig glaublichen Anekdote verbrämter Gefühlsausbruch beweist mit Sicherheit nur, daß geklatscht wurde. Der Entführungsplan war vor seiner Ausführung bekannt; zwei Briefe, deren Schreiber Maria feindlich gesinnt sind, sprechen davon in mehr oder minder deutlichen Ausdrücken; beide sind am Tage der Entführung selbst geschrieben, beide bewegen sich zum Theil wörtlich in denselben Wendungen, so daß wir es offenbar nicht mit zwei von einander unabhängigen Zeugnissen zu thun haben[74]), und nur einer

---

[70]) Froude, History of England IX, 59 und 60 müht sich mit der Erklärung dessen ab, was er selbst „einen wilden Plan“ nennt, aber ohne, wie mir scheint, auf die Frage „zu welchem Zweck“ eine halbwegs genügende Antwort zu finden. Gädeke 122 meint: „Der erzwungenen Einwilligung der Lords kann er (Bothwell) eine große praktische Bedeutung nicht beigelegt haben; sie sollte nur vor der Welt als gewichtiges Actenstück figuriren. Im andern Falle hätte er eine offene Werbung vorziehen müssen.“ Die Erklärung Maria's, sie habe die „offene Werbung“ abgelehnt, wird dabei einfach ignorirt. Die bestätigende Erzählung Nau's, die mit einer Fülle von Einzelheiten eine volle Druckseite einnimmt, kann man unmöglich als pures Phantasiestück behandeln, wenn sie auch zweifellos von Maria selbst beeinflußt ist. Die Ausführungen Schiern's (Hepburn Bothwell, engl. Uebers. von Berry 244), die Entführung und die rasche Heirath sei vielleicht durch eine damals bereits vorhandene Schwangerschaft der Königin zu erklären, sind reine Vermuthungen.

[71]) Auch von Gädeke 389. — [72]) Froude IX, 54.

[73]) Daran schließt sich noch die gröbliche Entstellung eines Parlamentsbeschlusses. Vgl. darüber Hist. Jahrb. 1882, S. 43.

[74]) Auszüge aus den Briefen Drury's und des Grafen von Lennox vom 24. April bei Froude IX, 62 u. 63. In dem erstern heißt es: This day the Queen returns to

derſelben beſchuldigt Maria zwiſchen den Zeilen des Einverſtändniſſes. Es iſt das Zeugniß eines Gegners, ihres ſeit langer Zeit feindlich geſinnten Schwiegervaters, und aus der Thatſache, daß Andern der Plan im voraus bekannt war, darf man wahrlich nicht auf ihre eigene Kenntniß und ihr Einverſtändniß ſchließen; auch von der bevorſtehenden Ermordung Riccio's war eine Menge von Perſonen unterrichtet[75]), und dennoch iſt er ſowohl wie Maria furchtbar überraſcht worden. Wenn vollends die Verſicherung eines der Leute Bothwell's, Maria habe nichts gegen die Entführung einzuwenden, verwerthet wird[76]), ſo kann man ſich nur über eine derartige Argumentation wundern. Andere für Maria ungünſtige Auslaſſungen, z. B. ein Bericht des ſpaniſchen Geſandten am engliſchen Hofe[77]), ſtammen aus der Zeit *nach* der Entführung, die ſelbſtverſtändlich von Maria's Gegnern ſofort gegen ſie ausgebeutet wurde.

Am Tage nach der Ablehnung der Werbung Bothwell's ging Maria nach Stirling zu ihrem Söhnchen. An dieſen Beſuch knüpft ſich eine der dummſten aller Verleumdungen, welche jemals über ſie verbreitet worden ſind. Sie habe, hören wir, dem kleinen Jacob einen vergifteten Apfel mitgebracht; er wollte ihn nicht annehmen, aber eine Windhündin, die davon fraß, ſtarb nebſt ihren Jungen. Auch ein Stück Kuchen, welches um dieſelbe Zeit dem Prinzen gebracht wurde, habe ſeinen Zweck verfehlt. Abgeſehen von der Geſchmacksrichtung der Hundefamilie, müßte Maria wunderbare Anſichten von der für ein Kind von zehn Monaten paſſenden Ernährung gehabt haben. Und dieſen Unſinn berichtet ein engliſcher Politiker, Sir Drury! Was muß man, danach zu urtheilen, in jenen Tagen nicht für glaubhaft gehalten haben, wenn man auch vielleicht ſelbſt nicht daran glaubte! Froude[78]) führt dieſe Anekdote mit der Bemerkung ein, ſie ſei charakteriſtiſch für die Anſchauung der Zeitgenoſſen; das iſt ſie in der That, wenn auch in anderm Sinne, als Froude anzunehmen ſcheint.

Auf der Rückreiſe von Stirling übernachtete Maria in Linlithgow, der Stätte ihrer Geburt, und ritt am 24. April weiter gegen Edinburgh, begleitet von Huntly und Maitland[79]). Auf dem Wege begegnete ihr

---

Edinburgh or Dunbar. The Earl Bothwell hath gathered many of his friends; in dem andern: The Queen returns this day from Stirling. The Earl Bothwell hath gathered many of his friends. Zufällig kann dieſe Uebereinſtimmung nicht ſein.

[75]) Vgl. oben S. 13. — [76]) Froude IX, 64. — [77]) Ebend.

[78]) History of England IX, 63 Note 2.

[79]) Der kluge Staatsſecretair hat ſpäter erzählt, Bothwell und Huntly würden ihn todtgeſchlagen haben, hätte Maria ihn nicht beſchützt. Froude IX, 65. Anderſeits ſteht feſt, daß er die Heirath beförderte. Vgl. oben S. 40. Ob er auch hier wieder doppeltes Spiel geſpielt hat, oder durch Bothwell und Huntly eine Komödie aufführen ließ, oder ein Märchen zum Beſten gab, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Bothwell an der Spitze einer starken Reiterschaar, führte sie nach Dunbar und hielt sie dort in Haft, bis sie ihre Zustimmung zur Heirath gegeben hatte. Durch welche Mittel er sein Ziel erreichte, darüber hat keine Feder eines Unbetheiligten berichtet; wir wissen nur, was Maria selbst einige Wochen später zu ihrer Entschuldigung vorbrachte: Bothwell habe sie freundlich und ehrfurchtsvoll behandelt, es nicht an Bitten um Verzeihung dafür fehlen lassen, daß er aus Liebe und um als Gatte der Königin Schutz gegen seine Widersacher zu finden, diesen Schritt gewagt. Kein Mensch habe sich, während sie wartete von Tag zu Tag, zu ihrer Rettung erhoben, da habe sie schließlich seinem unablässigen Drängen nachgegeben. Ihre Bitte um Aufschub habe er abgelehnt, vielmehr „durch Ueberredung und ungestümes Drängen, verbunden sogar mit Gewalt", erreicht, daß sie sich der sofortigen Vermählung fügte. Gewiß, sie hat gefehlt, sie hätte lieber alles erdulden als nachgeben sollen; abgesehen von allen andern Bedenken, durfte sie nicht einwilligen, das Weib eines verheiratheten Mannes zu werden, der sich durch einen schamlosen Ehescheidungsproceß erst frei machen mußte von seiner vor stark einem Jahre heimgeführten Gattin. Aber unbegreiflich ist es wahrlich nicht, daß sie unterlag. Sie war von Allen verlassen[80]), sie wußte, daß der Adel die Heirath unterstützte; die Männer, welche sich wenige Wochen später gegen Bothwell als den Entführer der Königin erhoben, haben mit dem Aufstand gewartet, bis der Entführer sein Ziel erreicht, das Schicksal Maria's an das seinige gekettet hatte. Möglich — eine Stütze findet diese Annahme in der oben erwähnten Mittheilung, sie habe die Werbung am 20. April nicht ohne Schwanken zurückgewiesen — möglich, daß außer dem Gefühl gänzlicher Verlassenheit, außer den uns im Einzelnen nicht bekannten Mitteln der Ueberredung und des Druckes auch die Erinnerung mitspielte, daß Bothwell ihr und ihrer Mutter so manchen großen Dienst geleistet, daß sie hoffte, in diesem thatkräftigen Manne eine Stütze gegen die ewigen Umtriebe seiner Standesgenossen zu finden; dann hat sie den Irrthum, welcher die sträfliche Nachgiebigkeit erzeugen half, furchtbar gebüßt.

Einen besonders widerlichen Charakter besitzt diese Heirath durch das frivole Spiel mit kirchlichen Formen, welches ihr in Gestalt eines schmutzigen Ehescheidungsprocesses vorausging. Im Februar 1566 hatte

---

[80]) Froude IX, 65 erwähnt ein in Privatbesitz befindliches Schreiben vom 27. April, worin „die Lords" — Namen fehlen — Maria ihr Schwert zur Verfügung stellen, wenn sie wirklich gegen ihren Willen entführt worden sei. Auf die Frage, ob das Schreiben an seine Adresse gelangt sei, läßt Froude sich nicht ein, und jedenfalls ist es bei Worten geblieben, bis es zu spät war. Es ist offenbar der bei Stevenson CLXXII gedruckte Brief, welchen „Adel und Unterthanen" aus Aberdeen schreiben.

Bothwell die junge Lady Jane Gordon, Schwester des Grafen von Huntly, geheirathet. Da sie katholisch war, wurde die Scheidung sowohl bei dem Gerichtshof des Erzbischofs von St. Andrews als beim protestantischen Consistorium betrieben. Die Sache wurde mit vorzüglicher Schnelligkeit besorgt: Ende April begann der Proceß, einige Tage genügten, um ihn vor beiden Tribunalen zum erwünschten Ziele zu bringen. Das erzbischöfliche Gericht schied die Ehe wegen Verwandtschaft, obwohl der Erzbischof im Jahre vorher wegen derselben förmlich Dispens ertheilt hatte[81]), das Consistorium wegen Ehebruchs, begangen durch Bothwell, der seine Schande durch seine eigenen Diener bezeugen ließ![82])

Wahrhaft erquickend gegenüber dieser paritätischen Komödie wirkt das Benehmen des Predigers John Craig, welcher das Paar aufbieten sollte. Anfänglich weigerte er sich entschieden und hielt seine Weigerung Bothwell in's Gesicht aufrecht. Schließlich erließ er das Aufgebot mit einem öffentlichen Protest derbster Art: „Himmel und Erde nehme ich zu Zeugen, daß ich die Heirath verabscheue; da ich aber sehe, daß der beste Theil des Königreichs dieselbe billigt durch Schmeicheln oder Schweigen, so bitte ich die Gläubigen, inständig zu beten, Gott möge zum Vortheil des Reiches wenden, was gegen Vernunft und Gewissen geschieht." Am 15. Mai wurde in Edinburgh die Hochzeit gefeiert. Bothwell hatte den Titel Herzog von Orkney erhalten, nicht jedoch den Königstitel; auch untersagte ihm der von zahlreichen Grafen, Lords und Bischöfen unterzeichnete Ehecontract jede Regierungshandlung ohne Mitwirkung der Königin; er ist nicht lange in Versuchung gewesen, sich darüber hinwegzusetzen. Eingesegnet wurde der entsetzliche Bund durch den protestantischen Bischof von Orkney; auch soll Maria versprochen haben, die Bestimmungen

---

[81]) Das lange verlorene Dispensations-Instrument vom 17. Februar 1566 ist facsimilirt und gedruckt bei J. Stuart, A lost Chapter in the History of Mary Queen of Scots recovered (Edinburgh 1874), wo eine genaue Untersuchung des widerwärtigen Handels und gute Notizen über Jane Gordon, die in hohem Alter als Wittwe des Grafen von Sutherland starb. Die Frage, ob Maria von der Existenz des Instrumentes Kenntniß gehabt habe, wird von Stuart bejaht, wie mir scheint, mit Recht. Neuerdings hat Colin Lindsay (Tablet 1883 Nro. 2253 ff.) sich bemüht, den Nachweis zu erbringen, das Document sei gefälscht, Bothwell sei mit Jane Gordon überhaupt niemals rechtmäßig verheirathet, aber auch seine Ehe mit Maria ungültig gewesen. Näher kann hier auf diese Dinge nicht eingegangen werden, jedoch scheint mir die Untersuchung an großen canonistischen und historischen Willkürlichkeiten zu leiden. Uebrigens ist bei dem lückenhaften Zustande der Acten Manches unklar, und ein abschließendes Urtheil, namentlich über die Schuld einzelner Persönlichkeiten bedenklich. Vgl. auch Bellesheim, Gesch. d. kath. Kirche in Schottl. II, 78.

[82]) Auszüge aus den Consistorial-Acten bei Stevenson CLXIII. Ein kürzerer Auszug war bereits bei Stuart 90 gedruckt.

gegen Ausübung des katholischen Cultus streng zu handhaben[83]). Der französische Gesandte Ducroc, der Maria an ihrem Hochzeitstage besuchte, fand sie auf's tiefste niedergeschlagen; nie mehr könne sie glücklich sein, äußerte sie, nichts wünsche sie, als den Tod. Am Tage darauf habe sie, fügt Ducroc bei, nach einem Messer gerufen, um sich zu tödten. In einem spätern Berichte erzählt er, die Königin werde schlecht behandelt und verbringe ihre Tage in Thränen. Von anderer Seite wird diese Schilderung bestätigt[84]). Seltsame Flitterwochen einer „wahnsinnig Verliebten!"

Noch vor dieser Unglückshochzeit waren bereits die Vorbereitungen zum Aufstand getroffen. Wir erhalten die ersten genauern Mittheilungen in einem Schreiben, welches Kirkaldy of Grange, der anscheinend in die wahren Absichten des Complotts nicht eingeweiht war[85]), am 8. Mai an den englischen Grafen von Bedford richtete. Vier Grafen hätten sich auf einer Zusammenkunft in Stirling verbunden, um Maria aus den Händen Bothwell's zu befreien, den Prinzen zu beschützen und Darnley's Mörder zu bestrafen. Eine Menge von Grafen und Lords werde sich dem Unternehmen anschließen. Auch ersucht er Bedford, er möge den in Frankreich weilenden Murray ersuchen, in der Normandie sich zur Rückkehr bereit zu halten. Unter den Theilnehmern der Verschwörung nennt Kirkaldy mehrere, welche sich sowohl an dem Complott gegen Darnley betheiligt, als die Urkunde unterzeichnet hatten, in welcher Maria zur Heirath mit Bothwell aufgefordert wurde. Der größte Theil des Adels, versichert er, habe aus Furcht für sein Leben zugestimmt. Schade, daß diese Ehrenmänner — auch der ewige Verräther Morton wird unter den Anstiftern genannt — erst dann sich über ihre Befürchtungen hinwegsetzten, als es zu spät war, Maria zu retten. Die Seele des Ganzen soll der Staatssecretair Maitland, Murray's vertrauter Freund, gewesen sein[86]). Bei Manchen mag auch Eifersucht oder ehrlicher Widerwille gegen Bothwell oder ein sonstiges persönliches Motiv mitgewirkt haben[87]), aber wenn man berücksichtigt, daß mehrere der leitenden Persönlichkeiten rasch hinter einander an scheinbar so unverträglichen Actionen sich betheiligen, wie es der Tod Darnley's, die Heirath Maria's mit Bothwell, der Aufstand gegen Letztern und der Verrath an Maria sind, so drängt die Logik der

---

[83]) So erzählt Keith II, 591, der sich auf eine Sitzung des Geheimen Raths vom 23. Mai bezieht.

[84]) Die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse wird auch von Gädeke 127 kaum bezweifelt.

[85]) Das bezeugt Rau bei Stevenson 247; Maitland habe ihn am Schnürchen gehabt.

[86]) Rau 247. Nach demselben (244) hätte Murray schon vor seiner Abreise nach Frankreich die Vorbereitungen zum Sturz Maria's getroffen.

[87]) Vgl. im Einzelnen Rau 246.

Thatsachen gebieterisch auf den Verdacht, daß diese anscheinenden Widersprüche nur die Entwickelungsstufen eines und desselben schurkischen Planes sind.

Genau einen Monat nach der Heirath war dieser Plan gelungen. Am 7. Juni hatten Bothwell und Maria sich von Edinburgh nach Borthwick begeben. Hier durch Truppen der Aufständischen bedroht, zogen sie sich nach der starken Festung Dunbar zurück, sammelten einige tausend Mann, und setzten sich dann wieder nach Edinburgh zu in Bewegung. Das Castell der Hauptstadt wurde von James Balfour gehalten, der höchst wahrscheinlich auf beiden Schultern trug; wir hören, er habe Maria aufgefordert, schleunigst nach Edinburgh zu ziehen, dann werde er auf die Rebellen schießen, sonst aber genöthigt sein, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen [88]). Hätte Maria diesen Rath nicht befolgt, so hätte der Aufstand vielleicht ein übeles Ende genommen, denn von Norden und Süden waren beträchtliche Streitkräfte im Anmarsch, namentlich war auf Hülfe durch das mächtige Geschlecht der Hamiltons zu rechnen. Sie kam zu spät. Als Maria am 15. Juni bei Carbery Hill unweit von Edinburgh mit den Rebellen zusammenstieß, hatte sie nur etwa 4000 Mann bei sich, meistens Grenzleute aus dem Süden, wo Bothwell's Einfluß überwog, leichte Truppen, die man wohl zu Scharmützeln, aber schwerlich zu einem regulären Gefecht gebrauchen konnte [89]). Auf Seiten der Gegner stand etwa die gleiche Zahl, jedoch die Qualität der Truppen war eine bessere. Die Folgen blieben nicht aus, als man sich Stunde auf Stunde in drückender Hitze gegenüberstand. Während man verhandelte, während Boten herüber und hinüber gingen, löste die Ordnung sich im königlichen Heere mehr und mehr auf, welches zudem von einem Theile der Rebellen-Truppen umgangen wurde. So blieb Maria schließlich nichts übrig, als nachzugeben.

Unzweifelhaft ist Maria bei den Verhandlungen von Carbery Hill auf das schmählichste betrogen worden. Genau entsprechend dem Programm, welches Kirkaldy in dem Briefe vom 8. Mai entwickelte, hatten die Rebellen am 11. Juni eine Proclamation erlassen, welche Befreiung der von Bothwell gefangen gehaltenen Königin, Schutz des Prinzen und Bestrafung der Königsmörder als Zweck des Aufstandes bezeichnete. Im gleichen Sinne sprachen sie sich am folgenden Tage sowohl öffentlich als gegenüber dem französischen Gesandten aus, der freilich eben so wenig daran glaubte als Maria, die in ihrer Gegenproclamation vom 14. Juni schlagend auf die Freisprechung Bothwell's und die Zustimmung des

---

[88]) So Nau 250.

[89]) Ebend. 251. Nau ist auch für die folgenden Ereignisse eine Hauptquelle.

Adels zu ihrer Heirath hinwies. Aber mit eherner Stirne spielten die Verräther das Spiel weiter. Als sich Ducroc [90]) zur Vermittelung anbot, stellten sie als Bedingung auf, Maria möge sich von Bothwell trennen, dann wollten sie ihr als treue Unterthanen auf den Knieen dienen; auch boten sie Bothwell einen Zweikampf an. Nach langem Hin- und Herreden gab Ducroc die Hoffnung auf und ritt nach Edinburgh zurück.

Allem Anschein nach war das Schicksal des Tages bereits entschieden und bewaffneter Widerstand aussichtslos, als die Rebellen neue Unterhandlungen anboten. Ihre Abgesandten verlangten die Auslieferung Bothwell's; der Königin selbst sicherten sie volle Freiheit zu [91]); sie solle nur der Gewalt derjenigen entzogen werden, welche ihre Autorität mißbrauchten, um die Bestrafung der Mörder Darnley's zu hintertreiben. Maria äußerte natürlich ihr Befremden über diese Forderung; sie habe, konnte sie mit vollem Recht antworten, auf Andrängen der Häupter des Adels Bothwell geheirathet, auch solcher, die sie jetzt im feindlichen Lager sehe. Weshalb man sie denn nicht früher von der Anklage gegen Bothwell unterrichtet habe? Der Gerechtigkeit werde sie, was den Königsmord angehe, gern freien Lauf lassen; freilich müßte dieselbe auch gegen einige geübt werden, deren Benennung großes Erstaunen erregen würde. Sie verlangte dann mit Maitland zu sprechen, der sich aber damit entschuldigte, er gehöre nicht zu den Rebellen; vom Grafen von Atholl kam ein ähnlicher Bescheid. Endlich erschien Kirkaldy of Grange, und als dieser sich für die Ehrenhaftigkeit seiner Genossen verbürgte, entschloß sie sich, mit ihm in das Lager der Gegner zu gehen; nur verlangte sie Sicherheit für Bothwell, dessen Schuld vom Parlament zu entscheiden sei. Kirkaldy erklärte, er habe in dieser Hinsicht keine Vollmacht, rieth aber Bothwell, sich zurückzuziehen; er verspreche ihm als Ehrenmann, nach Kräften zu verhindern, daß er verfolgt werde. Bothwell dachte noch an Widerstand, aber Maria unterstützte dringend den Rath Kirkaldy's; finde das Parlament ihn unschuldig, so werde nichts sie hindern, ihn als ihren rechtmäßigen Gatten zu betrachten; andernfalls werde sie ihr Leben lang es

---

[90]) Auffallender Weise äußert sich Rau sehr ungünstig über diesen Mann, der sonst als treuer Freund Maria's gilt, und sich in seinen Berichten oft in günstiger Weise über sie äußert. Rau (235) bezeichnet ihn als gänzlich abhängige Creatur der Königin von Frankreich und meint (251), durch seine „Schliche" bei Carbery Hill habe er die Sache in die Länge gezogen.

[91]) Der Ergebenheits-Versicherungen der Lords, falls Maria sich von Bothwell trenne, erwähnt auch der wichtige, zwei Tage nachher geschriebene Bericht Ducroc's bei Labanoff VII, 116. Für das Folgende sind wir vorzugsweise auf die sehr eingehende Schilderung Rau's bei Stevenson 251 ff. angewiesen. Andere Berichte bestätigen ihn in einzelnen Punkten, stehen aber meist den Ereignissen zu fern, um als Grundlage benutzt werden zu dürfen. Die Hauptsache, der Verrath der Rebellen, ist von keiner Seite bestritten.

bedauern, durch die Heirath mit ihm einen Schatten auf ihren Ruf geworfen zu haben, und alles thun, um sich von diesem Makel zu reinigen. Bothwell fügte sich. Beim Abschied versicherte er ihr, Morton, Maitland und James Balfour seien die Hauptschuldigen am Königsmord; auch ihre Unterschrift soll er Maria gezeigt haben. Dann ritt er mit einigen Leuten nach Dunbar. Niemand hat ihn verfolgt. Maria hat ihn nicht wieder gesehen.

Während der Königsmörder, dem angeblich der Aufstand galt, ungestört entschlüpfen konnte, ritt Maria mit Kirkaldy in's feindliche Lager, von den Soldaten mit Zuruf begrüßt, während die Führer sich von ihr fern hielten. Nur mit Morton[92]) wechselte sie einige Worte. „Wie kommt es doch," fragte sie ihn, „daß alles dies gegen die Mörder des Königs geschehen soll? Man hat mir gesagt, ihr seiet einer der Ersten." „Vorwärts," antwortete er, „hier ist nicht der Ort, um über solche Dinge zu reden." Während des Marsches nach Edinburgh, auf welchem die Königin durch zwei junge Edelleute, angeblich vom übelsten Rufe, escortirt wurde, trennte man Maria vollständig von ihrer bisherigen Begleitung; sie war Gefangene[93]). Erst spät Abends erreichte der Zug die Hauptstadt. Maria wurde nach einem vom Herrn von Craigmillar bewohnten Hause gebracht und unter schärfster Bewachung eingeschlossen. Mehrere Personen blieben sogar in ihrem Zimmer, so daß sie sich angekleidet auf's Bett legen mußte. Nur erhielt sie Erlaubniß, an einige vom Adel zu schreiben, darunter an Kirkaldy und Maitland. Eine Antwort erhielt sie nicht, und als sie am andern Morgen unter Jammern und Thränen den an ihrem Fenster vorübergehenden Maitland um Hülfe anflehte, ging er stumm weiter. Die Wachen machten der traurigen Scene ein Ende, indem sie Maria vom Fenster zurückzogen und ihr vorstellten, sie könne leicht durch das Fenster erschossen werden.

Nachdem Maria diesen schrecklichen Tag fast ohne Speise und Trank zugebracht hatte, erhielt sie am Abend den Besuch Maitland's. Die Feder, welche uns eingehend über diese Unterredung berichtet hat, ist allerdings nicht parteilos, aber alles, was wir erfahren, paßt ausgezeichnet zu dem Charakter des doppelzüngigen Diplomaten[94]). Während

[92]) Daß er ihr knieend den Gehorsam des Adels versprochen habe, ist nicht genügend verbürgt.

[93]) Von den empörenden Scenen, die sich schon während des Zuges zugetragen haben sollen, wissen weder Nau noch Ducroc auch nur das Mindeste.

[94]) Daß Maitland selbst dem französischen Gesandten ganz andere Dinge aus dieser Unterhaltung erzählte, versteht sich ebenso von selbst, wie die Unglaubwürdigkeit dieser Darstellung eines Lügners von Beruf. Seit der ausführliche Bericht Nau's bei Stevenson 258 vorliegt, ist natürlich der Verdacht Hosack's I, 345 hinfällig, daß eine Unterredung überhaupt nicht stattgefunden habe.

er die Augen nicht vom Boden erhob, zählte Maria ihm alles Gute auf, was sie ihm gethan, und beschwerte sich über ihre Behandlung. Er antwortete, man befürchte, sie möge die Bestrafung des Königsmordes verhindern, und müsse sie deshalb festhalten, bis diese Angelegenheit erledigt sei. Keinesfalls dürfe sie zu Bothwell zurückkehren; so lange dieser lebe, könne die Ruhe nicht wiederkehren und der Adel kein Vertrauen zu Maria haben. Maria äußerte sich anfangs noch zurückhaltend, endlich aber sagte sie Maitland vor den Kopf, was sie von Bothwell über seine, Morton's und Balfour's Mitschuld gehört hatte, und drohte ihm, nöthigenfalls von dieser Kenntniß auch Andern gegenüber Gebrauch zu machen. Nun gerieth Maitland in Zorn und antwortete ebenfalls mit Drohungen; wenn sie das thue, werde er es noch schlimmer treiben als bisher, um sein Leben zu retten, das ihm über alles gehe. Andernfalls könne er ihr noch ein Mal gute Dienste leisten. Sie möge ihn nicht mehr rufen lassen, sonst schöpfe der Adel Verdacht, und wenn er dort seinen Einfluß verliere, könne es ihr das Leben kosten; gedroht habe man damit schon öfter.

Als Maitland sie verlassen hatte, holte Graf Morton sie um neun Uhr Abends nach Schloß Holyrood ab. Hier traf sie den größten Theil ihrer Dienerschaft, um sofort wieder von derselben getrennt zu werden. Noch während des Abendessens befahl ihr Morton, zu Pferde zu steigen. Nur von zwei Kammerfrauen begleitet, wurde sie von den rohen Lords Ruthven und Lindsay noch in derselben Nacht über den Forth-Busen nach Schloß Lochleven transportirt, welches fast ein Jahr hindurch ihr Gefängniß geblieben ist.

Von demselben Tage, an dessen Abend die Königin von Schottland als Gefangene ihre Hauptstadt verließ, datiren zwei Actenstücke, welche auf das Verfahren der Führer des Aufstandes ein grelles Licht werfen. Der Geheime Rath motivirte den Beschluß der Einkerkerung genau mit denselben Gründen, mit welchen Maitland in der erwähnten Unterredung mit Maria den Verrath des Adels zu bemänteln versuchte: Maria habe sich der Bestrafung des Königsmordes widersetzt; damit sie das Reich nicht in's Verderben stürze, müsse man sie von Bothwell trennen. Eine Proclamation vom gleichen Tage dagegen erzählt über die Motive des Aufstandes wieder die alte rührende Geschichte: Der Königsmörder Bothwell, der sich durch Mißbrauch der Gerechtigkeit dem Urtheil entzogen, habe durch Entführung Maria's eine neue Schandthat begangen. Deshalb habe sich der Adel erhoben, um den Mord zu rächen und die Entführte zu befreien. Von der Gefangennehmung Maria's enthält diese saubere Proclamation auch nicht eine Silbe. Unmöglich könnte die Verlogenheit der Aufständischen nackter sich documentiren, als in diesen beiden Actenstücken, deren erstes natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt

war. Lange konnte freilich der Gegensatz zwischen dem Inhalt der Proclamation und der Thatsache, daß die Königin in enger Haft zu Lochleven saß, nicht verborgen bleiben; um ihn zu bemänteln, greift die Adelspartei zu neuen Lügen.

Fast zwei Jahre vor diesen Ereignissen, am 4. Juli 1565, wenige Wochen vor Maria's Heirath mit Darnley, hatte der damalige englische Gesandte in Edinburgh, Randolph, an den englischen Staatssecretair Cecil einen merkwürdigen Bericht[95]) geschickt: Die beiden Grafen von Murray und Argyle hätten sich verabredet, Maria und Darnley auf der Reise zu überfallen und in verschiedenen Schlössern in Haft zu halten; in der Nähe von Lochleven sei Maria mit knapper Noth entkommen. Der Versuch, beide zusammen unschädlich zu machen, war mißlungen, die verhaßte Heirath kam zu Stande, und Murray's Aufstand nahm ein klägliches Ende. Dann aber bot das schlechte Verhältniß der Gatten Gelegenheit, den Einen durch den Andern zu ruiniren. Darnley ließ sich gegen seine Frau gebrauchen bei der Riccio-Verschwörung, aber auch diese gelang nur halb. Auch bei ihr hören wir wieder von der Absicht, Maria gefangen zu setzen[96]), aber ihre eigene Entschlossenheit verbunden mit Darnley's Abfall hatte das Netz zerrissen. Jetzt soll Maria gegen ihren unwürdigen Gemahl ausgespielt werden, aber sie weist den Vorschlag der Ehescheidung zurück, es folgt die Verschwörung von Craigmillar und Darnley's Tod. Bei dem Morde, bei der Verheirathung der Wittwe an einen der Mörder, bei dem Sturze des letztern finden wir zum Theil dieselben Männer betheiligt, und den Schlußact bildet das Gelingen des bereits zwei Mal gescheiterten Planes: Maria's Gefangenschaft. Daß sie das Opfer eines kaltblütigen Verrathes war, ist unbestritten, und nicht unwahrscheinlich auch, daß es schottische Politiker gab, die den im Kerker von Lochleven ausmündenden Weg längst überschaut, und durch alle wechselnden Complotte hindurch unverwandt dieses Ziel im Auge behalten hatten. Die Frage, ob die Gefangene von Lochleven nur das Opfer fremden Verbrechens war oder ob sie gleichzeitig büßte für eigene schwere Schuld, ist bereits wiederholt gestreift worden, aber das wichtigste Beweismittel, welches ihre Gegner geltend gemacht haben, bedarf noch einer besondern eingehenden Betrachtung.

V. Die Cassettenbriefe.

Während die Untersuchungen über Maria's Stellung zu Bothwell und zu der Ermordung ihres Gatten früher sich sehr eingehend mit

[95]) Keith II, 309. — [96]) Vgl. oben S. 16.

zeitgenössischen Meinungsäußerungen zu befassen pflegten, ist man neuerdings mehr und mehr dazu gekommen, die Discussion auf den Hauptpunkt zu concentriren. Beweisstücke wie die von den Todfeinden der Königin fabricirte Anklageschrift oder wie die Zeugenaussage ihres Dieners Paris kommen heute kaum noch in Betracht; mehr und mehr wird anerkannt, daß die Anklage mit der Echtheit der acht Briefe, welche Maria in den ersten Monaten des Jahres 1567 an Bothwell geschrieben haben soll, stehe und falle[97]).

Von erheblicher Bedeutung für Beurtheilung dieser vielumstrittenen Correspondenz sind die gleichzeitigen Angaben über dieselbe. Ueber die Art, wie sie in die Hände der Gegner Maria's gefallen sein soll, sind wir auf das Zeugniß des Grafen Morton beschränkt. Am 20. Juni 1567 (fünf Tage nach der verrätherischen Gefangennehmung der Königin durch die aufständischen Lords), so hat Morton später wiederholt erklärt[98]), sei in Edinburgh ein Diener des geflohenen Bothwell, Georg Dalgleish, gefangen genommen worden und habe, mit der Folter bedroht, ein silbervergoldetes Kästchen herausgegeben, in welchem sich Sendschreiben der Königin, Heiraths-Verträge oder -Versprechungen, Sonnette oder Liebeslieder und sonstige Briefschaften befanden. Am folgenden Tage habe Morton das Kästchen geöffnet, in Gegenwart Anderer den Inhalt geprüft und unverändert aufbewahrt.

Diese Aussage eines Todfeindes der Königin, der nach der Charakteristik eines durchaus unverdächtigen Beurtheilers[99]) ein „weites Gewissen" besaß und „vor nichts zurückschreckte", ist nicht allein wegen der Person des Zeugen bedenklich. Am 20. Juni soll Dalgleish, ein in Schriftstücken jener Zeit mehrfach genannter Mann[100]), verhaftet worden sein, und in der That existirt ein vom 26. Juni datirtes Verhör. Auffallender Weise werden als bei demselben anwesend von Mitgliedern des Geheimen Rathes nur die beiden Grafen Morton und Atholl genannt, und von den Cassettenbriefen, welche Morton, nach seiner eigenen Aussage, schon fünf Tage vorher eingesehen haben will, enthält das Protokoll kein Wort; überhaupt besitzen wir von Dalgleish keinerlei Aeußerung über

[97]) Scharf hat namentlich Breßlau 13 diesen Standpunkt vertreten: „An durchschlagenden Beweisen für die Schuld fehlt es dann (bei Annahme der Fälschung) durchaus, und eben daß man zu Fälschungen griff, zeigt, daß man keine andern Mittel hatte, Maria zu überführen."

[98]) Die Belege bei Breßlau 21.

[99]) So Gädeke, der neuerdings (Hist. Zeitschr. 1883, 4. Heft) den Vorwurf der Gewaltthätigkeit und Gewissenlosigkeit durch die Worte einzuschränken beliebt: „wenn es die Sache seiner Kirche galt".

[100]) Er figurirt auch unter den Zeugen des Bothwell'schen Ehescheidungs-Processes. Stevenson CLXVI.

dieſen für Maria's Gegner und ganz ſpeciell für Morton ſo hochwichtigen Punkt, obwohl er erſt nach mehr als halbjähriger Haft hingerichtet wurde. Außerdem liegen Verdachtsmomente vor, welche es als ſehr zweifelhaft erſcheinen laſſen, ob Dalgleiſh ſchon am 20. Juni und nicht erſt um die Mitte des folgenden Monats verhaftet worden iſt[101]). Erſt am 18. Juli wird ſeine Verhaftung zum erſten Male in einem Briefe des engliſchen Geſandten Throgmorton erwähnt; erſt am 21. Juli, alſo ſchon über einen Monat nach dem angeblichen Datum der Verhaftung, weiß dieſer zu melden, die Rebellen beabſichtigten, falls die Königin ſich weigere, abzudanken, ihr den Proceß zu machen, wofür ſie Beweiſe zu beſitzen behaupteten, und erſt am 25. Juli ſchreibt er beſtimmter, die Aufrührer wollten Maria durch das Zeugniß ihrer eigenen Handſchrift des Gattenmordes überführen. Eine ähnliche Mittheilung hatte bereits am 21. Juli der ſpaniſche Geſandte in London, de Silva, der Königin Eliſabeth gemacht, welche jedoch dem Gerüchte widerſprach und den Verdacht äußerte, es handele ſich nur um einen ſchlechten Streich Maitland's.

Wenig ſpäter fällt eine Unterredung, welche für die Echtheit eines der acht Briefe, und zwar gerade des ſchlimmſten von allen, eigentlich ſchon allein entſcheidend iſt. Am 2. Auguſt berichtet de Silva an Philipp von Spanien über ein Geſpräch mit Murray, welcher auf der Rückreiſe von Frankreich durch London kam. Derſelbe habe von einem höchſt compromittirenden Briefe der Königin an Bothwell geſprochen, drei Bogen ſtark, von ihr ſelbſt geſchrieben und unterzeichnet, und er habe ſich hierfür auf einen Gewährsmann berufen, welcher den Brief ſelbſt geſehen und geleſen habe. Der Herausgeber dieſes Berichtes, Froude, hat in demſelben einen Beweis zu finden geglaubt, daß damals ſchon der große Glasgowbrief exiſtirt habe, von welchem der Bericht eine „genaue Beſchreibung" gebe; Thatſache iſt trotz dieſer wunderbar kühnen Behauptung, daß allerdings einige Angaben des Berichtes auf den großen Glasgow-Brief paſſen, die Mehrzahl dagegen in demſelben gar keinen Anhaltspunkt findet, und daß niemals ein Brief Maria's producirt worden iſt, welcher jenen Angaben im Großen und Ganzen entſpräche. Ganz von ſelbſt drängt ſich die Vermuthung auf, daß damals der Glasgow-Brief noch nicht, wohl aber eine andere kraſſe Fälſchung vorhanden war oder geplant wurde,

---

[101]) Ueber die Ausführungen Bekker's zu dieſem Punkt und die Gegenbemerkungen Breßlau's vgl. Hiſtor. Jahrbuch 453. Daß gerade Throgmorton ſo ſpät von der Verhaftung berichtet, iſt übrigens nicht unerklärlich, da er (vgl. Keith II, 676) erſt gegen Mitte Juli nach Edinburgh gekommen iſt.

und daß man erst nachträglich Plan oder Entwurf zu Gunsten des uns überlieferten Briefes fallen ließ [102]).

Ueber vier Monate dauert es seitdem, bis wieder von den Briefen die Rede ist. Erst ein am 4. December ausgefertigtes Protokoll des Geheimen Rathes spricht von „mehrern, von der Königin eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten Briefen" an Bothwell, welche ihre Theilnahme an Darnley's Ermordung bewiesen. Aber kein einziger Brief, und zwar in keiner der uns erhaltenen Fassungen, zeigt eine Unterschrift, die Annahme, daß die verlorenen Originale unterschrieben gewesen seien, ist reine Willkür, und doch steht unter dem Protokoll, welches diese zweifellos falsche Angabe über die Form der Briefe enthält, der Name Morton's, der schon ein halbes Jahr vorher die Briefe geprüft haben und seitdem in ihrem Besitz geblieben sein will! In einem Parlamentsbeschluß vom 15. December, welcher im Uebrigen den betreffenden Satz des Protokolls des Geheimen Rathes wörtlich wiederholt, ist von der Unterschrift der Königin nicht mehr die Rede. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß auch Murray in der Unterredung mit de Silva von einem unterzeichneten Briefe spricht.

Wieder vergeht ein halbes Jahr, ohne daß wir etwas von den Briefen hören. Erst als Maria nach England geflohen ist, als Murray sich rüstet, ihre Mitschuld an Darnley's Ermordung zu beweisen und dadurch die Empörung zu rechtfertigen, welche ihn zum Regenten Schottlands gemacht hat, tauchen sie wieder auf. Am 22. Juni 1568 macht er der englischen Regierung das Anerbieten, derselben in's Schottische übersetzte Copieen der Briefe zum Zweck einer Vorprüfung einzuhändigen. Am 16. September stellt er dem Grafen Morton Quittung über den Empfang der silbernen Cassette aus; auf der Conferenz von York (October 1568) läßt er endlich den englischen Bevollmächtigten fünf Briefe vorlegen [103]), und im December werden auf der Conferenz von Westminster die sämmtlichen acht Briefe in den angeblichen französisch geschriebenen Originalen nebst dem sonstigen Inhalt der Cassette vorgelegt. Kurz darauf, am 14. December, werden die Briefe auf einer

---

[102]) Vortrefflich ist dieser Punkt bei Hosack I, 214 und neuerdings, mit guten Bemerkungen einerseits gegen Bekker, anderseits gegen Gädeke, bei Breßlau 15 behandelt. Die Replik von Gädeke (Hist. Zeitschr. 1883, 4. Heft) scheint mir nicht geeignet, die Bedeutung dieser Argumentation irgendwie abzuschwächen.

[103]) Mit Recht wendet sich Breßlau 68 Note gegen die Annahme Bekker's, die schottischen Bevollmächtigten hätten in York „Orginale" in schottischer, in Westminster „Originale" in französischer Sprache vorgelegt, eine Ungeheuerlichkeit, die ja allein hinreichen würde, die ganze Briefgeschichte über den Haufen zu werfen. Uebrigens wiederholt Bekker nur, was schon bei Hosack I, 219, 229 und 409 stand.

Conferenz zu Hampton Court geprüft, bei welcher außer dem englischen Geheimen Rathe noch einige Lords anwesend sind. Bei dieser Gelegenheit wurde Handschrift und Orthographie der Briefe mit andern, an Elisabeth gerichteten und unzweifelhaft echten Briefen Maria's verglichen, und die Conferenz „fand keinen Unterschied". Wie viel Werth diesem Urtheil beizulegen ist, ergibt sich aus dem bei der Schriftvergleichung beliebten Verfahren: „Die sämmtlichen Schriftstücke lagen auf dem Tische und wurden eines nach dem andern vorgezeigt, mehr dem Zufall nach, wie sie gerade auf dem Tische lagen, als nach einer Auswahl, wie sie nach der Natur derselben, falls Zeit vorhanden gewesen wäre, hätte geschehen können." Dies ist, wohlgemerkt, das einzige Zeugniß, welches wir über eine Handschriftenvergleichung besitzen, und der Zeuge ist Maria's Todfeind Cecil. Auf der Conferenz zu Westminster ist, soweit das Protokoll erkennen läßt, überhaupt keine Prüfung vorgenommen und kein Urtheil abgegeben worden. In dem Protokoll über die Conferenz zu York haben allerdings die englischen Commissare — ob nach einer auch nur halbwegs vernünftigen Untersuchung ist nicht bekannt — zuerst ihrem Glauben an Maria's Schuld Ausdruck gegeben, nachträglich aber wurden mehrere bezügliche Stellen ausradirt und durch neutrale Wendungen ersetzt[104]). Mit welcher Ungenauigkeit bei diesen Conferenzen verfahren wurde, geht auch aus dem Umstande hervor, daß in den officiellen Abschriften der Briefe zahlreiche grobe Fehler begegnen[105]). Für die Entscheidung der Echtheitsfrage sind die unfundamentirten Aeußerungen der englischen Conferenz-Mitglieder jedenfalls völlig belanglos.

Alle Briefe sind in mehr oder minder mangelhafter Form auf uns gekommen. Sämmtliche Originale sind verschwunden. Nur von vier Briefen (Nr. 3, 4, 5, 6)[106]) besitzen wir officielle, aber durchaus nicht fehlerfreie Abschriften des französischen Original-Textes, von zweien (Nr. 1, 2) eine beglaubigte englische und eine schottische[107]), von den

---

[104]) Meine Bemerkungen gegen Gädeke (Hist. Jahrbuch 45) sind bestätigt bei Breßlau 69 Note 2.

[105]) Breßlau 70.

[106]) Nach der auch im Folgenden stets beibehaltenen Zählung Breßlau's, welchem wir die weitaus gründlichste Untersuchung des handschriftlichen Bestandes verdanken.

[107]) Breßlau 33 (vgl. 46) bezeichnet die Uebersetzungen als von einander „völlig unabhängig". Er schließt dies wohl aus dem Umstand, daß die schottische Version „offenbar" (S. 30) die von Murray schon am 22. Juni 1568 erwähnte und auf der Yorker Conferenz vorgelegte, die englische (S. 28) erst für die Conferenz von Westminster aus dem Französischen übertragen worden sei. Aber aus dem Zeugniß Cecil's (Breßlau 28 Note) geht dies, wie mir scheint, durchaus nicht bestimmt hervor, und eine Vergleichung der Texte läßt mir die Annahme „völliger Unabhängigkeit" sehr bedenklich erscheinen. Man vergleiche nur die von Breßlau 60 nebeneinander gestellten Stücke aus der englischen und schottischen

übrigen (Nr. 7, 8) nur eine schottische Uebersetzung. Spätere Uebertragungen in's Lateinische und Rückübersetzungen in's Französische kommen hier nicht in Betracht. Lägen uns die Originale vor, so wäre die Entscheidung der ganzen Frage vielleicht höchst einfach; jetzt ist ein diplomatisches Urtheil überhaupt nicht, ein auf Stilvergleichung beruhendes Urtheil nur bei der Hälfte der Briefe möglich.

Aus der stilistischen Untersuchung der vier im französischen Urtext erhaltenen Briefe hat Breßlau sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Der belgische Akademiker Kervyn de Lettenhove, welcher 1872 zwei dieser Texte zum ersten Male herausgab, hatte nachzuweisen versucht, dieselben seien aus dem Schottischen übersetzt; da nun diese Texte officielle Abschriften der französischen Originale zu sein prätendirten, so würde der Beweis, daß wir es nicht mit Urtexten, sondern mit Uebersetzungen zu thun hätten, gleichzeitig den Beweis einer Fälschung dargestellt haben. Dem gegenüber vertritt Breßlau — und in diesem Punkte kann man ihm nur Recht geben — die Ansicht, daß die Beweisführung de Lettenhove's auf mangelhafter Kenntniß des Altfranzösischen beruhe, da die von ihm als unfranzösisch verdächtigten Ausdrücke sich in zeitgenössischen Aufzeichnungen nachweisen lassen. Darüber hinausgehend aber suchte Breßlau direct aus stilistischen Erwägungen darzuthun, daß die vier Briefe nicht nur ursprünglich französisch geschrieben sein müßten, sondern auch nur von Maria geschrieben sein könnten. Aus der anerkannt echten Correspondenz der Königin brachte er für stark 40 Wendungen der Cassettenbriefe mehr oder minder genau entsprechende Parallelstellen bei, ausdrücklich betonend, daß „selbstverständlich zahlreiche gewöhnliche Wendungen und Worte nicht berücksichtigt" seien. Damit glaubte er „den stärksten Beweis für die Autorschaft Maria's erbracht" zu haben, um so mehr, als die Objecte der Vergleichung sehr verschiedenen Charakters seien, „auf der einen Seite leidenschaftliche Ergüsse der Liebe und der Eifersucht oder feine und subtile Tändelei, auf der andern fast ausschließlich ernste und überlegte Geschäftsbriefe, wesentlich politischen Inhalts".

Eine Prüfung der Zuverlässigkeit dieser Beweisführung unter Herbeiziehung weitern Materials führte jedoch zu auffallenden Ergebnissen: In einer bescheidenen Anzahl von Briefen aus der Correspondenz Katharina's von Medici ließ sich etwa die Hälfte jener Congruenzen genau, ein weiteres Viertel in mehr oder minder nahe kommenden Ausdrücken nachweisen, und zwar nicht nur knappe Wendungen, sondern sogar mehr-

---

Version: ganze Reihen von Sätzen stimmen derartig überein, daß an zwei von einander völlig unabhängige Uebersetzungen nach der gleichen fremdsprachigen Vorlage gar nicht zu denken ist.

zeilige Sätze. Zudem wurde aus der Correspondenz Katharina's eine Reihe von Congruenzen beigebracht, welche Breßlau in den echten Briefen Maria's nicht angeführt hatte, ja, es fanden sich solche sogar in französischen Briefen, welche nachweisbar aus einer andern Sprache übersetzt waren[108]). So ergab sich der Schluß: Die von Breßlau geltend gemachten Uebereinstimmungen lassen sich, wenn nicht sammt und sonders, so doch zum weitaus größten Theil dadurch erklären, daß sie Gemeingut des französischen Briefstils des 16. Jahrhunderts sind. Wollte man aber auch annehmen, daß ein kleiner Bruchtheil der von Breßlau zusammengestellten Congruenzen als charakteristisch für den Briefstiel Maria's zu gelten habe, so wäre damit ein Beweis für die vollständige Echtheit dieser vier Briefe noch immer nicht erbracht, da keine Garantie für ihre unverfälschte Ueberlieferung vorhanden ist.

Bezüglich der Form der Briefe ist von vorn herein noch ein weiterer Umstand zu erwähnen. Keiner von ihnen enthält eine Adresse oder bestimmte Anrede, keiner trägt eine Unterschrift, obwohl, wie oben erwähnt, wiederholt von einem oder mehrern eigenhändig unterschriebenen Briefen die Rede ist; nur ein einziger (Nr. 1) ist mit einem Datum versehen. Beide Parteien haben diesen Umstand zu ihren Gunsten in Anspruch genommen. Diese absolute Formlosigkeit erwecke Mißtrauen, meinten die Einen; umgekehrt wurde von der andern Seite geltend gemacht, gerade die Formlosigkeit sei als Beweis der Echtheit zu erachten, denn für einen Fälscher, der ganze Briefe schmiedete, würde es doch verhältnißmäßig eine Kleinigkeit gewesen sein, diese Fälschungen nun auch mit Datum, Anrede und Unterschrift zu versehen. Von durchschlagender Bedeutung ist jedenfalls keine dieser beiden Erwägungen.

Die acht Cassettenbriefe zerfallen in zwei Gruppen, die gewöhnlich nach angeblichen Ausstellungsorten als Glasgow- und Stirling-Briefe bezeichnet werden. Die fünf ersten sollen vor der Ermordung Darnley's,

---

[108]) Im Einzelnen verweise ich auf meine Ausführungen Hist. Jahrbuch 463 ff. Nachträglich bemerke ich noch, daß Breßlau bei seiner „kritisch-diplomatischen Methode" bereits einen Vorgänger gehabt hat. Ganz ähnliche stilvergleichende Untersuchungen hat bereits Laing, History of Scotland II (1819) in den Noten zu seiner Ausgabe der Cassettenbriefe angestellt, allerdings auf Grund hypothetischen Materials, da er nur von einem einzigen Briefe die französische Originalfassung besaß. Vgl. u. A. Laing 196, 197, 212, 227. Wiederholt zieht er aus Maria's echten Briefen dieselben Wendungen wie Breßlau zur Vergleichung heran, darunter freilich auch solche, welche ich anderweitig nachgewiesen habe. Als eine Carricatur der Argumentation Breßlau's stellt sich der Versuch Gädeke's (Histor. Zeitschr. 1883, 4. Heft) dar, einen „Wahrscheinlichkeitsbeweis" für die Echtheit aus orthographischen Vergleichungen zu erbringen. Gelegentlich werde ich nachweisen, daß Gädeke die allergewöhnlichsten Schreibungen des 16. Jahrhunderts für Eigenthümlichkeiten der Orthographie Maria Stuart's gehalten hat.

die drei übrigen unmittelbar vor der Entführung Maria's durch Bothwell geschrieben sein. Zu den Glasgow-Briefen gehören drei der in französischer Sprache erhaltenen, und diese (Nr. 3, 4, 5) können mit wenigen Bemerkungen aus der Discussion ausgeschieden werden, da mit ihnen herzlich wenig anzufangen ist. Nr. 3 ist ein schwärmerischer Liebesbrief und zu nichts zu gebrauchen, als „um die Liebe zu beweisen", wie auf der Rückseite der amtlichen Copie bemerkt ist. Compromittirend für Maria ist er nur dann, wenn angenommen werden muß, daß sie ihn bei Lebzeiten Darnley's an Bothwell geschrieben habe; aber über den Adressaten gibt der Brief nicht die leiseste Andeutung, und daß er von Maria herrührt, läßt sich nur aus der Bemerkung schließen, daß ihr Diener Paris dem Adressaten ein Geschenk überbringt; streicht man zwei Worte (par Paris), die von einem Fälscher leicht eingeschoben werden konnten, so ist der letzte Anhaltspunkt beseitigt. Unter diesen Umständen ist die wiederholt aufgestellte Vermuthung, daß wir es hier wie bei den zwei folgenden Briefen (4 und 5) mit echten, wenn auch vielleicht interpolirten Briefen Maria's zu thun hätten, die aber nicht an Bothwell, sondern an Darnley gerichtet und von den Gegnern der Königin arglistiger Weise unter einige gefälschte Stücke gemischt worden seien, durchaus nicht ohne Weiteres abzulehnen. Anderseits ist Hosack's Versuch, eine ganz bestimmte Beziehung auf Darnley heraus zu finden, nicht gelungen. Nr. 4 ist nicht weniger harmlos. Wieder keine Spur eines Beweises, daß diese sanften Klagen an Bothwell gerichtet sind, und erst der Schlußsatz: „Ich habe nicht gewagt, in Gegenwart von Joseph, Bastian und Joachim (Diener Maria's) zu schreiben", läßt erkennen, daß der Brief von Maria herrührt oder herrühren soll. Nur durch eine Interpretationsmethode allerkühnster Art ist es den schottischen Commissaren auf der Conferenz von York möglich gewesen, zu versichern, der Brief sei in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1567, also unmittelbar vor Darnley's Ermordung, in dessen Wohnung zu Edinburgh geschrieben und enthalte eine Andeutung, wie Darnley durch Lord Robert Stuart aus dem Wege geräumt werden könne, so daß also die Gewaltthat Bothwell's überflüssig geworden wäre. Diese Deutung ist derartig gewaltsam, daß die betreffende Stelle des Yorker Conferenz-Protokolls sogar den allerdings ungerechtfertigten Verdacht hervorrufen konnte, die Schotten hätten in York einen uns unbekannten Brief vorgelegt, den sie später wieder verschwinden ließen[109]). Nr. 5 ist eine Sammlung von

[109]) Vgl. die Erklärung der Stelle des Conferenz-Protokolls bei Opitz I, 305, die Ausgabe des Briefes bei Breßlau 89, die Bemerkungen Breßlau's 24 Note und meine Gegenbemerkung Hist. Jahrbuch 473 Note. Die Verdachtsgründe, welche Hosack I, 228

Unverständlichkeiten, die gar keinen Schluß auf Absender und Adresse erlauben. Eine Dorsualbemerkung versichert zwar, daß der Brief sich auf Margareth Carwood, eine Dienerin Maria's, beziehe und (ganz wie bei Nr. 3) „ihre Liebe (Maria's zu Bothwell) beweise", aber der Beweis für jene Beziehung fehlt gänzlich. Kurz, drei dieser französisch erhaltenen Briefe sind so allgemein und unklar — der vierte, Nr. 6, wird später im Zusammenhang mit den übrigen Stirling-Briefen zu erwähnen sein —, daß sie sich vielleicht nie zu etwas anderm als zu einem Object mehr oder minder kühner Vermuthungen eignen werden[110]). Speciell ist die Hauptfrage, ob sie an Bothwell oder an Darnley oder an wen immer gerichtet sind, nicht mit Sicherheit zu beantworten.

Weit wichtiger sind die beiden übrigen Glasgow-Briefe, Nr. 1 und 2. Der erste ist der einzige, welcher ein Datum trägt: Glasgow, Samstag-Morgen. Gemeint kann nur Samstag 25. Januar 1567 sein; ob sich Maria damals schon in Glasgow befand oder erst am Nachmittag dort ankam, ist nicht mit Sicherheit festzustellen[111]). Nach freund-

---

gegen Nr. 4 geltend macht, sind höchst schwankend. Wenn er (229) in dem schottischen Texte dieses Briefes eine fälschende Interpolation findet, so ist doch zu bemerken, daß die beanstandeten Worte Mak gude watch genau in der französischen Fassung bei Breßlau 89 stehen (faites bon guet).

[110]) Wohl die kühnste hat Sepp (Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart 32) aufgestellt, nach dessen Annahme die acht „Briefe" nichts sind als die von Maria eigenhändig beschriebenen, aber mit mehr als 100 Interpolationen und sonstigen Fälschungen versehenen Blätter eines von Maria in Glasgow geführten Tagebuches. Die Briefe 3, 4 und 5 werden nach diesem System zu Theilen eines zwischen Maria und Darnley geführten Gesprächs und zwar werden sie größtentheils dem Letztern in den Mund gelegt, die Anrede Monsieur natürlich in Madame verändert. Sepp will auch eine directe Andeutung gefunden haben, daß „Brief Nr. 3" von Darnley gesprochen worden sein müsse. Es heißt darin: „Je vous ay envoie en signe d'homage lornoment du cheif . . . je vous envoie un sepulcre dure poinct de noir, seme de larmes et de ossements. La pierre je la compare a mon cueur ꝛc. Offenbar ist von einem Schmuckgegenstand die Rede, in welchem Haare des Absenders eingeschlossen sind, und envoyer an beiden Stellen einfach mit „schicken" wiederzugeben. Sepp dagegen übersetzt: „Ich habe Ihnen als Zeichen meiner Ergebenheit den Schmuck des Hauptes übersandt, . . . ich bringe Ihnen ein Grab von hartem, schwarz geflecktem Stein entgegen, welches mit Thränen und Knochen gefüllt ist", und bemerkt dazu: „Er (Darnley) vergleicht den schwarzgefleckten Stein mit seinem durch schwarze Blattern-Narben entstellten, zum Skelett abgemagerten und durch Thränen abgehärmten Körper" u. s. w. Die Deutung ist um so wunderlicher, als der Brief weiter die specielle symbolische Erklärung des Steines, der schwarzen Farbe desselben ꝛc. gibt. Der Schluß der angeblichen Rede Darnley's (je finiray apres vous avoir baise les mains u. s. w. Breßlau 87) ist eine ganz gewöhnliche Briefschlußphrase, wie sowohl Breßlau als ich (Hist. Jahrbuch 468) nachgewiesen haben. Letzteres hat Sepp neuerdings (Tagebuch 2. Theil 38, 44) zugegeben, aber die „symbolische Anspielung auf Darnley's Körper" aufrecht erhalten.

[111]) Vgl. oben S. 33.

lichen Klagen, daß der Adreſſat noch keine Nachricht von ſich gegeben habe, heißt es: „Höre ich nichts weiter von Ihnen, ſo bringe ich gemäß meinem Auftrag den Mann am Montag nach Craigmillar, wo er am Mittwoch ſein wird, und ich will nach Edinburgh gehen, um mir zur Ader zu laſſen, wenn ich nicht gegentheiligen Beſcheid erhalte. Er iſt vergnügter denn je, und erinnert mich an alle möglichen Dinge, um mich glauben zu machen, er liebe mich. Man könnte meinen, er ſei in mich verliebt, worüber ich ſo viel Vergnügen habe, daß ich nicht hereingehe, ohne Seitenſchmerzen zu bekommen.“ Folgt die Bitte um Weiſung, was ſie thun ſolle, falls bei ihrer Rückkehr Adreſſat noch nicht wieder da ſei; ſonſt falle die ganze Laſt auf ihre Schultern. „Ich ſchicke Gegenwärtiges[112]) an Lethington, damit es euch übergeben wird durch Beaton, der zu einem Gerichtstag des Lord Balfour geht.“

Man wird im Allgemeinen mit Breßlau erklären müſſen, daß dieſer Brief „der Situation entſpricht“ [113]). Er erwähnt, daß der Adreſſat ſich auf einer Reiſe befindet, und das ſogen. Tagebuch Murray's, welches allerdings ſpeciell zur Belaſtung der Königin geſchrieben wurde und keinesfalls ohne Weiteres den Anſpruch auf Genauigkeit erheben darf, der ihm oft zugeſtanden wird, aber doch kaum die ganze Angabe aus der Luft gegriffen haben dürfte, erzählt, Bothwell ſei am 24. Januar Abends auf einige Tage nach Liddisdale abgereist[114]). Auch iſt nicht zu bezweifeln, daß Maria ihren Gatten nach Craigmillar bringen wollte und nicht nach Kirk of Field, wo er ſpäter ermordet wurde. Bisher war dies nur durch die allenfalls anfechtbaren Zeugenausſagen Nelſon's, eines Dieners Darnley's[115]), und des Edelmannes Crawford[116]) bekannt, jetzt iſt es durch den Bericht Nau's beſtätigt[117]). Ganz übereinſtimmend mit Crawford und Nelſon gibt derſelbe an, Darnley habe nicht nach Craigmillar gewollt, führt jedoch dieſen Entſchluß auf den Rath des mitverſchworenen James Balfour und anderer Mitglieder des Adels zurück. Dagegen ſteht Maria's Abſicht, Darnley nach Craigmillar zu ſchaffen, in ſchnurgeradem Widerſpruch mit der Notiz in Murray's Tagebuch[118]), Bothwell ſei am 24. Januar in Edinburgh damit beſchäftigt

[112]) Irrig habe ich (Hiſt. Jahrb. 475) die Worte J send this present mit „Ich ſchicke dieſes Geſchenk“ wiedergegeben. Dieſe, wenn auch dem Buchſtaben nach zuläſſige Ueberſetzung iſt um ſo mehr auszuſchließen, als in der ſchottiſchen Faſſung das Wort present fehlt. — [113]) Breßlau 55.

[114]) Anderson, Collections II, 272. Laing, History of Scotland II, 90.

[115]) Hoſack I, 189. — [116]) Gauthier I, 366 und 367. — [117]) Stevenſon 242.

[118]) Laing a. a. O., vgl. die ſchlagenden Bemerkungen bei Hoſack I, 189. Ob wir es hier lediglich mit einer böswilligen Inſinuation des Tagebuches zu thun haben, ſei dahin geſtellt; jedenfalls beruht es auf einem Irrthum, wenn Breßlau 55 „ausdrücklich betont, daß Murray's Tagebuch mit Brief 1 im beſten Einklang ſteht“.

gewesen, die Wohnung Darnley's „vorzubereiten", das heißt wohl die Mine zu legen. Unmöglich aber konnte Bothwell am 24. Januar wissen, daß Darnley, anstatt Craigmillar, Kirk of Field als Aufenthaltsort wählen werde, wenn anders die Briefstelle echt sein soll, laut welcher Maria noch am Morgen des 25. Januar ihre Absicht ausspricht, „gemäß ihrem Auftrag" Darnley nach Craigmillar zu bringen.

Großes Gewicht hat Breßlau (71) auf den Umstand gelegt, daß Maria Brief 1 durch Lethington (Maitland) besorgen lasse, wodurch dessen Einverständniß mit Bothwell bewiesen sei. Maitland's Name stehe nur in der englischen Version, während er in der schottischen fehle; daß diese für einen der Hauptgegner Maria's, einen Genossen Murray's und des Grafen Morton, so compromittirende Stelle in der französischen Fassung des Briefes gestanden, wie man nach ihrem Vorkommen in der englischen Uebersetzung annehmen müsse, sei „fast allein ein ausreichender Beweis für die Echtheit des Briefes". Es ist in der That schwer anzunehmen, daß zu einer Zeit, wo Maitland gegen Maria mit Murray und Morton zusammen operirte, Letztere einen Brief fabricirt haben sollten, welcher ihren Compagnon bloßstellte; beweiskräftig für die Echtheit des *ganzen* Briefes aber ist diese Erwägung nicht, so lange wir keine Garantie für die *vollständige* Treue des uns überlieferten Textes, keine Sicherheit besitzen, daß nicht ein echter Brief zur Grundlage einer Fälschung benutzt wurde. Wie wenig diese Sicherheit vorhanden ist, zeigt eine Betrachtung des zweiten, des berüchtigten „großen Glasgow-Briefes".

Es ist schwer, sich zwei Briefe von abweichenderer Anlage und Ausdrucksweise vorzustellen, als die beiden angeblich innerhalb derselben Tage geschriebenen Nummern 1 und 2: dort wenige kurze Sätze, Mittheilung und Anfrage in knappster Form, hier breitspurigste Erzählung zusammenhangloser Dinge, verbunden mit Ausbrüchen wildester Leidenschaft. Auf ein paar einleitende Zärtlichkeiten folgen zunächst drei abgerissene, stets in der gleichen Form beginnende Notizen über Unterredungen, welche Maria unmittelbar vor oder gleich nach der Ankunft in Glasgow mit Thomas Crawford, einem in Diensten des Grafen von Lennox stehenden Edelmanne, so wie mit einigen andern Herren gehabt haben soll; dann, ohne jede Ueberleitung, eine Notiz über eine Unterredung Darnley's mit Maria's Diener Joachim [119]). Hierauf heißt es weiter [120]): „Ich fragte

[119]) Im schottischen Text heißt es, diese Unterredung habe „gestern" stattgefunden; im englischen Text fehlt das wichtige Wort.

[120]) Im engl. Text steht hier noch der in diesem Briefe etwa ein halbes Dutzend Mal wiederkehrende Satz: „Der Ueberbringer soll Ihnen mehr davon erzählen." Da im Uebrigen der schottische Text vollständiger als der englische ist, möchte ich glauben, daß wir

ihn (Darnley) nach seinen Briefen und weshalb er sich über die Grausamkeit einiger von ihnen beklage. Er antwortete" u. s. w. Damit ist ganz kurz dasselbe Gespräch Maria's mit Darnley angedeutet, welches nach ein paar hier gar nicht passenden Zwischensätzen[121]) in großer Ausführlichkeit wiedergegeben wird. Daß es sich um dasselbe Gespräch handelt, ist gleich nach einem der ersten Sätze klar: „Er sagte: Sie fragen, was ich damit meine, daß ich in meinem Briefe von Grausamkeit spreche." Den Hauptinhalt des Gesprächs bilden bittere Selbstanklagen und halbe Entschuldigungen des Königs nebst flehentlichen Bitten um Verzeihung. Dann folgt ein Abschnitt von empörender Rohheit: „Ich that so, als ob ich alles für wahr hielte . . . Wüßte ich nicht, daß er ein Herz hat wie Wachs, und wäre das meine nicht wie Diamant, ich könnte Mitleid mit ihm haben. Aber fürchten Sie nichts, der Platz wird gehalten bis zum Tode. . . . Immer hat er die Thränen im Auge. . . . Heute hat sein Vater aus der Nase geblutet: Rathen Sie, was das bedeuten soll. . . . . Reizt es Sie nicht zum Lachen, daß ich so schön lüge oder doch mich so gut verstelle und die Wahrheit durchblicken lasse? . . . . Wir sind an zwei falsche Racen geknüpft. Der Teufel trenne uns von ihnen[122]). Gott verbinde uns als treuestes Paar, das er jemals verband. Dies ist mein Glaube, in ihm will ich sterben. . . . Verflucht sei der pockige Kerl, der mir so viel Last macht."

Wenige Zeilen nach diesem frommen Wunsch schließt der erste Theil des Briefes, und es folgt in beiden Texten eine Art von Disposition. Der letzte Punkt derselben „von Lord Livingstone", von dem bisher nichts gesagt worden ist, wird mit der Einleitung „Ich hatte vergessen" sofort nachgeholt: Livingstone macht gegenüber Maria scherzhafte Anspielungen auf ihr Verhältniß zu Bothwell und gestattet sich dabei eine handgreifliche Vertraulichkeit!

Der zweite Theil, welcher erst am folgenden Tage geschrieben sein kann, wie aus verschiedenen Stellen des Briefes klar hervorgeht, ist frei von dem abscheulichen Geschwätz, mit welchem der erste schließt. Statt wüsten Hohnes begegnen wir jetzt Klagen und Gewissensbissen. „Sie lassen mich so viel heucheln," heißt es nach den ersten, von einem für den Adressaten bestimmten Armband handelnden Sätzen, „daß ich Abscheu davor fühle, und Sie lassen mich eine Verrätherrolle spielen. Wäre es nicht, um

---

es hier nur mit einem auf Versehen beruhenden Einschiebsel zu thun haben, um so mehr, als die gleichen Worte schon wenige Zeilen weiter in beiden Texten begegnen.

[121]) „Ich ging zum Abendessen. Der Ueberbringer soll Ihnen von meiner Ankunft erzählen. Er (Darnley) bat mich, wiederzukommen, was ich that."

[122]) Schott. The devil sinder us. Engl. The good yeere (d. h. die Pest) untye us from them.

Ihnen zu gehorchen, ich wollte lieber todt sein. Mein Herz blutet darüber." Es folgen wieder ausführliche Mittheilungen über ein Gespräch mit Darnley, sonderbarer Weise darin eine Anspielung auf einen Punkt, der bereits im ersten Theile behandelt ist, mit den stereotypen Worten: „Dieser Bote soll Ihnen darüber berichten". Ueberhaupt finden sich in diesem zweiten Theil mehrfach Wiederholungen aus dem ersten. Im Anschluß an die zum so und so vielten Male wiederholte Versicherung: „Er will auf mein Wort überall hingehen", beginnen von neuem die Selbstvorwürfe: „Ach, ich habe nie Jemanden betrogen; aber ich überlasse mich ganz Ihrem Willen", und dann kommt sofort eine Anspielung, ob man Darnley nicht besser durch Gift aus der Welt schaffen könne. In dieser sprunghaften Manier geht der Brief weiter, um mit einer in 20 Zeilen zusammengedrängten Mischung von Selbstanklage, Ausfall gegen Bothwell's Gattin und Schwager (den Grafen von Huntly), gotteslästerlichem Gebet, Entschuldigung wegen schlechter Schrift und Papiermangel sowie unterschiedlichen Liebesbetheuerungen zu schließen.

Der schottische Text (nicht der englische) hat nach den Schlußworten des Briefes noch eine zweite Reihe kurzer Notizen in ganz ähnlicher Form wie die Disposition in der Mitte, welche aber dem Inhalt des zweiten Theiles nur in ein paar Punkten entspricht, während die übrigen dem Inhalt des Briefes nicht entsprechen. Der vorletzte Punkt: „Von dem Grafen von Bothwell" liefert den handgreiflichen Beweis, daß diese zweite Notizenreihe mit einem Briefe an Bothwell überhaupt nichts zu thun hat, denn Maria kann in ihre Briefdisposition, wenn sie deren überhaupt eine nöthig gehabt haben sollte, doch unmöglich den einfachen Namen desselben Mannes aufnehmen, dem sie gerade schreiben will.

Zwei Dispositionen als Bestandtheile eines Schreibens, welches von einer höchst gewandten Briefstellerin wie Maria herrühren soll, sind gewiß eine auffallende Eigenthümlichkeit, jedoch finden wir ganz am Schluß eine Erklärung: „Ich hatte gestern kein Papier und schrieb auf ein Notizblatt", damit möge der Empfänger die Kritzelei entschuldigen. Man mag das für den ersten Theil gelten lassen und annehmen, Maria habe aus Papiermangel ein Blatt beschrieben, auf welchem sie flüchtig einige in dem Brief an Bothwell zu behandelnde Punkte notirt hatte. Aber wie kommt es denn, daß im ersten Theil diese Disposition erschöpft wird, daß der zweite, so weit er noch Beziehungen auf die Disposition zeigt, nur Wiederholungen oder Erbreiterungen des ersten ausweist, und daß am Ende des zweiten sich wieder eine dispositionsähnliche Reihe von Vermerken findet, die nur geringen Zusammenhang mit dem Inhalt des zweiten Theiles verrathen? Will man denn annehmen, der Königin von Schottland sei am zweiten Tage just wie am ersten das Papier

ausgegangen und sie habe wiederum zu demselben Auskunftsmittel wie am Tage vorher gegriffen, indem sie den freien Raum eines bereits benutzten Notizblattes beschrieb? Zwar fehlt die zweite „Disposition" im englischen Text, aber daß sie einen Bestandtheil des großen Glasgow-Briefes bildete und nicht etwa der schottischen Version irrthümlich beigeschrieben wurde, wäre schon an sich einleuchtend, auch wenn uns nicht ausdrücklich bezeugt wäre, daß sie schon bei Vorlegung des Briefes auf der Yorker Conferenz in demselben stand[128]).

Weiter erheben sich gegen die Echtheit chronologische Schwierigkeiten. Der Brief soll an den Abenden zweier auf einander folgenden Tage, und zwar spät Abends geschrieben sein. Da nun Maria frühestens Donnerstag 23. Januar nach Glasgow kam, so kann sie den Brief nicht vor Freitag-Abend spät vollendet und nicht wohl vor Samstag abgeschickt haben. Aber Brief 1 will Samstag-Morgen geschrieben sein; soll man annehmen, daß Maria am gleichen Tage zwei Briefe dicht hinter einander an Bothwell geschickt habe, der in keinem Falle an einem näher gelegenen Orte als Edinburgh, 20 Stunden in der Luftlinie von Glasgow entfernt, erreicht werden konnte, und das mitten im Winter? Oder sind die beiden Briefe zusammen abgeschickt worden? Aber dann würde doch wohl der eine auf den andern Bezug nehmen, und sich als Nachschrift bezeichnen. Zudem erwähnt Brief 1, der durch Beaton geschickt sein will, bereits eine frühere Sendung des Dieners Paris, und diesen hat man denn auch später aussagen lassen, Maria habe ihn von Glasgow aus an Bothwell geschickt mit der Weisung, schleunigst mit der Antwort zurück zu kommen, denn vor Empfang derselben könne sie nicht abreisen, und sie habe durch ihn die Antwort auch richtig noch in Glasgow erhalten, von wo sie unbestritten schon am Montag abreiste. Soll aber Paris einen der beiden Briefe überbracht haben, so kann dies nur Brief 2 gewesen sein, welcher wiederholt den Adressaten um weitere Weisungen ersucht und nichts über den Tag der Abreise sagt, während Brief 1 als seinen Ueberbringer Beaton nennt und bestimmt erklärt: „Höre ich von Ihnen nichts mehr, so bringe ich den Mann am Montag nach Craigmillar".

Nimmt man vollends für den großen Glasgow-Brief ein späteres Datum an, so wachsen die Schwierigkeiten erst recht. Angenommen, er sei Freitag- und Samstag-Abend geschrieben, wie will man es sich denn erklären, daß Maria am Samstag-Morgen in Brief 1 Bothwell ihren bestimmten Entschluß mittheilt, am Montag abzureisen, am Abend desselben Tages aber sich ein über das andere Mal Instructionen erbittet, ohne jenen

[128]) Am besten hat über diesen Punkt Breßlau 56 gehandelt.

Entschluß auch nur mit einem Wort zu erwähnen? Daß die Sendung des Paris und die rechtzeitige Rückkehr desselben dann vollends unmöglich wird, versteht sich von selbst; übrigens ist das erpreßte Geständniß des unglücklichen Mannes heute allgemein als werthlos anerkannt, und gerade seine Erwähnung in Brief 1 erregt Bedenken auch gegen dessen vollständige Echtheit.

In der That läßt sich aus dem großen Glasgow-Briefe selbst entnehmen, daß derselbe nicht schon am Freitag vollendet sein kann. Mit Sicherheit allerdings nur aus dem schottischen Text, aber dieser hat auch ganz entschieden die Präsumtion für sich, die richtigere Ueberlieferung zu repräsentiren[124]). Nach ihm erzählt Maria, und zwar im ersten Theile des Briefes, Darnley habe *gestern* ihren Diener Joachim kommen lassen, und *am Morgen nach ihrer Ankunft* ein Geständniß abgelegt. Angenommen also, Maria sei am Donnerstag nach Glasgow gekommen, so könnte der erste Theil des Briefes nicht vor Freitag geschrieben und der Abschluß nicht vor Samstag-Abend erfolgt sein. Auch könnte man aus der Angabe zu Beginn des zweiten Theiles, Darnley habe sie gebeten, mit der Abreise bis *übermorgen* zu warten, schließen, dieser Satz sei nicht vor Samstag geschrieben, da die Abreise in Brief 1 auf Montag festgesetzt ist und thatsächlich an diesem Tage erfolgte.

Gleich am Anfang des Glasgow-Briefes ist die Rede von einer Unterredung, welche Maria auf dem Wege nach Glasgow mit einem Edelmanne des Grafen von Lennox gehabt habe. Dieser Edelmann, Thomas Crawford, wurde auf der Conferenz von Westminster als Zeuge vernommen und sagte aus: Während der Anwesenheit Maria's in Glasgow habe Darnley ihm heimlich alles mitgetheilt, was er mit Maria gesprochen, damit Crawford dem Grafen von Lennox davon Kenntniß gebe, und er (Crawford) habe die Mittheilungen des Königs unverzüglich niedergeschrieben. Mit der bestimmten Erklärung, daß es sich um eine durchaus treue, wenn auch nicht überall buchstäbliche Wiedergabe handele, legte er der Conferenz einen schriftlichen Bericht über sein eigenes Gespräch mit der Königin und über deren Unterhaltung mit Darnley vor. Dieser Bericht enthält fast keinen Satz, der nicht auch im Glasgow-Briefe stände, und eine lange Stelle stimmt mit beiden Texten des

---

[124]) Abgesehen von Einzelheiten, wie aus dem Umstande, daß nur der schottische Text die zweite „Disposition" enthält, schließe ich dies aus der ungleich genauern Uebereinstimmung mit der gleich zu behandelnden Aussage Crawford's. Breßlau 60 hat drei correspondirende Stücke aus letzterer und den beiden Texten des Briefes nebeneinander abgedruckt: selbst ein flüchtiger Blick lehrt, wie nahe die Aussage dem schottischen Text im Vergleich zum englischen steht.

Glasgow-Briefes fast von Wort zu Wort überein. Mit vollem Recht hat ein Kritiker[125]) erklärt: hätten zwei Stenographen das Gespräch zwischen Maria und ihrem Gatten als Ohrenzeugen aufgenommen, die Congruenz würde nicht so vollständig sein können. Es ist geradezu lächerlich[126]), hier noch eine entfernte Möglichkeit festzuhalten, daß die beiden Aufzeichnungen unabhängig von einander entstanden sein könnten, oder gar von dem „überwältigenden Eindruck" zu reden, welchen die Uebereinstimmung der Aussage Crawford's mit dem Texte des Glasgow-Briefes auf die Mitglieder der Conferenz von Westminster gemacht habe: Gebieterisch drängt sich die Alternative auf, daß entweder Crawford den Glasgow-Brief schamlos abgeschrieben oder daß ein nicht minder schamloser Fälscher letztern auf Grund der Aussage fabricirt hat. Unter allen Umständen haben die Gegner Maria's mit dem einen oder dem andern Actenstück einen so durchsichtigen Schwindel getrieben, daß das Urtheil über die Conferenz-Mitglieder, welche den Sachverhalt nicht aufdeckten, entweder auf bösen Willen oder auf kaum glaubliche Kurzsichtigkeit lauten muß. Man ist geneigt, letzteres als möglich gelten zu lassen, wenn man sieht, daß selbst Forscher der neuern Zeit dieses Maß von Kurzsichtigkeit bewiesen haben.

Für die Entscheidung der Frage: Beruht der Glasgow-Brief auf dem Zeugniß Crawford's, oder umgekehrt, kommt zunächst die Vorgeschichte des letztern in Betracht. Am 11. Juni 1568, wenige Wochen nach der Flucht Maria's nach England, wandten sich der Graf von Lennox und John Wood, der Secretair Murray's, an Crawford mit der dringenden Bitte, er solle „durch alle möglichen Mittel" mehr Material gegen Maria beschaffen. Speciell wird er um Auskunft ersucht über folgende Punkte: Wann die Königin nach Glasgow kam; ihre Begleitung; ihr Gespräch mit Crawford; wie lange sie dort mit dem König blieb; wie sie den König unterhielt; ob sie Botschaften nach Edinburgh schickte und durch wen; welche Frauen sich in ihrer Gesellschaft befanden. Aehnliche Anfragen gingen an zwei andere Edelleute des Grafen von Lennox, von denen einer, Robert Cuningham, zu Eingang des Glasgow-Briefes erwähnt wird[127]). Die Frage liegt nahe: Wenn der Glasgow-Brief damals schon vorhanden war, wozu denn Fragen, die zum Theil schon durch den Brief beantwortet waren? Allenfalls ließe sich antworten, man habe das Zeugniß Crawford's gewünscht, um eine Bestätigung der Angaben des Briefes oder auch noch weiteres Belastungs-Material zu

---

[125]) Hosack I, 197.

[126]) Ich verweise namentlich auf die schlagenden Ausführungen bei Breßlau 59.

[127]) Hosack I, 199.

bekommen, aber der gegentheilige Verdacht wird verstärkt durch die Erwägung, daß Murray mehrere Wochen nach der angeblichen Auffindung der Cassette ganz genau den Inhalt eines höchst compromittirenden Briefes anzugeben weiß, der sich nicht unter den Cassettenbriefen befindet, aber mit dem großen Glasgow-Brief doch noch am meisten Aehnlichkeit besitzt. Im Sommer 1567 war also höchst wahrscheinlich der Brief noch nicht vorhanden, seitdem ist von Schuldbeweisen nur in allgemeinen Ausdrücken die Rede, und wenn nun noch im Sommer 1568 nach Dingen gefragt wird, die in dem angeblich längst vorhandenen Briefe stehen, so ist die nächstliegende Vermuthung die, daß der Brief erst später fabricirt worden ist.

Crawford's Persönlichkeit ist zu wenig bekannt — trotz der ihm häufig gespendeten Lobsprüche —, als daß man seinem Zeugniß von vornherein Glauben beimessen oder versagen könnte. Ueber die Glaubwürdigkeit, genauer gesagt, über die Priorität desselben vor dem Glasgow-Brief muß mithin aus innern Gründen geurtheilt werden. Und da erweckt es ein günstiges Vorurtheil für Crawford, daß er so wenig ausgesagt hat. Von den vielen Fragen des Briefes vom 11. Juni 1568 beantwortet er nur wenige; streng hält er sich an die Wiedergabe dessen, was er selbst und was Darnley mit Maria gesprochen habe, also an Dinge, die er entweder direct oder — wie er wenigstens versichert — durch Darnley wußte. Ganz trocken, fast ohne eine Spur von eigener Reflexion, erzählt er Rede und Gegenrede[128]). Nur ganz am Schluß fügt er bei, auf eine directe Frage Darnley's, was er von der Abreise mit Maria denke, habe er geantwortet, dieselbe gefalle ihm nicht, weil Maria ihren Gatten nach Schloß Craigmillar anstatt nach ihrem Palast in Edinburgh führen wolle; deshalb habe er gemeint, sie führe ihn mehr als Gefangenen denn als Gatten mit sich fort. Das ist fast das Einzige, was er selbst zu Ungunsten Maria's sagt, und der ungünstige Eindruck dieses Satzes schwindet wieder, wenn man sich erinnert, daß auf Darnley's Wunsch Maria von Craigmillar abgesehen hat[129]). Angenommen, Crawford habe seine Aussage, die nach seinem Zeugeneide auf Darnley's directer Mittheilung beruhte, aus dem Briefe abgeschrieben, so war er ein Meineidiger, der mit Maria's Anklägern unter einer Decke lag; darf man einem solchen Menschen zutrauen, daß er die meisten ihm in dem Schreiben vom 11. Juni 1568 vorgelegten Fragen unbeantwortet läßt

---

[128]) Breßlau 64 erwähnt als Ausnahme den Satz: She (Maria) was verye pensiffe, whereat he (Darnley) fownd fault; aber das könnte sehr wohl auf Mittheilung Darnley's beruhen.

[129]) Vgl. oben S. 34.

und ein Zeugniß ablegt, welches nur dann für Maria schwer belastend ist, wenn man in seiner „überwältigenden" Uebereinstimmung mit dem Glasgow-Brief eine Bestätigung der Echtheit anstatt den dringenden Verdachtgrund der Fälschung findet?

Dieses Ergebniß wird durch eine Vergleichung der Crawford'schen Aussage mit den correspondirenden Partieen des Glasgow-Briefes durchaus bestätigt. Das charakteristische Merkmal des letztern ist die weitschweifige Wiederholung, obwohl Maria sich ein über das andere Mal zur Kürze ermahnt[130]) und den Adressaten auf die mündlichen Mittheilungen des Boten verweist[131]). Der zweite Theil enthält nicht viel Thatsächliches, was nicht, zum Theil in ganz ähnlichen Worten, schon im ersten stände, und so auch im Einzelnen fast durch den ganzen Brief. Zwei Mal hat Maria etwas „vergessen", darunter einen Punkt der Disposition des ersten Theiles; zwei Mal ist von einem Armband für Bothwell die Rede[132]); drei Mal werden ihm Räthsel aufgegeben[133]); an einer Stelle hat sie etwas „aus ihm (Darnley) herausgebracht" (ihm die Würmer aus der Nase gezogen, Engl.), an einer andern will sie etwas aus ihm herausbringen (alles von ihm erfahren, Engl.); drei Mal (im schottischen Text vier Mal) ersucht sie in stereotypen Wendungen den Adressaten um Nachricht; nicht weniger als vier Mal erfahren wir, daß Darnley alle Lords liebt oder alle, die Maria gern hat[134]). In höchst auffälliger Weise drängt sich immer wieder die Mittheilung auf, Darnley entschließe sich zur Reise nur auf Grund der

---

[130]) Das Uebrige wäre lang zu schreiben — aber das würde zu lang zu schreiben sein — außerdem im englischen Text noch drei Mal to be short und ein Mal to conclude, wofür schottisch drei Mal summa und ein Mal to mak short steht.

[131]) Dieser Bote soll Ihnen von meiner Ankunft erzählen — wie der Bote Ihnen erzählen wird — über diesen Punkt wird Ihnen der Bote manche hübsche Dinge erzählen, denn ich habe zu viel zu schreiben, es ist spät und ich vertraue ihm auf Ihr Wort — der Bote soll Ihnen das Uebrige erzählen, er wird Ihnen die Ursache meines Bleibens sagen. Auch diese Zusammenstellungen mögen als Beleg für die ärmliche, stereotype Ausdrucksweise des Briefes dienen.

[132]) Breßlau 51 Note findet hier einen Widerspruch. An der ersten Stelle spreche Maria von this bracelet, was sie nur sagen könne, wenn sie das Armband mit dem Brief an Bothwell schicke, dies aber sei nach der zweiten Stelle offenbar nicht geschehen. Auffallend ist dies allerdings, zumal da beide Stellen im zweiten Theile des Briefes stehen; allenfalls aber ließe sich einwenden, Maria könne ihren Entschluß während des Schreibens geändert haben, da die zweite Stelle einen besondern Grund für die Nichtabsendung anführt.

[133]) Rathen Sie, was das bedeutet — Ich schreibe schlecht, Sie müssen die Hälfte rathen — Sie müssen das Uebrige rathen.

[134]) Er sagt, er liebe sie alle — er wolle alle lieben, die ich liebe — ich will alle lieben, die du liebst — wenn sie mir nicht nach dem Leben trachten, liebe ich sie alle gleichmäßig.

feierlichen Versicherung Maria's, daß sie wieder als Gatten leben wollten: „Ich verlange nur (Worte Darnley's), daß wir Tisch und Bett theilen als Mann und Weib, und willigst du nicht ein, so werde ich nie von diesem Bett aufstehen — er antwortete, er sei bereit (zur Reise), falls ich sein Verlangen gewähren wolle — er will nicht mit mir kommen, als unter der Bedingung, daß ich ihm verspreche, Bett und Tisch mit ihm zu theilen, und auf mein Wort hin will er alles thun, was ich will, und mit mir kommen — er forderte mein Versprechen, nach seiner Genesung sollten wir nur ein Bett haben, und zum Scheine sagte ich, falls er nicht mittlerweile seinen Sinn ändere, sei ich es zufrieden — nun (Darnley spricht) will ich alles thun, was du willst — auf mein Wort hin will er überall hin gehen."

Und nun vergleiche man mit diesem durch Cynismen gewürzten unbeholfenen Geschwätz, welches man schon aus stilistischen Gründen ohne die allergewichtigsten Gründe der schreibgewandten Maria nicht zutrauen dürfte, die Aussage Crawford's: alles ist knapp und klar, kaum ein Wort zu viel, keine Wiederholung, alles — von ein paar etwas sprunghaften Uebergängen abgesehen — in vorzüglichem logischem Zusammenhang. Während nach dem Glasgow-Brief anscheinend mehrere Unterhaltungen zwischen Maria und ihrem Gatten stattgefunden haben sollen[135]), finden wir bei Crawford fast genau den nämlichen Stoff als Inhalt eines einzigen fließenden Gesprächs, und sogar einzelne Satztheile, welche bei Crawford zu einem klaren Gedanken an passender Stelle vereinigt auftreten, sind im Glasgow-Brief an entlegenen Stellen verstreut. Ist es denn denkbar, daß Crawford ein Stück der Unterhaltung nahezu buchstäblich abgeschrieben, den Rest aber zu einem Auszug benutzt haben sollte, in dem die groben stilistischen und logischen Mängel des Glasgow-Briefes verschwunden sind? Oder erklärt sich das Verhältniß dieser beiden Actenstücke nicht weit leichter durch die Annahme, daß ein Fälscher die Aussage Crawford's auseinander zerrte, verwässerte und ihre Bestandtheile zur Grundlage der verschiedenen Abschnitte eines ungeschickten Elaborates machte[136])?

---

[135]) Eingehend hat hierüber Bekker 372 gehandelt. Ob mit ihm gerade vier Unterhaltungen anzunehmen sind, lasse ich dahingestellt sein.

[136]) Sepp (Tagebuch 2. Theil 19) hat versucht, das umgekehrte Abhängigkeits-Verhältniß nachzuweisen. Ich muß es den Fachgenossen überlassen, die beiderseitigen Argumente zu vergleichen; hier sei nur bemerkt, daß Sepp's Versicherung, auch Crawford's Aussage befolge diejenige Reihenfolge des Gespräches, wie sie durch die Dispositionen des großen Glasgow-Briefes vorgezeichnet sei, falsch ist. Einigermaßen auffallend ist allerdings, daß mehrere für Maria ungünstige Wendungen der Aussage nicht im Glasgow-Brief begegnen. Allenfalls könnte man an eine gemeinsame Vorlage denken.

Die bisher ziemlich vernachläſſigte Vergleichung einzelner Stellen macht dieſe zweite Alternative zur Gewißheit. Gleich zu Eingang, bei dem kurzen Bericht über Maria's Unterhaltung mit Crawford, läßt ſich die Fälſcherarbeit handgreiflich nachweiſen. Nach dem Briefe läßt der Graf Lennox Maria durch Crawford ſagen, er wünſche eine Unterſuchung der Punkte, wegen deren ſie ihn im Verdacht habe. „Letzteres," fügt Maria bei, „kam aus ſeinem eigenen (Crawford's) Kopf, ohne einen Auftrag." Ein Grund für dieſe Annahme iſt nicht angegeben, und es iſt abſolut nicht abzuſehen, wie Maria zu ihr gekommen ſein ſollte. Ein Blick auf den entſprechenden Theil der Ausſage Crawford's löst das Räthſel: Von dem Wunſche des Grafen iſt in ihr mit keinem Wort die Rede, wohl aber heißt es am Schluß: „Sie (Maria) fragte mich (Crawford), ob ich noch einen weitern Auftrag habe. Ich antwortete Nein. Darauf befahl ſie mir, ſtillzuſchweigen." Wo hier das Original und wo die Fälſchung zu ſuchen iſt, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Als Curioſum ſei noch erwähnt, daß der Brief auf die getreulich wiederholten Worte: „Ich hieß ihn ſtillſchweigen" den hier doppelt geiſtreichen Lieblingsſatz folgen läßt: „Der Reſt wäre lang zu ſchreiben".

Die ziemlich lange Rede, in welcher Darnley Maria anfleht, ihm zu verzeihen und wieder als Gattin mit ihm zu leben, ſtimmt in beiden Texten des Briefes und in Crawford's Ausſage faſt wörtlich überein, dann aber folgt eine höchſt charakteriſtiſche Verſchiedenheit. In der Ausſage heißt es: „Sie antwortete [ſo], daß es ihm ſchien, ſie ſei beſorgt wegen ſeiner Krankheit, und ſie wolle baldmöglichſt ein Heilmittel dafür finden"[137]), d. h.: Darnley gewann aus ihrer Antwort den Eindruck, ſie fürchte ſich vor Anſteckung, und mache deshalb das eheliche Zuſammenleben von einer vorhergehenden Cur abhängig. Der Satz iſt etwas geſchraubt, über den Sinn aber kann kein Zweifel ſein. Der Brief macht daraus wieder eine ſeiner ſtereotypen Phraſen: „Ich antwortete Ja[138]), aber das wäre zu lang zu ſchreiben." Offenbar hat der Fälſcher den Satz bei Crawford entweder nicht verſtanden, oder er fand, daß derſelbe ihm für ſeinen Zweck nichts nutze; in beiden Fällen iſt die unſinnige Redensart erklärt.

Die Erklärung der eben erwähnten Stelle bei Crawford wird durch eine andere beſtätigt, welche ebenfalls wieder einen Einblick in die Arbeitsmethode des Brief-Fabricanten eröffnet. Im weitern Verlauf der Unterhaltung bei Crawford verſpricht Maria ihrem Gatten, ſie wolle wieder

[137]) She aunswered yat it semed him she was sorye for hys sicknesse, and she woulde finde remedye therefore so sone as she might.

[138]) Schott. J answerit ay unto him. Daraus macht der engl. Text still, der latein. semper.

mit ihm zusammenleben, „aber vorher müsse er von seiner Krankheit gereinigt werden; das werde, hoffe sie, bald geschehen, denn sie gedenke ihn nach Craigmillar in's Bad zu bringen.“ Im Briefe ist dieser Satz zerrissen; die Worte „er müsse gereinigt werden“ braucht Maria an viel weniger passender Stelle als Entschuldigung, weshalb sie in Glasgow nicht bei Darnley wohne — obwohl sie Stunden lang an seinem Bett sitzt! Die übrigen Bestandtheile sind zu folgender liebenswürdigen Apostrophe an Bothwell verwendet: „Ueberlegen Sie, ob Sie nicht ein geheimeres Mittel (Darnley zu beseitigen) durch Arznei finden, denn er soll Arznei in Craigmillar nehmen und auch die Bäder gebrauchen, und wird lange Zeit nicht vor die Thüre kommen.“ Man stelle sich einmal den Denkproceß vor, den Crawford durchgemacht haben müßte, um aus diesen weit von einander entfernten Stellen des Briefes seinen klaren, verständigen, gänzlich harmlosen Satz zu construiren! Auch was Crawford über die in Craigmillar geschmiedete Verschwörung gegen Darnley sagt, ist im Briefe in zwei Stücke zerlegt: „Er (Darnley) antwortete (nach Crawford), Lord Minto habe ihm erzählt, in Craigmillar sei ihr eine auf ihr eigenes Betreiben gemachte Urkunde vorgelegt worden; dieselbe sei unterzeichnet gewesen von einigen Andern, die wünschten, auch sie möge unterzeichnen, was sie zu thun verweigerte. Und er (Darnley) sagte, er wolle nie glauben, daß sie, sein eigen Fleisch, ihm Schaden thun wolle.“ Brief: „Er sagte, Minto habe ihm das Gerücht mitgetheilt, einige vom Geheimen Rath hätten mir eine Urkunde zur Unterschrift vorgelegt, wonach er gefangen gesetzt oder, falls er sich wehre, getödtet werden solle. Minto habe ihm gesagt, er halte es für wahr. Morgen will ich mit ihm über diesen Punkt sprechen.“ Der zweite, angeblich am folgenden Tage geschriebene Theil des Briefes enthält darüber nichts mehr, wohl aber erinnert sich Maria noch im ersten Theil, und zwar wenige Zeilen später, sie habe vergessen, daß u. s. w. Folgt die Aeußerung Darnley's er werde es nie glauben, und die Angabe über die Verweigerung der Unterschrift. Bei Crawford ist der Inhalt der ihr in Craigmillar angeblich vorgelegten Urkunde — man kann ganz gut an die Verhandlungen über die Ehescheidung denken — nicht angegeben, der Brief dagegen legt dem Leser nahe, Maria sei bei der Mordverschwörung von Craigmillar betheiligt gewesen, und läßt wunderbarer Weise Maria erst später die anfangs „vergessenen“ Momente nachholen, welche zu ihrer Entlastung geeignet sind!

Die vorstehenden kritischen Erörterungen werden die Geduld vieler Leser stark auf die Probe gestellt haben, aber sie waren unumgänglich, um in der ganzen Untersuchung einen vollkommen festen und sichern Punkt zu gewinnen. Daß sich unter den Anklägern Maria's Leute

befanden, denen man eine Fälschung zutrauen darf, bedurfte keines Beweises; in der Werthschätzung einer Persönlichkeit wie z. B. des Grafen Morton gibt es kaum noch Meinungsverschiedenheiten. Auch herrscht so ziemlich allgemeines Einverständniß, daß die schottischen Rebellen in der Auswahl des Anklagematerials nicht eben ängstlich waren, wie z. B. das in Westminster vorgelegte Artikelbuch mit seinen groben Lügen beweist. Aber es kam darauf an, darzuthun, daß ein förmliche Fälschung der Schuldbeweise nicht nur moralisch möglich war und daß sie wahrscheinlich, sondern daß sie thatsächlich erfolgte. Dieser Beweis liegt für den Glasgow-Brief vor, und als selbstverständliche Folge ergibt sich das äußerste Mißtrauen bezüglich der übrigen Briefe, die mit ihm vorgelegt wurden.

Allerdings hat man neuerdings den Versuch gemacht, gerade durch die Fälschung des einen neben sieben echten Briefen „alles Auffallende in der Geschichte dieser Documente" zu erklären[139]). Nun verstehe man, weshalb die erste Erwähnung der Cassettenbriefe erst einen Monat nachdem sie in Morton's Hände gefallen, begegne: „vor der Fälschung von Brief 2 hatten sie in der That eine so hervorragende Bedeutung nicht, daß ihr Fund viel Aufsehen hätte machen können." Man begreife jetzt das Zaudern Murray's, die Briefe vorzulegen und die Aushändigung schottischer Copieen statt der Originale, die ängstliche Weigerung, Maria von den Briefen Einsicht nehmen zu lassen, und das spätere Verschwinden der Originale. „Völlig klar" sei der Grund der Fälschung des Briefes 2: nur dieser „liefere ein directes Zeugniß für ihre Theilnahme an dem Mordplane, wie man dessen für die Conferenzen von York und Westminster benöthigt war." Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die späte Erwähnung der Briefe und das Zaudern der Rebellen, von ihnen Gebrauch zu machen, sich bei Annahme einer Fälschung aller Briefe noch besser erklärt, und daß der Fund derselben auch ohne Brief 2 sehr geeignet war, das allergrößte Aufsehen zu machen. Selbst bei der allermildesten Interpretation hätten die sieben angeblich echten Briefe den Beweis enthalten, daß Maria in verbrecherischem Einverständniß mit Bothwell stand, daß sie mithalf, um ihren Gatten in die Hände seiner Feinde zu liefern, und daß ihre Entführung durch Bothwell eine Komödie war: diese Schlüsse hat ja Breßlau selbst gezogen. Das wäre für die schottischen Rebellen im Juni 1567 reichlich genug gewesen, um die verrätherische Gefangennehmung Maria's zu vertheidigen, und doch haben sie lange vollständig geschwiegen und in öffentlichen Erklärungen ihren Aufstand als nur gegen Bothwell, den Entführer der Königin, gerichtet bezeichnet. Waren die sieben Briefe 1568 nicht eben so beweis-

[139]) Breßlau 67. Vergl. meine Gegenbemerkungen Histor. Jahrbuch 476.

kräftig als im Sommer 1567? Konnte man um die letztere Zeit, zu welcher bereits von einer crassen Fälschung im Stile des großen Glasgow-Briefes die Rede ist, voraussehen, daß im nächsten Jahre Conferenzen in England stattfinden würden, bei welchen es zweckmäßig sein könnte, für Maria's „Theilnahme an dem Mordplane ein directes Zeugniß" zu besitzen?

Nur die allerzwingendsten Gründe würden, nachdem das Hauptbeweisstück der Schotten sich als plumpe Mache herausgestellt hat, die Annahme der Echtheit der übrigen Briefe zu rechtfertigen vermögen, eigentlich nur der handschriftliche Beweis, die Beischaffung der zweifellos von Maria eigenhändig geschriebenen Originale, ein Beweis, der bekanntlich nicht zu führen ist. Mit dem Nachweis, daß einige Briefe in gutem Französisch und ungefähr so geschrieben sind, wie Maria zu schreiben pflegte, ist die Sache wahrlich nicht abgemacht; bei diesen französischen Texten wie bei dem „der Situation entsprechenden" Briefe 1 drängt sich, nach Anerkennung der Fälschung von Brief 2 mit verdoppeltem Gewicht, die Frage auf: Wer bürgt dafür, daß die Schurken, welche den Brief 2 in der frechsten Weise fälschten, Brief 1 und 3 bis 8 vollständig unverändert ließen?

Diese Frage gilt auch für die bisher noch nicht erörterten Briefe 6, 7 und 8. Man mag über einzelne Verdachtsmomente[140]) verschiedener Meinung sein, aber abgesehen davon, daß nach erwiesener Fälschung eines Briefes die Präsumtion zu Ungunsten auch der übrigen spricht, schließt die Logik der Thatsachen den Gedanken an die Echtheit der drei sogen. Stirling-Briefe nahezu absolut aus. Thatsache ist ja, daß eine lange Reihe von Trägern hochadeliger Namen die Heirath Bothwell's mit Maria durch Unterschrift befürwortete; wozu die unter diesen Umständen gänzlich überflüssige Entführung, welche die bis dahin verhältnißmäßig gute Position Bothwell's nur verschlechtern konnte — vorausgesetzt natürlich, daß Maria ihn nur zum Scheine abgewiesen hatte? Wozu die Briefschreiberei, während sich hundert Gelegenheiten zu mündlicher Verabredung boten? Ist es denkbar, daß Maria am 21. April Edinburgh verläßt, ohne mit Bothwell das Nähere über die Entführung zu verabreden, und an den zwei folgenden Tagen in drei Briefen den Geliebten mit Bitten um Instructionen bestürmt, wie, wo und wann sie sich entführen lassen soll, was dann schon am 24. April geschieht? Ganz wie bei der Ermordung Darnley's, so haben wir auch bei der Entführung die Liebe Maria's zu Bothwell gar nicht nöthig, um den Zusammenhang der Ereignisse einfach und natürlich zu erklären: Dort

[140]) Vergl. besonders Hosack I, 309 ff. Dagegen Breßlau 72.

liegt als erklärende Thatsache die gegen Darnley's Leben gerichtete Adelsverschwörung von Craigmillar vor, hier die schmachvolle Urkunde, in welcher der Adel dem Mörder die Hand der Wittwe sichert, und die ablehnende Antwort der Letztern. Daß der zweite Aufzug dieses Verbrecher-Drama's schon vorgesehen war, als der erste begann, ist nicht erwiesen, jedenfalls entwickelt sich der zweite ungezwungen aus dem ersten, ohne daß es der Einflechtung einer Liebes-Episode bedarf, und wenigstens so lange, als für die Schuld Maria's keine andern Beweise vorliegen, als diese mindestens zum Theil handgreiflich gefälschte Briefsammlung, muß diese Episode aus der Darstellung ihrer Geschichte als Erfindung ihrer Todfeinde gestrichen werden.

VI. Maria in Lochleven.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni war Maria in großer Eile — man befürchtete einen Handstreich ihrer Anhänger — nach dem mitten in einem See gelegenen festen Schlosse Lochleven gebracht worden, dessen Herr ein Stiefbruder Murray's war. Ihre Bewachung übernahmen die Lords Ruthven und Lindsay, vielleicht die rohesten Subjecte unter dem aufständischen Adel; der erstere hat das arme Weib sogar mit Liebesanträgen verfolgt. Auf ein enges Zimmer beschränkt, ihrer Garderobe und sonstiger Bequemlichkeiten beraubt, von ihrer Dienerschaft fast vollständig getrennt, verbrachte sie kummervolle Wochen. Ihre Gesundheit war schon lange schlecht, jetzt kam noch eine Fehlgeburt hinzu[141]). Sie war an Leib und Seele gebrochen, als ihre Gegner sie zwangen, der Krone zu entsagen.

In der ersten Zeit sah es mit der Sache der Rebellen sehr bedenklich aus. Sie bildeten ganz entschieden die Minderheit des Adels. Von den Grafen gehörten zu ihnen Morton, Glencairn, Mar und der katholische Graf von Atholl. Auf der andern Seite standen die Grafen von Argyll, Huntly, Caithneß, Rothes, Crawford, Monteith, die ganze mächtige Familie der Hamiltons nebst zahlreichen Lords, und an entschiedenen Worten zu Gunsten der Königin ließen sie es nicht fehlen. Zudem erwuchsen den Rebellen ernste Schwierigkeiten von einer Seite,

---

[141]) Mit dieser bestimmten Angabe Nau's 264 erledigt sich wohl der Zweifel über die Entbindung in Lochleven, aber auch die ohnehin sehr unsichere Erzählung von einer Tochter Maria's, welche angeblich im Februar 1568 in Lochleven geboren und später in Frankreich Nonne wurde. Vergl. Labanoff II, 63 und Schiern, Hepburn Bothwell, engl. Ausgabe von Berry 245 Note.

von welcher man es kaum hätte erwarten sollen: Elisabeth von England gerieth durch die Vorgänge in Schottland in heftigen Zorn, der anscheinend diesmal nicht erkünstelt, sondern durch ihre sehr lebhaften Vorstellungen von der Hoheit des Königthums hervorgerufen war. Ihr Gesandter Throgmorton, der im Juli in Edinburgh eintraf, hatte die schärfsten Instructionen; sie verhandelte mit den Anhängern Maria's, überhäufte die Rebellen mit derben Vorwürfen und drohte ganz offen mit Krieg, wenn man Maria nicht freigebe. Aber diese Haltung war im günstigsten Falle nur der Ausfluß persönlicher Stimmung; gleichzeitig blieb ihr schlauer Minister Cecil der gute Freund der schottischen Protestanten und namentlich Murray's. Ueberhaupt haben confessionelle Rücksichten über Maria's Schicksal entschieden. Die eigentliche Schwäche ihrer Stellung lag ja von vorn herein in dem Umstande, daß sie als katholische Herrscherin eines überwiegend protestantischen Volkes eine beständige lebende Drohung gegen die neue Religion und den Raub der Kirchengüter war. Zwar theilte sich der Adel nicht unbedingt nach dem Bekenntniß; war früher der protestantische Bothwell Royalist gewesen, so stand jetzt der katholische Atholl zu den Rebellen, und im Lager der Gegner finden wir Grafen und Lords beider Confessionen bunt durcheinander; aber gerade dieser Umstand scheint auch ihre Action gelähmt zu haben; es fehlte an Einheit, an einem anerkannten Führer, es bleibt bei Drohungen und Protesten, und langsam macht Einer nach dem Andern seinen Frieden mit den Rebellen. Unschätzbare Dienste hat letztern damals der geriebene Maitland geleistet. Meisterlich hat er den Umstand ausgenutzt, daß jetzt, wie immer, die Höfe von England und Frankreich sich um den Einfluß auf die Regelung der schottischen Frage stritten; hier drohte er mit der französischen, dort mit der englischen Allianz, und das Ende war, daß beide Mächte sich auf Worte beschränkten. Es war vorauszusehen, daß auf die Dauer bei Elisabeth doch wieder die protestantische Politik über dynastische Wallungen siegen werde.

Gleich nach der Gefangennehmung Maria's tritt der protestantische Charakter des Aufstandes scharf hervor. Bei der Plünderung des königlichen Schlosses veranstaltete der Graf von Glencairn einen Bilderstурm in der Kapelle der Königin, zur großen Befriedigung des Reformators Knox, der sich seit der Riccio-Verschwörung vorsichtig zurückgehalten hatte, jetzt aber sofort wieder in der Hauptstadt erschien und nebst andern Predigern nach Kräften gegen Papismus und Götzendienst donnerte. Schon am 25. Juni finden wir ihn auf der calvinistischen Kirchenversammlung, welche „die Herstellung des wahren Glaubens" beschloß. Mit drei Predigern überbrachte er den protestantischen

Anhängern der Königin die Einladung zu einer Kirchenversammlung am 20. Juli. Die Instructionen dieser Gesandtschaft und das ihr mitgegebene Schreiben fordern unbeschränkte Freiheit für die reformirte Kirche, Entfernung allen Aberglaubens und Götzendienstes, Vertilgung des Papismus. Die Eingeladenen blieben aus, trotzdem beschloß die Versammlung Abschaffung des Papismus und der Messe im ganzen Reiche ohne Ansehen der Person, Bestrafung der Königsmörder, Ueberlassung des dritten Theiles der Kirchengüter an die reformirte Kirche. Verweigere Maria die Bestätigung dieser Beschlüsse, so solle sie der Tyrannei, der Buhlerei und des Gattenmordes angeklagt werden; den Beweis besäßen die Lords durch das Zeugniß ihrer eigenen Handschrift.

Es ist dies das erste Mal, daß die Beschuldigung in einer gewissermaßen officiellen Form auftritt, während bis dahin der Verdacht nur in Privatgesprächen oder als im Volke umlaufendes Gerücht begegnet. Sonst finden wir stets die alte Geschichte: Die Empörung habe sich nur gegen Bothwell gerichket, und ihre Gefangenhaltung habe Maria sich selbst zuzuschreiben, weil sie nicht von diesem Menschen lassen wolle. Diesen Standpunkt nimmt auch noch die Antwort ein, welche die Rebellen endlich — bis dahin war der englische Gesandte von Tag zu Tag u. a. mit frommen Redensarten über Andachtsübungen vertröstet worden, welche eine rasche Erledigung verhinderten — auf die englische Forderung ertheilten [142]). Die Schuld fällt da wieder auf Bothwell, der Darnley ermordet, Maria entführt und auf's schärfste bewacht, sie zur Heirath zwingt und die Lords zum Aufstand nöthigt, da sonst zu befürchten gewesen sei, daß er auch Maria und ihr Kind tödten werde. Die Vorgänge von Carberry Hill werden mit brutalster Verletzung der Wahrheit gestreift: „Indem Bothwell sich mit dem Schatten der Autorität der Königin deckte, schleppte er ihre höchst edele Person mit sich und brachte eine große Anzahl ihrer Unterthanen in Waffen, um uns in Edinburgh anzugreifen. Das Folgende ist hinlänglich bekannt: Wenig oder gar nicht sich um sie kümmernd, rettete er sich selbst, und sie kam in unserer Gesellschaft nach Edinburgh. Da unser Unternehmen direct gegen ihn gerichtet war, so begannen wir Ihrer Majestät zuzureden, daß sie um ihrer eigenen Ehre, der Sicherheit ihres Sohnes, der Entlastung ihres Gewissens und der öffentlichen Ruhe willen sich von diesem bösen Manne trennen möge, mit welchem sie niemals rechtmäßig verbunden war, mit allen gütlichen Vorstellungen, wie es sich für gute

---

[142]) Keith II, 677 ff., wo als Datum der 11. Juli 1567 angegeben ist. Bekker 147, welcher Throgmorton erst am 12. Juli nach Edinburgh kommen läßt, nimmt als Datum den 20. Juli an.

Unterthanen in einem ſolchen Falle ziemt. Aber alles war vergeblich; denn ganz gegen unſere Erwartung fanden wir bei ihr eine ſolche Leidenſchaft, an ihm feſtzuhalten, daß ſie nicht einmal mit Geduld etwas zu ſeinem Tadel hören wollte; vielmehr bot ſie an, das Königreich und alles preiszugeben, falls man ſie mit ihm in Ruhe laſſe, unter allerhand Drohungen gegen Jedermann, der ſich an der Angelegenheit betheiligt habe." Um nun der von Gott mit ſo hoher Weisheit ausgeſtatteten Königin Zeit zur Ueberlegung zu laſſen und mittlerweile ungeſtört die Verfolgung der Mörder Darnley's zu betreiben, hätten ſie beſchloſſen, Maria von Bothwell entfernt zu halten.

„Eines Punktes," heißt es am Schluß dieſes in ſeiner handgreiflichen Verlogenheit nahezu komiſch wirkenden Actenſtückes, „mögen Sie die Königin, Ihre Herrin, verſichern: wir haben bei Verfolgung dieſer Angelegenheit ſtets die größte Mäßigung beobachtet; wir ſind nicht weiter gegangen und werden auch nicht weiter gehen, als Gerechtigkeit und Nothwendigkeit es fordern." Den beſten Commentar dazu liefern außer den Thatſachen die Berichte Throgmorton's aus dieſer Zeit, welche nachdrücklich betonen, daß Maria's Leben in höchſter Gefahr ſchwebe. Ein großer Theil des Adels neigte dieſer Entſcheidung zu, und bei dem fanatiſirten Pöbel der Hauptſtadt fand er eifrige Unterſtützung. Möglich jedoch, daß dieſe Gefahr gefliſſentlich übertrieben wurde, um einerſeits auf Eliſabeth, anderſeits auf Maria einen Druck auszuüben. Auf letztere hat man mit den verſchiedenſten Mitteln eingewirkt. Maitland ſpielte wieder doppeltes Spiel. Wie er ſchon früher Maria ſeine guten Dienſte angeboten hatte, ſo ließ er ihr jetzt, vereint mit dem Grafen von Atholl, ſagen, ſie möge eine Demiſſions-Urkunde nur ruhig unterzeichnen; wenn ihr Bruder Murray heimkomme, werde ſich die Sache ſchon wieder rückgängig machen laſſen; weigere ſie ſich aber, ſo ſei ihr Leben in Gefahr; beide ſchickten ihr ſogar Schmuckgegenſtände als Unterpfand ihrer Treue. Einen ähnlichen Rath ſoll ihr der engliſche Geſandte im Auftrage Eliſabeth's gegeben haben[143]). Eine ganz andere Sprache führten die Lords Ruthven und Lindſay, welche bereits am 24. Juli Maria zu Beurkundung ihrer Thronentſagung zwangen. Anfänglich weigerte ſie ſich entſchieden, nach wilden Drohungen entſchloß ſie ſich endlich, wenn auch unter Proteſt, alles zu unterſchreiben, was man von ihr verlangte: In drei Urkunden genehmigte ſie, daß ihr Söhnchen als König gekrönt werde, ferner daß während ſeiner Minderjährigkeit Murray und, falls dieſer ſich weigere, ein Adelsausſchuß die Regentſchaft führe. Schon am 29. Juli erhielt der kleine Jacob von dem proteſtantiſchen Biſchof von

[143]) Beide Angaben bei Nau 263, 268.

Orkney — demſelben, der die Ehe Maria's mit Bothwell geſchloſſen! — Salbung und Krönung zu Stirling. An ſeiner Stelle legte der Verräther Morton den Krönungseid ab, gelobend, die wahre Religion aufrecht zu erhalten und alle falſche zu bekämpfen. Es war das Siegel auf die kirchlich-politiſche Revolution: die katholiſche Souverainin war entthront, der alte Glaube für rechtlos erklärt. Daß Ruthven und Lindſay ſchworen, die Abdankung der Königin ſei freiwillig erfolgt, mag nebenbei als ein übrigens nicht außergewöhnliches Beiſpiel erwähnt werden, wie dieſes ruchloſe Geſchlecht mit Eiden umſprang. Auch die Anhänger Maria's waren zur Krönung eingeladen worden; ſie ſchickten einen donnernden Proteſt und — ließen es dabei bewenden. Der Herr von Lochleven feierte die Krönung durch Kanonenſchüſſe und Freudenfeuer, ſoll ſich auch nicht geſchämt haben, Maria in's Geſicht zu verhöhnen. Da verlor die unglückliche Frau alle Selbſtbeherrſchung. Mitten in ihrem Zimmer kniete ſie unter ſtrömenden Thränen nieder, mit erhobenen Armen die Rache des Himmels anrufend: Ehe ſie ſterbe, möge Gott ihre Feinde ſo traurig machen wie ſie ſelbſt ſei, beſonders den Herrn von Lochleven, den mit ſeinem Hauſe Gottes Fluch treffen möge. Ehe ein Jahr vorüber war, fügt unſer Berichterſtatter bei, machte er einen Selbſtmordverſuch und litt längere Zeit an Verzweiflungs- und Wuthanfällen[144]).

Wenige Tage nach der Krönung erſchien Murray wieder in Schottland, welches er kurz vor Maria's Entführung verlaſſen hatte. An den furchtbaren Ereigniſſen der Zwiſchenzeit war er nicht offen und direct betheiligt geweſen, an der Heirath Maria's ſo wenig wie an dem Verrath gegen ſie. Er hatte ſich die Hände frei gehalten, und brauchte ſie jetzt nur auszuſtrecken, um die reife Frucht fremder Thaten zu pflücken. Proben ſeines eben ſo großen wie in den Mitteln wenig wähleriſchen diplomatiſchen Geſchicks hatte er mittlerweile zahlreich abgelegt. Er hatte es ſich gern gefallen laſſen, daß der franzöſiſche Hof ihn mit Geſchenken überhäufte, um ihn den franzöſiſchen Intereſſen dienſtbar zu machen, dabei blieb er aber in enger Verbindung mit Cecil, dem feinſten Mitgliede des engliſchen Cabinets. Auf der Hinreiſe hatte er ſeine Schweſter beim ſpaniſchen Geſandten in London verdächtigt[145]), auf der Rückreiſe ſie angeſchwärzt, mit ihren Feinden gute Freundſchaft gehalten, dazwiſchen aber ihr Schickſal beklagt und ſeine Dienſte in Ausſicht geſtellt. Von

---

[144]) Dieſe Einzelheiten bei Nau 269. Die letzte Angabe bezieht ſich offenbar auf den an anderer Stelle (291) bei Nau begegnenden Bericht, nach Maria's Flucht aus Lochleven habe William Douglas verſucht, ſich in ſein Schwert zu ſtürzen.

[145]) Vgl. meine Bemerkungen im Hiſt. Jahrb. 43. Faſt wörtlich daſſelbe, was der Geſandte als von Murray ihm erzählt berichtet, findet ſich ſpäter im Artikelbuch bei Hoſack I, 543.

Wenigen durchschaut, von Allen umworben, griff er mit fester Hand, wenn auch scheinbar zögernd, nach der Herrschaft über das Reich des Vaters, dessen Krone ihm der Makel seiner Geburt versagte. Das Angebot der Regentschaft wies er zurück, so lange seine Schwester nicht selbst ihn darum bitte; um aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung dessen zu erhalten, was rohe Gewalt ihr erpreßt, begab er sich am 15. August nach Lochleven. Seine Begleiter waren die Grafen Morton und Atholl, welche jedoch bei seiner vertraulichen Besprechung mit Maria nicht zugegen waren.

Ueber dieses Gespräch unter vier Augen besitzen wir zwei Berichte; der eine, der ohne Zweifel auf Murray's Darstellung zurückzuführen ist, liegt in einem Schreiben des englischen Gesandten vor; der andere, die Erzählung Nau's, ist eben so zweifellos von Maria beeinflußt[146]). Nach der erstern Version benahm sich Murray „mehr wie ein geistlicher Vater denn wie ein Rathgeber"; er hielt Maria ihre „Mißregierung" vor, alle „Unordnungen, die ihr Gewissen, ihre Ehre und Sicherheit berührten"; die Königin habe bitterlich geweint, ihre Mißregierung zugegeben, Einiges zugestanden, anderes entschuldigt oder abgeschwächt. Erst nach Mitternacht habe er sie verlassen, ohne eine andere Hoffnung als die auf Gottes Barmherzigkeit. Am folgenden Morgen zog er andere Saiten auf. „Er sagte ihr einige Worte des Trostes; ihres Lebens wolle er sie versichern, auch nach Kräften für die Schonung ihrer Ehre sorgen; ihr die Freiheit wiederzugeben, stehe nicht in seiner Macht. Darauf umarmte und küßte sie ihn und bat ihn, die Regentschaft nicht abzulehnen." Nochmals habe er sich geweigert, aber auf dringendes Bitten seiner Schwester endlich zugesagt. Wesentlich anders lautet die Erzählung Nau's. Auch hier beginnt das Gespräch mit Vorwürfen Murray's; namentlich habe er auf ihre Heirath mit Bothwell hingewiesen, welche sie in den Verdacht der Betheiligung am Morde ihres Gatten gebracht habe. Dann folgt eine energische Vertheidigung Maria's: Die Verleumdungen ihrer Feinde fürchte sie nicht, Gott werde ihre Unschuld an den Tag bringen, und lieber wolle sie, daß man ihr Böses nachsage, das sie nicht gethan, als Böses gethan haben, von dem kein Mensch etwas wisse. Murray's Frage, ob er die Regentschaft annehmen solle, habe sie verneint. Schließlich habe er gestanden, die Rebellen hätten bereits seine Zusage, und er könne nicht mehr zurück[147]); übrigens werde er alles Mögliche für sie thun, sie solle nur Geduld haben. Maria's Bitte, er möge zur

---

[146]) Keith II, 736. Stevenson 270.

[147]) Ganz dasselbe erzählt Maria bereits in der Denkschrift an die christlichen Fürsten vom Juni 1568. Labanoff VII, 320.

weitern Besprechung noch länger in Lochleven weilen, wies er zurück mit dem Bemerken, man hege ohnehin schon Verdacht gegen ihn. Der Bericht schließt, ganz wie derjenige Throgmorton's, mit der Bitte Maria's an Murray, ihre Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten in Verwahr zu nehmen.

Ich bezweifele kaum, daß Throgmorton in der Hauptsache die richtigere Darstellung bietet, daß Maria wirklich ihren Bruder ersucht hat, die Regentschaft zu übernehmen. Wenn zwei Berichte dasselbe Gespräch mit gleichem Anfang und Schluß geben, der im Uebrigen aber vielfach verschiedene Inhalt in dem einen auf zwei verschiedene Unterhaltungen vertheilt erscheint, so spricht, so lange keine sonstigen Beweismomente hinzutreten, die Präsumtion von vorn herein für diesen Bericht. Zudem ist Throgmorton's Schilderung zum Theil von größter innerer Wahrscheinlichkeit; Murray's Rolle als „geistlicher Vater", der successive Gebrauch von Drohung und Trost ist vorzüglich berechnet als Mittel zum Zweck: zu dem Anerbieten der Rebellen soll sich die Bitte der beraubten Schwester gesellen, an die Stelle des erzwungenen Verzichts die Gewährung eines freiwillig geäußerten Wunsches treten, die Revolution sich in den Mantel der Legitimität hüllen[148]). Daß dieser Kunstgriff gelang, daß Maria, wirklich eingeschüchtert oder in kluger Verstellung und hoffend auf bessere Zeiten, die Regentschaft in Murray's Hände legte, wenn auch nach anfänglicher Weigerung, dies zu versichern lag allerdings in Murray's Interesse, aber von nicht minderm Interesse war es für Maria, diese Thatsache zu verschweigen, und ich kann nicht zweifeln, daß letzteres mit voller Absicht geschehen ist; andernfalls — d. h., wäre Maria bei ihrer ersten abschlägigen Antwort geblieben, auch nachdem Murray zugestanden, daß er sein Wort bereits gegeben — würde der Bericht Nau's nicht verfehlt haben, davon Act zu nehmen, anstatt mit einem Beweise des Vertrauens Maria's zu Murray zu schließen. Murray durfte mit seinem Besuch in Lochleven zufrieden sein: Nichts hatte er gegeben, als ein Versprechen unbestimmtester Art, dagegen alles erhalten was er wünschte. Er war der anerkannte Nachfolger seiner Schwester, und mit dem Scheine der Rechtmäßigkeit konnte er am 22. August die Regentschaft förmlich übernehmen. Auch er hat bei dieser Gelegenheit eidlich die Handhabung der „wahren" und die Beseitigung der „falschen" Religion versprochen. Endlich war der letzte Zielpunkt all' dieser Verschwörungen erreicht: Schottland besaß ein protestantisches Oberhaupt.

---

[148]) Froude IX, 162 freilich beschließt seinen wunderbar commentirten Auszug aus Throgmorton's Bericht mit dem Urtheil, Murray habe sich wie ein „liebender Bruder" und „christlicher Edelmann" benommen!

Während der letzten Monate des Jahres 1567 gestalteten sich die Dinge für Maria immer trüber. Am Tage bevor Murray die Regentschaft übernahm, hatte der englische Gesandte eine Unterredung mit den aufständischen Lords. In ihrem Auftrage wies Maitland[149]) die Einmischung Englands höflich aber durchaus entschieden zurück. „Um Ihnen," erklärte er trocken, „allen Zweifel zu benehmen: Wir werden lieber das Kriegsglück versuchen, als die Königin in ihrer augenblicklichen Gemüthsverfassung auf freien Fuß setzen, wo sie — es ist wieder der alte Mythus — entschlossen ist, Bothwell aufrecht zu erhalten, das Leben ihres Sohnes zu gefährden" u. s. w. Einige Tage darauf machte Throgmorton noch einen Versuch, von Murray eine Zusage über den Termin der Freilassung der Königin zu erhalten. Er antwortete ausweichend: Das hänge von den Ereignissen ab, er für seine Person sei stets dazu bereit; auf die directe Frage des Gesandten, wie man es denn nach einer Ergreifung und Verurtheilung Bothwell's mit Maria halten wolle, half er sich mit dem Sprichwort, man dürfe den Pelz des Bären nicht verkaufen, ehe man ihn habe. Gleich darauf hat Throgmorton Schottland verlassen. Seine Mission war gänzlich gescheitert, aber seine Souverainin hat keine ihrer Drohungen ausgeführt, und von Frankreich scheint für Maria eine kräftige Verwendung nicht einmal in Aussicht gestanden zu haben[150]). Die große Adelspartei, welche unter Führung der Hamiltons gegen die Revolution protestirt hatte, löste sich auf, James Balfour übergab das Castell von Edinburgh; daß er das Mordcomplott von Craigmillar entworfen hatte, war den angeblichen Rächern des Königsmordes freilich nicht unbekannt, aber man beruhigte ihn durch das förmliche Versprechen, man werde ihn ungeschoren lassen, und klingende Gründe thaten das Uebrige. Die sittliche Entrüstung über Darnley's Tod machte sich nur dadurch Luft, daß man bei jeder Gelegenheit gegen den ruchlosen Bothwell loszog und ab und zu einige untergeordnete Persönlichkeiten als seine Spießgesellen hinrichtete; auch Unschuldige scheinen darunter gewesen zu sein. Auch die starke Festung Dunbar öffnete dem Regenten ihre Thore, schließlich wurde nur noch Dunbarton durch Lord Fleming im Namen Maria's behauptet. Wir hören nicht, daß auch nur ein Schuß gefallen sei, um ihre Rechte zu

---

[149]) Die „höchst charakteristischen Worte", welche nach Bekker 175 Murray bei dieser Gelegenheit an Throgmorton gerichtet haben soll, sind mit Ausnahme des Schlußsatzes Worte Maitland's. Vgl. den Bericht Throgmorton's vom 22. August bei Keith II, 743.

[150]) Wie sehr Frankreich sich zurück hielt, zeigt der Brief des Erzbischofs von Glasgow, der Maria am Pariser Hofe vertrat, vom 8. December 1567 bei Stevenson CLXXXIII.

vertheidigen[151]). Ueberall lächelte dem Regenten das Glück. Auch der Sorge vor Bothwell war er noch vor Schluß des Jahres ledig. Er war von Carberry Hill unangefochten nach Dunbar gekommen, später nach dem nördlichen Schottland und von dort nach den Orkneys, schließlich nach den Shetlands-Inseln gegangen. Von Kirkaldy verfolgt, entkam er mit knapper Noth nach Norwegen und gerieth in dänische Gefangenschaft. Erst zehn Jahre später ist er in Schloß Malmöe gestorben.

Gegen Ende des Jahres war die mit eherner Stirne immer wieder von neuem vorgetragene Legende der Rebellen über die Motive der Empörung unhaltbar geworden. Maria hatte, angeblich aus freien Stücken, auf die Regierung verzichtet, ihr Sohn war gekrönt, ihr Bruder Regent, Bothwell gefangen: es ging nicht länger an, ihre fortdauernde Haft mit dem Vorwand zu erklären, man müsse sie hindern, durch ihre unbegreifliche Anhänglichkeit an Bothwell Schaden zu stiften.

Als im December das Parlament zusammentrat, ging demselben von der calvinistischen Kirchenversammlung eine merkwürdige Petition zu: Ueber die Ursache, weshalb die Königin in Lochleven gefangen gehalten werde, sei eine öffentliche Erklärung noch nicht gegeben worden; deshalb bitte die Versammlung im Namen des Volkes den Regenten und die Stände, den Grund bekannt zu geben oder aber die Königin in Freiheit zu setzen. Das mag bestellte Arbeit gewesen sein, aber auch in diesem Falle ergibt sich, wie genau man wußte, daß das bisherige Verhalten gegen Maria einer Erklärung und Rechtfertigung bedürfe. Schon am 4. December[152]) hatte ein Beschluß des geheimen Rathes constatirt: „Die Ursache und Veranlassung der Gefangennehmung der Königin am 15. Juni liege in ihrer eigenen Schuld, insofern durch verschiedene, von ihr eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Briefe an Bothwell durchaus sicher sei, daß sie an dem Morde ihres Gatten theilgenommen habe." Ueber das Bedenken, daß am 15. Juni die Schuld Maria's doch nicht wohl aus ihren Briefen bekannt sein konnte, da das Mitglied des Geheimen Rathes Graf Morton die Briefe erst einige Tage später erhalten haben will, scheint man nicht gestrauchelt zu sein; vielleicht war dies auch noch nicht möglich, weil Morton seinen Fundbericht noch nicht endgültig redigirt hatte. Nicht minder auffallend ist die Versicherung, die Briefe seien von Maria unterzeichnet gewesen, während doch kein einziger der in verschiedenen Sprachen auf uns ge-

[151]) Bekker 178 spricht allerdings von der „blutigen Grausamkeit", mit welcher Murray die Ungehorsamen gezüchtigt habe, doch konnte ich an der citirten Stelle (Keith II, 763—70) nichts Derartiges finden.

[152]) Für das Folgende vergl. auch oben S. 53.

kommenen Briefe eine Unterschrift zeigt. Von der Unterschrift ist denn auch in den Beschlüssen des Parlaments, welche im Uebrigen jenen Satz des Protokolls des Geheimen Rathes wörtlich abschreiben, schon keine Rede mehr. Wie viel Gewicht auf jene Anklage des Geheimen Rathes zu legen ist, erhellt — abgesehen von den bereits betonten Bedenken — aus dem Umstande, daß in demselben mehrere bei Darnley's Ermordung wenigstens durch Mitwissenschaft selbst betheiligte Männer saßen, namentlich Morton, Maitland und Balfour. Die einfache Wiederholung der Anklage im Parlamentsbeschluß beweist natürlich eben so wenig. Allerdings sollen — das Protokoll selbst sagt darüber kein Wort — die Briefe vorgezeigt worden sein, aber von einer Prüfung derselben hören wir nicht das Mindeste. Natürlich wurde der Verzicht Maria's auf die Krone genehmigt und den Rebellen ein Lob für ihre gute That gespendet. Der Beschluß, die Festungen Dunbar und Forth of Inchkeith, welche früher französische Garnisonen gehabt hatten, zu schleifen, scheint eine Gefälligkeit für Elisabeth gewesen zu sein [153]). In religiöser Hinsicht schloß sich das Parlament durchaus dem aufrührerischen August-Parlament von 1560 an: Das damals aufgestellte calvinistische Glaubensbekenntniß, die Abschaffung der päpstlichen Autorität, das Verbot der Messe unter schweren Strafen u. s. w. wurden bestätigt [154]).

Es ist kaum nöthig, hervorzuheben, wie ungeheuerlich das auf dieser durch den Regenten beherrschten Parteiversammlung gegen Maria beobachtete Verfahren gewesen ist: Ungehört, und, so viel wir wissen, sogar ohne den Schein einer Untersuchung wurde sie als Verbrecherin gebrandmarkt. Erst neuerdings ist der Inhalt eines langen Schreibens [155]) bekannt geworden, welches Maria angesichts des bevorstehenden Parlaments an Murray richtete. Sie erinnerte ihn an die Wohlthaten, die er von ihr erhalten, an den Undank, mit dem er dieselben vergolten habe; trotz des Makels seiner Geburt habe sie ihn wie ihren legitimen Bruder behandelt und ihm thatsächlich die Regierung überlassen; sie mahnte ihn an die Versprechungen, die er zu ihren Gunsten ihren französischen Verwandten gegeben habe, an seine Betheuerungen gelegentlich des Besuches in Lochleven. Sie verlangte in Person oder durch einen Vertreter sich vor dem Parlament vertheidigen zu dürfen; sie wolle für diesen Fall von ihrer königlichen Autorität absehen und sich als einfache Privatperson der vollen Strenge der Gesetze unterwerfen; ja, falls die Stände, nach-

---

[153]) Dieses Motiv gibt Nau 277 an; seine Quelle für die Thatsache ist Holinshed, Chronicles of Scotland 508.

[154]) Auch von Nau ebend. erwähnt. Vergl. Holinshed 508.

[155]) Umfangreicher Auszug bei Nau 274.

dem dieſelben ihre Vertheidigung gehört, von ihr noch den Verzicht auf die von Gott ihr verliehene Autorität forderten, werde ſie zuſtimmen; höre man ſie aber nicht, ſo betrachte ſie alle Beſchlüſſe als null und nichtig; nicht der geringſte Unterthan dürfe ungehört verurtheilt werden, geſchweige denn die Königin, und zwar in einer Sache, wo es ſich um ihre Ehre handele. Murray's Antwort war ein kaltes Nein. Er ſoll ſogar im Geheimen den Vorſchlag gemacht haben[156]), das Parlament möge ihm die freie Verfügung über Maria's Perſon überlaſſen; er habe daran gedacht, ſie tödten zu laſſen und den Beweis anzutreten, daß ſeine Mutter mit König Jacob V. heimlich verheirathet geweſen, er alſo der legtime Erbe ſei — Anklagen, deren Begründung zu entſcheiden nicht möglich iſt.

Ganz ohne Widerſpruch freilich verlief das Parlament nicht. Lord Herries beantragte, man möge ihn mit einigen andern Bevollmächtigten nach Lochleven gehen laſſen, damit er ſich überzeugen könne, ob die Verzichturkunde Maria's echt und freiwillig ausgeſtellt ſei. Natürlich drang er nicht durch und verweigerte nun, die Parlamentsacten zu unterzeichnen. Andere, ſo die Grafen von Huntly und Argyll, folgten ſeinem Beiſpiel[157]).

Das Parlament hat zudem ſelbſt dafür geſorgt, daß ſeine Verſicherung, die Schuld Maria's ſei durch ihre eigenhändigen Briefe erwieſen, in einem ſehr bedenklichen Lichte erſcheint. Am 20. December erließ es eine Achtserklärung gegen Bothwell, und unter den Verbrechen deſſelben begegnet auch wieder die Anklage, daß er die Königin gewaltſam entführt und zur Heirath gezwungen habe! In denſelben Tagen hat der Prediger Craigh vor der Kirchenverſammlung ſeine Vertheidigung gegen den Vorwurf eingereicht, daß er das Aufgebot für die Heirath zwiſchen Maria und Bothwell erlaſſen habe[158]); auch hier iſt von der gewaltſamen Entführung der Königin die Rede, dagegen von einem Einverſtändniß zwiſchen ihr und Bothwell enthält das lange Actenſtück kein Wort. Alſo zwei Erklärungen noch aus dem December 1567, mit welchen ſich die behauptete Scheinentführung gar nicht oder nur ſehr ſchwer vereinigen läßt, und doch ſollen die Briefe, in welchen Maria mit dürren Worten von dem Entführungsplane ſpricht, ſchon ein halbes Jahr früher dem Grafen Morton bekannt geweſen ſein, am 4. December 1567 dem

---

[156]) Ebend. 275.

[157]) Dieſe Vorfälle waren theilweiſe ſchon früher bekannt. Vgl. Hoſack I, 382. Gute Ergänzungen bei Rau 276. Die Schlüſſe, welche Gädeke (158. 384) aus dem angeblichen Schweigen notoriſcher Anhänger Maria's im Parlament gezogen hat, fallen damit von ſelbſt.

[158]) Keith III, 190; vgl. oben S. 44.

Geheimen Rath und einige Tage ſpäter dem Parlament vorgelegen haben! Wo immer dieſe Documente auftauchen, regelmäßig iſt mit ihrer Erwähnung eine Schwierigkeit oder ein offenbarer Widerſpruch verknüpft.

Noch ehe das Jahr zu Ende ging, war ein Umſchwung der Stimmung zu Gunſten Maria's eingetreten. Unter dem friſchen Eindruck ihrer unglückſeligen Verbindung mit Bothwell, mitten in der Aufregung der Rebellion und des reichlich genährten religiöſen Fanatismus hatte es genügt, eine wenn auch noch ſo unglaubliche Anklage gegen die katholiſche Königin zu erheben: ſie wurde weiter getragen und geglaubt. Aber auf die Dauer reichten ſo einfache Mittel nicht mehr aus. Mit dem natürlichen Mitleid für die Gefangenen regte ſich auch wieder die Erinnerung an ihre Schönheit, ihr liebenswürdiges Weſen, an ihre ſanfte Herrſchaft, an die Thatſache, daß ſie trotz ihres Katholicismus nie etwas Nachweisliches gegen die calviniſche Kirche und ihre Bekenner unternommen, und mit der Rückkehr der kühlen Ueberlegung mußte ſich immer entſchiedener die Frage in den Vordergrund drängen: Wo ſind denn die Beweiſe für ihre Schuld? Die Parlamentsverhandlungen vom December 1567 beantworteten dieſe Frage mit einer bloßen Behauptung, aber die angeblich vorhandenen Beweisſtücke blieben der Oeffentlichkeit vorenthalten. Zudem mehrten ſich die Anhaltspunkte für den Verdacht, daß Bothwell hochſtehende Mitſchuldige gehabt haben müſſe, während die officielle Unterſuchung immer nur von ihm nebſt untergeordneten Spießgeſellen wußte. Es war in Edinburgh gewiß nicht vergeſſen, daß gleich nach Darnley's Ermordung James Balfour als einer der Mörder genannt worden war [159]), jetzt ſah man ihn unangefochten in Reichthum, Aemtern und Ehren. Das Gerücht, Maitland habe die Urkunde über das Mordcomplott mit den Namen der Verſchworenen in's Feuer geworfen, iſt vielleicht nicht in weitere Kreiſe gedrungen, aber gleich zu Beginn des Jahres 1568 ereignete ſich ein Vorfall, welcher auf den guten Willen der Rebellen, Darnley's Mord zu rächen, ein ſehr ſeltſames Licht warf. Am 3. Januar wurden mehrere Werkzeuge Bothwell's hingerichtet. In ihren Vernehmungs-Protokollen wird alle Schuld auf Bothwell geworfen, aber es unterliegt kaum einem Zweifel, daß andere ſehr intereſſante Geſtändniſſe unterdrückt waren, und zwei von ihnen machten dieſe Vorſicht im Angeſichte des Todes zu Schanden, indem ſie auf dem Schaffot Huntly, Argyll und Maitland als Mitglieder der Verſchwörung nannten; der eine fügte den Namen James Balfour's bei und bezeichnete dieſen und Maitland als die Anſtifter. Die Beſchuldigten ſollen ſofort die Stadt verlaſſen haben [160]).

---

[159]) Vergl. oben S. 37. — [160]) Hoſack I, 383.

Das Verhältniß zwischen Maria und ihrem Bruder hatte sich durch den Verlauf des Parlaments begreiflicher Weise nicht gebessert, und man braucht den Schacher, den er mit ihren Juwelen trieb, nicht zur Erklärung, daß es bei seinem zweiten Besuch in Lochleven zu einer heftigen Auseinandersetzung kam. Nach einem Bericht antwortete er auf ihre Klage über die harten Parlamentsbeschlüsse sehr aufrichtig, er und der Adel könnten nach dem Wagniß, sie gefangen zu setzen, im Interesse ihrer Sicherheit nicht weniger thun [161]). Nach einer andern Darstellung [162]) wies er ihren dringenden Wunsch, Gelegenheit zum Beweis ihrer Unschuld zu erhalten, zurück; „da erklärte sie ihm offen, sie werde sich niemals mehr an ihn wenden; lieber wolle sie ihr Leben in ewiger Gefangenschaft verbringen, als durch seine Vermittelung befreit werden. Sie verließ ihn mit der in Gegenwart der Herren (Morton's und anderer Adeligen) abgegebenen Erklärung, er solle es zu bereuen haben, koste es was es wolle". Ueberhaupt scheint Maria damals in sehr entschlossener Stimmung gewesen zu sein. Als James Balfour in ihr Zimmer trat und zufällig im gleichen Augenblick ein heftiger Windstoß die Fenster aufriß, sagte sie laut, es müsse wohl ein Erzverräther da sein. Balfour wurde roth und beeilte sich, hinter seinen Begleitern zu verschwinden. Was sie Murray sagte, war durchaus keine leere Drohung. Sie hatte im Gefängniß Freunde gefunden und Verbindungen nach auswärts angeknüpft. Sie wird schon damals gewußt haben, daß der vereinzelte Widerspruch, der sich auf dem December-Parlament bemerklich gemacht hatte, nur das Symptom einer weit verbreiteten Mißstimmung gegen den Regenten war, daß eine mächtige Partei nur auf ihre Flucht warte, um Murray zu stürzen. Zwei Drittel des schottischen Volkes, berichtete der französische Gesandte in London, seien zum Aufstand bereit, und vortrefflich wird der wunde Punkt der Herrschaft Murray's in den Worten angedeutet, der Zweck der Feinde des Regenten sei, außer der Befreiung der Königin, zu erreichen, daß der Regent und seine Hauptanhänger sich von dem Verdachte reinigten, am Morde Darnley's betheiligt zu sein. Der Mann wußte offenbar gut Bescheid. Unmittelbar nach Maria's Flucht brach ein Aufstand los, der ohne die allergrößten Kopflosigkeiten Murray in kürzester Frist vernichtet haben würde, Dank denselben aber nur dazu diente, Maria's Schicksal zu besiegeln.

Die Wahl des Gefängnisses, in welches die Königin am 18. Juni gebracht worden war, läßt kaum einen Zweifel übrig, daß dieser Gewalt-

[161]) Drury an Cecil 3. April 1568 bei Keith II, 789. Beigefügt ist die wenig glaubliche Geschichte, Maria habe Murray vorgeschlagen, sie wolle sich mit dem jungen George Douglas verheirathen, demselben, der bei ihrer Flucht eine Hauptrolle gespielt hat.

[162]) Nau 278.

act im Einverständniß mit Murray oder mindestens in der festen Zuversicht geschah, er werde ihn billigen, denn die Bewohner von Lochleven waren ihm auf's engste verbunden. Noch lebte dort Margaretha Erskine, seine Mutter, König Jacob's V. Geliebte. Ihr Gatte, Sir Robert Douglas, war damals schon gestorben. Mit ihr bewohnten das Schloß ihr verheiratheter Sohn William Douglas, der Herr des Hauses, und sein junger Bruder George. Neben Letzterm hat den Hauptantheil an Maria's Flucht der kaum dem Knabenalter entwachsene Willie Douglas; er scheint ein Findelkind gewesen zu sein und Pagendienste verrichtet zu haben.

Maria hat es stets verstanden, ihre nächste Umgebung durch den Zauber ihres Wesens für sich zu gewinnen, und auch unter den Bewohnern des einsamen Wasserschlosses fand sie treue Freunde[163]). Auf seinen Stiefbruder Lord William und seine Frau allerdings konnte Murray sich verlassen, aber die übrigen Familienmitglieder wurden auf die Dauer für Maria eingenommen. Als er den zweiten Besuch in Lochleven machte, bat seine Mutter ihn dringend, jedoch vergeblich, sich mit seiner Schwester auszusöhnen[164]). Den jungen George, vor dem sie anfangs als vor ihrem besondern Feinde gewarnt worden war[165]), hatte Maria bald für sich gewonnen; der kleine Willie, obwohl noch ein halbes Kind, hat bei ihrer Befreiung eine Mischung von Muth und Schlauheit entwickelt, die auf unbedingte Ergebenheit schließen läßt, und die Tochter und Nichte des Schloßherrn, zwei junge Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren, die meistens bei der Königin schliefen, faßten eine schwärmerische Neigung für die schöne Dame[166]). Maria hätte kaum unsicherer untergebracht werden können.

Die ersten Wochen freilich müssen für Maria eine entsetzliche Zeit gewesen sein. Kummer und Krankheit brachten sie damals an den Rand des Grabes. Die ersten vierzehn Tage soll sie ohne Speise und Trank — was natürlich nicht wörtlich zu nehmen ist — in einem niedrigen Zimmer verbracht haben[167]). Dann kamen die aufregenden Scenen, welche ihre erzwungene Thronentsagung begleiteten. Als Lord Lindsay mit den brutalsten Redensarten — er soll ihr mit Wegschleppen und Halsabschneiden gedroht haben — ihre Unterschrift erzwang, ließ sie in

---

[163]) Die folgende Darstellung des Aufenthalts in Lochleven und der Flucht beruht im Wesentlichen auf Rau, der die bisher bekannten Thatsachen meistens bestätigt, aber eine Menge neuer Einzelheiten erzählt.

[164]) Rau 278.

[165]) Ebend. 266. Lord Ruthven, der sie warnte, litt vielleicht an Eifersucht, da er Maria eine Liebeserklärung gemacht haben soll.

[166]) Ebend. 283. — [167]) Rau 261.

ihrer Angst George Douglas zu sich kommen, versprach urkundlich Verzeihung für Murray und seine Verwandten und bat ihn flehentlich, ihre Fortschaffung aus Lochleven zu verhindern [168]). Er hielt getreulich sein Versprechen, dies zu thun, indem er das ganze Haus aufhetzte; freilich würde ihm das wohl nichts geholfen haben, hätte Maria ihre Unterschrift nicht gegeben. Sie blieb auch jetzt noch in enger Haft. Ihre Wohnung war ein finsterer Thurm, Schreibgeräth und Bücher wurden ihr genommen, ihre Bedienung bestand nur aus zwei treuen Kammerfrauen, dem Koch und dem Arzt. Später jedoch genoß sie mehr Freiheit. Dem Schloßherrn war es bei seiner Kerkermeisterrolle nicht ganz wohl, er ließ sich von Maria durch notariellen Act bezeugen, daß sie freiwillig in seinem Hause bleibe und nicht von ihm zur Verzichtleistung auf die Krone gezwungen worden sei [169]). Wenn er sich auch gelegentlich eine Rohheit gestattete [170]), so scheint er doch nicht der Schlimmste gewesen zu sein. Allerhand kleine Züge aus ihrer Gefängnißgeschichte lassen erkennen, daß ihre Behandlung mit der Zeit milder wurde. Die größere Freiheit hat sie klug und geschickt benutzt.

Schon am 25. März 1568 soll Maria einen ersten Fluchtversuch gemacht haben. Eines Morgens, so wird erzählt [171]), habe sie sich als Wäscherin verkleidet und sei, mit einem Bündel in der Hand und verschleiertem Gesicht, in ein Boot gestiegen, welches auch richtig mit ihr abgefahren sei. Auf dem See habe einer der Fahrleute versucht, ihr den Schleier wegzuziehen, und als sie sich wehrte, habe ihre schöne weiße Hand sie verrathen. Daß die Schiffer sie hierauf wieder in's Schloß zurückgebracht, aber dem Schloßherrn nichts verrathen hätten, klingt an sich höchst unwahrscheinlich, und da diese romantische Geschichte nirgendwo bestätigt wird, darf man sie wohl als müßige Erfindung betrachten. Allerdings ist auch der wohlverbürgte Verlauf ihrer Flucht reich an abenteuerlichen Zügen, die aber ungezwungen sich in einen wohlbedachten Plan eingliedern. Die Helden dieses kleinen Romans sind George und Willie Douglas.

Obwohl George schon seit jener stürmischen Scene bei Maria's Verzichtleistung in hohem Grade das Vertrauen der Königin besessen zu haben scheint — sie schickte ihn zu Murray, als dieser aus England

---

[168]) Ebend. 266.

[169]) Die Angabe Nau's 267 wird bestätigt durch eine Urkunde vom 28. Juli 1567. Auszug bei Stuart, A lost Chapter in the History of Mary 34 Note.

[170]) Vergl. oben S. 77.

[171]) Einziger Gewährsmann ist Sir William Drury in einem Briefe an Cecil vom 3. April. Seine aus Berwick, also immer nur auf Hörensagen geschriebenen Berichte über schottische Vorfälle wimmeln von Märchen. In vorliegendem Falle scheint mir das absolute Schweigen des sonst so detaillirten Berichts bei Nau durchschlagend zu sein.

zurückkehrte[172]) —, ſoll er doch erſt nach langer Zeit und durch eine beſondere Veranlaſſung zu dem Entſchluß gekommen ſein, ihre Befreiung in's Werk zu ſetzen. Er habe ſich, ſo hören wir[173]), geſcheut, in dem Hauſe ſeines Bruders, wo man volles Vertrauen auf ihn ſetzte, eine Täuſchung zu begehen. Aber bei ſeinem zweiten Beſuch in Lochleven bekam Murray — wahrſcheinlich hegte er Verdacht gegen ſeinen Halbbruder — mit ihm einen heftigen Wortwechſel, wies ihm die Thüre und ſchloß mit der Drohung, falls er wiederkomme, werde er gehenkt werden. Erſt jetzt habe er jede Rückſicht bei Seite geſetzt und Unterhandlungen mit Maria's Anhängern angeknüpft. Später, ſo erzählt Nau weiter, geſtattete Murray ihm, Maria eine Botſchaft zu überbringen, ſchickte aber gleichzeitig einen Boten an William Douglas mit der Weiſung, er ſolle ſeinen Bruder nicht einlaſſen. George bekam Kunde davon, überholte den Boten und erhielt eine Unterredung mit Maria, bei welcher er bereits den Fluchtplan mit ihr beſprach. Als er ſich unter feierlicher Verſicherung ſeiner Treue verabſchiedete, gab ſie ihm einen Brief an Lord Seton, einen ihrer ſtandhafteſten Anhänger, mit. Von ſeinem Bruder, der mittlerweile Murray's Botſchaft erhalten hatte und ihm das Wiederkommen verbot, ging er ſcheinbar im Zorn und mit Drohungen weg.

Es war dem Schloßherrn Ernſt geweſen, und als George ſich zu Pferde in den See wagte, um Maria ein Zeichen zu geben, wurde auf ihn geſchoſſen. An einem Schiffer von Lochleven erhielt er einen zuverläſſigen Verbündeten. Als er den Mann zu bereden verſuchte, einen angeblich mit Papieren für Maria gefüllten Koffer nach dem Schloß zu bringen — in Wirklichkeit ſollte Maria in dem Koffer herausgebracht werden — forderte und erhielt Jener volles Vertrauen. Der abenteuerliche Plan wurde aufgegeben und ſtatt deſſen verabredet, Maria ſolle an einem beſtimmten Tage verkleidet das Schloß verlaſſen und in der Nähe von ihren Freunden empfangen werden. Der Schiffer übernahm die Beſorgung der nöthigen Briefe; auch Willie Douglas war im Complott.

Allerhand Gerüchte gingen um, nächſtens werde die Königin fliehen, und ein ſchottiſcher Edelmann, der im Rufe eines Schwarzkünſtlers ſtand, bot ſogar eine Wette an, die Flucht werde am 5. Mai bewerkſtelligt ſein. Der Herr von Lochleven und ſeine Frau zogen Maria mit ihren Fluchtplänen auf, und die Rebellen-Lords machten einander ſpöttiſche Vorhaltungen, wie es ihnen nach der Befreiung der Königin ergehen werde. Murray, der die Unſicherheit ſeiner Lage wohl kannte, dürfte die Sache von der ernſten Seite genommen haben. Er hatte Maitland

---

[172]) Nau 269. — [173]) Ebend. 279.

in dringendem und nicht ganz grundlosem Verdacht, daß er sich mit Maria wieder auf guten Fuß setzen wolle, und ließ zur Probe eines Tages ausstreuen, Maria sei bereits entflohen; er hatte die Genugthuung, daß Maitland schleunigst zu Pferde stieg, um sich in Sicherheit zu bringen. William Douglas wurde ausdrücklich gewarnt, namentlich vor dem kleinen Willie, und beinahe hätte dessen Unbesonnenheit den ganzen Plan verdorben. Kindisch, wie er war, spielte er mit Goldstücken, die Maria ihm gegeben, und ließ in Gegenwart der beiden Mädchen, welche der Königin Gesellschaft zu leisten pflegten, ein Packet mit Briefen fallen. Zum Ueberfluß träumte eine von ihnen, Willie habe einen Raben in's Schloß gebracht und dieser habe Maria mitgenommen; die Königin mußte die Kleine durch das Versprechen beschwichtigen, falls sie fortgehe, woran freilich nicht zu denken sei, solle das Mädchen mitgehen. Schließlich aber wurde Lord Douglas doch verrathen, daß Willie mit der Königin gesprochen habe. Er stellte den Jungen zur Rede; dieser gestand in seiner Angst, man habe ihn gebraucht, um die Flucht zu erleichtern, Genaueres aber wisse er nicht, und der Lord begnügte sich damit, ihn zum Hause hinaus zu jagen.

Gerade dieser Umstand hat zur Erleichterung der Flucht beigetragen. George ließ seinem Bruder sagen, er wolle Schottland verlassen und wünsche einen Empfehlungsbrief von Maria zu erhalten. William war damit nicht einverstanden, noch weniger die alte Lady, welche George gern hatte und sein Zerwürfniß mit Murray sehr bedauerte. Sie bat Maria, sie möge George schriftlich von seinen Gedanken abbringen und besorgte selbst einen Brief der Königin, welcher in versteckten Andeutungen auf Beschleunigung der Flucht drängte. Mittlerweile hatte George im Dorfe Lochleven Willie getroffen, mit diesem alles abgekartet und setzte glücklich durch, daß der Junge am 30. April wieder in's Schloß aufgenommen wurde.

Eine Reihe von Zufälligkeiten begünstigte die Vorbereitungen in hohem Grade. Die junge Lady hielt ihr Wochenbett und konnte sich nur wenig mehr um die Gefangene kümmern; zwei Leute von der Besatzung des Schlosses waren durch einen unglücklichen Schuß verwundet worden und wurden von Maria's Arzt etwas länger im Bett gehalten als gerade nöthig war; der Hausmeister Draysdel, der eine Reise nach Edinburgh gemacht hatte, wurde dort auf Maria's Veranlassung so lange wie möglich aufgehalten und kehrte erst am Tage der Flucht zurück. Große Schwierigkeit dagegen machte der Umstand, daß die Königin, um aus dem Schloß zu kommen, eine Mauer von etwa acht Fuß Höhe hinunter springen mußte, ein bei ihren schwachen Fußgelenken recht bedenklicher Sprung. Eine Probe lief so schlecht ab, daß sie auf die Wieder-

holung verzichtete, und man beschloß nun, sie solle das Haus durch das Hauptthor verlassen. Die Frage war nur: wie den Schlüssel bekommen und alle nicht Eingeweihten bei Seite halten? Die Ausführung dieses Kunststücks gestaltete sich zu einer Art von Lustspiel mit sorgfältig vertheilten Rollen.

Der kleine Willie war die Hauptperson. In dem am weitesten vom Thore abgelegenen Theile des Schlosses veranstaltete er am 2. Mai ein Frühstück, zu dem alle Bewohner eingeladen wurden. Er selbst trieb dabei Narrenpossen, benutzte dieselben aber, um sich von Maria hoch und theuer versprechen zu lassen, sie wolle ihm an diesem Tage überall hin folgen. Den Rest des Tages blieb die Königin in jenem Theile des Gebäudes, um William und seine Frau zu beschäftigen und sicher zu machen. Mehr als ein Mal hatte sie ihre ganze Schlauheit nöthig, um eine Entdeckung zu verhüten. Als sie mit der alten Lady im Garten spazieren ging, erblickte diese auf dem gegenüberliegenden Ufer einen Reitertrupp und wollte die Sache untersuchen lassen; Maria half sich, indem sie kräftig über Murray loszuziehen begann, und im Eifer des Gesprächs wurden die Reiter vergessen. Dann ertappte der Schloßherr Willie, wie er Pflöcke in die Ketten der beim Schlosse liegenden Kähne trieb, damit sie nicht so rasch zur Verfolgung los gemacht werden könnten, und schimpfte über ihn zum Fenster hinaus; Maria aber schützte schleunigst ein Unwohlsein vor, ihr galanter Kerkermeister ging persönlich Wein holen, und als er wiederkam, dachte er nicht mehr an den Vorfall.

Bei Maria's Souper, welches absichtlich verzögert worden war, wartete William Douglas persönlich auf und ging dann selbst zu Tisch, wobei Willie das Einschenken besorgte und ihm den Thorschlüssel vom Eßtisch stahl. Maria war in das Zimmer ihres Arztes gegangen und hatte sich nebst einer ihrer Kammerfrauen — die andere mußte die beiden Mädchen unterhalten — als Bäuerin verkleidet. Noch ein inbrünstiges Gebet — dann sah die Kammerfrau vom Fenster aus, wie Willie ein Zeichen gab, und beide stiegen die Treppe hinunter, überschritten den Hof, unerkannt, obwohl mehrere Diener über denselben gingen, und passirten glücklich das Thor. Willie schloß dasselbe ab und steckte den Schlüssel in einen Kanonenlauf. Noch einen Augenblick zögerte Maria, hart an die Mauer gedrückt, um nicht von einem Fenster aus gesehen zu werden, dann sprang sie in ein Boot und legte sich unter die Ruderbank. Eine Wäscherin erkannte sie, aber Willie gab ihr ein Zeichen und sie schwieg. Rasch ging es über den See nach dem Dorfe Lochleven. Dort stand George Douglas mit Pferden bereit, ein kurzer Ritt, und die Befreite war in Sicherheit unter der Bedeckung des

treuen Lord Seton. Die Dorfleute hatten sie erkannt, aber nicht verrathen, sondern ihre Flucht mit Segenswünschen begleitet. Als ein Bauer den Nachen zum Schloß zurückruderte, war die Flucht bereits entdeckt, aber an eine Verfolgung nicht mehr zu denken. Im ersten Schrecken wollte Douglas sich in seinen Degen stürzen, seine Leute hinderten ihn daran. Dann schickte er schleunigst Meldung nach Glasgow, wo sich Murray befand.

Ohne das mindeste Hinderniß konnte Maria ihre Flucht vollenden, alles war auf's beste vorgesehen. Nachdem sie den Forth-Busen passirt hatte, erreichte sie gegen Mitternacht das dem Lord Seton gehörige Schloß Nidry, südwestlich von Edinburgh, und am andern Morgen Hamilton. In wenigen Tagen waren 6000 Mann um sie versammelt, für schottische Verhältnisse eine bedeutende Truppenmacht. Außer den Hamiltons schaarten sich um sie die Grafen von Argyle, Cassilis, Eglinton und Rothes; fünf weitere Grafen, mehrere Bischöfe und eine Menge anderer Adeligen unterzeichneten ein vom 8. Mai datirtes Gelöbniß der Treue, und im Norden sammelten sich erhebliche Streitkräfte unter dem Grafen von Huntly.

Als der Regent in dem wenige Stunden von Hamilton entfernten Glasgow die Schreckensbotschaft von Maria's Flucht erhielt, dachte er zuerst daran, sich nach dem festen Stirling zurückzuziehen; dann aber erwog er, daß ein solcher Schritt seine ohnehin nicht starke Partei entmuthigen werde; er blieb, obwohl damals von Streitkräften fast entblößt, und der Erfolg, den ihm die kaum begreiflichen Fehler auf der Gegenseite fast mühelos in die Hände spielten, hat seinen kühnen Entschluß gerechtfertigt.

Zehn kostbare Tage hat Maria in Hamilton verloren. Anstatt sofort Murray zu ächten und über ihn herzufallen, schickte sie ihm die mindestens überflüssige Aufforderung zu, er solle die Regentschaft niederlegen, und ließ sich sogar in Unterhandlungen mit Maitland ein. Möglich, daß es dem abgefeimten Lügner dies Mal ernst war — er hatte jederzeit versucht, bei Maria einen Stein im Brett zu behalten, und in den ersten Tagen nach der Flucht standen Murray's Aussichten schlecht genug, — indessen läßt sich über diese dunkele Angelegenheit nichts Sicheres sagen. Wir hören[174]), Maria sei brieflich auf seine Anerbietungen eingegangen, aber der Brief sei nicht bestellt worden, durch Zufall oder weil der Bote im Interesse der kampflustigen und auf Murray tödtlich erbitterten Hamiltons absichtlich die Besorgung unterließ. Da habe Maitland am Tage vor der Entscheidung seinen schwankenden Freunden, Lord

[174]) Diese Angaben in einem handschriftlichen Leben Maria's bei Stevenson CXCIX.

Hume und Kirkaldy of Grange, zu Gemüthe geführt, unter zwei Uebeln sei das Kleinste zu wählen; siegten die Hamiltons, so sei von ihnen keine Gnade zu erwarten. Wäre es anders gekommen, so würde er seine Freunde zum Abfall von Murray veranlaßt, oder die Schlacht verhindert, oder Maria von dem Hinterhalt Kenntniß gegeben haben, in den sie am folgenden Tage fiel, so aber hätten Hume's Truppen und Kirkaldy's Kriegskunst die Sache entschieden.

Zum Ueberfluß vertrieb man sich im Lager der Königin die Zeit mit Zänkereien. Die Einigkeit ließ überhaupt viel zu wünschen übrig[175]), und speciell erregte es Eifersucht, daß Maria in den Händen der bei Vielen vom Adel verhaßten Hamiltons war. Ihre Person, stellte man ihr vor, sei dort nicht sicher — von ehrgeizigen Absichten dieses mächtigen Geschlechtes, welches nach Maria und ihrem Söhnchen die nächsten Ansprüche auf die Krone hatte, ist öfter die Rede — auch weigerten sich die Gegner der Hamiltons, nach dem jetzigen Aufenthaltsorte der Königin zu kommen[176]). Ungünstig scheint ferner der Umstand gewirkt zu haben, daß außer den Hamiltons ihre meisten Anhänger Protestanten waren; es soll ihr sogar die Zumuthung gemacht worden sein, in Zukunft den durch das letzte Parlament gänzlich verbotenen katholischen Gottesdienst auch für ihre Person zu unterlassen, was sie entschieden abgelehnt habe[177]). Am 12. Mai wurde in Hamilton ein Beschluß des Kriegsrathes gefaßt, sämmtliche Truppen sollten die Königin nach der benachbarten Festung Dunbarton geleiten, welche der treue Lord Fleming für sie behauptet hatte, und, sobald sie dort in Sicherheit sei, nach Hamilton zurückkehren[178]). Auf Murray's Seite war man bereits drei Tage vorher von dieser Absicht unterrichtet[179]), und entschlossen traf er seine Vorkehrungen.

Der Regent hatte seine Zeit trefflich benutzt. Unerschrocken war er in Glasgow geblieben und hatte schleunigst Truppen an sich gezogen. Allem Anschein nach waren dieselben an Zahl den Königlichen durchaus nicht gewachsen. Wir hören auch dem entsprechend, im Lager des Regenten habe anfänglich die Meinung überwogen, man solle den Marsch auf Dunbarton nicht hindern, und nur der entschiedene Wunsch eines Katholiken, des achtzigjährigen Lord Sempil, habe dies verhindert[180]).

---

[175]) Vgl. den interessanten Brief eines Anhängers der Murray'schen Partei bei Stevenson CCIII. — [176]) Rau 292.

[177]) Bericht von 1568 im vaticanischen Archiv bei Stevenson 168.

[178]) Der Beschluß bei Stevenson CCII.

[179]) Vgl. den schon erwähnten Brief aus Edinburgh 9. Mai bei Stevenson CCIII.

[180]) Rau 293. Gewöhnlich wird die Sache so dargestellt, als seien die Königlichen des Erfolges vollkommen sicher gewesen und hätten nur an eine „Promenade" nach Dun-

Der Beſchluß, den Königlichen den Weg zu verlegen, wurde unter der geſchickten Leitung Kirkaldy's mit größter Umſicht ausgeführt. Murray's Truppen beſetzten eine vorzügliche Stellung bei dem nahe bei Glasgow gelegenen Dorfe Langſide, zu welchem durch einen Hohlweg die Straße von Hamilton nach Dunbarton führte. Die Gefechtsleitung auf königlicher Seite war erbärmlich. Der Führer der Vorhut, Claudius Hamilton, rückte unvorſichtig in den Hohlweg ein. Er ſchlug ſich tapfer, erhielt aber keine Verſtärkung, wurde umgangen und mußte endlich zurück. In wilder Flucht ſtürzten ſeine Leute ſich auf das Hauptcorps und riſſen alles mit ſich fort. Der größte Theil der königlichen Truppen iſt gar nicht zum Schlagen gekommen, in weniger als einer Stunde war die ſchmähliche „Schlacht von Langſide" entſchieden.

Maria hatte dieſer ſchimpflichen Niederlage von einem Hügel aus zugeſehen. Noch war gewiß nicht alles verloren. Der Verluſt der Königlichen an Todten und Gefangenen betrug nur einige hundert Mann; es iſt kaum zu bezweifeln, daß ſich eine hinreichende Zahl hätte zuſammen bringen laſſen, um ſie auf einer der benachbarten Burgen wenigſtens vorläufig vor einem Handſtreich zu ſchützen, bis weitere Hülfe vom Grafen Huntly und aus dem ſüdlichen Grenzgebiet kam. Maria hat oft bewieſen, daß ſie eine muthige Frau war, aber dies Mal hat ſie vollſtändig den Kopf verloren; man kann ſich ihr Benehmen kaum anders erklären als durch die furchtbarſte Angſt, welches ihr Schickſal ſein werde, wenn ſie nochmals in die Hände ihres Stiefbruders fiele. Begleitet von den Lords Herries, Fleming und Livingſtone ſowie den beiden Douglas, welchen ſie ihre Befreiung verdankte — Lord Seton war gefangen genommen worden — jagte ſie in toller Flucht nach dem Süden. Ueber fünfzig engliſche Meilen ging der Ritt ohne Aufenthalt. Eine längere Raſt gönnte ſie ſich erſt in Terreagles, einem Schloſſe des Lord Herries. Hier wird ſie den Entſchluß gefaßt haben, welcher endgültig über ihr Schickſal entſchied: nicht in Schottland den noch lange nicht ausſichtsloſen Kampf fortzuſetzen, nicht nach Frankreich zu gehen, was ſie manchmal während ihrer kurzen traurigen Regierung beabſichtigt hatte, ſondern eine Zuflucht in England zu ſuchen. Gleich nachdem ſie aus

---

barton gedacht. Ganz anders der Brief vom 9. Mai Nach demſelben war Murray ſchon damals feſt entſchloſſen, nach Mittwoch (12. Mai) den Kampf anzubieten; er werde dann nach Zahl (?) und Qualität der Truppen überlegen ſein; die Königlichen wollten ſich „fortſtehlen" und Maria nach Dunbarton bringen, was ihnen aber ſchwerlich glücken werde. Verſchiedene Berichte über das Treffen ſind bei Keith II, 811 ff. zuſammengeſtellt. Die dort abgedruckten Notizen aus Holinſhed (Chronicles of Scotland 508, 509) über die Ereigniſſe von Maria's Flucht aus Lochleven bis zum Treffen von Langſide (817 Note) ſind wörtlich in die Erzählung Rau's übergegangen.

Lochleven entkommen war, hatte ſie an Eliſabeth einen Boten mit einem Diamantring geſchickt, welchen die Königin von England ihr einſt als Unterpfand ihrer Hülfe in Zeiten der Noth verehrt hatte. Eliſabeth hatte angeblich die Botſchaft, im Nothfalle werde Maria in England ihren Schutz aufſuchen, mit der Verſicherung beantwortet, ſie werde willkommen ſein[181]). Maria hatte dieſe Antwort ſchwerlich ſchon erhalten, als ſie am 16. Mai in einem Fiſcherboot über den Golf von Solway nach der Küſte von Cumberland fuhr. Sie betrat den Boden Englands bei Workington. Als ſie das Boot verließ, fiel ſie zur Erde. Sie ergreife Beſitz von England, haben Glückspropheten den Fall gedeutet. Es iſt anders gekommen. Das Land, welches ihr Erbe war, über welches ſpäter ihr Sohn das Scepter führte, hat ihr ſtatt der erwarteten Hülfe ewiges Gefängniß und den Tod durch Henkershand gegeben. Schottland hat ſie ſeit jenem Unglückstage nicht wieder betreten.

VII. Maria in England.

In einem Schriftſtück, welches jedenfalls kurz nach Maria's Ankunft in England entſtanden iſt, hat ihr Todfeind, der Miniſter Cecil, die Erwägungen zuſammengeſtellt, welche zu ihren Gunſten ſprachen. „Sie muß," ſo ſchreibt er eigenhändig, „unterſtützt werden, denn ſie kam freiwillig in das Königreich, im Vertrauen auf Ihre Majeſtät (Eliſabeth). Sie vertraute auf die Unterſtützung der Königin, denn ſie hatte in ihrer Bedrängniß manche Botſchaften in dieſem Sinne erhalten. Sie iſt nicht geſetzmäßig verurtheilt, denn ſie wurde von ihren Unterthanen feſtgenommen, gewaltſam gefangen gehalten, in Furcht um ihr Leben geſetzt, des Mordes ihres Gatten beſchuldigt, und konnte ſich weder in Perſon noch durch einen Vertheidiger vor Jenen verantworten, welche ſie im Parlament verurtheilten."

Das war die Sprache der Wahrheit und Gerechtigkeit, aber anders lautete die Sprache einer gewiſſenloſen, nur von Rückſichten der Zweckmäßigkeit beſtimmten Politik. Den Kern ſeiner politiſchen Erwägungen hat Cecil in den Worten niedergelegt: „Die Sicherheit der Königin von Schottland iſt in erſter Linie unter dem Geſichtspunkte zu betrachten, daß ſie durch keinerlei Mittel außerhalb des engliſchen Reiches gebracht werden kann." Ihm war Maria eine werthvolle Geiſel. So

[181]) So Nau 295. Daſſelbe erzählt Maria ſelbſt in einem Briefe von 1583 bei Labanoff V, 323. Auch ſonſt ſteht die Sendung Beaton's nach England feſt. Vgl. Keith II, 803 Note 1. Weshalb hier bezweifelt wird, daß Maria — für den Nothfall — ſchon damals ein Aſyl in England erbeten habe, iſt nicht abzuſehen.

lange sie in England weilte, hatte er sie selbst in der Hand, konnte durch sie ihre schottischen Gegner seinen Zwecken gefügig machen und ihre Freunde beinflussen, er konnte vor allem verhindern, daß Maria mit französischer Hülfe in ihr Reich zurückkehrte und der verdrängte, ehemals so mächtige französische Einfluß, den England am meisten fürchtete, sich dort wieder festsetzte. Durch alle Windungen der englischen Politik geht als rother Faden der feste Entschluß: Maria muß in England bleiben. Ihre Absicht, abzureisen, hat man durch nackte, jeden Rechtsgrundes baare Gewalt verhindert. Während der neunzehn Jahre, die zwischen dem unseligen 16. Mai 1568 und ihrer Hinrichtung liegen, hat ihre Behandlung vielfach gewechselt, aber Gefangene war sie schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft, und Gefangene ist sie geblieben.

Man kann darüber streiten, welche Gesinnung Elisabeth in der ersten Zeit gegen ihre unglückliche Verwandte hegte. Sie hatte mehr als einmal ihr Mitgefühl für die entthronte Königin kund gegeben, in den schärfsten Worten hatte sie sich gegen die Rebellen erklärt, aber es war nicht zu Thaten gekommen, und gelegentlich hatte sie sich auch über Maria in harten Ausdrücken ergangen. Ob sie vorübergehend gewillt gewesen ist, Maria zu ihrem Rechte zu verhelfen, ist zweifelhaft, aber wenn wirklich edelere Gefühle in ihr sich regten, so sind sie bald zurückgetreten. Rundweg schlug sie die wiederholten dringenden Bitten Maria's um eine persönliche Zusammenkunft oder um Gestattung ihrer Abreise nach Frankreich ab. In Carlisle, wohin Maria sich gleich nach ihrer Landung begeben hatte, wurde sie durch auserlesene Truppen scharf bewacht; ehe man auf ihre Wünsche eingehen könne, so ließ man sie wissen, müsse sie sich von der Anklage ihrer Gegner reinigen. Mit scheinbarer Unparteilichkeit erging an Murray eine Aufforderung, er solle vorläufig alle Feindseligkeiten einstellen und nach England kommen, um sich gegen die Anklage des Hochverrathes zu vertheidigen; aber in der Instruction des englischen Gesandten war Murray die beruhigende Versicherung ertheilt, zur Selbstvertheidigung dürfe er Gewalt anwenden. Er fuhr denn auch fort, von diesem Rechte der „Vertheidigung" einen sehr ausgiebigen Gebrauch zu machen, indem er seinen am 11. Juni angetretenen Rachezug durch Westschottland „zur Bestrafung ungehorsamer Personen und Diebe" in aller Ruhe und Gründlichkeit fortsetzte[182]).

Am 20. Juni faßte der englische Geheimrath einen förmlichen Beschluß über das gegenüber Maria einzuhaltende Verfahren: Sie solle von Carlisle weggebracht werden, damit sie nicht über die nahe Grenze

---

[182]) Vgl. die beiden Kriegstagebücher bei Stevenson CCIV ff. Das eine derselben ist schon längst bei Holinshed, Chronicles of Scotland 509 gedruckt.

entkomme. Die Streitsache zwischen Maria und ihren Unterthanen solle Elisabeth untersuchen. Elisabeth könne um ihrer Ehre und Sicherheit sowie der Ruhe des Reiches willen weder Maria unterstützen, noch ihr eine Audienz gewähren, noch sie wieder herstellen, noch sie abreisen lassen, bevor ihre Sache ehrenvoll untersucht sei. Alle Bitten und Proteste Maria's gegen diesen Beschluß der Willkür, alle Vorstellungen, welche ihr Bevollmächtigter Lord Herries persönlich bei Elisabeth erhob, blieben vergeblich.

Am 12. Juli wurde Maria von Carlisle weiter in's Innere Englands, nach Bolton in Yorkshire gebracht. Sie konnte sich nach diesem Gewaltact kaum noch darüber täuschen, daß das englische Ministerium gegen sie ein falsches Spiel zu Gunsten Murray's treibe, daß auf alle schönen Worte Elisabeth's kein Verlaß, an ein entschiedenes Vorgehen Englands gegen die Rebellen oder auch nur an eine ehrliche Neutralität nicht zu denken sei. Aber sie fügte sich in anscheinender Ergebung, schrieb an Elisabeth in freundlichen und vertrauenden Ausdrücken und verstand sich sogar zu dem bedenklichen Schritt, ihren Streit mit den Rebellen von einer Conferenz untersuchen zu lassen, zu welcher sie selbst, Elisabeth und die schottischen Empörer eine Anzahl von Bevollmächtigten entsandten. Streng genommen, lag darin ein Verstoß gegen ihre Stellung als souveraine Fürstin. Ob sie trotz ihres gewiß vorhandenen Mißtrauens gegen Elisabeth es doch für unmöglich hielt, daß diese Untersuchung mit Verletzung aller Regeln der Billigkeit geführt werden könne, ob sie gar eine Entlarvung ihrer Gegner herbeizuführen hoffte, ob sie Gründe besaß, Elisabeth durch Eingehen auf Wünsche selbst bedenklicher Natur bei guter Laune zu halten, darüber ist der Vermuthung ein weites Feld eröffnet. Später wird sie bitter bereut haben, daß sie die Zumuthung eines Verfahrens, welches Murray und seinen Freunden gestattete, als klagende Partei aufzutreten, nicht stolz und schroff unter Berufung auf ihre Souverainetät von der Hand wies. Der Geschichtschreiber dagegen mag sich freuen über ihren Entschluß; ohne denselben wären uns die Mittel, welche zum Sturze und zur Verleumdung Maria's angewandt worden sind, jedenfalls nicht in dem Umfange bekannt geworden, in welchem sie gegenwärtig vor unsern Augen liegen.

Mit einem auffälligen Zögern, welches nicht, wie bei Maria, durch Rücksichten auf seine Würde erklärt werden kann, ist Murray an die Untersuchung in England herangetreten. Die Aufforderung, bei einer Conferenz in York zu erscheinen, beantwortete er — unsere Erzählung wird jetzt wiederholt im Zusammenhang auf bereits früher erwähnte Dinge zurückkommen müssen — in einem merkwürdigen Schreiben. „Es mag sein," schrieb er mit Bezug auf die Cassettenbriefe, „daß die Briefe,

welche wir von der Königin besitzen und welche nach unserer Meinung ihre Zustimmung zu der Ermordung ihres Gatten hinreichend beweisen, von den Richtern bezweifelt werden. Da nun unser Diener John Wood im Besitz der in unsere (schottische) Sprache übersetzten Abschriften dieser Briefe ist, so wünschen wir ernstlich, daß die Richter dieselben prüfen und uns Bescheid ertheilen: falls die Copieen mit den Originalen übereinstimmten, hätten wir thatsächlich die Sache bewiesen. Denn wenn wir alles gezeigt und trotzdem keine Sicherheit haben, daß das eingesandte Material zum Beweise genügt, zu welchem Zweck sollen wir anklagen oder den Beweis antreten, wenn wir nicht versichert sind, was wir beweisen sollen, oder was folgen wird, falls wir bewiesen haben?" Wenige Tage bevor diese seltsame Vorfrage gestellt wurde — die Antwort darauf kennen wir nicht, aber der spätere Verlauf hat gezeigt, daß Murray sich ohne große Gefahr solche Sonderbarkeiten erlauben durfte — fallen die schon an anderer Stelle erwähnten Briefe John Wood's: seine dringende Bitte an Thomas Crawford um Beschaffung weitern Materials gegen die Königin und ein höchst bezeichnendes Warnungsschreiben an Maitland, Maria habe ihn und Morton als Mitschuldige an Darnley's Mord bezeichnet; der Minister Cecil und Throgmorton (der frühere englische Gesandte) wünschten, er möge fortbleiben. Bemerkenswerth ist namentlich die Besorgniß Cecil's für das Wohl seiner schottischen Freunde; freilich haben wir auch andere Beweise in Fülle, daß er bei den englischen Conferenzen gerade wie bei zahllosen andern Gelegenheiten systematisch auf Maria's Verderben hinarbeitete. Morton und Maitland sind trotz der Warnung erschienen; es wird ihnen sauer genug gewesen sein, aber allzu groß war das Risico nicht; wußten sie doch, daß sie in England mehr Freunde von dem Schlage und dem Range Cecil's besaßen.

Erst Anfang October trat die Conferenz in York zusammen. Die englischen Commissare waren der Herzog von Norfolk, der Graf von Sussex und Sir Ralph Sadler, Kanzler des Herzogthums Lancaster; unter Maria's Bevollmächtigten finden wir den Bischof von Roß, die Lords Herries und Livingstone; von schottischer Seite erschienen Murray, Morton, Lindsay, Maitland u. A. Die in scharfen Ausdrücken gehaltene Instruction für die Bevollmächtigten Maria's betheuert die Unschuld der Königin am Tode ihres Gatten und den Umstand, daß sie wegen der Heirath mit Bothwell gerade von solchen Leuten verdächtigt werde, welche sie zu dieser Heirath gedrängt hätten; sollten ihre Ankläger sich auf Briefe als Beweise ihrer Schuld berufen, so mußten ihre Vertreter Vorlegung derselben verlangen und fordern, daß Maria Einsicht von ihnen nehmen könne; es handele sich um Fälschungen, in Schottland gebe es Leute genug, welche die Handschrift der Königin nachahmen könnten. Am

8. October überreichten Maria's Vertreter eine Anklageschrift, welche den Grafen Morton und seine Verbündeten der gewaltsamen Gefangennahme der Königin, und den Regenten der Usurpation der Regentschaft beschuldigte; ihre Abdankung in Lochleven sei durch Gewalt und Drohungen erpreßt und sofort nach ihrer Befreiung widerrufen worden. Die Antwort der Schotten wiederholte die alten Redensarten, mit welchen die Einkerkerung Maria's schon vor mehr als einem Jahre und seitdem mehrfach beschönigt worden war, und vermehrte diese Darstellung durch zwei stattliche Lügen: Maria habe, der Regierungssorgen überdrüssig, freiwillig abgedankt und Murray vor seiner Rückkehr nach Schottland ohne sein Vorwissen zum Regenten eingesetzt. Die Antwort der Vertreter Maria's wiederholte natürlich im Wesentlichen die bereits in der Instruction gegebene Darstellung.

Wäre Murray im Besitz eines so vernichtenden Beweismaterials gewesen, wie die Cassettenbriefe es im Falle ihrer Echtheit sein würden, so blieb ihm nach der von der Königin gegen ihn und seine Genossen erhobenen Anklage nichts übrig, als Erhebung der Gegenklage auf Gattenmord. Statt dessen finden wir ihn auf Schleichwegen, in derselben befremdlichen Zurückhaltung, welche er sofort nach der Einladung zur Conferenz eingenommen hatte. Wiederum stellt er Vorfragen: Ob die englischen Commissare, im Falle Maria's Schuld bewiesen wäre, zu einem Urtheil gegen sie befugt seien; ob sie dann ohne Verzug ein Urtheil fällen würden; ob Maria, falls schuldig, dem Regenten ausgeliefert oder wenigstens verhindert werden solle, den gegenwärtigen Zustand in Schottland umzustürzen; ob endlich Elisabeth das Verhalten der Rebellen billigen und den Regenten in Ausübung seiner Autorität beschirmen werde? Am gleichen Tage, an welchem diese Vorfragen gestellt wurden, berichtet Graf Sussex an Cecil, die Schotten wollten entweder den Beweis für Maria's Mitschuld antreten oder von einer solchen Anklage völlig absehen und ein gütliches Abkommen anstreben. Wozu die letztere Alternative, wenn erdrückende echte Beweise vorlagen? Von zartfühlenden Wünschen des Regenten, die Ehre seiner Schwester zu schonen, konnte, wenn überhaupt, doch seit jenem Tage keine Rede mehr sein, an welchem die Anklage gegen Maria im schottischen Parlament erhoben worden war. Man [183]) hat die frühere, bereits im Juni 1568 erfolgte Stellung der Vorfrage damit erklärt, in Schottland sei das Gerücht verbreitet gewesen, Elisabeth werde unter allen Umständen Maria auf den schottischen Thron zurückführen; aber seitdem waren vier Monate verstrichen, die Maria in englischer Haft verbracht hatte, und man wird

[183]) Breßlau 20.

doch zu Murray's Klugheit das Zutrauen hegen dürfen, daß er in dieser auf Elisabeth's Befehl verhängten Gewaltmaßregel nicht die Vorbereitung zu einer Restauration um jeden Preis erblickte. Auch abgesehen davon, wußte er ohne Zweifel durch Cecil so ziemlich, wie es mit jener angeblichen großmüthigen Absicht Elisabeth's stand. Weshalb trat er trotzdem nicht, mit der famosen Cassette in der Hand, deren Empfang er am 16. September dem Grafen Morton bescheinigt hatte, frei und offen vor die Conferenz und schmetterte Maria's Einreden durch das Zeugniß ihrer eigenen Handschrift nieder?

Er zog einen andern Weg vor, auf welchen die wiederholte Stellung der Vorfrage bereits deutlich hingewiesen hatte. Am 11. October begaben sich Maitland, Buchanan und zwei weitere Vertreter Murray's zu den englischen Commissaren, und diese ließen sich — ein unzweideutiges Zeichen für ihre Unparteilichkeit! — „in privater und geheimer Conferenz" einen Theil des Anklagematerials vorlegen. Die wichtigste Gruppe bildeten fünf von den acht Cassettenbriefen, die Briefe Nr. 4, 7 und 8 waren auffälliger Weise nicht darunter. Nach dem Protokoll wurden die Briefe in den Originalien vorgelegt, über die Sprache derselben ist nichts gesagt; Auszüge, welche Sir Ralph Sadler, einer der englischen Commissare, sich machte, folgen wörtlich den schottischen Versionen, jedoch darf hieraus nicht, wie wiederholt geschehen ist, der Schluß gezogen werden, Murray habe die Unverschämtheit gehabt, in York „Originale" in schottischer, in Westminster solche in französischer Sprache vorzulegen. Daneben legten die Schotten zwei Eheversprechen Maria's für Bothwell vor. Das eine, in französischer Sprache, soll noch vor dem Tode Darnley's ausgestellt worden sein; aber ein heute noch vorhandenes angebliches Original trägt nicht einmal ein Datum, obwohl die Datirungsformel begonnen ist, und die Unterschrift Maria's ist plump nachgeahmt[184]). Das zweite[185]) Eheversprechen, in schottischer Sprache, erweckt durch seinen Inhalt von vorn herein Verdacht: Maria „nimmt Bothwell zu ihrem Ehemanne, und verspricht, sobald dessen Ehescheidungsproceß gesetzmäßig beendet ist, ihn zu heirathen und zu ihrem Manne zu nehmen und das Eheband mit ihm angesichts der h. Kirche zu vollenden". Der Wortlaut stimmt einerseits mit dem Adelscomplott vom 19. April 1567, in welchem die Heirath Maria's mit Bothwell beschlossen wurde, anderseits mit dem echten, am Tage vor der Hochzeit ausgestellten Ehecontract[186]) überein; diese beiden echten Urkunden wird man als Vor-

[184]) Hosack I, 556. Daß dieser erste Contract nicht datirt gewesen sei, sagt ausdrücklich Murray's Anklageschrift, das Artikelbuch bei Hosack I, 543.

[185]) Hosack I, 556. — [186]) Ebend. 558.

lagen des Fälschers anzusehen haben. Datirt ist das Machwerk vom 5. April 1567, also einige Wochen vor der Entführung Maria's. Um über seine Echtheit klar zu werden, braucht man nur zu wissen, daß dasselbe wiederholt von dem bereits begonnenen Ehescheidungs-Proceß Bothwell's spricht, während zweifellos feststeht, daß dieser Proceß erst Ende April angestrengt wurde. Zum Ueberfluß legten Murray's Vertreter noch eine angeblich von Maria eigenhändig unterzeichnete Vollmacht vor, in welcher der bei Bothwell versammelte Adel ermächtigt wird, die seine Heirath mit Maria befürwortende Urkunde zu unterzeichnen. Bis dahin, fügten die Vertreter bei, hätten Alle sich geweigert, mit Ausnahme des Grafen Huntly. Weshalb gerade letzterer genannt wurde, ist klar: Er war Gegner Murray's und hatte für Maria zu den Waffen gegriffen; diesem Umstande wird er es auch zu verdanken haben, daß er in dem „Ehecontract" vom 5. April als erster Zeuge erscheint. Diese famose Vollmacht hat eigenthümliche Schicksale gehabt: sie wurde allerdings zu York in „privater und geheimer Conferenz" vorgelegt, aber schon auf der noch nicht zwei Monate später tagenden Conferenz zu Westminster wird sie nicht mehr unter den vorgelegten Actenstücken genannt, sondern nur in der Klageschrift gegen Maria erwähnt [187]), und ist bis auf den heutigen Tag spurlos verschwunden geblieben. Dieser Umstand hat freilich auch neuere Forscher nicht davor behütet, die „schriftliche Vollmacht" Maria's, die wir nicht einmal im Wortlaut oder Auszug besitzen, sondern nur durch die Behauptung ihrer Todfeinde kennen, als historisches Actenstück von unantastbarer Glaubwürdigkeit zu behandeln [188]). Endlich wurde noch eine Anzahl von Liebesliedern in französischer Sprache vorgelegt, die Maria auf Bothwell gedichtet haben sollte.

Es steht vollkommen fest, daß die englischen Commissare, mindestens zwei von ihnen, die größten Bedenken getragen haben, an die Schuld der Königin zu glauben. In dem umfangreichen Bericht, welchen sie über die „geheime Conferenz" an Elisabeth schickten, ist allerdings ursprünglich dem dringenden Verdacht der Schuld wiederholt Ausdruck gegeben, aber nachträglich sind in dem noch vorhandenen Original dieses Berichtes die meisten zu Ungunsten Maria's sprechenden Sätze durch neutrale Wendungen ersetzt worden [189]). Auch ist der Weg, auf welchem die ursprüngliche Fassung des Berichtes zu jener Ansicht kommt, ein

---

[187]) Artikelbuch bei Hosack I, 543.

[188]) Ohne ein Wort des Zweifels spricht von ihr, sowie von dem zweiten „Eheversprechen" noch Gädeke 121.

[189]) Druck nach dem Original bei Hosack II, 497.

höchst eigenthümlicher. Von einer Prüfung der Handschrift ist keine Rede, dagegen hören wir, es sei schwer, so viele und so lange Briefe zu fälschen, und namentlich enthalte der zweite Brief Thatsachen, die nur Maria hätten bekannt sein können. Zur Würdigung dieser Argumentation braucht nur an das erinnert zu werden, was oben über das Verhältniß des zweiten Briefes zur Zeugenaussage Crawford's gesagt worden ist: in letzterer fanden sich „Thatsachen" in Menge. Im vollen Widerspruch mit der ersten Fassung des Berichtes steht die sehr beachtenswerthe Erzählung eines hervorragenden jüngern Zeitgenossen, des englischen Geschichtschreibers Camden[190]), welcher seine actenmäßige Darstellung der Yorker Verhandlungen mit folgenden Sätzen schließt: „Die Commissare forderten, Murray solle die Gründe seines schroffen Vorgehens gegen die Königin vorbringen und gründlicher beweisen; denn alles bisher Vorgebrachte sei ja nicht durch Zeugen bewiesen, sondern durch Briefe von zweifelhafter Glaubwürdigkeit; auch habe Lethington im Geheimen angedeutet, er habe häufiger die Schriftzüge der Königin nachgemacht. Da lehnte Murray es ab, seine Schwester noch weiter bei Fremden anzuklagen, falls nicht die Königin von England verspreche, die Vormundschaft über den unmündigen König zu übernehmen und die Königin von Schottland vollständig zu verlassen."

Zwei der englischen Commissare haben sich auch einzeln über den Eindruck der Yorker Conferenz ausgesprochen. Von Sir Ralph Sadler ist eine Aeußerung nicht vorhanden. Der Herzog von Norfolk sprach sich zuerst für die Schuld Maria's aus, ein paar Tage später schreibt er an Cecil, eine so verwirrende Sache sei ihm noch nicht vorgekommen; was von beiden Seiten behauptet und abgeleugnet werde, übersteige allen Glauben. Weit interessanter ist ein Brief, welchen der kluge Graf von Sussex am 22. October an Cecil richtete, ein staatsmännisches Actenstück ersten Ranges, welches freilich auch auf die politische Moral seines Verfassers grelle Schlaglichter wirft. Die Sache, meint er, müsse schließlich so oder so ein Ende nehmen: entweder müsse man Maria der ihr vorgeworfenen Verbrechen schuldig befinden oder unter Schonung ihrer Ehre einen Vergleich treffen. Das Erstere werde schwerlich angehen; denn wenn ihre Gegner sie unter Berufung auf ihre Briefe des Gatten-

---

[190]) Annales rerum Anglic. et Hibern. regnante Elizabetha zu 1568. Eingehender behandelt die Zeugnisse Camden's über die englischen Conferenzen Oncken in der Beilage zur ‚Allgem. Zeitung' 1883 Nr. 198. Ungenau wird die oben angeführte Stelle hier mit den Worten eingeleitet: „Nach einem Bericht über den Anfang der Verhandlungen zu York am 7. October" ꝛc. Natürlich kann jene Aufforderung der Commissare erst nach Vorlegung der Cassettenbriefe fallen. Auch aus Camden geht unmittelbar hervor, daß sie erst mehrere Tage nach Beginn der Conferenz erfolgte.

mordes anklagten, werde sie die Briefe ableugnen und umgekehrt die meisten ihrer Ankläger der offenbaren Zustimmung zu Darnley's Ermordung beschuldigen, was sich kaum in Abrede stellen lasse. Auch sei, falls Maria durch richterlichen Spruch entehrt werde, nach dem etwaigen Tode ihres Sohnes der Herzog von Chatelherault, ein Mitglied des Geschlechts der Hamiltons, erbberechtigt. Dessen Erbfolge aber wolle die Partei Murray's jedenfalls vermeiden, und deshalb suche sie, namentlich Maitland, eine Verständigung mit Maria. Willige diese ein, Murray die Regentschaft zu überlassen und mit ihrem französischen Wittwengelde sowie mit einer schottischen Pension in England zu leben, so würde die Gegenpartei auf die Kränkung ihrer Ehre verzichten, ihr alles Beweismaterial ausliefern und sie durch Parlamentsbeschluß als unschuldig erklären lassen, ja ihr die Regierung nach dem Tode ihres Sohnes oder gar ihre Restauration bei Lebzeiten desselben in Aussicht stellen. Die beiden Adelsparteien kümmerten sich weder um Mutter noch Kind, sondern verfolgten ihre eigenen Interessen. Für England sei es unter allen Umständen wünschenswerth, wenn Maria auf die eine oder andere Art in England festgehalten würde. Das Beste würde sein, wenn Murray solche Beweise vorbrächte, daß Elisabeth Maria des Gattenmordes schuldig befinden, auf Kosten Schottlands in England festhalten könne und Murray als Regenten anerkenne; dann würde es wünschenswerth sein, mit den Hamiltons ein Abkommen zu treffen, damit sie sich nicht Frankreich in die Arme würfen; fügten sie sich nicht, so solle man Murray bei ihrer Vernichtung unterstützen. Lasse sich aber diese gerichtliche Verurtheilung nicht erreichen — und er glaube es nicht — indem Maria ihre Briefe ableugne, so sei eine gütliche Austragung das Beste. Das merkwürdige Actenstück schließt mit einer Reihe von Einzelvorschlägen, welche darauf hinauslaufen, der englischen Krone den beherrschenden Einfluß auf Schottland zu sichern. Jede Zeile beweist, daß im Sinne dieses Staatsmannes die Schuld oder Unschuld Maria's eine untergeordnete Frage ist, und daß als entscheidend für ihn nur die Interessen seines Staates in Betracht kommen. Von einer wirklichen Wiederherstellung Maria's will er unter keinen Umständen etwas wissen. Er hat hier nicht etwa nur seine Privatmeinung kund gethan, sondern das klar durchdachte Programm entwickelt, welches die englische Regierung bei der ganzen Conferenz-Komödie verfolgte: Verhinderung der Restauration Maria's, Unterwerfung Schottlands unter den englischen Einfluß. Die nächsten Ereignisse bieten zu dem Briefe des scharfsinnigen Engländers die nöthigen Erläuterungen.

Vor Maria wurden diese krummen Wege sorgfältig verborgen gehalten. In einer Instruction vom 16. October empfahl Elisabeth

ihren Commissaren, genau darauf zu achten, daß keiner der Vertreter Maria's Argwohn wegen eines schlechten Ausganges ihrer Angelegenheit fasse; vielmehr sollten die Vertreter in der Meinung bestärkt werden, daß die Conferenz hauptsächlich die Restauration Maria's unter Sicherung des Prinzen, ihres Sohnes, und seiner (oder vielmehr Murray's) Anhänger bezwecke. Vielleicht unter dem Eindruck solcher schönen Worte machte Maria keine Schwierigkeiten, als die Fortsetzung der Conferenz nach Westminster verlegt wurde, wo das englische Intriguenspiel sich in unmittelbarer Nähe des Hofes leichter dirigiren ließ, als in York.

Auf der Conferenz von Westminster, an welcher von englischer Seite außer den früher genannten drei Commissaren noch der Großsiegelbewahrer Nicolaus Bacon, Cecil, die Grafen von Arundel, Essex, Leicester, Bedford u. s. w. theilnahmen, hat die grobe Parteilichkeit ihren Gipfel erreicht. Schon in einem vorbereitenden Beschluß des englischen Geheimen Rathes vom 30. October zeigt sich dieselbe in durchsichtiger Verhüllung; es wurde bestimmt, die Vertreter beider Parteien sollten eine Audienz bei Elisabeth erhalten, aber während diese den Vertretern Maria's nur ihren Wunsch zu erkennen geben sollte, die Sache zu „einem guten Ende" zu führen, sollte den Schotten für den Fall, daß sie die Schuld der Königin bewiesen, versprochen werden, Elisabeth werde sie gegen die Rache Maria's beschützen und die Restauration derselben nur unter solchen Bedingungen zugeben, welchen die Schotten zustimmten. Zugleich wurde beschlossen, Maria noch weiter von der schottischen Grenze zu entfernen und von Bolton nach Tutbury in Staffordshire zu bringen.

Es gelang jedoch nicht, Maria vollständig zu überlisten. Sie erhielt Kenntniß von allerhand Dingen, die man ihr gern verborgen gehalten hätte — der Achselträger Maitland und der Herzog von Norfolk, der schon damals an eine Heirath mit Maria dachte, scheinen sie mit Nachrichten versehen zu haben — von den saubern Vorgängen in York, von dem beabsichtigten Wechsel ihres Gefängnisses, namentlich aber von dem Umstande, daß Elisabeth, ihr Wort gröblich brechend, Murray persönlich empfing, was sie ihrer königlichen Verwandten hartnäckig verweigerte. Jetzt ertheilte sie ihren Vertretern sehr entschiedene Weisungen: sie sollten Elisabeth Vorstellungen machen über diese offenbare Ungerechtigkeit und fordern, daß Maria vor Elisabeth, dem englischen Adel und den sämmtlichen fremden Gesandten in London persönlich erscheine, um auf die Verleumdungen der Rebellen zu antworten; werde das abgelehnt, so sollten ihre Vertreter die Conferenz abbrechen.

Nichts ist bezeichnender für das englische Intriguenspiel als die Kunstgriffe, mit welchen man diesen energischen Schritt Maria's durchkreuzte. Elisabeth's Antwort lautete ausweichend, die Vertreter Maria's

hielt sie mehrere Tage hin. Diese benutzten diese Zwischenzeit zu einem groben Mißgriff, indem sie nochmals auf den Gedanken eines Ausgleichs zurückkamen. Mit vollem Recht konnte Elisabeth ihnen antworten, davon könne keine Rede mehr sein, nachdem Murray — dies war am 26. November geschehen — gegen Maria die förmliche Anklage auf Gattenmord vor den englischen Commissaren erhoben habe. Als dann die Vertreter Maria's an ihrer Forderung festhielten, und, da keine Zusage erfolgte, einen Protest gegen die Fortsetzung der Conferenz überreichen wollten, gab sich die englische Commission zu einem wahren Gaunerstück her. Der geriebene Cecil verweigerte die Annahme des Protestes aus formalen Gründen, und noch am selben Tage hielten die englischen Commissare — es war die Wiederholung der „geheimen und privaten" Conferenz von York — eine Sitzung, in welcher, bei Abwesenheit der protestirenden Vertreter Maria's, Murray mit seinem Beweismaterial herausrückte. Der Großsiegelbewahrer hielt ihm zur Einleitung eine kleine Strafpredigt: die Königin Elisabeth finde es sehr eigenthümlich, daß er und seine Anhänger, obwohl geborene Unterthanen der Königin von Schottland, dieselbe solch' entsetzlicher Verbrechen anklagten und dadurch ihre Lehnspflichten gegenüber ihrer Souverainin verletzten; die Commission sei zusammengetreten, um ihre Verantwortung darüber zu hören. Der Regent erwiderte mit der gleichen Aufrichtigkeit, es widerstrebe ihm auf's Aeußerste, eine solche Anklage zu erheben, und legte dann anstatt der Beweise zunächst ein Pamphlet vor: das berüchtigte Artikelbuch[191]).

Einige Beiträge zur Kritik dieser saubern Anklageschrift sind schon an anderer Stelle gegeben worden[192]). Man darf vielleicht sagen: Gröber und ungeschickter ist niemals in einer Staatsschrift gelogen worden. Der Zweck des über 26 Druckseiten umfassenden Schriftstückes ist die Entehrung der Königin Maria um jeden Preis und mit allen Mitteln. Es sind „Artikel, welche gewisse Vermuthungen, Voraussetzungen, Wahrscheinlichkeiten und Umstände enthalten, aus welchen offenbar hervorgeht, daß, wie Bothwell der Hauptthäter der Ermordung des Königs Heinrich war, so die Königin vorher von dem Morde Kenntniß besaß, Rath und Befehl ertheilte". Durchgeführt wird dieser „offenbare" Beweis nicht in streng chronologisch geordneter Erzählung, sondern in fünf, mehrfache Wiederholungen bietenden Abschnitten. Dieselben behandeln „die Umwandlung der heißen Liebe der Königin zu König Heinrich in

---

[191]) Zuerst veröffentlicht bei Hosack I, 523 ff. Ueber die gänzlich beweislosen Versuche, die Authenticität dieses für Murray im höchsten Grade compromittirenden Actenstückes zu bezweifeln oder gar zu leugnen, habe ich mich Histor. Jahrbuch 46 ausgesprochen.

[192]) Vgl. oben S. 23.

äußerste Verachtung und tödtlichen Haß, die ungeordnete Liebe der Königin zu Bothwell vor und nach dem Morde, die Ermordung König Heinrich's durch sein Weib und Bothwell, die Folgen dieses Mordes bis zu der ungesetzlichen Ehe zwischen der Königin und Bothwell," endlich „wie wegen Unterlassung der Bestrafung des Mordes der Adel und andere gute Unterthanen zu den Waffen griffen und die Person der Königin für eine Zeit festhielten".

Im Verschweigen, Entstellen und kühnen Behaupten ist hier das nahezu Unglaubliche geleistet. Darnley wird systematisch als der arme Schelm dargestellt, der sich — aus welchen Gründen bleibt gänzlich unaufgeklärt — schon wenige Monate nach der Heirath das Mißfallen seiner Frau zuzieht und nun bei jeder Gelegenheit von ihr in der empörendsten Weise mißhandelt wird, trotzdem aber in seiner „innigen Liebe und Zuneigung" zu ihr beharrlich fortfährt ihr nachzulaufen, um sich immer wieder von neuem mißhandeln zu lassen. Daß er bei der Riccio-Verschwörung betheiligt war, wird verschwiegen, eben so wenig wird Morton's Antheil an derselben erwähnt, dagegen wird bitterlich geklagt, daß die Königin Morton, dem „Freunde und Verwandten" Darnley's, das Staatssiegel entzogen habe, was bekanntlich gerade in Folge jener Verschwörung geschehen war; überhaupt ist von der letztern auch nicht mit einem Worte die Rede! Mit unverkennbarem Behagen wird an einer Menge von Stellen das ehebrecherische Verhältniß zwischen Maria und Bothwell erwähnt, mitunter auch in scandalösester Weise ausgemalt; schon in den September 1566 wird eine Schmutzgeschichte verlegt, also in eine Zeit, wo selbst Maria's literarische Gegner nicht daran denken, das Vorhandensein unerlaubter Beziehungen anzunehmen. In Gegenwart von Murray, Huntly und Maitland soll Maria dann in erregten Ausdrücken auf Ehescheidung gedrängt haben; wir wissen aus der Erklärung Huntly's und Argyll's, daß gerade die drei Genannten nebst Bothwell und Argyll ihr das Ehescheidungsproject mundgerecht zu machen versuchten, und nicht einmal Murray's Gegenerklärung hat dies in Abrede gestellt[193]). Ueber die Mordverschwörung von Craigmillar erfahren wir wieder nicht das mindeste, der Mord erscheint lediglich als das Werk Maria's und Bothwell's. Die Cassettenbriefe, die beiden Eheversprechen, die Maria schon vor ihrer Entführung ausgestellt haben soll, und ihre schriftliche Zustimmung zu der Urkunde, in welcher der Adel ihre Heirath mit Bothwell empfahl, werden natürlich als echt behandelt, die Entführung als abgekartetes Manöver dargestellt. Was das Artikelbuch über den Verrath von Carberry Hill und die Einkerkerung der

[193]) Vgl. oben S. 27.

Königin zu berichten für gut findet, ist eine genaue Wiederholung des alten Liedes, so genau, daß auch hier wieder die Rebellen sich zur Befreiung Maria's erheben, obwohl vorher des Langen und Breiten die aller Welt kundige heiße Liebe Maria's zum Mörder geschildert wird; dabei wird vollständig vergessen, wenigstens beizufügen, die Rebellen hätten sich bei ihren guten Absichten auf Befreiung der Königin in einem freilich sehr auffallenden Irrthum befunden.

Welches Licht wirft diese Darstellung auf Murray, der die in jedem Zuge verzerrten Ereignisse, welche das Artikelbuch erzählt, selbsthandelnd miterlebt hatte und die genaueste Kenntniß der Wahrheit haben mußte! Er selbst war Darnley's erbitterter Gegner gewesen und hatte das unwürdige Benehmen des jungen Königs in einem amtlichen Actenstück entschieden gerügt[194]); jetzt schilderte er den verhaßten Schwächling als unschuldiges Lamm und besudelte die Ehre seiner Schwester durch Verleumdungen, die er, der Augenzeuge der Vorgänge auf Schloß Hermitage und in Jedburgh, unbedingt als solche durchschauen mußte[195]). Und was mußte dieser Mann entweder der Dummheit oder dem weiten Gewissen und der Parteilichkeit der englischen Commissare zumuthen zu dürfen glauben, als er diese Schandschrift zu ihrer Kenntniß brachte! Vor ihm saß ein Collegium von Staatsmännern, welches fast von Satz zu Satz den Widerspruch des Artikelbuchs mit den Thatsachen zu constatiren in der Lage war; vor ihm saß beispielsweise der Graf von Bedford, welcher als Gesandter bei der Taufe Jacob's auf ausdrücklichen Befehl der Königin Elisabeth jeden Verkehr mit Darnley mied, und nun das Märchen aufgetischt bekam, Maria habe die Gesandten nicht zu ihrem armen Gatten gelassen; der Graf von Bedford, der von der Riccio-Verschwörung schon vor ihrem Ausbruch Kenntniß besaß und nun im ganzen Artikelbuch keine Silbe über dieses Ereigniß, geschweige denn über den Antheil Darnley's und Morton's an demselben fand! Nimmer würde Murray gewagt haben, das Artikelbuch vorzulegen, hätte er nicht gewußt, daß er, nach Entfernung der Vertreter Maria's, vor den englischen Commissaren *Alles* wagen *durfte*. Es ist sehr erklärlich, daß ein Gegner Maria's[196]) „großes Bedenken" trägt, „zu glauben, daß diese Aufzeichnung mit Bewußtsein dieser Körperschaft in Rang und Amt hochstehender Männer vorgelegt wurde"; aber das Artikelbuch, geschrieben von der Hand eines Secretairs des schottischen Geheimen Rathes und auch durch sonstige Gründe als authentisch nachgewiesen, ist historisch vollkommen in seinem Recht. Wenn es echt wäre, hat der erwähnte

---

[194]) Vgl. oben S. 27. — [195]) Vgl. oben S. 24.

[196]) Burton, History of Scotland (neue Ausgabe) IV, 443.

Schriftsteller sehr richtig gemeint, so würde es der Ehrenhaftigkeit und dem Geschick der Partei Murray's wenig Ehre machen; allerdings, aber der Vorwurf mangelnder Ehrenhaftigkeit gebührt in gleicher Weise wenigstens einem Theile jener „Körperschaft in Rang und Amt hochstehender Männer", welcher Murray solche Dinge bieten durfte. Es ist möglich, daß der größere Theil der Commissare, wie ein Zeitgenosse versichert[197]), „der Schrift Buchanan's, als eines parteiischen und käuflichen Menschen, wenig Glauben beimaß", aber daß aus dieser Erkenntniß die Consequenzen gezogen worden seien, hören wir nicht.

Die Sitzung der Conferenz vom 6. December wurde ganz durch die Verlesung des Artikelbuches ausgefüllt. Am folgenden Morgen traten die englischen Commissare, zunächst in Abwesenheit der schottischen Vertreter, wieder zusammen, ließen die Parlamentsacte vom December 1567, durch welche Maria's Abdankung bestätigt worden war, verlesen und dann nochmals die Verlesung des Artikelbuches beginnen, welches Murray also Tags vorher in den Händen der Engländer gelassen zu haben scheint. Drei von den fünf Capiteln waren erledigt, als die Schotten wieder in der Sitzung erschienen und über den Stand der Frage Anschauungen von naivster Unverschämtheit zum Besten gaben. Es sei durchaus nicht ihre Absicht gewesen, etwas zum Nachtheil Maria's vorzutragen, aber man habe sie dazu gezwungen; jetzt, nach der Lectüre des Artikelbuches und der Parlamentsacte würden die englischen Commissare wohl zufrieden gestellt sein; sollten dieselben aber noch Zweifel hegen oder noch einen sonstigen Beweis wünschen, dessen man doch gewiß nicht bedürfe, da die Umstände ja meistentheils weltbekannt seien, so wollten sie sich auch darauf einlassen. Es ist schwer zu bestimmen, ob hier nur eine bedeutungslose Wiederholung der frühern heuchlerischen Redensarten vorliegt, oder ob Murray im Ernste noch einen letzten Versuch machen wollte, an der Vorlegung der Beweisstücke — das Artikelbuch bewies natürlich eben so wenig wie die Parlaments-Acte — vorbeizukommen. Hat diese Absicht bestanden, so ist sie gescheitert; möglich, — der oben erwähnte Brief des Grafen Sussex läßt das vermuthen — daß die Commissare im Interesse der englischen Politik den Bruch zwischen Maria und Murray unheilbar machen wollten und deshalb auf der Producirung scandalöser Beweisstücke bestanden. Die Commissare antworteten, sie seien nur da, um zu hören, was von beiden Seiten — die eine Seite war gar nicht anwesend! — vorgebracht werde und darüber Elisabeth unparteiischen Bericht zu erstatten; das Ergebniß der uns in höchst gewundener Form überlieferten Erklärung war, daß Murray

[197]) Camden, Annales rer. Angl. zu 1568.

ſich mit ſeinen Genoſſen zurückzog und nach ſeiner Rückkehr — wiederum nicht ohne die Betheuerung, er thue es ſehr ungern, werde aber dazu gezwungen — die famoſe Caſſette präſentirte. Die bekannte Erzählung von der Auffindung derſelben wurde vorgetragen und der anweſende Graf Morton beſtätigte dieſelbe auf ſeinen Eid. Dann legten die Schotten, außer den beiden angeblichen Heirathsverſprechen, die Maria vor ihrer Entführung ausgeſtellt haben ſollte, ſowie einigen für die Schuldfrage belangloſen Actenſtücken, Nr. 1 und 2 der Caſſettenbriefe vor. Daran ſchloß ſich am nächſten Tage (8. December) die Vorlegung der übrigen Briefe, der Liebesgedichte und endlich der Vernehmungs-Protokolle einiger untergeordneten Spießgeſellen Bothwell's, die damals — unter ihnen auch Dalgleiſh, bei dem die Caſſette gefunden worden ſein ſollte — längſt hingerichtet waren. Am 9. December endlich wurde der umgearbeitete Proteſt der Vertreter Maria's angenommen, welche ſich jetzt definitiv von der Conferenz zurückzogen; aber dies hinderte die „unparteiiſchen" engliſchen Commiſſare nicht, am gleichen Tage mit Murray weiter zu verhandeln. Sie beſchäftigten ſich fleißig mit Leſung engliſcher Ueberſetzungen der Caſſettenbriefe und verhörten den Thomas Nelſon, den einzigen Diener Darnley's, der bei der Kataſtrophe von Kirk of Field mit dem Leben davon gekommen war, ſowie Thomas Crawford, deſſen Ausſage einen ſo vernichtenden Beweis gegen die Echtheit des großen Glasgow-Briefes bildete[198]). Sonſtige Zeugen ſind auf der Conferenz von Weſtminſter überhaupt nicht vernommen worden, und das ganze Verfahren hat ſich unter ſtrengſter Ausſchließung der Vertreter Maria's abgeſpielt. Von einer Prüfung der Beweisſtücke nach Form oder Inhalt hören wir nichts.

Die Form, in welcher dieſe Prüfung nachgeholt wurde, ſetzt dem ganzen Verfahren die Krone auf. Am 14. und 15. December tagte die Conferenz unter Zuziehung von ſechs der höchſten Mitglieder des engliſchen Adels, der Grafen von Northumberland, Weſtmoreland, Shrewsbury, Worceſter, Huntingdon und Warwick. Zwei Tage hörten dieſelben die Erläuterungen der Commiſſare und die Verleſung der Beweisſtücke an. Bei dieſer Gelegenheit wurden die Caſſettenbriefe mit zweifellos echten Briefen Maria's nach Handſchrift und Orthographie verglichen und, wie uns Cecil berichtet, ein Unterſchied nicht gefunden. Möglich, daß die genannten Grafen, unter denen ſich ſchwerlich ein Sachverſtändiger befand, „keinen Unterſchied gefunden" haben, jedenfalls würde ein derartiges Urtheil für uns ohne jeden Werth ſein. Wiſſen wir doch von Cecil ſelbſt, daß dieſe Prüfung eilig und ohne Ordnung vor ſich ging,

---

[198]) Vgl. oben S. 64 ff.

und ein sehr bedenkliches Licht auf die bei den englischen Conferenzen beobachtete Gewissenhaftigkeit wirft zudem der Umstand, daß die uns erhaltenen amtlichen Copieen und Uebersetzungen von Fehlern wimmeln. Auch scheint es in diesen letzten Sitzungen der Conferenz nicht an Bedenken und Widerspruch gefehlt zu haben. Ein förmliches Urtheil über die Echtheit des Materials und die Schuld Maria's wurde nicht abgegeben. Als man den sechs Grafen versicherte, Maria habe sich geweigert, die Anklage der Schotten anders als in Gegenwart der Königin Elisabeth zu beantworten, jetzt aber könne Letztere dies ohne offenbare Befleckung ihrer Ehre nicht zugeben, antworteten sie gehorsam, die Königin habe damit vollkommen Recht.

Als Maria von dem in Westminster beliebten ungeheuerlichen Verfahren Kunde erhielt, versah sie unter dem 19. December ihre Vertreter mit den entschiedensten Weisungen, Murray und seine Genossen der Ermordung Darnley's anzuklagen. Daß sie selbst dieses Verbrechens schuldig sei, bezeichnete sie als eine verrätherische Lüge; boshafter Weise schiebe man ihr eine That zu, welche ihre Ankläger selbst veranlaßt, befördert und zum Theil vollstreckt hätten. In erregten Ausdrücken wies sie die feige Beschuldigung zurück, sie habe sogar ihrem eigenen Kinde nach dem Leben getrachtet. Ihre Vertreter wies sie an, sich Copieen von allen gegen sie vorgebrachten Schriftstücken geben zu lassen, ihr Einsicht der wichtigsten im Original zu verschaffen und auf einen Termin zur Vorlegung ihrer Beweise für die Schuld ihrer Ankläger zu dringen. Mit Gottes Hülfe werde sie eine Antwort geben, welche ihrer guten Schwester (Elisabeth) und allen andern Fürsten ihre Unschuld zeige.

Aber gerade das wollte „die gute Schwester" vermeiden. Auf den Rath Cecil's ließ sie Maria von verschiedenen Seiten bestürmen, die Krone niederzulegen. Ein förmlicher Feldzug wurde verabredet. Sir Francis Knollys sollte ihr diesen Rath geben, als wäre es sein eigener; erkenne sie Murray als Regenten an, so werde dieser seine Anklage fallen lassen. Im Geheimen solle Knollys auch Lord Scrope einweihen, damit dieser, falls Maria sich an ihn wende, den gleichen Rath ertheile; sogar einer der Vertreter Maria's, der Bischof von Roß, der sich überhaupt bei den Conferenzen sehr ungeschickt benommen hat, wurde für den Plan gewonnen und in einem Briefe Elisabeth's an Maria mit Lobeserhebungen überschüttet. Elisabeth ließ sich dadurch nicht abhalten, die Forderung Maria's, daß man ihr Abschriften der Beweisstücke Murray's vorlege, als sehr vernünftig zu bezeichnen, ihrer Genugthuung Ausdruck zu verleihen, daß Maria die Anklage beantworten wolle und diese brieflich in ihrem Vorsatz zu bestärken. Aber die ganze Intrigue scheiterte kläglich. Maria wies den Versuch der Einschüchterung stolz zurück und zeigte sich

unzugänglich für alle Ueberredungskünste. Man möge sie, erklärte sie schließlich, mit allen Zumuthungen, der Krone zu entsagen, verschonen; sie sei entschlossen, eher zu sterben, als dies zu thun; das letzte Wort ihres Lebens werde das einer Königin von Schottland sein. Sie hat Wort gehalten.

In der kläglichsten Weise hat sich Elisabeth aus dieser Verlegenheit herausgezogen. Als am 7. Januar 1569 die Vertreter Maria's nochmals die Originale oder zum mindesten Abschriften der Beweisstücke Murray's forderten, versprach sie Antwort in einigen Tagen, und kam dann wieder auf die Thronentsagung zurück. Aber jetzt zeigte sich auch der früher schwankende Bischof von Roß fest; er verwies auf Maria's endgültige Weigerung und schlug es entschieden ab, seiner Herrin nochmals über diesen Vorschlag zu schreiben. Ein weiterer Versuch Cecil's hatte dasselbe Schicksal, und am 10. Januar mußte er sich zu einem Schritt entschließen, der den ganzen Conferenzschwindel würdig beschließt. Er ließ die Schotten zu sich kommen und eröffnete ihnen in Elisabeth's Auftrage Folgendes: Da nichts gegen sie vorgebracht worden sei, was ihre Ehre und Unterthanentreue schädigen könne, da sie anderseits nichts Genügendes gegen die Königin, ihre Herrin, vorgebracht hätten, woraus die Königin von England eine übele Meinung gegen ihre gute Schwester fassen könnte; und da Graf Murray hingewiesen habe auf die Unruhe und Unordnung des schottischen Königreichs in seiner Abwesenheit — so gedenke Ihre Majestät den Grafen und seine Anhänger in ihrer Freiheit nicht länger zu beschränken, sondern gebe ihnen Erlaubniß zur Abreise. So endete schmählich dieses vor einem Vierteljahr in York begonnene Spiel einer schmählichen Staatskunst: Maria erhielt eine Art von Ehrenerklärung, nachdem man ihr jedes Mittel der Vertheidigung beharrlich versagt hatte, und Murray desgleichen, obwohl man Maria durch Intriguen aller Art verhindert hatte, ihre Gegenklage zu begründen. Den Epilog bildeten noch einige Verhandlungen mit Maria's Vertretern, die Cecil mit Redensarten abspeiste. Murray hatte seine Schuldigkeit gethan. Als er nach Schottland zurückreiste, nahm er 5000 Pfund aus dem englischen Staatsschatz mit. Maria aber wurde am 26. Januar von Bolton nach Tutbury gebracht.

Der kluge Graf Sussex hatte Recht behalten: Was er im Interesse Englands so lebhaft gewünscht, jedoch nicht gehofft, war nicht gelungen, der Beweis für Maria's Schuld nicht erbracht. Aber die schweren Verlegenheiten, welche die Königin der Politik Elisabeth's auch als Gefangene ununterbrochen bis zu ihrem tragischen Ende bereitete, ließen den Wunsch nicht schlummern, wenigstens die Meinung zu erwecken, als sei der Beweis geliefert worden. Nicht bloße Scandalsucht, sondern

politiſche Intereſſen haben jenen rhetoriſch aufgeputzten Abklatſch des Artikelbuchs dictirt, welcher ſchon wenige Jahre nach den engliſchen Conferenzen erſcheint; raſch hintereinander, in verſchiedenen Sprachen geſchrieben, von einem kleinern oder größern Theile der Beweisſtücke der Conferenzen begleitet, tauchen die „Enthüllungen“ auf. Buchanan beſorgt die Redaction, der Miniſter Cecil liefert Actenmaterial, und die Königin von England läßt „Buchanan's Büchlein“ verbreiten, „um Maria zu entehren“. Der Zweck iſt erreicht worden. Jahrhunderte hindurch haben, wenn auch nicht ohne heftigen Widerſpruch, Invectiven den Rang einer Geſchichtsquelle erſten Ranges behauptet, welche eine ſchmutzige Feder im Dienſte einer nichtswürdigen Staatskunſt niederſchrieb. Heute iſt, wenigſtens in Deutſchland, dieſer Standpunkt naivſter Befangenheit aufgegeben, und mit Artikelbuch und Detectio iſt ſchon jetzt ein erheblicher Theil der Actenſtücke preisgegeben, auf welche jene beiden Pamphlete ſich ſtützten. Ueber Anderes wird hin und her geſtritten, und wenn auch Einverſtändniß erzielt iſt über den Satz, daß furchtbar an Maria geſündigt worden ſei, ſo gehen doch nach wie vor die Meinungen auseinander über die Frage, ob und in wie weit ihr Sturz auch die Folge eigener Sünde war. Ich glaubte dieſe Frage verneinen zu müſſen, aber noch iſt ein Abſchluß der Controverſe nicht abzuſehen. Jedes Jahr bringt neue Unterſuchungen, neue Ergebniſſe, und die Publicationen von Stevenſon und Breßlau haben noch kürzlich gezeigt, welch' wichtiges handſchriftliches Material bisher der Forſchung entgangen war. Was geſtern noch unumſtößlich ſchien, erſcheint heute ſchon als unhaltbar, und auch ich bin weit ertfernt, mich der Erkenntniß zu verſchließen: Manches von dem, was ich in dieſen Zeilen als ſicher oder wahrſcheinlich hinſtellte, wird ſich vielleicht ſchon bald als irrig erweiſen[199]). Möchte der weitern Discuſſion wenigſtens die Wiederholung der traurigen Erſcheinung erſpart bleiben, welche ſich neuerdings mehr als ein Mal in peinlichſter Weiſe aufdrängte: der Verſuch, Fragen der hiſtoriſchen Kritik mit confeſſionellen Geſichtspunkten zu verquicken.

[199]) Einen neuen Aufſatz Breßlau's, welcher im nächſten Heft der Hiſt. Zeitſchrift erſcheinen ſoll, konnte ich zu meinem Bedauern nicht mehr abwarten.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1883.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1884.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

1794

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1883.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Der Bericht knüpft wiederum an die General-Versammlung an, welche am 22. und 23. August des abgelaufenen Jahres in Koblenz stattfand. Dieselbe erhielt einen besondern Glanz durch die Anwesenheit zweier Bischöfe, des hochw. Herrn Dr. Korum, Bischof von Trier, und des hochw. Herrn Weihbischofs von Köln, Dr. Baudri. In dem Letztern darf die Görres-Gesellschaft seit ihrer Gründung nicht nur ein Mitglied ihres Ehrenpräsidiums, sondern auch einen thätigen und wirksamen Gönner ihrer Bestrebungen verehren; dem Erstern fühlt sie sich zu aufrichtigem Danke dafür verpflichtet, daß er die erste sich bietende Gelegenheit ergriff, um auch seinerseits sein Interesse und seine Sympathie für den Verein öffentlich kundzugeben. Nachdem der hochw. Herr Dr. Korum bereits am Vorabende in einer geselligen Versammlung im Görres-Bau seinen Gesinnungen und Wünschen beredten Ausdruck verliehen hatte, hielt er am 22. August, Morgens 9 Uhr, in der altehrwürdigen St. Castorkirche ein feierliches Pontificalamt ab, welches die General-Versammlung in eben so glänzender als würdiger Weise eröffnete.

Um zehn Uhr begann die statutenmäßige Sitzung des Vorstandes. Durch die öffentlichen Verhandlungen unterbrochen, wurde dieselbe Nachmittags fünf Uhr fortgesetzt. Anwesend waren außer dem Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Prof. Frhrn. v. Hertling (München) und dem General-Secretair Oberbürgermeister a. D. Kaufmann (Bonn), nachstehende Mitglieder des Vorstandes: die HH. Rechtsanwalt Jul. Bachem (Köln), Weihbischof Dr. Baudri (Köln), Domcapitular

Dr. Gerlach (Limburg), Domcapitular Dr. Haffner (Mainz), Dr. Frhr. v. Heereman (Münster), Domdecan Dr. Heinrich (Mainz), Dr. med. Hopmann (Köln), Privatdocent Dr. Hüffer (Münster), Domcapitular und Regens Dr. Komp (Fulda), Rechtsanwalt Müller (Koblenz), Geistl. Rath Dr. Münzenberger (Frankfurt), Prof. Dr. Scheeben (Köln), Prof. Dr. Schütz (Trier), Prof. Dr. Schwane (Münster), Prof. Dr. Simar (Bonn). Nachdem die Tagesordnung für die allgemeine geschäftliche Sitzung vorgelegt und genehmigt worden war, erinnerte der Vorsitzende an den Beschluß der vorigjährigen General-Versammlung, demzufolge die statutengemäß damals vorzunehmende Neuwahl der Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses und der Sections-vorstände ausgesetzt und auf die diesjährige General-Versammlung verschoben worden war. Dem Beschlusse hatte die Absicht zu Grunde gelegen, durch die Erfahrungen eines Jahres zu erproben, ob trotz der Uebersiedelung des Vorsitzenden von Bonn nach München die Geschäfte in der bisherigen Weise fortgeführt werden könnten, oder eine Aenderung in der Organisation des Vorstandes nöthig gemacht würde. Es kam darauf an, nunmehr die Frage zur Entscheidung zu bringen, um danach die der General-Versammlung zu machenden Vorschläge einzurichten.

Das Bedürfniß einer Aenderung der bisherigen Organisation wurde von den Vorstands-Mitgliedern übereinstimmend verneint, dagegen erschien eine schärfere Theilung in der Führung der Geschäfte insofern angezeigt, als die Initiative in allen die Verwaltung der Gesellschaft (Mitgliederbestand, Kassenwesen u. s. w.) betreffenden Angelegenheiten in Bonn zu verbleiben habe, in allem auf die wissenschaftlichen Unternehmungen Bezüglichen dagegen von dem Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses zu ergreifen sei. Außerdem schien es wünschenswerth, den Verwaltungs-Ausschuß durch zwei Mitglieder zu verstärken.

Eine zweite Vorfrage, welche erledigt werden mußte, ehe zur Vornehmung des Wahlactes geschritten werden konnte, betraf die Bildung der Sections-Vorstände. Nach §. 10 des Statuts sollen dieselben durch die Section gewählt werden. Da indessen die Sectionen sich thatsächlich nicht in der in den §§. 18—21 vorgesehenen Weise gebildet haben und die Versammlungen bei Gelegenheit der Sections-Sitzungen bei ihrer zufälligen und wechselnden Zusammensetzung einen sachgemäßen Wahlkörper unmöglich abgeben können, erwies sich lediglich die Einhaltung des auf der ersten General-Versammlung eingeschlagenen Verfahrens als angänglich: Wahl durch das Plenum der General-Versammlung auf Grund von Vorschlägen des Verwaltungs-Ausschusses.

Dem Vorstande lagen sodann mehrere Anträge katholischer Gelehrten vor, welche die Unterstützung der Görres-Gesellschaft für bereits begonnene

oder noch in Angriff zu nehmende wissenschaftliche Arbeiten nachsuchten. In drei Fällen konnte eine einmalige Remuneration, in einem Falle ein Stipendium für zwei Jahre bewilligt werden.

Letzter Gegenstand der Berathung war ein Antrag des Vorsitzenden der Section für Philosophie auf Herausgabe eines regelmäßigen Jahresberichtes über die Thätigkeit der letztern. Nach längerer Discussion einigte man sich dahin, daß alljährlich dem Vorsitzenden der Section eine begrenzte Bogenzahl zur Verfügung zu stellen sei, behufs ausführlicher Wiedergabe der bei Gelegenheit der General-Versammlung gepflogenen Sections-Verhandlungen und Veröffentlichung etwaiger von den Mitgliedern eingesandter philosophischen Abhandlungen. — Der Jahresbericht der philosophischen Section wird im Format und in der Ausstattung der Vereinsschriften im Commissions-Verlage von J. P. Bachem in Köln erscheinen und kann von allen Mitgliedern und Theilnehmern der Gesellschaft zu zwei Dritteln des Ladenpreises bezogen werden.

Um zwölf Uhr begann die geschäftliche Sitzung unter dem Ehrenvorsitze der beiden anwesenden Herren Bischöfe und der Leitung des Präsidenten des Verwaltungs-Ausschusses. Nachdem der hochw. Hr. Dr. Felix Korum die Anwesenden in einer kurzen Ansprache begrüßt, Hr. Domdecan Heinrich ihm dafür den Dank ausgedrückt und die Versammlung den bischöflichen Segen erhalten hatte, erstattete der General-Secretair der Gesellschaft, Hr. Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, nachstehenden Bericht über

I. Die Vermögenslage. Wie bereits im Jahres-Berichte pro 1882, Seite 24, des Nähern angegeben, wurde ein Vermögensbestand von 35,362 M. 91 Pfg. aus dem Rechnungsjahre 1881 am 1. Januar 1882 in 1882 übertragen.

Die Einnahmen während des Jahres 1882 beliefen sich auf	M.	31,406 . 13
Die Ausgaben „ „ „ „ „ „ „	„	25,280 . 37
Hiernach blieb ein Kassenbestand von	M.	6,125 . 76
Dazu Vermögensbestand Ende 1881	„	35,362 . 91
Demgemäß konnte das Rechnungsjahr 1883 mit einem Vermögensbestande von	M.	41,488 . 67
begonnen werden.		
Vom 1. Januar bis 15. August 1883		
wurde baar vereinnahmt	„	23,255 . 56
dagegen baar verausgabt	„	16,507 . 22

Hervorzuheben verdient, daß die Stiftung „Constantin v. Schätzler" wiederum durch eine hochherzige Zuwendung von 1000 M. vermehrt worden ist.

Außerdem hatte die Vermögenslage es erlaubt, die Werthpapiere um 2000 M. an Nominalwerth zu vermehren, so daß sich jetzt der gesammte Nominalwerth der Werthpapiere auf 28,200 M. beläuft.

Der Depositen-Bestand bei zwei verschiedenen Bankhäusern beläuft sich bis jetzt auf 13,145 M. 50 Pfg.

Für die Folge ist jährlich auf einen Einnahmeposten des vorigen Jahres — der wesentlich zur gegenwärtigen nicht ungünstigen Vermögenslage mitgewirkt hat — nicht zu rechnen, indem zu der Einnahme pro 1882 noch 4699 M. 68 Pfg. an Beiträgen hinzukamen, die, als aus den Jahren 1878—81 rückständig, durch die Post in 1882 erhoben worden waren.

II. Mitglieder-Bestand. Das Jahr 1882 begann mit der Zahl von

	Ehrenmitgliedern,		lebenslänglichen Mitgliedern,		Mitgliedern,		Theilnehmern.
	14	+	15	+	1423	+	611
Neu traten bei:	1	+	2	+	166	+	72
Summa:	15	+	17	+	1589	+	683
Dagegen schieden aus durch Tod oder andere Ursachen:					98	+	48
Demnach 31. Dec. 1882: . .	15	+	17	+	1491	+	635
Bestand am 15. Aug. 1883: .	15	+	16	+	1702	+	637

Mithin Verlust 1 lebenslängliches Mitglied.
Zuwachs 211 Mitglieder und 2 Theilnehmer.

Neu beigetreten sind in 1883 u. A.: Katholischer Studenten-Verein „Winfridia" in Göttingen, katholischer Studenten-Verein „Germania" in Münster i. W. und Pensionat „Stella matutina" in Feldkirch.

Im Anschlusse hieran theilte der Vorsitzende mit, daß die Rechnung in herkömmlicher Weise durch die bestellten Revisoren geprüft und von denselben als richtig befunden worden sei. Der hierauf begründete Antrag, dem Herrn General-Secretair Decharge zu ertheilen, fand einstimmig Annahme. Als Rechnungs-Revisoren für das laufende Geschäftsjahr wurden neuerdings die Herren Buchhändler Karl Henry und Kaufmann Joseph Hofmann in Bonn und Rentner Wilhelm Scheben in Köln gewählt. Hr. Prof. Frhr. v. Hertling verlas hierauf nachfolgenden Bericht.

Bericht über die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten.

Seit der letzten General-Versammlung wurden die laufenden Geschäfte theils in herkömmlicher Weise besorgt, theils auf dem Wege schriftlicher Verhandlung zur Erledigung gebracht. Als erste Vereinsschrift für das laufende Jahr erschien in der ersten Hälfte des April und wurde an die Mitglieder versandt: Angelo Secchi, ein Lebens- und Cultur-Bild von Dr. Jos. Pohle; als zweite in den ersten Tagen des August: Gerhard Groot und seine Stiftungen, von Dr. Karl Grube; als drittte Vereinsschrift wird im November „Der Sturz Maria Stuart's" von Dr. Hermann Cardauns zur Ausgabe gelangen.

Gemäß Beschluß der vorigjährigen General-Versammlung wurde, wie bereits im Jahresbericht mitgetheilt, eine in lateinischer Sprache abgefaßte Adresse an den Hrn. Bischof von Salamanca abgesandt, um die Theilnahme der Görres-Gesellschaft an der nicht Spanien allein, sondern die gesammte katholische Welt angehenden Centenarfeier der h. Theresia auszudrücken. Als Erwiderung langte einige Wochen später ein lateinisches Antwortschreiben

des Hrn. Bischofs von Salamanca an, welchem in drei Exemplaren ein Bericht über die in Alba de Tormes abgehaltenen Feierlichkeiten beigelegt war.

Am 3. Mai d. J. feierte der als Gelehrter und Schriftsteller hochverdiente Geh. Legationsrath v. Reumont, welcher unserer Gesellschaft seit ihrer Gründung als Mitglied angehört hat, sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum. An der unter Theilnahme weiter Kreise begangenen Feier betheiligte die Görres-Gesellschaft sich durch einen Brief des Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses, welchen der Jubilar durch ein freundliches Schreiben erwiderte.

Gestern, am 21. d. M, beging ein Mitglied unseres Ehren-Präsidiums, der hochwürdigste Bischof von Rottenburg, Dr. v. Hefele, die fünfzigjährige Gedächtnißfeier seiner Priesterweihe. Der Verwaltungs-Ausschuß hat dem hochw. Jubilar, welcher zu den ersten Vertretern der kirchlichen Wissenschaft in Deutschland zählt, in einer Adresse die Glückwünsche der Gesellschaft ausgesprochen.

Wende ich mich zu den wissenschaftlichen Unternehmungen, so ist das „Historische Jahrbuch" seit Anfang d. J. unter der Redaction von Dr. Victor Gramich im Verlage von Herder u. Co. in München erschienen. Die Zahl der Abonnenten betrug im Juli d. J. 739, wovon 587 auf die Mitglieder der Gesellschaft entfallen. An Tausch- und Frei-Exemplaren kamen 67 zur Verausgabung. Trennte der Vorstand sich auch ungern von dem frühern Redacteur, Hrn. Dr. G. Hüffer, so glaubt er sich doch der begründeten Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Zeitschrift unter der neuen Leitung ihr rasch gewonnenes Ansehen in der wissenschaftlichen Welt behaupten und befestigen werde. Die Aussichten hierzu sind durchaus günstig; der Umfang und die Zahl der eingereichten Beiträge werden auch in diesem Jahrgange eine Ueberschreitung der ursprünglich vorgesehenen Bogenzahl nöthig machen.

Die Arbeiten am Staatslexicon sind fortgesetzt worden. Die weitaus größte Zahl der Artikel ist vergeben, die Einlieferung der fertiggestellten hat begonnen, und befindet sich bereits eine beträchtliche Anzahl in den Händen der Redaction. Gelingt es, für die noch unvergebenen Artikel in Bälde geeignete Bearbeiter zu finden, so kann, falls die geehrten Herren Mitarbeiter die Ablieferungstermine pünktlich einhalten, der Beginn des Druckes in nicht zu ferner Zeit in Aussicht genommen werden.

Unterstützungen einzelner Gelehrter zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten fanden in acht Fällen statt. In der Mehrzahl handelte es sich dabei um den Fortbezug bereits früher bewilligter Stipendien. Den eingelaufenen Berichten entnehme ich Folgendes: Die Bearbeitung der Geschichte des Jansenismus durch Hrn. Dr. Schill in Freiburg hat eine wesentliche Förderung dadurch erfahren, daß es dem genannten Gelehrten während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Rom möglich war, die handschriftlichen Schätze, welche sich im vaticanischen Archiv und der Bibliothek des Vaticans, dann in der Angelica, Vallicellana, Barberiniana und Corsiniana befinden, für seine Zwecke auszubeuten In Fortsetzung seiner Untersuchungen über die theologischen Schriften des Boethius ist Hr. Dr. Krieg, gleichfalls in Freiburg, während des abgelaufenen Jahres namentlich für die Feststellung der handschriftlichen Tradition thätig gewesen, und sind in dieser Richtung verschiedene Archive, insbesondere das in Einsiedeln und St. Gallen, von ihm untersucht, daneben aber auch bereits die Grundlinien einer Geschichte der Verwerthung der Boethianischen Werke in der spätern Literatur gezogen worden. Hr. Dr. Alexander Kaufmann in Wertheim hat seine Arbeiten über Thomas Cantimpratanus fortgesetzt. War von demselben in frühern Berichten dem Bedauern Ausdruck gegeben worden, daß er keine Gelegenheit habe, von den Vorarbeiten der belgischen Dominicaner für die beabsichtigte Neubearbeitung von Echard und Quetif's Scriptores ordinis Praedicatorum Kenntniß zu nehmen, so haben seitdem eingelaufene Mittheilungen gelehrt, daß

daraus für die Biographie des Cantimpratanus neue Aufschlüsse nicht zu erwarten sein würden. Hr. Dr. Galland hält sich seit Herbst vorigen Jahres in Berlin auf, zunächst um für eine methodische Verarbeitung des in den römischen Archiven und Bibliotheken gesammelten umfangreichen Materials die sichere Grundlage zu gewinnen. Daneben suchte er jenes Material auf dem Geheimen Staatsarchiv zu ergänzen, insbesondere für die Zeit des Großen Kurfürsten und seine kirchenpolitische Stellung. Außerdem war er mit der Ausarbeitung einer umfassenden Biographie des im Jahre 1804 verstorbenen Cardinals Stephan Borgia beschäftigt, dessen hinterlassene Papiere er in Rom excerpirt hatte.

Der Verwaltungs-Ausschuß glaubt hiernach mit Befriedigung auf das abgelaufene Jahr zurückblicken zu dürfen. Die Wirksamkeit der Gesellschaft zeigt sich in langsamer, aber stetiger Erweiterung begriffen, die beharrliche Treue der Mitglieder, das unverminderte Interesse der Katholiken Deutschlands gibt die Gewähr, daß darin auch in der nächsten Zukunft eine Unterbrechung nicht eintreten werde.

Nachdem Hr. Dr. Duhr (Koblenz) dem Vorstande den Dank für die Geschäftsleitung ausgesprochen hatte, ging man zur Neuwahl des Vorstandes über. Der Vorsitzende berichtete kurz über die zuvor erwähnte, in der Vorstands-Sitzung zur Erörterung gelangte Sachlage und schlug sodann vor, die bisherigen Sections-Vorstände durch Acclamation wiederzuwählen und denselben zugleich folgende Herren neu hinzuzufügen: dem Vorstande der philosophischen Section die Herren Professor Dr. Cl. Bäumker in Breslau und Canonicus Dr. Gloßner in Regensburg; dem Vorstande der historischen Section die Herren Professor Dr. Pastor in Innsbruck und Dr. Gramich, Redacteur des histor. Jahrbuches in München; dem Vorstande der Section für Rechts- und Socialwissenschaft die Herren Geistl. Rath Dr. Ludwigs in Regensburg und Frhr. von Huene auf Großmahlendorf in Schlesien. Die Versammlung stimmte diesen Vorschlägen zu. In ähnlicher Weise wurden die bisherigen Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses wiedergewählt und derselbe zugleich durch die Herren Dr. van Endert (Bonn) und Dr. Gramich (München) verstärkt. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen wurde die Sitzung geschlossen.

Nachmittags 4 Uhr fand unter dem Vorsitze des Hrn. Dr. Frhr. von Heereman eine Sitzung der Section für Rechts- und Socialwissenschaft statt. Dieselbe wurde ausschließlich durch die Besprechung des großen, seit mehrern Jahren in Vorbereitung begriffenen Unternehmens ausgefüllt, der Herausgabe eines Staatslexicons. Nachdem sich der Vorsitzende in einem einleitenden Vortrage über die große Bedeutung des Unternehmens, sowie über die einer raschen Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten verbreitet hatte, berichtete Prof. von Hertling über den Fortgang der Arbeiten. Hr. Rechtsanwalt Julius Bachem führte eine Reihe von Momenten an, welche eine Beschleunigung der Ausführung wünschenswerth erscheinen lassen. (Seit der General-Versammlung ist diese letztere erheblich näher gerückt. Nur eine kleine Zahl von

Artikeln harrt noch der Vergebung. Wenn die Herren Mitarbeiter den eingegangenen Verpflichtungen nur einigermaßen gerecht werden, kann der Beginn des Drucks für nächstes Frühjahr in Aussicht gestellt werden.)

Donnerstag den 23., Vormittags 9 Uhr, begann unter dem Vorsitze des Hrn. Domcapitular Dr. Haffner eine Sitzung der Section für Philosophie.

In derselben hielt zuerst Hr. Prof. Dr. Schütz einen Vortrag über die Lehre des h. Thomas von derjenigen Seelenkraft, welche er bei den Thieren vis aestimativa, beim Menschen vis cogitativa nennt. Nach einer sorgfältigen Ermittelung der in den Schriften des h. Thomas sich vorfindenden Erklärungen wurde die Frage erörtert, welche Functionen dieser Kraft zuzuschreiben seien, und ob sie als eine von den übrigen physiologischen und intellectuellen Kräften verschiedene Kraft zu betrachten sei. Nach Thomas von Aquin ist eine besondere Kraft in dem Thiere anzunehmen zur Bemessung des sinnlich Angenehmen und Unangenehmen, und mehr noch des Nützlichen und Schädlichen. Das Thier hat freilich keine Urtheilskraft im eigentlichen Sinne, sondern nur eine analoge Fähigkeit, die in der Vorstellung liegenden Dinge als zu erstrebende oder zu fliehende zu erkennen. Nach Ansicht des Redners ist es aber nicht unbedingt nothwendig, eine besondere Erkenntniß und Kraft hierfür anzunehmen. Es genüge die Annahme eines von dem Schöpfer in das Thier gelegten Instinctes, kraft dessen es unmittelbar das ihm Convenirende erstrebt.

Nach diesem Vortrag, welchem Hr. Professor Dr. Bäumker (Breslau) einige kritische Bemerkungen beifügte, sprach Hr. Canonicus Dr. Gloßner (Regensburg) über die von Aristoteles aufgestellte Unterscheidung des möglichen und wirklichen Seins. Er zeigte die hohe Bedeutung dieser Unterscheidung, indem er einen eben so scharfsinnigen als ansprechenden Ueberblick über die dem Aristotelischen vorhergehenden und nachfolgenden Systeme gab. Wenn man in den endlichen Dingen die reale Möglichkeit oder das potentielle Sein leugnet, so verfällt man entweder in den pantheistischen Monismus oder in den Atomismus. Nur vermittels dieses Begriffes kann der Ursprung der Ideen und die Entwickelung des menschlichen Denkens erklärt werden. Nur dieser Begriff gibt eine wahre Erklärung des physischen Werdens. Die vorgerückte Zeit machte leider eine Discussion über diesen Vortrag unmöglich. (Vergl. den Jahresbericht der philosophischen Section S. 38 und S. 3.)

Gleichzeitig tagte unter dem Vorsitze des Hrn. Dr. Cardauns (Köln) die historische Section.

In seinen einleitenden Worten erinnerte der Vorsitzende daran, daß in eben diesen Räumen, in diesem dem Andenken des Laienpatrons der Gesellschaft gewidmeten Hause am 25. Januar 1876 die Gründung der Görres-Gesellschaft erfolgt sei und gab dann einen Ueberblick über die nunmehr fünfjährige Thätigkeit der Section. Vorläufig wurde dieselbe allerdings schon auf der ersten General-Versammlung zu Frankfurt a. M. begründet, doch erfolgte die Constituirung erst zwei Jahre später in Köln. Bei den auf den General-Versammlungen gehaltenen Vorträgen, wie bei den regelmäßigen Vereinsschriften und den von der Gesellschaft unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Geschichtswissenschaft ganz besondere Beachtung und Pflege gefunden, und freudig ist die Bereitwilligkeit anzuerkennen, mit welcher der Verwaltungs-Ausschuß durch geistige Unterstützung wie durch Zuwendung erheblicher Geldmittel die Arbeiten der Section gefördert hat. Dankend gedachte der Vorsitzende ferner des Protectors der Gesellschaft, Cardinal Hergenröther, dessen von allen Seiten anerkannte Liberalität bei Erschließung der Schätze des Vaticanischen

Archivs auch zahlreichen Freunden der Gesellschaft in reichstem Maße zu Gute gekommen ist, sowie Papst Leo's XIII., der für die leichtere Benutzung des Vaticanischen Archivs die Initiative ergriffen und noch vor wenigen Tagen, durch das Schreiben vom 18. August an die Cardinäle Pitra, de Luca und Hergenröther, sein schon wiederholt bewiesenes Interesse für historische und besonders archivalische Forschungen neuerdings bethätigt hat. Für den Fortgang der wissenschaftlichen Unternehmungen während des letzten Jahres verwies Hr. Cardauns auf den Tags vorher in der geschäftlichen Sitzung erstatteten Bericht des Verwaltungs-Ausschusses. Mit warmer Anerkennung gedachte er der großen Verdienste, welche Hr. Dr. Hüffer in selbstloser, gewissenhafter Arbeit um die Begründung und in dreijähriger erfolgreicher Redactionsthätigkeit um die Entwickelung des „Historischen Jahrbuches" sich erworben habe und gab der Erwartung Ausdruck, daß dieses literarische Vereinigungsmittel der Section auch unter der neuen Leitung des Hrn. Dr. Gramich seine angesehene Stellung behaupten werde.

Die lebhafte Discussion, an welcher sich u. A. die Herren Oberlandesgerichtsrath Schmidt (Colmar), Domcapitular v. Oberkamp (München), Dr. Hüffer (Münster), Kaplan Dr. Schmitz (Düsseldorf) und Freiherr v. Heereman (Münster) betheiligten, drehte sich namentlich um das „Historische Jahrbuch". Die bezüglich Auswahl und Haltung der in dasselbe aufzunehmenden Arbeiten geäußerten Wünsche versprach der Vorsitzende zur Kenntniß der neuen Redaction zu bringen, was mittlerweile geschehen ist.

Nach einer kurzen Pause hielt Hr. Domvicar Dr. Bellesheim (Köln) einen Vortrag über „einige kirchliche Wechselbeziehungen zwischen Schottland und Deutschland" [1]).

Im Jahre 1858 hat der französische Geschichtsforscher Francisque-Michel ein zweibändiges Werk unter dem Titel erscheinen lassen: „Les Français en Écosse et les Écossais en France". Wenn auch nicht derartig innige Beziehungen zwischen Schottland und Deutschland, wie zwischen jenem Reiche und Frankreich bestanden, so weist die Kirchengeschichte der beiden ersten Länder doch eine reiche Fülle von Wechselbeziehungen auf, welche der Beachtung der Historiker in hohem Grade würdig erscheinen.

Gehen wir von dem Canon der Keltologie aus, daß der Name Scotia nach dem zehnten Jahrhundert das heutige Schottland bezeichnet, dann tritt uns schon in dieser Periode eine Menge von Persönlichkeiten entgegen, welche den geistigen Verkehr zwischen beiden Ländern vermitteln. Der dem Kelten wie dem Angelsachsen innewohnende Wandertrieb führte zahlreiche Schottenmönche nach Deutschland, der Schweiz und Italien. Im Geiste sehen wir sie die Gauen unseres Vaterlandes durchziehen, mit dem Pilgerstab bewaffnet, auf dem Rücken eine lederne Tasche mit den nöthigen liturgischen Utensilien, insbesondere dem Missale, etwa in der Form desjenigen, welches der Fellow des St. John's College in Oxford, Dr. Warren, 1879 herausgegeben. Feste Niederlassungen gründeten diese Männer in einer langen Reihe deutscher Städte. So begegnen wir Schottenklöstern zu Köln, Mainz, Straßburg, Fulda, Memmingen, Erfurt, Wien, Würzburg und Regensburg. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die meisten dieser klösterlichen Anstalten in ihrem Ursprunge einer Epoche angehören, in welcher der Name Scotia nicht dem heutigen Schottland, sondern Irland beigelegt wurde. Ebenso unbezweifelt aber ist, daß sie im Lauf der Zeit in schottische Hände übergingen und Jahrhunderte lang darin

[1]) In dem wenige Monate später erschienenen Buche Dr. Bellesheim's: Geschichte der katholischen Kirche in Schottland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart (Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1883) finden sich die Gedanken des obigen Vortrages in ausführlicher Entwickelung.

verblieben. Daß Iren im Zeitalter der Reformation den deutschen Schottenklöstern ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und sie als Eigenthum für sich in Anspruch genommen, darüber haben sich Nachrichten nicht erhalten, wohl aber meldet die Geschichte, daß der berühmte Bischof Lesley von Roß in Schottland im Auftrage Gregor's XIII. sich an den Kaiser Rudolph II. wandte, um das Schottenkloster in Wien für seine Landsleute wieder zu gewinnen. Leider ermangelten seine Bemühungen des gewünschten Erfolges, da der Kaiser erwidern ließ, die Anstalt sei seit einiger Zeit bereits in die Hände von Weltgeistlichen deutscher Zunge übergegangen. Diejenigen drei Schottenklöster, welche sich bis zur Säcularisation erhielten, waren Erfurt, Würzburg und Regensburg. Während die beiden ersten in der Sündfluth der Säcularisation begraben wurden, fristete die Anstalt in Regensburg ihr Dasein bis zum Jahre 1862. Langwierige Verhandlungen, welche zwischen der baierischen Regierung, den apostolischen Vicarien Schottlands und dem h. Stuhl stattfanden, endeten 1861 mit einem Vergleich, gemäß welchem das alte Schottenstift in Regensburg einging, die Wohngebäude dem Bischof von Regensburg als Priester-Seminar überwiesen wurden und die von dem baierischen Fiscus zu zahlenden Entschädigungsgelder zum Neubau des schottischen Collegs in Rom verwendet wurden. Diese von Clemens VIII. im Jahre 1600 in's Leben gerufene Anstalt ist in Folge dessen in verjüngter Gestalt gegenüber dem Palazzo Barberini zu Rom erstanden. Das Schottenkloster in Regensburg hat zahllose Missionäre für Schottland gebildet, seine Aebte haben auf allen Gebieten des höhern Wissens bedeutende Leistungen hervorgebracht, nicht wenige fanden unter den Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München Aufnahme. Und nicht allein Geistliche, auch hervorragende Mitglieder des Laienstandes gingen als Zöglinge daraus hervor. Unter diesen sei namentlich erwähnt der verstorbene Director der königlichen Sternwarte in München Professor von Lamont.

Im elften Jahrhundert begegnet uns in Deutschland Marianus Scotus, ein geistig hervorragender Mann, der zur Zeit der schottischen Bürgerkriege nach dem Continent kam, sich in Köln und Mainz aufhielt und eine Reihe von Schriften hinterlassen hat. Ihm verdanken wir auch die Erhaltung der von Theodosius herrührenden Notitia utriusque Imperii. Großen Ruhm erwarb sich im zwölften Jahrhundert David Scotus, welcher Kaiser Heinrich V. auf seinem Römerzug begleitete und in dessen Auftrag eine Geschichte dieser Heerfahrt verfaßte. Außerdem hinterließ er Schriften De Regno Scotiae und Apologia ad Caesarem.

Während an der Hochschule zu Paris der Schotte Richard von St. Victor als Mathematiker und Mystiker glänzte, lehrte in Deutschland der scharfsinnige Duns Scotus, welcher den Instanzen des Franciscaner-Ordens gegen die Schule des h. Thomas in der Philosophie mit Bezug auf die Universalien, in der Theologie bezüglich der Lehren von Gott, von Gnade und Freiheit, Transsubstantiation und der unbefleckten Empfängniß Mariä scharfen Ausdruck verlieh.

Weitere Beziehungen zwischen Deutschland und Schottland brachte das in eine neue Zeit überleitende fünfzehnte Jahrhundert. Eine deutsche Fürstentochter, Maria von Geldern, wurde Jacob II. von Schottland (1440—1460) vermählt. Jacob II., der unter dem Terrorismus der Fraction Douglas Unsägliches leiden mußte, verband sich in Folge dessen auf das engste mit den Häuptern der Geistlichkeit, dem Kanzler Kennedy, Bischof von St. Andrews, und Bischof Crichthon. Mit England wurde ein Bündniß eingegangen, 1448 ein Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, und dann auf Veranlassung des Königs Karl VII. von Frankreich eine Gesandtschaft nach Geldern geschickt, um die Hand der Prinzessin Maria für den schottischen König zu erbitten. Maria nahm den Antrag an: der Herzog gab ihr eine Aussteuer von 60,000 Kronen, für welche Burgund sich haftbar machte, und der königliche Gemahl sicherte ihr als Witthum 10,000 Kronen,

die auf Fiskalgüter in der Landschaft Stratherne radicirt wurden. Am 18. Juni 1449 ging eine glänzende Flotte im Hafen von Leith, der Vorstadt Edinburg's, vor Anker. Dreizehn Schiffe trugen die Blüthe des burgundischen uud französischen Adels. Der Erzherzog von Oesterreich, der Herzog von der Bretagne und Lord Campvere, alle drei Schwäger des Königs von Schottland, sowie die Herzoge von Burgund und Savoyen, gaben der königlichen Braut das Geleit nach dem Norden. Großartige Festlichkeiten, bei welchen die Douglas mit 5000 Reitern aufzogen, folgten der Einsegnung der Ehe durch den Bischof von St. Andrews. Nicht lange währte das Eheglück der deutschen Fürstentochter. Bereits 1460 hatte sie den Verlust des königlichen Gemahls zu beklagen, welcher bei der Belagerung von Roxburgh das Leben verlor. Als echt deutsche Prinzessin für Religion und Kunst begeistert, stiftete Königin Maria in der Hauptstadt Edinburg eine Collegiatkirche zur heiligen Dreifaltigkeit, mit einem Propst und acht Präbendaten. Mit derselben verbunden war ein Hospital für dreizehn Arme. Hier wurde die Königin auch zur letzten Ruhe bestattet; täglich zog die gesammte Stiftsgeistlichkeit zu ihrem Grabe, um für die Seelenruhe der Wohlthäterin Gebete zu verrichten.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begegnen wir einem Geistlichen der Erzdiöcese Köln in Schottland. Zwar hatte Honorius III. 1222 dem schottischen Episkopat die Befugniß zur Abhaltung von Provincial-Concilien verliehen; aber zu einem eigentlichen, canonisch-rechtlichen Provincialverband war man noch nicht gekommen. Es fehlte der Metropolit. Auf Veranlassung des in Italien weilenden Bischofs Graham von St. Andrews erhob Sixtus IV. 1472 diesen Sitz zum Erzbisthum und unterwarf ihm sämmtliche schottischen Bisthümer, wie die Hebriden und Orkaden. Nicht allein der Erzbischof von Drontheim in Norwegen, welchem damals die Orkaden unterstanden, erhob Widerspruch gegen die Maßnahme des Papstes; auch in Schottland selber rief dieselbe tiefe Mißstimmung hervor. Zwar sind die Umstände, unter welchen die Bulle erwirkt wurde, nicht genau mehr bekannt; aber sicher ist, daß die gegen Graham waltende Abneigung seinen Sturz nie herbeigeführt haben würde, wenn nicht eine lange Reihe schwerster Anklagen gegen ihn in aller Form Rechtens bewiesen worden wäre. Mit der Durchführung der Verhandlung beauftragte Sixtus IV. den Priester der Erzdiöcese Köln, Johannes Huseman, Propst der Patroclikirche zu Soest. Huseman begab sich nach Schottland, brachte die Untersuchung gegen Graham zum Abschluß und legte die Acten dem Papst vor, welcher nach Anhörung der Cardinäle am 9. Januar 1478 die Absetzung des Prälaten aussprach. Graham wurde in Schloß Lochleven eingesperrt und starb hier.

Meine Nachforschungen in den Matrikeln der alten Kölnischen Universität haben ergeben, daß zahlreiche schottische Jünglinge in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hier den Studien oblagen. Nach der Mitte dieses Jahrhunderts, in welchen Schottland zwei Hochschulen zu Glasgow und St. Andrews erhielt, nahm dieser Besuch immer mehr ab. An der Kölner Hochschule docirte Thomas Liel „de Scotia", welcher am 20. December 1502 zum Rector Magnificus erhoben wurde.

Gegen Ende des Jahrhunderts stand der Humanist Erasmus von Rotterdam in Beziehungen zu Alexander Stuart, dem Sohn König Jacob's IV. von Schottland. Zu Siena genoß dieser Jüngling von „wunderbarer Hoffnung" den Unterricht des deutschen Humanisten. Von seinem königlichen Vater zum Erzbisthum St. Andrews vorgeschlagen, erhielt er von Julius II. Dispense über den Mangel ehelicher Geburt, und kehrte dann nach dem Norden heim, wo er außerdem die Abtei Dunfermline als Commende erhielt. Der schreckliche Tag von Flodden am 9. September 1513 knickte sein Glück. Die Leichen des Königs und seines Sohnes bedeckten die Wahlstatt.

Bereits Jacob I. (1425—1439) hatte Observanten aus Köln nach Schottland kommen lassen, um eine Reform der dortigen Franciscaner anzubahnen. Jacob IV.

errichtete den Observanten ein prächtiges Kloster zu Sterling, in welchem er während der Charwoche frommen Uebungen sich hinzugeben pflegte. Zwischen den schottischen und Kölner Observanten haben sich Beziehungen bis zum Ausbruch der Reformation erhalten. Nach Zerstörung der klösterlichen Anstalten in Schottland kehrten die Observanten nach Köln zurück. Von Köln sandte der zum Vorsteher der dortigen Provinz berufene treffliche schottische Observant Hay einen ausführlichen Bericht über den Untergang des alten Glaubens in Schottland an den Ordensgeneral nach Rom. Der nämliche Hay richtete an Cardinal Allen bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den erzbischöflichen Stuhl von Mecheln von Köln aus ein Gratulationsschreiben. Eine alte Ueberlieferung der schottischen Katholiken meldet, daß damals auch das Ordensarchiv nach Köln geflüchtet wurde. Leider haben Nachforschungen des Hrn. Staatsarchivars Geheimrath Dr. Harleß in Düsseldorf ergeben, daß sich Literalien gedachter Art aus aufgehobenen Kölner Franciscanerklöstern heute im Provincial-Archiv nicht mehr vorfinden. Guardian des Franciscanerklosters in Brühl bei Köln war beim Ausbruch der Reformation der aus vornehmer schottischer Familie stammende P. Hepburn, welcher sich als Domprediger in Köln und als Verfasser einer Reihe von Schriften gegen den hessischen Reformator Lambert von Avignon großen Ruhm erwarb.

Auch der gelehrte Cochläus trat in Beziehungen zu Schottland. In einer dem Erzbischof von St. Andrews gewidmeten Apologie vertheidigte er das von dem schottischen Episkopat wider das Bibellesen in der Volkssprache ergangene Verbot. Ebenso bekämpfte er den apostasirten Domherrn von Edinburg, Alexander Aleß, welcher zu Frankfurt an der Oder, und dann in Leipzig Professor der protestantischen Theologie wurde und 1540 in Worms als Sprecher der Protestanten auftreten wollte, aber von Granvella zurückgewiesen wurde.

Im Jahre 1562 befindet sich ein Niederländer als Nuntius am Hofe Maria Stuart's. Es war der Jesuitenpater Goudanus, Nicolaus Floris aus Gouda in Holland, der im Auftrage Pius' IV. die von den größten Gefahren bedrohte Königin besuchte. Wie aus dem 1880 zum ersten Mal veröffentlichten Gesandtschaftsbericht (Laacher Stimmen 1880) des Goudanus hervorgeht, war der Katholicismus schon damals aus dem öffentlichen Leben der Nation verschwunden, die Bischöfe aller Jurisdiction entkleidet, die Macht des protestantischen Adels allgebietend, die Lage der Königin endlich der Art, daß sie den Nuntius nur im Geheimen empfangen durfte. Von den katholischen Prälaten wagten nur zwei den Gesandten vorzulassen. In Begleitung des Goudanus verließ auch der muthvolle und gelehrte Ninian Winzet die schottische Heimath. Winzet's Schriften gegen Knox zeichnen sich durch genaue Darlegung der katholischen Lehre, aber auch durch unerschrockene und doch pietätsvolle Aufdeckung der Schäden des kirchlichen Lebens aus. Winzet ging nach Douai, nahm hier den theologischen Doctorgrad, trat dann in den Benedictiner-Orden und wurde Abt des Schottenklosters in Regensburg, wo er nach ruhmwürdiger Amtsverwaltung am 21. September 1592 verschied.

Weitere Beziehungen zwischen Schottland und Deutschland brachte die Stiftung der Gesellschaft Jesu und die Schöpfung päpstlicher Seminarien auf dem Continent. Schottische Jesuiten finden wir gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts zahlreich in den Niederlassungen ihres Ordens von Pont-à-Mousson in Lothringen bis nach Braunsberg und Krakau im fernen Osten. Hier sei nur erinnert an die ehrwürdige Gestalt des Jesuiten Robert Abercromby, welcher die Gemahlin Jacob's VI. von Schottland, Anna von Dänemark, zum alten Glauben zurückführte, und am 27. September 1613 in Braunsberg heimging. Unter den von Gregor XIII. in's Leben gerufenen Seminarien besitzt das Alumnat von Braunsberg in Ostpreußen hervorragende Bedeutung für unsere Zwecke. Nach Ausweis der von Herrn Professor Dr. Hipler mit größter Zuvorkommenheit ange-

fertigten Nomenclatur der Matrikel des Alumnats haben zahlreiche katholische Studenten aus Schottland dort ihre Ausbildung empfangen Noch sei bemerkt, daß Königin Anna's Tochter, die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Winterkönigs, von der katholischen Gräfin Linlithgow ihre Erziehung erhalten hat.

Mehrere hervorragende katholische Schotten des 18. Jahrhunderts traten in Beziehungen zu Deutschland. Der erste apostolische Vicar Schottlands, Bischof Thomas Nicolson, hatte sich der Unterstützung des apostolischen Nuntius in Köln zu erfreuen. Nach seiner Landung in England 1697 vom Oranier Wilhelm III. in das Gefängniß geworfen, sollte er den Bemühungen des Herzogs von Baiern und seines Gesandten Scarlatti in London seine Loslassung verdanken. Im steierischen Laibach führte der gelehrte und vornehme Schotte William Lesley 1718—1728 den Bischofsstab. Um den Anfang des 18. Jahrhunderts nahm das Schotten-Seminar in Regensburg einen neuen Aufschwung Dank der Freigebigkeit des Fürstbischofs von Eichstätt, Knebel von Katzenelnbogen. Der weitern Schicksale dieser Anstalt im 19. Jahrhundert ist oben bereits gedacht worden. In unsern Tagen ist der geistige Verkehr zwischen den Kirchen von Deutschland und Schottland wieder aufgelebt durch die Wirren des Culturkampfes, in Folge dessen nicht wenige deutsche Priester heute in den verschiedenen schottischen Diöcesen rühmlich in der Seelsorge arbeiten.

Wir sind am Ende unserer Wanderung angelangt. Ich schließe mit dem Wunsche, es möchte dieser Ueberblick zu weitern Studien über das hier behandelte Thema Anlaß bieten.

In einem Schlußworte gab der Vorsitzende Proben aus dem wunderlichen Angriff, welchen kurz vorher Prof. Lenz im 5. Hefte der „Historischen Zeitschrift" gegen Janssen's Geschichte des deutschen Volkes gerichtet hatte. Der Eindruck, den der Kritiker immer wieder empfängt, ist „der Zweifel, ob der Verfasser an die Ideale, die er in der Vergangenheit findet, wirklich ernsthaft glaubt, oder ob die Vorspiegelungen der Phantasie ihn so verführt haben, daß er nicht mehr im Stande ist, das Wahre von dem Falschen und der Lüge zu unterscheiden". Er zweifelt, ob Janssen „auch nur einen Schimmer von dem Ernst historischer Methode hat", und spricht den Verdacht aus, „daß er den Rudimenten der historischen Kritik ahnungslos gegenüber steht". Er bedauert ausdrücklich, daß „auch wissenschaftliche Zeitschriften und sogar gelehrte Werke diesem Buche die Ehre wissenschaftlicher Behandlungsweise haben zu Theil werden lassen"; speciell ist er mit den Bemerkungen Prof. Maurenbrecher's über Janssen's „ausgedehnte Belesenheit und sorgfältige Studien" unzufrieden. Schließlich bleibt Janssen für ihn „außerhalb der wissenschaftlichen Discussion"; „eine nicht unwesentliche Bedeutung" besitzt das Buch allerdings, aber „nicht für die Geschichte der Reformation selbst, oder gar des Mittelalters"; nur unter dem Gesichtspunkte des „Nachweises, wodurch die geistig so hoch bedeutende Romantik in den Ultramontanismus sich verkehren mußte", „wird die »christlich-germanische Weltordnung«, welche Janssen als die Grundmaterie des Mittelalters betrachtet, wirklich eine bedeutende Stellung in der allgemeinen Ent-

wickelung finden. Ihre Charakterisirung würde zugleich ein gutes Stück deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert sein". Gegenüber dieser verächtlichen Behandlung eines Werkes, dessen einschneidende Bedeutung auch von zahlreichen Gegnern rückhaltlos anerkannt worden ist, erinnerte Redner an das schöne Wort von Görres (Brief an Dr. Räß vom 7. März 1825): „Ich möchte gern, die für das Gute streiten, darüber verständigen, daß man in allem Streite immer das Gute am Gegner zum Voraus absondern und in Sicherheit auf Seite bringen soll." Daran schlossen sich andere Stellen aus den Görres'schen Freundesbriefen, und endlich der Wunsch, daß die historische Section in rastloser Arbeit, in Bescheidenheit, in freudiger Anerkennung fremden Verdienstes, in der Noblesse gegenüber Andersdenkenden, in solidem Wesen und in der idealen Auffassung des Berufes des Geschichtsforschers stets Görres sich zum Muster nehmen möge.

Fast unmittelbar an die mehrstündigen Verhandlungen der beiden Sectionen schloß sich um 12 Uhr die allgemeine wissenschaftliche Sitzung. Den Vorsitz in derselben führte Hr. Domdecan Dr. Heinrich. In herkömmlicher Weise erstatteten die HH. Dr. Cardauns, Dr. Haffner und Dr. Frhr. von Heereman Bericht über die in den drei Sectionen gepflogenen Verhandlungen. Sodann folgte ein Vortrag des Hrn. Prof. von Hertling über die Stellung des h. Thomas von Aquin zu den Problemen des Naturrechts (s. denselben im Anhange). Nach einem kurzen herzlichen Schlußworte ertheilte der hochw. Hr. Weihbischof Dr. Baudri der an ihrem Ende angelangten General-Versammlung den Segen.

Von den im Laufe des Jahres herausgegebenen Vereinsschriften haben die beiden ersten bereits in dem auf der General-Versammlung erstatteten Berichte Erwähnung gefunden. Als dritte kam im Spätjahr zur Versendung: Der Sturz Maria Stuart's von Dr. Hermann Cardauns.

Kurz vor Ablauf des Jahres war der Vorstand nochmals in der Lage, einem katholischen Gelehrten die Mittel zur Reise nach Rom und zum Aufenthalte daselbst behufs archivalischer Forschungen — vorläufig auf ein Jahr — zu bewilligen.

Der Mitgliederbestand unserer Gesellschaft bezifferte sich am 31. December 1883 auf 15 Ehrenmitglieder (gegen 13 am 31. December 1882), 16 lebenslängliche Mitglieder (gegen 18), 1728 Mitglieder (gegen 1491) und 659 Theilnehmer (gegen 635). Dem Verluste von

zwei lebenslänglichen Mitgliedern steht sonach ein Zuwachs von 2 Ehrenmitgliedern, 237 Mitgliedern und 24 Theilnehmern gegenüber, ein Beweis, daß die Bestrebungen der Gesellschaft in stets weitern Kreisen Anerkennung und Unterstützung finden. Seit der Versammlung in Koblenz sind u. A. beigetreten: der hochw. Hr. Bischof von Dujanewski in Krakau und das Cistercienserstift Hohenfurt, Kr. Budweis in Böhmen.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Laut revidirter Rechnung wurde ein Vermögensbestand von M. 41488,67 aus dem Rechnungsjahre 1882 am 1. Januar 1883 in das neue Rechnungsjahr übertragen (gegen M. 35362,91 am 1. Januar 1882). Die Einnahmen während des letztern beliefen sich auf M. 30021,53 (gegen M. 31406,13 in 1882), die Ausgaben auf M. 24459,39 (gegen M. 25280,37). Hiernach bleibt ein Kassenbestand von M. 5562,14, und kann demgemäß das Rechnungsjahr 1884 mit einem Vermögensbestande von M. 47050,81 begonnen werden.

Die Gesammtsumme der Einnahme umfaßt an größern Zuwendungen Einzelner M. 1051,03 (gegen M. 2029,81 in 1882), an Beiträgen der Mitglieder M. 17748,56 (gegen M. 19211,93 in 1882, worunter jedoch M. 4166,26 nachträglich erhobene Beiträge aus den Jahren 1878—1881), an Beiträgen der Theilnehmer M. 1925,75 (gegen M. 2261,95 in 1882, worunter nachträglich eingegangen aus 1879—1881 M. 533,42), Erlös aus dem „historischen Jahrbuche" M. 6037,21 (gegen M. 5946,02 im Vorjahre), aus dem Verkaufe der Vereinsschriften M. 1781,85 (gegen M. 614,87), aus Zinsen von Werthpapieren M. 1146,50 (gegen M. 1006,50), aus Zinsen von Depositen M. 330,63 (gegen M. 335,05 im Vorjahre).

Aus der Gesammtsumme der Ausgabe entfallen auf Stipendien M. 6426, auf Schriftsteller-Honorare, ausschließl. der für das historische Jahrbuch, M. 1403 (beide Posten zusammen M. 7829 gegen M. 6836,11 in 1882), auf die Redaction des histor. Jahrbuchs M. 2434,63 (gegen M. 2100), Honorare der Mitarbeiter M. 1841,37 (gegen M. 2248,76), Druck- und Versendungskosten und sonstige Ausgaben für das Jahrbuch M. 2043,30 (gegen M. 5124,04), auf die Redaction des Staatslexicons M. 3207,97 (gegen M. 2000), Druck- und Versendungskosten der Vereinsgaben, Gehalt des Hülfssecretairs und sonstige Verwaltungskosten M. 6521,17 (gegen M. 6004,99), Porti M. 478,65 (gegen M. 566,47), Coursverlust am 31. December M. 103,30.

Auch während des abgelaufenen Jahres verursachte die Einziehung rückständiger Zahlungen einen nicht unerheblichen Kostenaufwand. Zur

Erhebung rückständiger Jahresbeiträge wurden 370, zur Erhebung rückständiger Abonnements für das historische Jahrbuch 157 Postaufträge à 50 Pfg. verwandt. Der Verwaltungs-Ausschuß ist der Meinung, daß diese Kosten in Zukunft billiger Weise nicht der Gesellschaftskasse, sondern den einzelnen Mitgliedern zur Last zu legen seien, und bittet demgemäß die verehrlichen Mitglieder, sich zur Vermeidung der Mehrkosten thunlichst an den im Statut vorgesehenen Einzahlungstermin halten zu wollen.

Thomas von Aquin und die Probleme des Naturrechts.

Vortrag, gehalten bei Gelegenheit der VIII. General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Koblenz am 22. August 1883 von Professor Dr. Freiherr von Hertling.

Zu wiederholten Malen haben unsere General-Versammlungen Zeugniß dafür abgelegt, daß die Mitglieder der Görres-Gesellschaft die Aufgabe der Philosophie so verstehen wollen, wie der erlauchte Förderer der Wissenschaft an der höchsten Stelle der Christenheit, Papst Leo XIII., dieselbe vorgezeichnet hat, daß sie im Anschlusse an die Lehrer des Mittelalters, in der Führerschaft des Engels der Schule die unentbehrliche Voraussetzung einer sichern und fruchtbaren, den Forderungen des Wissens wie den Ansprüchen des Glaubens gleichmäßig Rechnung tragenden Speculation erblicken. Ich freue mich, heute Gelegenheit zu haben, in dieses Zeugniß meinerseits ausdrücklich einzustimmen und in den Ehrenkranz, den die katholische Welt aller Orten dem h. Thomas von Aquin windet, ein bescheidenes Blatt einflechten zu dürfen.

Zunächst ein paar Bemerkungen allgemeiner Art!

Wenn die Scholastik zu den Elementen gehört, aus denen sich für unsere Vorstellung das Gesammtbild der mittelalterlichen Culturperiode zusammensetzt, so ist sie doch ihrem Charakter nach von den übrigen in auffallender Weise geschieden. Ursprüngliche Kraft, schöpferische Phantasie, und als Ergebniß eine bunte Vielheit von Gestalten zeigen sich auf dem politischen und socialen Gebiete, in den bildenden Künsten und der Dichtung, in Sitte und Volksleben. Auch wer jede romantische Voreingenommenheit abgethan hat, wird sich im Einzelnen des poetischen Zaubers nicht erwehren können, welcher das Gnadengeschenk der Jugend ist, im Völkerleben wie im Leben des Individuums. Selbst aus den Sprüchen des deutschen Rechts hat man geglaubt das Waldesrauschen herauszuhören. Ernst und strenge steht die Scholastik daneben. Auch in ihren ersten Anfängen hat sie nichts Jugendliches. Von der Einheit und Festigkeit der kirchlichen Lehre getragen, zeigt sie in Paris und

Köln, in Oxford wie unter dem strahlenden Himmel Neapel's das gleiche Gepräge. Mit der ganzen Zeit verbindet sie der eine Grundzug, den man den theokratischen genannt hat. Die Kirche ist die erste Macht, der Klerus der herrschende Stand; aus der Religion stammen und nähren sich alle idealen Bestrebungen; im engsten Anschlusse an die Kirchenlehre entwickelt sich die wissenschaftliche Speculation. Aber was die Zeit noch außerdem in Lust und Leid erfüllt, was ihre Genossen jetzt in hunderte von kleinen Gemeinwesen zusammenführt, jetzt Alt und Jung mit einem Strome der Begeisterung umfängt, und dann wieder zwei große feindliche Heere einander gegenübertreten läßt, klingt in der Wissenschaft kaum irgendwo nach. Das Getümmel der Welt erstirbt an der Klosterpforte, es dringt nicht hinein in die stillen Hallen, in denen eine Wissenschaft von Jahrhunderten für Jahrhunderte tradirt wird.

Thomas von Aquin, selber dem staufischen Hause verwandt, sah den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum zur hellsten Lohe entfacht, sah den Staatsgedanken des christlichen Mittelalters in nächster Gefahr, von fremden Einflüssen überwuchert zu werden, sah das große Anliegen der Wiedergewinnung des heiligen Landes nach wiederholten Anläufen endgültig scheitern, sah in den Städten hier den blutigen Streit der Parteien, dort den Kampf der Bürger gegen ihre fürstlichen Oberherren, sah in Frankreich die Anfänge des geschlossenen Einheitsstaates, in Deutschland das langsame Emporwachsen der Territorialherren bei dem Sinken des kaiserlichen Ansehens, — aber in seinen Schriften ist von alledem keine Spur zu merken. Wohl spricht er in der Summa gelegentlich von Differenzen zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, aber so kühl und knapp, so völlig abstract, als sei das theoretische Abwägen von Gründen und Gegengründen niemals durch Waffengetümmel unterbrochen, durch schnöde Gewalt, durch Acht und Bann ersetzt worden. Es kommt ihm auch sonst nirgendwo in den Sinn, die Principien, die er begründet, an den Ereignissen seiner Zeit zu erläutern, oder in die von derselben geforderten besondern Aufgaben hinein zu entwickeln.

Gewiß liegt hierin ein glücklicher Vorzug seiner Denkweise. Wie hätte Thomas der Lehrer der folgenden Jahrhunderte werden können, wären seine Aufstellungen in wesentlichen Punkten durch die Tendenzen des einen dreizehnten beeinflußt, durch charakteristische Vorstellungen bedingt gewesen, welche von den historisch erwachsenen Verhältnissen jener Zeit getragen waren? Nur darf man nicht glauben, daß er mit berechnender Absicht die wissenschaftliche Untersuchung von dem pulsirenden Leben der Gegenwart fern gehalten habe, damit um so eher auch die spätern Geschlechter daraus ihre Unterweisung schöpfen könnten. Er

folgt lediglich der herkömmlichen Uebung der Schule. Jener zuvor angedeutete, der Scholastik eigenthümliche Charakterzug ist in ihrer historischen Entwickelung begründet. An der Ausdeutung, Paraphrasirung und Systematisirung des aus dem Alterthum überlieferten Materials, Resten der klassischen und Anfängen der christlichen Literatur ist sie groß geworden. Jede neue Vorlage wurde begierig ergriffen, jede Bereicherung des Lehrstoffes gab willkommenen Anlaß, den traditionellen Gedankengang bald dem Inhalte, bald nur der Form und dem Ausdrucke nach zu erweitern und zu ergänzen. Auch auf ihrem Höhepunkte zeigt daher die Scholastik in besonderer Weise die Merkmale einer Schulwissenschaft. War doch dieser Höhepunkt wesentlich dadurch mitbedingt, daß am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts das Ganze des aristotelischen Schriftenkreises, von welchem man bisher nur die logischen Abhandlungen besessen hatte, zur Kenntniß des christlichen Abendlandes gelangte.

Diese letzte Thatsache ist allgemein bekannt. Aber sie wird vielleicht noch nicht überall nach all' den Gesichtspunkten gewürdigt, die sie einer wissenschaftlichen Betrachtung darzubieten vermag. Auch in spätern Jahrhunderten, auch in der Gegenwart hat das Studium der aristotelischen Schriften einen befruchtenden Einfluß auf die Philosophie ausgeübt. Aber wenn wir uns heute in den Geist des Stagiriten vertiefen, wenn wir allen Scharfsinn und alle Mittel der kritischen Philologie in Anwendung bringen, um möglichst genau die ursprüngliche Gestalt einer seiner Lehrbestimmungen oder den vielfach verwickelten Gedankengang seiner Lehrschriften zu erfassen, so begleitet uns dabei stets die deutliche Erinnerung an den weiten Abstand, welcher den Lehrer Alexander's von unserer heutigen Gesammt-Auffassung trennt. Wir sind ängstlich bemüht, keine Anschauung in ihn hineinzutragen, welche einer ihm fremden, spätern Denkrichtung angehört; wir wollen Aristoteles aus ihm selbst und seiner Zeit verstehen. Es ist klar: Aristoteles ist uns ein Gegenstand gelehrter Forschung, er ist uns nicht mehr der Lehrer, mit dem eine lebendige Ueberlieferung uns verbände, nicht mehr das Haupt der Schule, mit dessen Gedanken wir unbefangen wie mit unsern eigenen schalteten, so daß wir auch der Umgestaltungen nicht weiter zu achten hätten, die wir etwa da oder dort an ihnen vornehmen. Im dreizehnten Jahrhundert stand man wesentlich anders. Zahlreiche Fäden führten aus den Schulen, die in Klöstern oder an Bischofssitzen entstanden waren, zurück nach Griechenland, nach Athen, zum Hain des Akademos und den Laubgängen des Lykeion. Für die Aufrechterhaltung einer platonisch-aristotelischen Tradition hatten im Alterthume nicht nur Akademiker und Peripatetiker, sondern die gesammte

spätere griechische Philosophie gewirkt, auch wo sie im Uebrigen anders gerichteten Bahnen folgte. Aus der geistigen Atmosphäre ihrer Zeit sodann, auf deren Ausgestaltung die griechische Philosophie den umfassendsten Einfluß ausgeübt hatte, schöpften die Begründer der christlichen Literatur. Ihre Schriften führten neben der tiefsinnigen Entfaltung der christlichen Lehre zahlreiche Elemente antiker Denkweise dem Mittelalter zu, vielleicht mehr noch als jene Reste römischer und griechischer Original-Literatur, an welche der früheste Schulbetrieb anknüpfte. Nur wenn man diesen Sachverhalt in's Auge faßt, begreift man die Raschheit und den Umfang, in welchem die Reception der vollständigen aristotelischen Lehre erfolgte, nachdem dieselbe den christlichen Gelehrten zunächst durch Vermittelung der Araber bekannt geworden war. Nur aus ihm erklärt sich, daß der unglaublich verderbte und verdunkelte Text der mittelalterlichen Uebersetzungen dem Verständnisse kein größeres Hinderniß entgegensetzte. Trotz der Verhüllung durch den fast bis zur Unkenntlichkeit entstellten Wortlaut wußten die Erklärer den aristotelischen Gedanken darum zu finden, weil ihnen dieser kein fremdartiger, sondern ein den eigenen durchaus verwandter war, nur eine Entwickelung und Ergänzung derjenigen Anschauungen brachte, die schon immer gang und gäbe gewesen waren, kein völlig anders geartetes und daher erst zu assimilirendes Element. Arm an allen Hülfsmitteln, welche Philologie und Geschichtswissenschaft bieten, brachten sie dennoch weit günstigere Bedingungen des Verständnisses mit, als dies bei einem Geschlechte der Fall gewesen wäre, welches nicht bereits in seiner geistigen Bildung zahlreiche Bestandtheile besessen hätte, die mit dem neu zugeführten wissenschaftlichen Material auf gleichem Boden erwachsen waren.

Freilich schloß dieser Sachverhalt nun auch ganz bestimmte Folgen in sich. Hatten die Begründer der christlichen Wissenschaft und Literatur sich reichliche Elemente der antiken Bildung angeeignet, so hatten sie doch auch zugleich auf dieselbe zurückgewirkt. Wo sie Begriffe und Gedanken-Verknüpfungen der griechischen Philosophie in den Dienst der christlichen Lehre zogen, thaten sie dies nicht, ohne dieselben mehr oder minder christlicher Auffassung anzunähern. Und je mehr im Laufe der Jahrhunderte Ursprung und Zusammenhang dieser Bruchstücke in den Hintergrund traten, desto mehr mußten sie völlig von christlichem Geiste erfüllt erscheinen. Was man von Plato wußte, verstand man in dem Sinne, den der große Bischof von Hippo hineingelegt hatte; überall aber war man geneigt, wo der Widerstreit mit dem christlichen Dogma nicht in unmittelbarer Deutlichkeit heraustrat, die Aussprüche der alten Philosophie im Lichte christlicher Gesammtauffassung zu verstehen. Das gilt beispielsweise in ganz hervorragendem Maße von dem seltsamen

Machwerk, welches unter dem Namen liber de causis die Schulen vielfach beschäftigte; es gilt aber ebenso von Aristoteles. Die Folge war nach der einen Seite jene Präcisirung, Entwickelung und Bereicherung der aristotelischen Lehre, welche, völlig unbefangen vorgenommen, den unvergänglichen Werth der Scholastik begründet. Sie war nach der andern Seite zweifellos eine gewisse Ueberschätzung des überkommenen Materials, welche die Mängel übersehen ließ, die ihm anhafteten.

Mit einer größern Arbeit über die Stellung des h. Thomas zu den Problemen des Naturrechts beschäftigt, möchte ich mir erlauben, Ihnen im Nachfolgenden einen Abschnitt daraus zur nähern Erläuterung der vorangeschickten allgemeinen Gesichtspunkte vorzulegen.

Die Ueberzeugung von einem ungeschriebenen Gesetze, welches, höhern, göttlichen Ursprunges, aller menschlichen Gesetzgebung vorausgehe und vorangehe, war den Griechen geläufig. Dichter, Redner und Philosophen wetteifern, sie auszusprechen. Auch bei Aristoteles findet sie sich, wenngleich hinter andern Lehrsätzen mehr zurücktretend. In ganz besonders energischer Weise aber wird sie von der stoischen Philosophie in den Vordergrund gerückt. Das ewige Weltgesetz, zusammenfallend mit der ewigen, die Welt durchwaltenden Vernunft, schreibt den Gestirnen ihre Bahnen vor und enthält die Norm für die Handlungen der Menschen. Es treibt den Einzelnen von Natur, das Gute zu thun, das Böse zu meiden, nur daß es sich nicht völlig rein zur Geltung zu bringen vermag, sondern von den naturwidrigen Leidenschaften gehemmt und abgeschwächt wird. In hellster Deutlichkeit wird es von den Weisen erfaßt, die eben darum berufen sind, Gesetzgeber für die übrige Menschheit zu werden. Das waren die Gedanken, welche Cicero bei seinen stoischen Vorbildern gefunden hatte und die er in glänzender Sprache seinen römischen Landsleuten vortrug.

Nur Eines fehlte: die Zurückführung des Weltgesetzes auf den Willen des persönlichen Schöpfers. Cicero nennt es wohl das Gesetz des Zeus, aber wir dürfen das Wort in keinem andern Sinne nehmen, als wozu die Denkweise der Stoiker berechtigt. Zeus ist nicht der von der Welt unterschiedene überweltliche Gott, und das Gesetz nicht die freie That seines Willens. Es ist nur der aus dem Volksbewußtsein herübergenommene Name zur Bezeichnung der unpersönlichen Weltvernunft. Zeus bedeutet nichts anderes, als das die Welt beherrschende Gesetz selbst.

Die Consequenzen dieser Denkweise lassen sich in der antiken Moral deutlich aufzeigen, ihr Charakter ist vorwiegend ein ästhetischer. Das Gute ist ein *καλόν*; schön und erfreulich, wenn es realisirt wird! Es schließt auch das wahre Glück des Menschen ein. Der Weise erstrebt es von selbst, dem Unweisen muß es durch Gewöhnung und Gesetz angethan werden, damit

eben die objective Schönheit der Welt sich realisire. Der Gedanke der Pflicht dagegen, die den Einzelnen in seinem Innern ergreift, der sittlichen Verbindlichkeit im eigentlichen Sinne, kommt bei den Alten nirgendwo zum vollen Durchbruch. Das Gesetz tritt dem Menschen nicht als ein Höheres gegenüber, ausdrücklich wird gesagt, daß es Götter und Menschen umfasse und zur Gemeinschaft verbinde.

Hier war eine Correctur seitens der christlichen Lehrer dringend geboten, aber auch die Richtung, in der sie zu erfolgen hatte, lag nahe genug. Bei Augustinus ist die Umbiegung der stoischen Formel in die christliche Denkweise bereits vollendet: Est enim lex universitatis divina sapientia (Q. 83; 79, 1). Lex aeterna est ratio divina vel voluntas Dei, ordinem naturalem conservari iubens, perturbari vetans (C. Faustum XXII, 27). Zwischen die alten Ausdrücke, mit denen einst Cicero den Gedanken Chrysipps wiedergegeben hatte, tritt wie selbstverständlich das neue Wort von dem göttlichen Willen hinein: Voluntas Dei ipsa est lex Dei (In Psalm. 38, Serm. III).

Von Augustin übernahm Thomas die Lehre. Ich habe an dieser Stelle nicht nöthig, des Breitern auseinander zu setzen, wie er dieselbe entwickelte. Sie ist zum unverlierbaren Grundbestandtheil, ich sage nicht jeder christlichen, sondern jeder auf theistischer Grundlage entworfenen Ethik geworden. Aus dem natürlichen, in dem ewigen Weltplane Gottes begründeten Sittengesetze fällt zugleich Licht auf die Bedeutung und Tragweite des positiven menschlichen Gesetzes. Ich wüßte nicht, wie man die Stellung der beiden zu einander und die Ableitung des positiven aus dem natürlichen Gesetze klarer und treffender ausdrücken könnte, als dies in der Summa des h. Thomas (1, II. q. 95, a. 2 c.) geschieht: „Jedes von Menschen erlassene Gesetz hat insoweit den Charakter eines Gesetzes, als es sich aus dem natürlichen Gesetze ableitet. Stimmt es dagegen irgendwo mit dem natürlichen Gesetze nicht überein, so ist es nicht mehr Gesetz, sondern Gesetzesverkehrung. Man wisse aber, daß auf zweifache Weise etwas aus dem natürlichen Gesetze abgeleitet werden kann: so wie die Consequenzen aus den Principien oder als nähere Bestimmung eines Allgemeinen. Die erste Weise erinnert an die Art, in welcher in den theoretischen Wissenschaften aus den Voraussetzungen Schlußfolgerungen gezogen werden; die zweite an die Art, wie in den Künsten die allgemeinen Vorstellungen durch das besondere Object, auf welches sie angewandt werden, ihre nähere Bestimmung finden, wie also beispielsweise der Architekt die allgemeine Vorstellung des Hauses der bestimmten Form dieses oder jenes einzelnen Hauses accommodiren muß. Manches also wird nach Art der Schlußfolgerungen aus den obersten Principien des natürlichen Gesetzes abgeleitet; das Verbot: du sollst nicht tödten,

ist die Folgerung aus dem allgemeinem Obersatze, wonach man Niemandem Uebeles zufügen soll; manches mittels näherer Bestimmung; so besagt das natürliche Gesetz, daß, wer sündigt, Strafe leiden müsse, daß es aber gerade diese oder jene Strafe sein solle, dies ist eine nähere Bestimmung des natürlichen Gesetzes. Bestandtheile von beiderlei Art finden sich in der menschlichen Gesetzgebung; unter ihnen waltet aber der Unterschied ob, daß den erstern die Gesetzeskraft nicht ausschließlich durch die positive Gesetzgebung zukommt, sondern zum Theil aus dem natürlichen Gesetze stammt, denen der zweiten Art dagegen ausschließlich aus der menschlichen Gesetzgebung."

Um jedoch aus den grundlegenden Erörterungen, welche die Lehre vom göttlichen Weltgesetz und natürlichen Sittengesetz bietet, in das besondere Gebiet hinüberzukommen, auf dessen Betrachtung es hier abgesehen ist, wende ich mich zu dem Abschnitte in dem zweiten Theile der theologischen Summa, welcher von Recht und Gerechtigkeit handelt. Hier ist überall Aristoteles der Führer. Wie ein goldener Faden zieht sich durch die systematische Entwickelung jenes fünfte Buch der Nikomachischen Ethik, welches auch spätern Jahrhunderten noch als Quelle für die Begriffe des Naturrechts gedient hat.

Den Begründer des Naturrechts kann man Aristoteles trotzdem nicht nennen; es fehlt ihm die entscheidende Voraussetzung. Er hat so wenig einen Begriff vom Recht in unserm Sinne, wie die griechische Sprache einen Namen dafür hat. Bei dem Worte δίκαιον denkt der Grieche an die richtige Ordnung überhaupt, die objective Norm, in deren Verwirklichung die sittliche Vollendung des Menschen besteht, sodann specieller an das richtige Verhalten im wirthschaftlichen Verkehr, im Gebiete des Mein und Dein. Aristoteles, der sich überall enge an den Sprachgebrauch anschließt, setzt darum das, was er δίκαιον nennt, nach der einen Seite dem νόμιμον gleich, dem Gesetzlichen, nach der andern Seite dem ἴσον, dem Gleichmäßigen. Er unterscheidet dem entsprechend einen doppelten Begriff der Gerechtigkeit und fixirt damit den Sprachgebrauch, der sich lange vor ihm und nicht in Griechenland allein ausgebildet hatte, für die ganze Folgezeit. In dem einen Sinne fällt ihm die Gerechtigkeit mit der umfassenden sittlichen Vollendung zusammen, sofern dieselbe nicht nur die harmonische, von der Vernunft beherrschte Ausgestaltung aller Kräfte und Neigungen des Einzelnen für sich selbst, sondern auch die richtige Beschaffenheit den Andern gegenüber einschließt. Wir würden sagen: sie ist die bleibende, auf das Ganze der sittlichen Ordnung gerichtete Willensbeschaffenheit. In der zweiten Bedeutung bezeichnet die Gerechtigkeit das richtige Verhalten in der Vertheilung und dem Austausch von Gütern. Hier wird dann weiter zwischen der iustitia distri-

butiva und der iustitia commutativa unterschieden und das Wesen der austheilenden in der Einhaltung einer geometrischen, das der ausgleichenden Gerechtigkeit in der Einhaltung einer arithmetischen Proportion gefunden. Wie sich das Verdienst des Einen zum Verdienst des Andern im bürgerlichen Gemeinwesen verhält, so sollen sich auch gerechtermaßen die dem Einen zuertheilten Vortheile zu den dem Andern zugewiesenen verhalten. Im Güterumtausche aber gilt lediglich, daß der sachlichen Leistung die Gegenleistung entsprechen müsse, und eine eingetretene Uebervortheilung dadurch aufzuheben ist, daß das Zuviel des Einen dem Zuwenig des Andern hinzugelegt und dadurch die Gleichheit wieder hergestellt wird.

Aristoteles ist der Meinung, daß die zuerst unterschiedenen beiden Bedeutungen der Gerechtigkeit so nahe bei einander stünden, daß ihr Unterschied leicht übersehen werde. Der gemeinsame, beide Bedeutungen umfassende Begriff ist: richtiges Verhalten gegen Andere. Man wird nicht behaupten können, daß damit bereits ein Begriff von positivem und grundlegendem Inhalte gewonnen wäre. Denn welches ist das „richtige Verhalten" und worauf beruht sein Vorzug vor dem entgegengesetzten? In der allgemeinern Bedeutung verstanden setzt die Gerechtigkeit das Ganze der sittlichen Ordnung voraus und gewinnt von da ihr Maß, sie drückt nicht eine besondere, in ihrem Werthe sofort einleuchtende Aufgabe aus, welche in Erfüllung der sittlichen Ordnung realisirt werden soll. Was aber die andere, den Begriff der Gerechtigkeit auf den einer speciellen Tugend einengende Bedeutung betrifft, so ist das mathematische Bild von den Proportionen nicht geeignet, einen Blick in ihr Wesen zu eröffnen. Wenn Aristoteles in dem gleichen Zusammenhange die alte Unterscheidung adoptirt zwischen dem, was von Natur, und dem, was nach Satzung gerecht ist, und das Ziel und die Norm von beiden in dem Gleichmaß erblicken will, so fehlt doch jede Erklärung, welche uns die höhere sittliche Vortrefflichkeit der Gleichheit vor der Ungleichheit verständlich machte, und wir vermissen eine solche Erklärung um so mehr, als der Begriff der Gleichheit sofort zu dem der bloßen Verhältnißmäßigkeit erweitert wird. Ein eigenes inneres Maß derjenigen Verhältnisse, auf welche die Gerechtigkeit sich bezieht, in dessen Wahrung eben ihre Aufgabe bestände, tritt nirgendwo hervor und am wenigsten in einer solchen Verallgemeinerung, daß damit die Grundlage gegeben wäre, in dem Rahmen des Sittlichen die besondere Sphäre des Rechts abzugrenzen. Wie die Gerechtigkeit in der allgemeinen Bedeutung das Ganze der sittlichen Ordnung, so setzen die distributive und die commutative Gerechtigkeit den Bestand des bürgerlichen Gemeinwesens bereits voraus, die erstere sogar eine ganz specifische Einrichtung des griechischen Staatswesens, die Vertheilung staatlicher Belohnungen. Die iustitia

commutativa bezieht sich materiell allerdings auf einen Theil des Gebietes, welches von der Rechtsordnung beherrscht wird, aber in ihrer Einschränkung auf diejenigen socialen Handlungen, welche dem Güteraustausche dienen und in der ausschließlichen Entgegensetzung gegen Uebervortheilung des Einen durch den Andern ist sie unfähig, den obersten Begriff für das gesammte Gebiet abzugeben. Um diesen zu gewinnen, hätte ein anderer Weg eingeschlagen werden, hätte Aristoteles seine ethischen Untersuchungen mit den teleologischen Grundlagen seines Systems in Zusammenhang bringen, hätte er die einzelnen Zwecke aufsuchen müssen, welche die sittliche Ordnung ausmachen, und die Mittel der Verwirklichung, welche die letztere gleichfalls einschließt. Jetzt fehlt, wie der volle Begriff des von dem göttlichen Gesetzgeber erlassenen Sittengesetzes, so der Begriff der Pflicht, und nirgendwo taucht der Gedanke an jenen Kreis von Befugnissen auf, welche sich an den Zweck der menschlichen Natur, an die pflichtmäßige Erfüllung der den Einzelnen vorgezeichneten Aufgabe, an die mit der Einrichtung der Menschheit selbst gegebenen grundlegenden Verhältnisse, wie Familie und Eigenthum, anschließen. Das Recht als objective Norm ist von dem allgemeinen Gesetz des sittlichen Lebens nicht geschieden, als subjective in der Natur des Menschen angelegte und begründete Befugniß nirgendwo erkannt.

So weit es sich um die Theorie handelt, hat das gesammte klassische Alterthum diesen doppelten Mangel nicht überwunden, auch die Römer nicht, denn ihre allgemeinen Gedanken über Recht und Gerechtigkeit entlehnten dieselben bekanntlich den Griechen. Das „honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere“, worin die römische Wissenschaft das Ganze des Rechts sehen wollte, greift mit seinem ersten Theile über das Gebiet, das der Rechtsordnung gehört, hinaus und in das andere hinein, welches der freien individuellen Sittlichkeit überlassen bleiben muß. Aber es ist längst hervorgehoben worden, daß jene allgemeinen Gedanken zu der concreten Ausgestaltung nicht passen, welche das Recht thatsächlich bei den Römern gefunden hat. Der rechtbildende Takt, das welthistorische Privileg des römischen Volkes, hat jenen theoretischen Obersätzen zum Trotz die Gesetzgebung ausschließlich nach den Richtungen hin ausgebaut, welche innerhalb des Rechtsgebietes verlaufen. Wir könnten auch sagen: weil es das Bedürfniß des Lebens ist, welches die Rechtsordnung fordert und hervorruft, so konnte das Rechtsgesetz seine sachgemäße Entwickelung finden, ohne daß ihr eine das Recht von der Sittlichkeit in engerm Sinne scheidende Theorie vorangegangen war. Ja, die Theorie war vielleicht erst möglich, als die thatsächliche und praktische Ausgestaltung des Rechts gegeben vorlag.

Aber es kommt doch noch ein Anderes hinzu. Den Alten fehlte der Antrieb, jene Scheidung vorzunehmen, weil ihnen der Staat und das Leben im Staate das Ganze des sittlichen Lebens umfaßte. Aristoteles in seiner Politik kennt kein Ziel des Einzelnen, das außerhalb des bürgerlichen Gemeinwesens läge und über dasselbe hinausragte, keine der sittlichen Lebensführung des Einzelnen überlassene Sphäre, in welche das bürgerliche Gesetz nicht hineinzugreifen hätte. Das Gesetz soll die Bürger gut und glücklich machen, das Gesetz des Staates ist der beste, wirksamste Erzieher, und wie bezüglich der Competenz, so findet sich auch bezüglich der Leistungsfähigkeit der Gesetze kein Zweifel. Alles Ernstes berichtet Xenophon, Lykurg habe die Lacedämonier von Staatswegen gezwungen, jeglicher Tugend zu pflegen, und er meint, so unterscheide sich denn freilich Sparta auch von allen andern Staaten durch den Vorzug der Tugend, da dort allein von Staatswegen die Kalokagathie geübt werde. Dem entspricht es vollkommen, wenn Aristoteles im fünften Buche der Nikomachischen Ethik (Eth. Nic. V, 3, 1129 ^{b} 23 ff.) ausführt, wie das Gesetz jede Tugend zu befehlen, jedes Laster zu verbieten habe, „in zutreffender Weise das richtig erlassene, minder gut das aus dem Stegreif gegebene," worin die Bezugnahme auf positive staatliche Gesetzgebung deutlich hervortritt. Und wenn sich dies alles schließlich in das eine Wort zusammenfassen läßt, daß den Alten die volle Würde der menschlichen Persönlichkeit nicht aufgegangen war, so liefert hierfür die düstere Unterlage des antiken socialen Lebens, die Sklaverei, den sprechendsten, Jedermann geläufigen Beweis.

Das Christenthum war es, das die gebeugte Stirne des Sklaven aufrichtete, aus seiner gedrückten und verkümmerten Gestalt den Glanz der Gottebenbildlichkeit und Gotteskindschaft aufleuchten ließ. Unter seinem Einflusse gewannen die Begriffe von Gesetz und Freiheit einen neuen Inhalt, die Stellung des Einzelnen zum irdischen, staatlichen Gemeinwesen eine andere Bedeutung. Wer dem Menschen verkündete, daß sein unverrückbares Ziel, das Ziel seiner sittlichen Vollendung und zugleich die Fülle seiner Glückseligkeit einer jenseitigen Ordnung angehöre, der gab ihm damit zugleich das Bewußtsein zurück von dem unantastbaren Heiligthum, das er in seiner Brust trägt, von der Freiheit, die nicht von der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem staatlichen Gemeinwesen abhängig ist, von unveräußerlichen Rechten, die keine Volksversammlung zu verleihen und darum auch keine aufzuheben vermag. Aus der Pflicht des sittlichen Lebens, dessen Ausgang, Ziel und führende Regel gleichmäßig in Gott liegen, stammt der Anspruch auf alles das, was hierzu die unerläßliche Bedingung ist. Hierin liegt der Ursprung des Rechts, und das Christenthum war es, welches den Völkern diejenige Auffassung

allgemein und unzweideutig zum Bewußtsein brachte, aus welcher sein Begriff sich ableitet und in welcher die Scheidung zwischen dem äußerlich erzwingbaren Rechtsgesetz und der nur innerlich verbindenden Pflicht ihre Begründung besitzt.

Von zwei Seiten her fanden sich sonach die Aristoteliker des dreizehnten Jahrhunderts bei der Lectüre des fünften Buches der Nikomachischen Ethik über den ursprünglichen Gedankengang des Verfassers hinausgehoben. Einmal durch ihren christlichen Standpunkt, der sie die einzelnen von dem Meister der Schule ausgesprochenen Wahrheiten in einem weitern Zusammenhange und eben darum in einem hellern Lichte erfassen ließ. Sodann aber auch durch die vorangegangene Ausbildung des römischen Rechts. Welchen Einfluß der h. Thomas in seiner Lehrentwickelung diesem letztern verstattet, ist vielleicht noch nicht genügend hervorgehoben worden. Zu dem alten Spruche „vivit ecclesia lege Romana“ bildet es eine sprechende Illustration, wenn wir sehen, wie der erste Vertreter der kirchlichen Wissenschaft jetzt zur Stütze und dann zur Ergänzung seines moral-theologischen Systems zahlreiche Stellen aus der Justinian'schen Sammlung und den Glossen der Rechtsgelehrten heranzieht. Neben den principiellen Erörterungen enthält der Abschnitt der Summa, welcher von Recht und Gerechtigkeit handelt (2, II, qu. 57 u. ff.), zahlreiche positive Bestimmungen des römischen und des mit demselben innigst verwandten canonischen Rechts, ausgedehnt bis auf die Fragen der Gerichtsverfassung und des Processes. Ich widerstehe der Versuchung, zusammenzustellen, was sich hierbei an charakteristischen Rechtsanschauungen erkennen läßt, und wende mich sogleich zu der Verwerthung, welche die Aussprüche des fünften Buches der Nikomachischen Ethik bei Thomas gefunden haben. Dabei muß die Erörterung, in welcher Weise von einer Gerechtigkeit bei der göttlichen Weltschöpfung gesprochen werden könne, auf sich beruhen, so anziehend es auch wäre, den tiefsinnigen theilweise von Dionys dem Pseudoareopagiten beeinflußten Gedanken zu folgen. Im Zusammenhang der ethischen Untersuchung fällt zunächst eine mehrfache Definition der Gerechtigkeit auf. Aufgenommen ist einmal die der römischen Rechtswissenschaft „iustitia est perpetua et constans voluntas ius suum unicuique tribuendi“ und die damit verwandte des heiligen Ambrosius, der in seiner Pflichtenlehre sagt: „iustitia est quae unicuique quod suum est tribuit“, aber noch weiter hinzufügt: „alienum non vindicat“ utilitatem propriam negligit et communem aequitatem custodiat (2, II, 58, 1; 57, 4, ad 1; 58, 11). Daneben steht, was sich bei Cicero findet (de offic. I, 20): „iustitia ea ratio est, qua societas hominum inter ipsos et vitae communitas continentur“ (58, 2). Naturgemäß mußte bei den christlichen Denkern auch der

bibliſche Sprachgebrauch nachwirken, welcher unter Gerechtigkeit die auf das Ganze der Geſetzeserfüllung gegründete ſittliche Vollendung begreift. In dieſer Richtung bewegt ſich eine ebenfalls von Thomas (79, 1) berückſichtigte Aeußerung Auguſtin's, Sache der Gerechtigkeit ſei: „declinare a malo et facere bonum". Thomas vereinigt die verſchiedenen Ausſprüche, indem er ſie der ariſtoteliſchen Auffaſſung dienſtbar macht.

Ariſtoteles hatte nur die eine, mehr ſpecielle Bedeutung des δίκαιον dem ἴσον gleichgeſetzt. Thomas geht darüber hinaus, indem er von vornherein in dem Namen der Gerechtigkeit die Hindeutung auf das Gleichmaß findet: „importat aequalitatem quandam, ut ipsum nomen demonstrat" (57 1 c.). Gerechte Bethätigung hat ſtets ihr Ziel in der Herſtellung der Gleichheit in den äußern Dingen oder Handlungen (58, 9, ad 2). Damit iſt indeſſen nur der Ausgangspunkt gewonnen, von wo aus ſofort in den ariſtoteliſchen Gedankengang eingelenkt und als das auszeichnende Merkmal der Gerechtigkeit die Beziehung zu den Nebenmenſchen angegeben wird: „Iustitiae proprium est inter alias virtutes, ut ordinat hominem in his quae sunt ad alterum. Importat enim aequalitatem quandam, ut ipsum nomen demonstrat; dicuntur enim vulgariter ea quae adaequantur iustari; aequalitas autem ad alterum est" (57, 1 c.; 58, 2 c.). Die Ueberſetzung des ariſtoteliſchen πρὸς ἄλλον wird zur feſtſtehenden Formel, um das Weſen der Gerechtigkeit auszudrücken: „est iustitia proprie circa ea quae ad alterum sunt," oder häufiger: „iustitia est ad alterum" (58, 1 c.; 9 c.; 2 c.; 5, obi. 2; 59, 3, ad 2; 80, 1 c.). Damit iſt der ſociale Charakter der Gerechtigkeit ſcharf hervorgehoben, gemeint iſt aber offenbar noch mehr. Denn natürlich iſt ja nicht jedwede Handlung, die uns in Beziehung zu Andern bringt, um deswillen ſchon eine gerechte Handlung, ſondern nur dann iſt ſie es, wenn dies in richtiger Weiſe geſchieht. Eben darum wird ja die Aufgabe der Gerechtigkeit von Anfang an darin geſehen, daß ſie uns in den ſo beſchaffenen Handlungen leite und führe. Aber welches iſt hierfür der Maßſtab? Man könnte vielleicht glauben, denſelben in jenem erſten an die Spitze geſtellten Begriffe zu finden. In der That wird auch gelegentlich das Weſen der Gerechtigkeit darin geſehen, quod alteri reddatur quod ei debetur secundum aequalitatem (80, 1 c.). Aber was iſt dann wieder unter aequalitas zu verſtehen? Wo das Wort zuerſt erſcheint, wird bereits vorſichtiger Weiſe angedeutet, daß es hier nicht in einer ſcharf umgrenzten, ein für alle Mal feſtſtehenden Bedeutung genommen werden ſolle. Das Object der Gerechtigkeit, iustum, wird als dasjenige erläutert, quod respondet secundum aliquam aequalitatem alteri (57. 1 c.), oder es ſei

„opus adaequatum alteri secundum aliquem aequalitatis modum“ (57, 2 c.). Dem entſprechend wird der Bezeichnung „adaequatum“ alsbald die andere, weiterreichende des „commensuratum“ an die Seite geſetzt, und das iustum naturale als dasjenige bezeichnet, quod ex sui natura est adaequatum vel commensuratum alteri . . . sicut masculus ex sui ratione habet commensurationem ad feminam, ut ex ea generet, et parens ad filium, ut eum nutriat (57, 3 c.). Man ſieht, von einer wirklichen Gleichheit, welche den Maßſtab abzugeben hätte, iſt gar nicht die Rede. Die weitere Bezeichnung des Verhältnißmäßigen oder Entſprechenden verdrängt daher auch ſchließlich die andere, „dicendum quod ius sive iustum dicitur per commensurationem ad alterum“ (57, 4 c.), „materia iustitiae est exterior operatio, secundum quod ipsa vel res cuius est usus debitam proportionem habet ad aliam personam“ (58, 10 c.; 11 c.). Damit kommen wir nun freilich nicht weiter, denn wann befindet ſich der Handelnde im richtigen Verhältniß zu ſeinem Nebenmenſchen? Wann iſt die „debita proportio“ erreicht?

Nach dem Vorgange des Ariſtoteles behandelt Thomas die Frage, ob Jemand auch gerecht ſein könne im Verhalten zu ſich ſelbſt. Die Antwort lautet, daß ihm allerdings, wenn auch nur in übertragener Weiſe, dieſes Prädicat beigelegt werden dürfe, in Beziehung nämlich auf die Vielheit des Vermögens und der Kräfte, die wir an ihm unterſcheiden: „secundum quod ratio imperat irascibili et concupiscibili et secundum quod haec obediant rationi, et universaliter secundum quod unicuique parti hominis attribuitur, quod ei convenit“ (58, 2 c.). Das wirft Licht auf die geſammte Auffaſſung. Eine beſtimmte Ordnung iſt überall ſchon vorausgeſetzt, welche durch die Handlungen der unterſchiedenen einzelnen Subjecte verwirklicht werden ſoll. Ihre Handlungen ſind gerecht, wenn ſie dieſer Ordnung entſprechen, und die Gerechtigkeit iſt die bleibende, auf die Einhaltung dieſer Ordnung gerichtete Willensbeſchaffenheit, „virtus humana est, quae bonum reddit actum humanum et ipsum hominem bonum facit, quod quidem convenit iustitiae. Actus enim hominis bonus redditur ex hoc quod attingit regulam rationis, secundum quam humani actus rectificantur. Unde cum iustitia operationes humanas rectificet, manifestum est, quod opus hominis bonum reddit“ (58, 3 c.).

Der rein formale Charakter der Gerechtigkeit, der uns bei Ariſtoteles entgegentrat, iſt völlig beibehalten, damit aber auch, ſo ſcheint es, der Weg verſperrt, der zur Ausſcheidung der Rechtsordnung führen könnte. Nur dann ergibt ſich derſelbe, wie zuvor bereits kurz angedeutet wurde und hier nochmals erinnert werden mag, wenn der Inhalt jener Ordnung in's Auge gefaßt wird. Dann entfaltet ſich der oberſte Zweck, zu deſſen

Erfüllung sie hingeordnet ist, zu einem System mit einander manchfach verbundener Einzelzwecke. Der Mensch, durch seine Vernunft ein Glied der sittlichen Ordnung, findet sich auf Grund ursprünglicher göttlicher Einrichtung mit seinen Nebenmenschen in engster Verknüpfung. Wohl hat er sein Ziel für sich allein: die Auswirkung seiner sittlichen Persönlichkeit, deren Vollendung zugleich den Besitz und Genuß des höchsten Gutes einschließt. Aber wie sein gesammtes geistig-leibliches Leben, so ist auch die Erreichung jenes Zieles an zahlreiche Voraussetzungen geknüpft. Ein Theil derselben wird ihm ohne sein Zuthun durch die äußere Natur erfüllt, ein anderer Theil unterliegt ausschließlich seiner eigenen freien That. Ein weiterer Theil aber liegt in der Hand der Nebenmenschen. An ihre Mitwirkung findet er sich vielfältig gebunden; jetzt genügt es, daß die Uebrigen nur negativ den Gebrauch ihrer Freiheit einschränken, damit ihm Raum für die vernunftgemäße Anwendung seiner sittlichen Freiheit bleibe; jetzt hat er um der vernunftgemäßen Bethätigung seiner Persönlichkeit willen positive Forderungen an sie zu stellen. Um den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit herum ist solchergestalt von Natur ein Kreis von Rechten herumgelegt, von Befugnissen, in denen ihn Keiner hindern darf, von Forderungen, welche Dritte zu erfüllen verbunden sind. Darin liegt das Maß dessen, was einem Jeden gebührt. Und was von der Einzelpersönlichkeit, das gilt auch von den socialen Gebilden, welche die sittliche Ordnung einschließt, der Familie, dem bürgerlichen Gemeinwesen. Ueberall ist das Recht berufen, die Bedingungen zu wahren, an welche die Erfüllung sittlicher Zwecke geknüpft ist, so weit diese Bedingungen menschlicher Willkür unterliegen.

Es ist charakteristisch, welch' geringe Beachtung Thomas demjenigen Bestandtheile in der dem römischen Recht entnommenen Definition beilegt, an welchen unsere rechtsphilosophische Betrachtung vor allem anknüpfen würde. In den Worten „ius suum unicuique tribuens" wird weiter nichts gesehen, als die Bezeichnung des eigenthümlichen Objects oder der besondern Materie, auf welche die Tugend der Gerechtigkeit sich bezieht, denn, wie Isidor von Sevilla sagt, „iustus dicitur quia ius custodit" (58, 1 c.). Jene Definition wird daher auch der der Nikomachischen Ethik völlig gleichgesetzt, Gerechtigkeit sei die Willensbeschaffenheit, aus der Handlungen hervorgehen, wie der Gerechte sie vornimmt. Und an einer andern Stelle (58, 11 c.) wird erläutert: „hoc dicitur esse suum unicuique personae quod ei secundum proportionis aequalitatem debetur, et ideo proprius actus iustitiae nihil aliud est quam reddere unicuique quod suum est". Nicht von einem ursprünglichen Rechte des Menschen ist die Rede, nicht aus ihm wird die Norm abgeleitet für das, was dem Einzelnen die Uebrigen zu leisten haben, mit denen er in Ver-

kehr tritt, sondern eine Norm für diesen Verkehr ist als bereits feststehend vorausgesetzt, aus ihr muß sich jedes Mal ergeben, was für den Einzelnen das ius suum ist.

Wie bei Aristoteles fehlt sonach auch bei Thomas ein allgemeiner und grundlegender Rechtsbegriff, aus welchem sowohl die Rechtsordnung als das Recht im subjectiven Sinne abgeleitet werden könnte. Es fehlt ebenso und in nothwendigem Zusammenhange mit jenem ersten Mangel eine principielle Scheidung zwischen dem juridischen und dem rein moralischen Gebiete.

In dem Abschnitte der Summa, welcher von den Gesetzen handelt, wird die Frage aufgeworfen, ob das menschliche Gesetz alles Böse verhindern müsse, die entscheidende Frage, bei welcher die Stellung des Einzelnen und seiner Freiheit zur rechtmäßigen Zwangsgewalt des Staates zum Austrage kommt. Die Antwort lautet verneinend, aber die Motivirung, für welche namentlich Augustinische Gedanken maßgebend sind, bleibt hinter dem Problem zurück. Das menschliche Gesetz, so wird ausgeführt, muß nicht alles Böse verhindern, denn es ist nicht ausschließlich für Tugendhafte, sondern für Durchschnittsmenschen gemacht, es muß also nur das Schwere verhüten, dessen auch die letztern sich enthalten können. Auch würde ein zu scharfes Anspannen nur Schlimmeres hervorrufen (1, II, 96, 2). Die gleichen Gedanken werden anderwärts wiederholt (2, II, 69, 2, ad 1; 78, 1, ad 3). Bezeichnend für die gesammte Anschauung ist aber namentlich Folgendes. Wenn wir heute eifersüchtig darüber wachen, daß die staatliche Gesetzgebung das Gebiet ihrer Competenz nicht überschreite; wenn wir ihr principiell das Recht absprechen, jedwedem Mißbrauch der individuellen Freiheit entgegen zu treten, sondern verlangen, daß zu der moralischen Unerlaubtheit einer Handlung noch ein anderes entscheidendes Kriterium hinzutreten müsse, wo staatliches Eingreifen gerechtfertigt sein soll, — so findet der h. Thomas nach dem Vorgange Augustin's in dieser Zurückhaltung der bürgerlichen Gesetzgebung ihre Schwäche und ihren Mangel gegenüber dem göttlichen Gebot, welches jede Tugend vorschreibt und jegliches Böse untersagt (1, II, 96, 2, ad 3). Es hängt damit zusammen, wenn der h. Thomas den Werth der menschlichen Gesetze aus ihrer ethisch-pädagogischen Tendenz ableitet. Hatte Aristoteles den Zweck des Staates in das εὖ ζῆν, das gute und schöne Leben gesetzt, so erläutert Thomas in seinem Commentar zu der Stelle den Ausdruck: „in quantum per leges civitatis ordinatur vita hominum ad virtutes". Und wenn im Schlußcapitel der Nikomachischen Ethik und ebenso in der Politik die Erziehung ganz und gar der staatlichen Obrigkeit ausgeliefert und, namentlich an der erstgenannten Stelle, der von den Gesetzen des bürgerlichen Gemeinwesens

zu erwartende Erfolg höchlich überschätzt wird, so hat Thomas, was auf den ersten Blick befremdlich erscheinen mag, gegen beides kein Wort der Verwahrung.

Aber es geht, wie Aristoteles einmal gelegentlich sagt: die Wahrheit selber bahnt den Weg und führt auf das Richtige. Wenn der enge Anschluß an die Vorlage dem h. Thomas zum Hinderniß wurde, wenn er in seiner grundlegenden Erörterung der Gerechtigkeit nicht von den in der sittlichen Ordnung gegebenen Zwecken ausgeht, um darin das innere Maß der gerechten Handlungen und das Wesen des Rechts zu finden, und wenn er eine ausdrückliche Ausscheidung des letztern und seines Geltungsbereiches nicht vornimmt, so finden sich doch nach beiden Richtungen hin Ansätze in gelegentlichen Ausführungen und bei der Besprechung abgeleiteter Punkte.

Als ein mit der Einrichtung der Menschheit gegebener, durch die socialen Handlungen der Einzelnen zu realisirender Zweck erscheint mit voller Bestimmtheit das bürgerliche Gemeinwesen. Das liegt schon in der Beziehung, welche gleich anfangs der Gerechtigkeit auf das bonum commune gegeben wird. Aristoteles hatte, wie bemerkt, die Gerechtigkeit in der weitern Bedeutung des Wortes mit dem Inbegriff aller Tugend identificirt (Eth. Nic. V. 3, 1130^{a} 9). Demgemäß lehrt auch der h. Thomas, die Gerechtigkeit in diesem Sinne sei „virtus generalis". Die Begründung führt aus, die im Wesen der Gerechtigkeit gelegene Beziehung ad alium richte sich nicht nothwendig auf eine bestimmte einzelne Person, sondern könne auch ganz allgemein auf den Nächsten gehen, „secundum scilicet quod ille, qui servit alicui communitati, servit omnibus hominibus, qui sub communitate illa continentur". Sofern nun jedweder Tugendübung eine Richtung auf das Gemeinwohl gegeben werden kann, tritt gleichsam eine jede in den Dienst der Gerechtigkeit, „et secundum hoc actus omnium virtutum possunt ad iustitiam pertinere, secundum quod ordinat hominem ad bonum commune. Et quantum ad hoc iustitia dicitur virtus generalis" (58, 5 c. vgl. 12, ad 1; 61, 1, ad 4). Ausdrücklich wird das gemeine Wohl den einzelnen Mitgliedern des Gemeinwesens als Ziel hingestellt (58, 9, ad 3). Von Bedeutung nach dieser Richtung ist sodann die Untersuchung über die Pflicht des Gehorsams (q. 104). Zuvörderst wird nur an jenen Zug der göttlichen Welteinrichtung erinnert, wonach — aristotelisch-scholastischer Naturauffassung zufolge — die höhern, vornehmern Weltkörper ihren leitenden Einfluß auf die niedern erstrecken sollen. So auch lenken und leiten im Menschenleben kraft göttlicher Ermächtigung die Vorgesetzten ihre Untergebenen; „ex ordine iuris naturalis et divini" sind die Untergebenen verpflichtet, den Obern Gehorsam zu leisten (104, 1 c.). Wenn

dort im vernunftlosen Bereich ein äußerer Zwang die Ordnung aufrecht erhält, so hier eine aus der Gerechtigkeit stammende sittliche Pflicht, „obediens movetur ad imperium praecipientis quadam necessitate iustitiae, sicut res naturalis movetur virtute sui motoris necessitate naturae“ (5 c.). Endlich aber, im letzten Artikel, tritt mit dem Zwecke der entscheidende Grund hervor: „ordo iustitiae requirit, ut inferiores suis superioribus obediant, aliter enim non posset humanarum rerum status conservari“ (6 c.). Das bürgerliche Gemeinwesen soll sein, es ist ein in der sittlichen Ordnung, in der ursprünglichen göttlichen Welteinrichtung begründeter Zweck. Zu leisten, was um seiner Erfüllung willen gefordert wird, ist Pflicht der Gerechtigkeit. Hierzu gehört beispielsweise, wie an einer andern Stelle ausgeführt wird, die Wahrhaftigkeit. Denn da der Mensch von Natur für das Leben in der Gesellschaft bestimmt ist, so schuldet der Eine dem Andern, was zur Erhaltung der Gesellschaft unerläßlich ist, „non autem possent homines ad invicem convivere, nisi sibi invicem crederent, tanquam sibi invicem veritatem manifestantibus“ (109, 3, ad 1).

Den individualistischen Tendenzen der naturalistischen Ethik gegenüber ist es von Bedeutung, den durchaus socialen Charakter der Ethik des heiligen Thomas hervorzuheben. Auf einen Einwand, der die Klugheit, prudentia, in der egoistischen Fürsorge für das eigene Wohl, nicht in der Sorge für das gemeine Beste erblicken will, wird ausgeführt (47, 10, ad. 2), wer das gemeine Wohl anstrebe, strebe eben damit sein eigenes an, einmal weil für dieses letztere das Wohl der Familie, der Stadt oder des Staates einen nothwendigen Bestandtheil bilde, wie auch Valerius Maximus von den alten Römern berichte, quod malebant esse pauperes in divite imperio, quam divites in paupere imperio. Sodann aber umgekehrt, weil der Einzelne ein Theil des Hauswesens oder des Staates ist, und darum das Wohl des Ganzen auch sein Wohl einschließt. Dieser sociale Charakter ist so sehr bestimmend, daß der h. Thomas auch da nur an Pflicht und Pflichtverletzung dem Gemeinwesen gegenüber denkt, wo für uns heute die Entscheidung vielmehr in dem Rechte des Individuums und seiner Grenze zu liegen scheint. Das Verbrecherische des Selbstmordes leiten wir in erster Linie daraus ab, daß das Recht auf Leben ein absolutes ist, ein solches, worauf der Einzelne selbst gar nicht verzichten darf. Eben darum verlangt unsere Rechtsanschauung, daß, wer dem Selbstmord Vorschub leistet, bestraft werde; sie lehnt es dagegen ab, den Versuch des Selbstmordes an dem Urheber zu bestrafen. Das Verbrechen ist uns ein solches, welches der Verbrecher gegen Gott und gegen sich selbst verübt, darum überlassen wir die Strafe dem höhern Richter. Nach dem h. Thomas ist der Selbstmord schlechterdings unerlaubt, weil

er ein Verbrechen gegen die gebotene Selbstliebe und eine Auflehnung gegen die göttliche Ordnung ist. Einen weitern Grund aber sieht er mit der Nikomachischen Ethik darin, quia quaelibet pars id, quod est, est totius, quilibet autem homo est communitatis et ita, quod est, est communitatis, unde in hoc, quod seipsum interficit, iniuriam communitati facit." (64, 5 c.). Ja, was noch auffallender ist, die Unerlaubtheit körperlicher Verstümmelung wird ausschließlich aus diesem letztern Grunde abgeleitet, quia per hoc fit iniuria communitati, cuius est ipse homo et omnes partes eius (65, 1 c). Aristoteles ist hier nicht erwähnt, das Argument findet sich indessen gleichfalls im fünften Buche der Ethik.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Meinung äußere, daß gegenüber der Werthschätzung des Gemeinwesens das Recht und die Freiheit des Individuums hier und da stärker betont werden könnten. Bekannt ist, wie scharf und treffend und den Grundgedanken nach für alle Zeiten gültig der h. Thomas die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams festsetzt. Aber auch dort muß auffallen, daß unter den ungerechten und darum ihrer Natur nach nicht verbindlichen Gesetzen solche keine ausdrückliche Erwähnung finden, welche ohne Noth in die autonome Sphäre des Einzelnen eingreifen. Wo die Frage erörtert wird, ob es erlaubt sei, einem Menschen die Freiheit zu entziehen, wird man zwar in der Hauptsache nichts finden, was unserer heutigen Rechtsanschauung widerspräche (66, 3). Aber ganz ohne Einschränkung wird doch wohl nicht gelten sollen, was eben dort in Widerlegung eines Einwandes ausgeführt wird: „homo qui abutitur potestate sibi data, meretur eam amittere et ideo homo, qui abusus est libero usu suorum membrorum, conveniens est incarcerationis materia (66, 3, ad 1. vgl. 64. 2, ad 3). Welch' ungeheuere Gewalt über ihre Unterthanen würde die praktische Durchführung dieses Grundsatzes in die Hand der Obrigkeit legen!

Endlich würde ein moderner Leser vielleicht einen schärfern Protest gegen die Sklaverei erwarten, als sich in der Summa findet. Bekanntlich hatte Aristoteles unternommen, die Sklaverei vor der Vernunft zu rechtfertigen. Nach der einen Seite führt er aus, daß das Bedürfniß des vollendeten Hauswesens neben den leblosen auch lebendige Werkzeuge erheische, „so lange das Weberschiffchen nicht von selber webt und der Zitherschlägel nicht von selber spielt". Auf der andern Seite scheint es ihm billig und recht, daß, wer seiner Naturanlage nach sich nicht selber zu leiten versteht, von Andern beherrscht werde. Darum gelten ihm die Barbaren als die geborenen Sklaven der Hellenen. Wenn Thomas gegen eine derartige Auffassung weder in seinem Commentar zur aristotelischen Politik noch sonstwo Verwahrung einlegt, so dürfte

hierfür, wie ich glaube, einigermaßen dies zur Erklärung dienen, daß bei dem Namen der Sklaven lediglich an die Verhältnisse unfreier L dachte, wie sie zu seiner Zeit bestanden. Der Unfreie des chris germanischen Mittelalters aber war keine rechtlose, der Willkür sei Herrn überantwortete Sache, sondern ein Band gegenseitiger Pflich und Rechte verknüpfte beide mit einander. Der Abhängigkeit auf einen Seite entsprach von der andern nicht nur die Schutzpflicht, sonde auch die Gewährleistung einer sichern wirthschaftlichen Existenz. Tha sächlich mag das Loos eines hörigen Mannes oder eines Hofgenos vielfach weit besser gewesen sein als das eines heutigen freien, daß aber tagtäglich den Kampf um's Dasein kämpfenden kleinen Bauer oder eines Fabrikarbeiters; von dem Loose eines antiken Sklaven wa es jedenfalls himmelweit verschieden. Wenn daher Thomas sich mit den bei Isidor von Sevilla überlieferten Ausspruche, die Sklaverei gehör zum ius gentium, abzufinden weiß und in der Erläuterung mit deutlichem Anklange an Aristoteles eine gewisse natürliche Begründung für dieselbe findet, „in quantum utile est huic, quod regatur a sapientiori et illi, quod ab hoc iuvetur" (57, 3, ad 2), wenn er den aristotelischen Ausdruck adoptirt „servus est aliquid domini, quia est instrumentum eius" (4 c., 61, 3 c), und statt dessen anderwärts sagt: „servus est possessio domini" oder „est in potestate domini" (88, 8, ad 2), so wäre es doch durchaus verfehlt, seine Auffassung einfach mit der aristotelischen identificiren zu wollen. An entscheidenden Stellen kommt die Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit und ihrer unveräußerlichen Rechte zum Durchbruch.

Aristoteles ist der Meinung, daß es Kindern und Sklaven gegenüber eine Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne nicht gebe, weil ja beide dem Hausvater gegenüber nichts Selbständiges, sondern etwas zu ihm als Theil oder Besitzthum Gehöriges seien. Thomas will unterschieden wissen: „Filius in quantum filius est aliquid patris et similiter servus in quantum servus est aliquid domini; uterque tamen, prout consideratur ut quidam homo, est aliquid secundum se subsistens ab aliis distinctum. Et ideo, inquantum uterque est homo, aliquo modo ad eos est iustitia." Und Thomas fügt bei, daß es eben darum Gesetze gebe über die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder und der Herren gegen die Unfreien, Gesetze, von denen die letztern bekanntlich ausschließlich der christlichen Zeit entstammen (57, 4, ad 2). Und wenn er gelegentlich bezüglich der Pflanzen und Thiere, die des vernünftigen Lebens entbehren, bemerkt: „et hoc est signum quod sunt naturaliter serva et aliorum usibus accomodata" (64, 1 ad 2), so liegt ja darin deutlich, daß umgekehrt das auszeichnende Merkmal des Menschen, die Vernunft,

für ihn die Quelle seiner Freiheit und der Grund seiner persönlichen Würde ist, derzufolge er niemals zum bloßen Mittel für die Zwecke Anderer erniedrigt werden darf. Daher ist zwar der unfreie Knecht an den Befehl des Herrn gebunden in alle dem, was seines Dienstes ist, aber er ist frei bezüglich alles dessen, was aus der allgemeinen Einrichtung der menschlichen Natur stammt oder mit ihr zusammenhängt: „quia omnes homines natura sunt pares, puta in his quae pertinent ad corporis sustentationem et prolis generationem. Unde nec tenentur nec servi domini nec filii parentibus obedire de matrimonio contrahendo vel virginitate servanda aut aliquo alio huiusmodi“ (104, 5 c.). Bekanntlich war die Sklaven-Ehe der Punkt, wo die kirchliche Gesetzgebung mit am frühesten und am wirksamsten eingriff, um auch für die mit Füßen getretene Klasse Menschenrecht und Menschenwürde zu retten und zu wahren.

Was ich im Vorangehenden zu zeigen versuchte, ist dies, daß man nur zu suchen braucht, um in der Lehrentwickelung des h. Thomas auf die Anerkennung bestimmter, in der sittlichen Ordnung begründeter Zwecke zu stoßen, in denen Recht und Gerechtigkeit ihr inneres Maß finden. Was fehlt, ist die ausdrückliche Verknüpfung und systematische Entfaltung der gelegentlichen Ansätze. Dem bereits Angeführten ließe sich Weiteres beifügen, so die Anerkennung der Ehre als eines aus den Bedürfnissen des socialen Lebens sich ableitenden, vom Rechte zu schützenden Gutes (68, 4 c). Ich verzichte der vorgeschrittenen Zeit wegen darauf, um mich statt dessen zur Lehre vom Eigenthum zu wenden.

Auch hier darf ich mich kurz fassen, da ja die Aufgabe nicht sein kann, zu wiederholen, was Allen geläufig ist. Als bekannt also setze ich voraus, daß der h. Thomas das Eigenthum aus den Bedürfnissen und der Beschaffenheit der menschlichen Natur ableitet, und daß er ebenso das Privateigenthum als diejenige Eigenthumsform aufzeigt, durch welche denselben am besten entsprochen wird. Als bekannt ebenso, daß sich bei ihm wie bei der spätern Theologie der absolute Anspruch anerkannt findet, den ein Jeder auf das zur Fristung des Lebens schlechterdings Unentbehrliche besitzt. Nur ist es vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß der h. Thomas die Geltendmachung dieses Anspruches fremdem Eigenthume gegenüber auf den äußersten Fall, „urgens necessitas“, einschränkt (66, 7 c.).

Dagegen tritt bei der Besprechung des Eigenthums ein Umstand nochmals sehr deutlich hervor, auf den ich darum die Aufmerksamkeit hinlenke, weil er zu dem Theile der Betrachtung hinführt, der noch der Erledigung bedarf: ich meine den Mangel einer principiellen Scheidung

des Rechtsgebietes von dem des Sittlichen im engern Sinne, der wirklichen Rechtspflichten von den bloß sittlichen Pflichten.

Dem natürlichen und dem göttlichen Gesetze, führt der h. Thomas aus (a. a. O.), kann durch kein menschliches derogirt werden. Nun ist aber gemäß natürlicher, auf göttlicher Voraussicht beruhender Ordnung die Welt der Sachen dazu bestimmt, daß in ihnen die menschlichen Bedürfnisse ihre Befriedigung finden. Die Vertheilung und Aneignung dieser Sachgüter also, wie sie sich an der Hand menschlicher Gesetze vollzogen hat, kann sich niemals jener Befriedigung als Hinderniß entgegenstellen, „et ideo res, quas aliqui superabundanter habent, ex naturali iure debentur pauperum sustentationi.“ Es liegt hier eine stricte Pflicht vor, und dementsprechend auch ein wirkliches Recht der Bedürftigen, die Mittel des Unterhalts zu fordern. Die juridische Betrachtung wird nun weiter fragen, gegen wen dieses Recht geltend gemacht, wer zur Durchführung jener Pflicht zwangsweise angehalten werden könne. Der h. Thomas dagegen in Uebereinstimmung mit dem gesammten Gange seiner ethischen Erörterung biegt in die Lehre von der sittlichen Pflicht des Almosengebens ab: „Sed quia multi sunt necessitatem patientes et non potest ex eadem re omnibus subveniri, committitur arbitrio uniuscuiusque dispensatio propriarum rerum, ut ex eis subveniat necessitatem patientibus.“ Man sieht, moderne Staats-Socialisten können sich nicht auf den h. Thomas berufen, wenn sie im Interesse der nothleidenden Klassen etwa eine progressive Einkommensteuer oder die zwangsweise Regelung der gesammten Production verlangen. Die Pflicht, von dem eigenen Ueberflusse den Bedürftigen zu unterhalten, wird in aller Bestimmtheit ausgesprochen, die Erfüllung derselben aber so sehr dem freien Ermessen des Einzelnen überlassen, daß der Charakter einer erzwingbaren Rechtspflicht vollkommen verloren geht. Noch mehr aber tritt der Mangel einer scharfen Scheidung hervor, wo gelehrt wird, daß zwar der Besitz der äußern Güter ein gesonderter, der Gebrauch dagegen ein gemeinschaftlicher sein soll. Der Sinn dieser letzten Vorschrift wird freilich vollkommen verständlich durch den erläuternden Zusatz: „ut scilicet de facili eas communicet in necessitate aliorum“ (66, 2 c.), sie ist nur ein anderer Ausdruck für die sittliche Pflicht werkthätiger Barmherzigkeit. Aber communistischen Angriffen auf das Privateigenthum gegenüber würde man gern den Unterschied zwischen dem Rechtsinstitut als solchem und den sittlichen Pflichten des Eigenthümers schärfer hervorgehoben sehen.

An andern Stellen wird nun wohl zwischen einem debitum legale und einem debitum morale unterschieden und dem erstern eine specielle Beziehung zur Gerechtigkeit gegeben, das debitum morale dagegen als

ſolches erklärt, quod aliquis debet ex honestate virtutis (80, 1 c., 102, 2, ad 2). Aber einmal würden wir bei dem debitum legale, „ad quod reddendum aliquis lege adstringitur“, nur dann ausſchließlich an die rechtliche Verbindlichkeit denken dürfen, wenn aus dem Geſammtbereich geſetzlicher Vorſchriften das beſondere Rechtsgeſetz bereits ausgeſchieden wäre. Sodann aber ergibt die weitere Ausführung für das debitum morale eine Ausdehnung, daß auch wirkliche Rechtspflichten darunter fallen können. Dagegen laſſen ſich auch hier wieder Anſätze aufweiſen, deren conſequente Entwickelung zu einer principiellen Scheidung der beiden Gebiete hingeführt haben würde.

Ich habe zuvor darauf hingewieſen, daß die Frage, ob das bürgerliche Geſetz jedes Unrecht verbieten und zu jeglicher Tugend anhalten ſolle, in einer Weiſe beantwortet werde, welche jene Scheidung vielmehr erſchwert und aufhebt. Und doch findet ſich auch dort eine Andeutung des Richtigen. Wenn geſagt wird, das Geſetz ſolle freilich nicht alles, aber doch das ſchwerere Unrecht verhüten, wird beigefügt: insbeſondere dasjenige, quae sunt in nocumentum aliorum, sine quorum prohibitione societas humana conservari non posset (1, II, 96, 2 c.). Und dementſprechend heißt es dann auch, daß diejenigen Tugenden vorgeſchrieben werden ſollen, welche zu dem bonum commune in Beziehung ſtehen (2, ad 3). In einem ganz andern Zuſammenhange, in dem Abſchnitte des zweiten Theiles der Summa, welcher caſuiſtiſch die Uebervortheilungen in Handel und Wandel beſpricht, wird dieſer Gedanke weit entſchiedener in den Vordergrund gerückt. Auch hier wird zunächſt wiederholt, daß das bürgerliche Geſetz nicht jede Uebertretung verbieten könne, weil es nicht allein für Tugendhafte gegeben ſei. Dann heißt es weiter: „sed ei sufficit, ut prohibeat ea, quae destruunt hominum convictum“ (2, II, 77, 1, ad 1).

Der Menſch iſt für das Leben in der Geſellſchaft beſtimmt, und die Einzelnen müſſen demgemäß den Gebrauch ihrer Freiheit ſo weit einſchränken, daß ein geordnetes und gedeihliches Zuſammenleben der Vielen möglich wird. In den Zwecken des ſocialen Lebens findet die Norm der ſocialen Handlungen ihr Maß. Und es genügt nicht, daß den Einzelnen, der dieſe Norm übertritt, dereinſt die Strafe ereile, welche die ewige Gerechtigkeit an jede Geſetzesübertretung geknüpft hat. Es muß eine Veranſtaltung getroffen ſein, welche die Störung der geſellſchaftlichen Ordnung ſofort beſeitigt und einem Jeden die Möglichkeit wahrt, friedlich an der Realiſirung ſittlicher Menſchheitszwecke weiter zu arbeiten. In dieſem Zuſammenhange wird dann auch vollkommen verſtändlich, warum die Obrigkeit nicht jede Sünde beſtraft. Sie ſtraft, wie Thomas ausführt, nur diejenige, welche zugleich eine Schädigung

des Gemeinweſens enthält (66, 6, ad 2), oder, wie wir ergänzend hinzufügen müſſen, welche einen Einbruch in die Rechtsſphäre eines Andern einſchließt.

Thomas macht gelegentlich darauf aufmerkſam, daß das Bewußtſein der Verpflichtung ſtärker hervortrete, wo die Beziehungen zu den Nebenmenſchen mit im Spiele ſind, als wo es ſich um rein individuelle Bethätigung handelt. Die Pflichten der Gerechtigkeit leuchten der Vernunft mit beſonderer Klarheit ein: „manifestissime ratio debiti, quae requiritur ad praeceptum, apparet in iustitia, quae est ad alterum, quia in his, quae sunt ad seipsum, videtur primo aspectu, quod homo sit sui dominus et quod liceat ei facere quodlibet, sed in his, quae sunt ad alterum, manifestissime apparet, quod homo est alteri obligatus ad reddendum ei, quod debet“ (122, 1 c.). Aber dieſer Vorzug größerer Deutlichkeit iſt nicht das Einzige, was die Pflichten, in denen das ad alterum ſteckt, von den übrigen unterſcheidet. Ihre Erfüllung iſt nothwendig, damit die Realiſirung ſittlicher Menſchheitszwecke möglich bleibe. Durch die Nichterfüllung entzieht ſich nicht etwa nur ein Einzelner dem Sittengeſetze und damit dem Ziele ſeiner eigenen Vollendung, ſondern es werden zugleich die Uebrigen an der Erreichung des Zieles verhindert. Soll darum nicht die ſittliche Ordnung im Ganzen in Frage geſtellt ſein, ſo muß die Erfüllung jener Pflichten im Nothfalle erzwungen werden können. So ergibt ſich innerhalb des Geſammtbereichs der ſittlichen Ordnung, und um ihres Beſtandes willen gefordert, die beſondere Sphäre, in welcher das Recht ſeine Stelle hat.

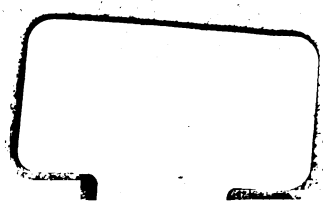
Die Ausbildung einer eigenen Naturrechts-Wiſſenſchaft gehört bekanntlich der Neuzeit an. Wir datiren ſie von Hugo Grotius, Pufendorf und Thomaſius. Die Thatſache kann nicht überraſchen. Wenn das klaſſiſche Alterthum die Grenze zwiſchen dem Rechte und der Sittlichkeit im engeren Sinne nicht zu ziehen vermochte, ſo war der Grund, wie bereits erinnert wurde, weil das Individuum vom Staate, die perſönliche von der bürgerlichen Tugend vollkommen abſorbirt ward. Hierzu ſtellte ſich allerdings die chriſtliche Weltauffaſſung in principiellen Gegenſatz. An jeden Einzelnen erging die Aufforderung, ſein Heil zu wirken; daß er das Ziel im Jenſeits erlange, war der höhere Zweck, dem alles Andere ſich unterordnen mußte. Eben darum aber konnte in der chriſtlichen Welt der Verſuch gemacht werden, alle Formen und Inſtitutionen des öffentlichen Lebens jenem Zwecke dienſtbar zu machen. War die Kirche die von Chriſtus ſelbſt geſtiftete Erziehungsanſtalt des Menſchengeſchlechts, ſo ſchien auch der Staat ſeine wichtigſte Aufgabe und ſeine höhere Weihe darin zu finden, daß er in engſtem Anſchluſſe, in freiwilliger Unterord-

nung unter die Kirche seine physische Macht für das gleiche Ziel einsetzte. Und so, obwohl von ganz andern Grundanschauungen ausgehend, konnte man sich völlig wieder alles das aneignen, was die Alten von den ethisch-pädagogischen Tendenzen der staatlichen Gesetzgebung gelehrt hatten. Aus der theologischen Moral, von den Aussprüchen der kirchlichen Autorität erhielt dieselbe ihre Richtung und ihr Maß. Und die Kirche, welche die Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit unter Berufung auf die Aussprüche Christi und des Apostels zu allen Zeiten eingeschärft hatte, trat auch ebenso für die Freiheit und das Recht der Unterthanen gegen tyrannische Willkür auf. Man stritt freilich häufig genug und ohne die abschließende Formel zu finden, über die Stellung der geistlichen zur weltlichen Gewalt. Das Bedürfniß dagegen ergab sich nicht, die Grenze zu ziehen zwischen dem, was überhaupt erzwingbares Recht ist und sein kann, und dem, was dem Gewissen des Einzelnen überlassen werden soll. Das Bedürfniß trat auf, als die Einheit der Weltauffassung den Völkern Europa's verloren ging, als in wachsendem Maße die der alten Kirche entfremdeten Kreise sich der Autorität des positiven Christenthums zu entziehen begannen. Ihnen zuerst mußte es wichtig erscheinen, die theoretische Grundlage für Recht und Staat, welche man in der Offenbarung und der daran sich anschließenden kirchlichen Wissenschaft zu finden verschmähte, in gewissen einleuchtenden Grundsätzen der Vernunft zu suchen. Aber auch das ist aus der geschichtlichen Entstehung der neuen Wissenschaft begreiflich genug, daß man alsbald jeden Zusammenhang mit der alten Schule aufgab und von völlig neuen Ausgangspunkten her die Ableitung unternahm. Auf die weit von einander abliegenden Zielpunkten nachgehenden Systeme gewannen die wechselnden Strömungen der Zeit entscheidenden Einfluß, bald gipfelt die begriffliche Construction in der Verherrlichung eines Despotismus, dem der Einzelne und sein Recht schutzlos preisgegeben wird, bald will sie schrankenloser Volksherrschaft den Boden bereiten. Zu wiederholten Malen ist solch' einseitigen Bestrebungen der Naturrechts-Wissenschaft gegenüber der Ruf nach Umkehr laut geworden. Zu den Aufgaben, welche die Encyclica Aeterni Patris der katholischen Philosophie der Gegenwart stellt, gehört der Nachweis, daß im Anschlusse an die Principien der Scholastik, in der Verknüpfung der zerstreuten Ansätze, in der Entfaltung der halb verborgenen Keime, welche die Schriften des h. Thomas von Aquino einschließen, auch für die Naturrechts-Wissenschaft das Unterpfand ihrer gedeihlichen Fortentwickelung liege.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is inc by retaining it beyond the spe time.

Please return promptly.



dort im vernunftlosen Bereich ein äußerer Zwang die Ordnung aufrecht erhält, so hier eine aus der Gerechtigkeit stammende sittliche Pflicht, „obediens movetur ad imperium praecipientis quadam necessitate iustitiae, sicut res naturalis movetur virtute sui motoris necessitate naturae“ (5 c.). Endlich aber, im letzten Artikel, tritt mit dem Zwecke der entscheidende Grund hervor: „ordo iustitiae requirit, ut inferiores suis superioribus obediant, aliter enim non posset humanarum rerum status conservari“ (6 c.). Das bürgerliche Gemeinwesen soll sein, es ist ein in der sittlichen Ordnung, in der ursprünglichen göttlichen Welteinrichtung begründeter Zweck. Zu leisten, was um seiner Erfüllung willen gefordert wird, ist Pflicht der Gerechtigkeit. Hierzu gehört beispielsweise, wie an einer andern Stelle ausgeführt wird, die Wahrhaftigkeit. Denn da der Mensch von Natur für das Leben in der Gesellschaft bestimmt ist, so schuldet der Eine dem Andern, was zur Erhaltung der Gesellschaft unerläßlich ist, „non autem possent homines ad invicem convivere, nisi sibi invicem crederent, tanquam sibi invicem veritatem manifestantibus“ (109, 3, ad 1).

Den individualistischen Tendenzen der naturalistischen Ethik gegenüber ist es von Bedeutung, den durchaus socialen Charakter der Ethik des heiligen Thomas hervorzuheben. Auf einen Einwand, der die Klugheit, prudentia, in der egoistischen Fürsorge für das eigene Wohl, nicht in der Sorge für das gemeine Beste erblicken will, wird ausgeführt (47, 10, ad. 2), wer das gemeine Wohl anstrebe, strebe eben damit sein eigenes an, einmal weil für dieses letztere das Wohl der Familie, der Stadt oder des Staates einen nothwendigen Bestandtheil bilde, wie auch Valerius Maximus von den alten Römern berichte, quod malebant esse pauperes in divite imperio, quam divites in paupere imperio. Sodann aber umgekehrt, weil der Einzelne ein Theil des Hauswesens oder des Staates ist, und darum das Wohl des Ganzen auch sein Wohl einschließt. Dieser sociale Charakter ist so sehr bestimmend, daß der h. Thomas auch da nur an Pflicht und Pflichtverletzung dem Gemeinwesen gegenüber denkt, wo für uns heute die Entscheidung vielmehr in dem Rechte des Individuums und seiner Grenze zu liegen scheint. Das Verbrecherische des Selbstmordes leiten wir in erster Linie daraus ab, daß das Recht auf Leben ein absolutes ist, ein solches, worauf der Einzelne selbst gar nicht verzichten darf. Eben darum verlangt unsere Rechtsanschauung, daß, wer dem Selbstmord Vorschub leistet, bestraft werde; sie lehnt es dagegen ab, den Versuch des Selbstmordes an dem Urheber zu bestrafen. Das Verbrechen ist uns ein solches, welches der Verbrecher gegen Gott und gegen sich selbst verübt, darum überlassen wir die Strafe dem höhern Richter. Nach dem h. Thomas ist der Selbstmord schlechterdings unerlaubt, weil